Theatraliſches
QUODLIBET
für
Schauſpieler
und
Schauſpielliebhaber.

Geſammlet und herausgegeben

von

G** F** L**.

Deutſcher Schauſpieler.

Erſter Theil.

Warſchau, bey Peter Dufour, königl: Buchdrucker,
1782.

Ex Bibliot
Universitatis
Fridericiae
Berolin.

Abgegeben
von der
BERLINER
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK

Zueignungsschrift.

Allen denen, die mich kennen,
Die sich meine Gönner nennen,
Denen diese Schrift gefällt,
Wer sie nicht für unnüz hält;
Denen, die mich unterstüzzen
Und zugleich dem Schauspiel nüzzen;
Sey aus Pflicht — aus Dankbarkeit —
Diese Monatschrift geweiht.

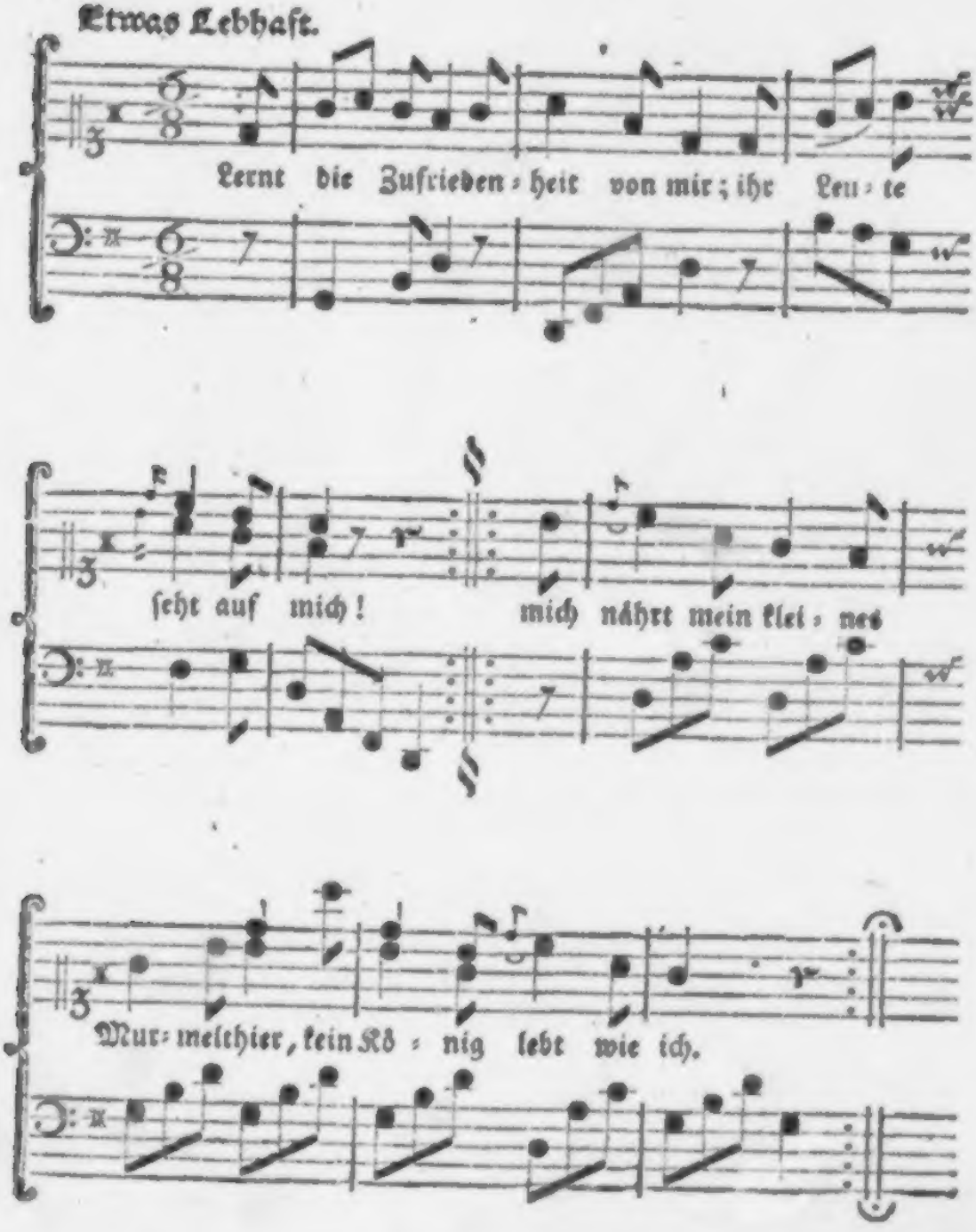
An das Publikum.

Hier ist der erste Theil meiner Monatschrift; ich wünsche von ganzem Herzen, daß er meinen Endzweck erfüllen und Leser verschiedener Gattung unterhalten möge. Nur diesen lezten Gesichtspunkt darf der Leser nicht verlieren: alsdann wird alles gut gehen. Möchte doch jeder bey einem Stücke, das eben nicht interessant für ihn ist, statt des unbescheidenen und garstigen Urtheils: das ist schlecht, nur die kleine Ueberlegung haben: vielleicht gefällt es einem andern besser, dieser Mann will viele Leser befriedigen. Wie viele Ehre würde dieses dem Witze und der Bescheidenheit machen! — Durch Uebung fertiger, durch Nachsicht freyer, durch die Zeit reifer, ist zu hoffen, daß der zweyte Theil dieser periodischen Schrift beyfallswürdiger erscheinen dürfte. Dieses ist vielleicht Mancher Wunsch und ganz sicher die Sorge des

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Verfassers.

Lied eines Savoyarden
von
der Zufriedenheit.



Ich trag in diesem kleinen Pack,
Mein Gut, das mich nicht drückt;
Und spiel auf meinem Dudelsack
Ein Lied, das mich entzückt.

Des Morgens geh ich in die Stadt,
Da säumt mein Thier'gen nicht.
Sie schenkt uns was sie übrig hat,
Was mir und ihm gebricht.

Da wird das Brod ertanzt. Wie springt
Mein Thier'gen froh herum;
Wenn bey ihm sein Gebieter singt:
Sa hum — sa sa — hum hum!

Naht denn die Eßenszeit heran,
Die uns der Hunger lehrt,
So wird mein Schnappsack aufgethan,
Der uns genug bescheert.

Gestreckt an einen klaren Bach
Eß ich — nichts fehlet mir.
Der blaue Himmel ist mein Dach;
Sprich Reicher: weich ich dir?

Bey dem was über mich verfügt,
Beruhig't sich mein Herz.
So lebt der Savoyard vergnügt —
So flieht ihn Gram und Schmerz.

Und endet sich mein Lebenslauf,
So weis ich dieß: mich nimmt
Mein Schöpfer zu den Freuden auf,
Die er auch mir bestimmt.

Abgegeben von der BERLINER UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK

Theatralisches Quodlibet.

Ankündigung oder: Einleitung.

Wochen- oder Monatschriften sind angenehm, haben ihren Nutzen, sie mögen nun bloß neue Aufsatze oder Uibersetzungen und Stücke enthalten die bereits anderswo der Welt vorgelegt sind. In allen Fallen haben sie ihre Verdienste, denn theils unterhalten sie angenehm, wenn sie Auszüge der besten und neuesten noch unbekannten Schriften liefern, theils aber machen sie schöne Stellen bekannt, die, wenn sie gleich lange schon gedruckt waren, wir dennoch, verborgen unter dem Wuste andrer elenden Geburten des Hungers und der Schreibsucht nicht so leicht entdeckt hatten, und oft sind sie Pflanzschulen junger Genies und Schriftsteller, wo sie sich üben, und unerkannt das Urtheil der Kenner von kleinen Aufsätzen vernehmen können, die ohne diese Gelegenheit, sie bekannt zu machen, vielleicht unterdrückt oder unbemerkt geblieben wären, weil sie in keinen dicken Bänden aufbewahret waren.

Das Lesen ist hier, wie ich Beweise habe, ein angenehmer Zeitvertreib, ausgenommen bey denen, die dem Spieltische gehuldiget haben. — Ich schreibe und sammle gegenwartiges Quodlibet in keiner andern Rücksicht, als um die Nebenstunden meiner Hauptpflicht nicht unbenutzt verfliegen zu lassen, und diese so wie die übrigen dem Vergnügen des Publikums zu widmen. Sollte diese meine Absicht nicht Unterstützung verdienen? ohne welche mir selbst die Kosten des Druckes zur Last fallen und verhindern würden, mich dieser Arbeit mit frohem Muthe zu unterziehen. Die Aufnahme dieses ersten Bogens wird mich dessen belehren. Sollte es mir nicht gelingen, so mag dieser erste

Bogen — Die erste Sammlung auch die lezte seyn, welches mein sonstiger guter Genius in allen Gnaden verhüten wird!

Ich kündige also hiemit wohlgemuth dieses theatralische Quodlibet an, dessen Titel meinem Plane und Innhalt angemessen, welcher folgender ist:

1). Anzeige,
2). Auszüge und
3). Beurtheilung der auf hiesiger deutschen Schaubühne aufgeführten
Trauer-
Schau-
Lust und
Singspiele.
4). Abhandlungen.
5.) Erzehlungen.
6). Gedichte.
7). Anekdoten.

In etwas kann man aus diesem ersehen was von dieser Schrifft zu erwarten ist, doch bitte ich, sich nicht zu viel versprochen, so wie sich leicht derjenige irrt, der davon zu wenig hofft.

Wann und wie ich sonst dieses Stiefkind taufen lasse? kann ich noch nicht sagen. Auf dem Haupttitelblatte, das nach Verlauf einiger Monate kann geliefert werden, soll desselben periodischer Name glänzen.

Ich selbst bin zu bekannt, als das es nöthig wäre mich öffentlich zu nennen, da überdieß mein Name, ohne mein Verschulden, zu Deutsch lautet und daher bey jeziger modernen Welt nicht viel Aufsehen erregen kann.

Da ich nun nichts mehr als Vorerinnerung zu sagen weis, eile ich zum Schlusse und füge diesem die Versicherung bey, daß ich mit aller Hochachtung verbleibe

Aller
allergehorsamster Diener.

Theatralisches Quodlibet.

Erste Sammlung.

Monat May 1782.

Der ehrliche Verbrecher,

oder:

Die Belohnung kindlicher Liebe.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, aus dem Französischen des Herrn Falbaire, übersetzt von Herrn Hofrath Wieland in Weimar.

Spielende Personen.

Der Graf von Anplace, Befehlshaber über die Galeeren. . . . . Herr Reinner.
Lucinde, Wittwe des Herrn von Orfeuil, eines reichen Kaufmannes. . . Madam Reinner.
Philint, Gefangener auf den Galeeren. Hr. Bodenburg.
Der Herr von Olban. . . . . Herr Lorenz.
Amalie, Freundinn der Lucinde. Madeselle. Göttersdorf.
Lisimon, ein Greis. . . . . Herr Czike.
Frontin, Bedienter der Lucinde. . . Herr Wirsing.
Ein Bedienter des Grafen.

Der Schauplatz ist zu Toulon auf dem Ufer des Meeres, und stellt im Grunde das Meer vor mit einem

Theile einer Galeere, deren andere Helfte verborgen ist. Zur linken Hand sieht man das Haus- und zur Rechten die Wohnung des Grafen.

* * *

Eine sanfte und gründliche Tugend, eine edle und uneigennützige Freundschaft, eine reine und zärtliche Liebe sind die angenehmsten Bilder, die man dem menschlichen Verstande vorzeigen kann. Er findet stets neue Reizungen in den Vorzügen, die ihm diese schmeichelnden Gedanken vorstellen, und beschäftiget sich gern mit ihnen. Diese Züge hat der Verfasser dieses Stücks glücklich in ihm versammlet, und dadurch seinem Werke den Beyfall seines Vaterlandes zugezogen, in welchem es so bald geschätzet als bekannt, so bald bewundert, als gelesen wurde.

Diese Vorzüge, die Frankreich so nutzbar, werden für uns nicht fruchtlos bleiben. Die edle Tugend unserer Vorfahren beherrschet noch unsere jetzigen Einwohner. Ihre Treue, durch welche sie sich seit den ältesten Zeiten einen besondern Ruhm zugezogen, zieret auch noch ihre Seelen. Durch die Besänftigung ihrer rauhen Sitten sind ihre Herzen erweicht und für die süssen Wirkungen der Liebe empfindlicher geworden. Ist man denn nun nicht berechtiget, sich zu schmeicheln, daß ein Stück, welches diese Gesinnungen, — die man nun bey uns wie eigene und angebohrene Eigenschaften ansehen kann — so vorzüglich abbildet, einen gleichen Beyfall erhalten wird?

Diese Betrachtungen reizten dem Uibersetzer dieses so vortreflichen Schauspieles mit selbem die deutsche Bühne zu bereichern, und bewog die Direction hiesiger deutscher Schauspiele, selbes, so bald sie sich dessen errinnerte, auf die Bühne zu bringen. Der Verdeutscher hat seine Absicht erreicht, denn sein einziger Wunsch war: daß es ge-

fallen möchte! Nun ist noch zu wünschen, daß die Direction und derselben Glieder der ihrigen nicht verfehlen!!

Die deutsche Schaubühne, es ist wahr, besitzet gegenwärtig große Reichthümer, die sie den Deutschen allein zu danken hat. Doch glaube ich, daß dieses Stück, obschon es nur eine Uibersetzung ist, sie nicht verunzieren wird, vielmehr versichere, daß selbes deren Werth erhöhet, wo nicht gar übertrift. Der Werth einer edlen Gesinnung oder eines sinnreichen Gedankens verliert nicht, wenn er auch nicht national ist.

Die Güte dieses so rührenden Schauspiels ist bekannt. Denen sie noch unbekannt seyn dürfte, will ich zu einiger genauern Kenntniß und Beleuchtung dieser wahren Begebenheit mittheilen die

Vorrede

des Verfassers.

„ Wie viel herzhaftigere, rühmlichere, rührendere „ Thaten, als diejenigen, welche die Geschichte verewiget, „ saget der Herr Marmontel,* bleiben in der Vergessenheit vergraben, und welcher Schatz für die Dichtkunst, wenn sie für ihre Sammlung sorgen wollte! „

Es ist eine dieser rührenden Thaten, welche nach obiger vernünftiger Betrachtung erzehlet ist, die ich zum Gegenstande meines Schauspieles erwählet habe. Wenn es wenig solche Heldenthaten giebt, so war niemals ein Augenblick, in welchem es nothwendiger war, diese der öffentlichen Verehrung zu weihen. Bey den durch die Schwärmerey für zween unschuldige Väter aufgerichteten Schafotten, will ich mich bemühen, dem Ruhme eines Sohnes, welcher dem Irrthume der nehmlichen Secte anhängend nichts destoweniger der Held der Natur und die Ehre der Menschlichkeit war, dieses Denkmaal zu stiften.

---

* Poet st. t. 2. pag: 143.

Ich schreibe für alle Franzosen, sonderlich aber für meine Landsleute, welche nicht wie ich denken Sie sind es, die Mitglieder des nehmlichen Staats, aber nicht eben derselbigen Kirche sind, und die sowohl als wir getreue Unterthanen Ludewigs des Geliebten, durch ein Unglück, welches sie mit dem Calas und Sirven theilen, dem ersten Glauben Heinrichs des vierten noch zu sehr anhangen. Diese sind es, welche ich in diesem Werke hauptsächlich zur Absicht hatte. Mein Vaterland und mein Jahrhundert hätten sich ewig der Hinrichtung des Calas schämen müssen, wenn die über seinen Tod vergossenen Thränen den Flecken seines Bluts nicht abgewaschen hätten. Aber die Gerechtigkeit, die ein Fürst, welcher für alle seine Unterthanen ein gleicher Vater ist, seinem Andenken wiederfahren ließ; die Wohlthaten, die seine herrliche Hand, wie auch jene vieler andern Monarchen, * auf die Familie dieses Unglücklichen ausbreitete, und der Antheil, welchen ganz Europa an seinem Unglücke nahm, haben den ganzen Schimpf von ihm abgelehnet und auf das Haupt eines Elenden fallen lassen, welcher unter die berüchtigten Schwärmer eingeschrieben zum Schrecken der Unschuld auf ewig in dieser Zahl verbleiben wird. Man saget sogar, daß die Verirrung seines Verstandes, ** sein Geschrey, sein greuliches Heulen gleich nach seinem Verbrechen geschienen haben uns einige Züge des, denen Furien von den die Natur rächenden Göttern überlassenen Orests *** zu schildern. Wenn dieses nicht war, so sollte es doch seyn.

---

* Die Kaiserinn von Rußland, der König von Preussen und der König von Dänemark.

** Die öffentlichen Zeitungen haben zu gleicher Zeit dieses Vorfalles erwähnet.

*** Man sehe das Trauerspiel Orest und Elektra.

Vor zweyhundert Jahren * würde Calas eben so umgekommen seyn, aber man würde ihn weder eben so beweint noch eben so gerächet haben. In einem so erleuchteten Jahrhunderte als das unserige ist, bebet man vor einer solchen Grausamkeit; in so grausamen Zeiten hätte nur die Wiedererseßung der Missethat allgemeine Verwunderung erwecken müssen. Wenn wir nicht mehr in diesen Zeiten der Finsternisse, des unbesonnenen Eifers und des Greuels sind: so haben wir es den Wissenschaften zu danken. Die Schauspielkunst hat sonderlich viel zu dieser großen Veränderung gewirket; denn das Vergnügen wird immer der beste Lehrmeister des menschlichen Geschlechtes seyn. Die Menschen, sie, die in jedem Alter Kinder sind, wollen, daß man sie ergeße, um berechtigt zu seyn, sie zu unterrichten. Nur alsdann, wenn sie mit ihren Meistern spielen, hören sie ihren Lehren zu und machen sich dieselbigen zu nuße

Das Theater, so wie es seit seiner Geburt unter Corneille und Moliere, eine Schule der Tugenden und der Sitten war, ist also die nüßlichste öffentliche Unterrichtung, weil es die angenehmste ist. Aber jemehr die Gegenstände, die man auf ihm abhandlen wird, sich zu den gegenwärtigen Angelegenheiten der Gesellschaft, zu den Leidenschaften oder zu den Vorurtheilen der Menschen, aus welche sie besteht, zu den Begebenheiten, von welchen sie Ursächer oder Zeugen gewesen sind, schicken werden, destomehr werden die Vortheile wachsen, die man aus ihm ziehen wird.

Mitten in einem Jahrhunderte, dessen der philosophische Geist, der jenen der Menschlichkeit stets mit sich

---

* Zur Zeit der sogenannten Pariser Bluthochzeit, wo vier tausend Hugenotten getödet wurden.

führet, das treflichſte Merkmaal iſt, ſind wir von einem grauſamen und blutigen Auftritte erſchrecket worden. In dem nehmlichen Augenblicke, da ein Monarch * die Flammen der Autodafe in ſeiner Hauptſtadt durch ſeine Klugheit auslöſchete, haben uns jene eines Scheiterhäufens, welchen die Schwärmerey in der ſchönſten unſerer Provinzen angezündet hatte, gelehret, daß dieſes Ungeheuer daſelbſt noch athmete. Man hat die Natur beſchimpfet, da man ihr ein abſcheuliches Verbrechen zu geſchrieben. Man hat eine chriſtliche Gemeinde verläumdet, als gabe ſie den Vatern Macht ihre Kinder zu ermorden, wenn dieſe ſich bekehren wollten. Eine ſchreckliche Feyerlichkeit, ein Jahrgedächtniß der Mordthaten und des vergoſſenen Blutes haben die in den ſchon zu ſehr erhitzten Geiſtern glimmende Raſerey vollends ausbrechen laſſen und dazu beygetragen, daß das Schwerdt der Geſätze die Unſchuld ermordet hat. Dieſe grauſamen Scenen haben wir mit Augen geſehen. In ſolchen Begebenheiten glaubte ich einen Vortheil in einem Schauſpiele zu ſehen, in welchem wegen der Glaubenslehre getrennte, für die Sittenlehre vereinigte, durch ihr Unglück wichtige, wegen ihrer Tugend ehrwürdige und auf verſchiedene Weiſe durch die Natur, die Liebe und die Wohlthaten untereinander verbundene Catholicken und Proteſtanten abgemalet würden.

Dieß iſt der Endzweck, welchen ich mir vorgenommen; der Entwurf, den ich mich bemühet habe, in dieſem Werke zu erfüllen, welches gänzlich auf eine wahre und zu unſerer Zeit geſchehene That gegründet iſt, und die gewiß einen geſchicktern Kiel, als der meinige iſt, verdiente. Aber die Wichtigkeit des Gegenſtandes wird die Schwachheit meiner Gaben erſetzen; wenigſtens hoffe ich, daß, wenn man

* Der König von Portugall.

die Fehler der Ausführung tadelt, man mir wegen der Unternehmung Dank wissen und meinen Absichten Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird.

Ich weiß nicht, ob dieses Stück jemals gespielet werden wird; doch so mittelmäßig es auch seyn könne: * so glaube ich, daß die Vorstellung desselben nicht ohne Vortheile seyn würde. Die Gerechtigkeit der Regierung will, daß die Anhänger einer Religion, deren Gebrauch sie verbannet hat, auch bey uns des Schutzes der Gesätze, der bürgerlichen Ruhe genieſſe und nicht der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung der andern Bürger sey. Nun behält man man immer nach dem Schauspiele einige übergebliebne Merkmaale der Eindrücke, die man daselbst empfunden hat, und welche endlich nach und nach durch Wiederholung und Wachsthum eine ansehnliche Veränderung in den Neigungen der Seele, so wie in der Beschaffenheit der Geister, unvermerkt verursachen. Man gewöhnet sich, friedlich in der Gesellschaft derjenigen zu leben, die man vertraut auf der Schaubühne sieht. Selten wird man in der Welt dieselbigen Personen plagen, derer Unglücksfälle man vor kurzem noch auf der Schaubühne beweinet hat: mit einem Worte; ich kann mich unmöglich enthalten, es zu denken und zu sagen: wenn man, anstatt der aufrührischen und schwärmerischen Predigten, von welchen die Kanzeln zu Paris unter Karl dem Neunten ertönten; anstatt der abscheulichen Feyerlichkeit, welche noch alle Jahre zu Toulouse begangen wird, den ehrlichen Verbrecher oder ein anderes Schauspiel von dieser Art gewöhnlich vorgestellet hätte: so zweifle ich, daß viele aus

* Kaum erschien der l'Hornet criminel als er auch schon auf allen Schaubühnen mit dem vollkommensten Beyfalle 12 bis 18 Vorstellungen des Jahres aushielt. Ein Zeichen, daß er nicht mittelmäßig seyn muß.

der Komoedie gelaufen wären, um die Dolche des Bartolomäustages zu ergreifen, oder das Schaffot des unglücklichen Calas zu bereiten.

Dieß sind die Anmerkungen, die ich über die Wahl meines Gegenstandes machen mußte. Was die Gattung des Stückes selbst betrift: so ist es nicht mehr nöthig, es zu vertheidigen. Der ehrliche Verbrecher ist der Mittelpunct zwischen dem ernsthaften Lustspiele und dem Trauerspiele, oder, er ist vielmehr ein wahres bürgerliches Trauerspiel, welches einen glücklichen Ausgang hat.

Diese neue Gattung, welche ein sinnreicher Mann bemerket hat, * und welche Tadler, deren Einbildungskraft die Gränzen dessen, was ist, nicht zu überschreiten waget, auf das Lächerliche gezogen haben, fängt an nicht minder Anhänger zu haben, als sie Feinde gehabt hat. Die durch das Lesen des englischen Spielers hingerissenen Seelen haben sich vor den Spöttereyen der Witzlinge verschlossen, und wenn das hochzuschätzende Mitglied der Academie, welches bey uns diesen fürchterlichen Gegenstand unternommen hat, sein Schauspiel [der Spieler] vorstellen läßt: so denke ich, daß der Tod des Spielers, der sich in dem Gefängnisse vergiftet, eben so viel Thränen, als jener eines Fürsten oder Helden, locken wird.

Machte man nicht in der That die menschliche Natur verächtlich da man glaubte, das Unglück eines Menschen, er sey wer er wolle, wäre unter der Würde eines Trauerspieles erniedrigt? Wehe der kleinen und eiteln Seele, die für die Grossen allein erweichet werden kann! Derjenige, der über die rothe Mütze meines Gefangenen lachen wird, anstatt über seine Tugend und seine Fessel zu weinen; derjenige, den man nicht ohne die Hülfe einer Krone oder eines Federbusches rühren kann, ist, weder die

* Siehe die Rede über die dramatische Dichtkunst nach dem Hausvater.

zärtlichen Bewegungen der Natur zu empfinden, noch die Thränen des Mitleidens zu vergieſſen, würdig.

Anekdote.

Folgende Begebenheit mag zum Beweiß dienen, wie mächtig obiges Schauſpiel auf das Herz gefühlvoller Zuſchauer wirket.

Der tugendhafte (ehrliche) Verbrecher, oder: Failbairens Galeerenſclave erſchien kaum im Drucke, als eine Geſellſchaft franzöſiſcher Schauſpieler, in einer groſſen Stadt in der Schweitz, dieſes empfindungsvolle Stück ſo geſchwind als möglich aufzuführen ſich beeiferten. — Die Verſammlung der Zuſchauer war bey der erſten Vorſtellung ſehr zahlreich; jedermann ſchien gerührt und in der meiſten Augen zitterte eine mitleidsvolle Thräne. Die Aufmerkſamkeit war allgemein, nur bieweilen ward die feierliche Stille, die während dem ganzen Stück herrſchte, durch ein leiſes Schluchzen unterbrochen, das von einem dreißigjährigen Frauenzimmer herkam, das ſich zuerſt aus Blödigkeit in ihrer Loge verbarg, ſobald ſie aber bemerkt zu werden anfieng, ſich noch vor der Vollendung des Stücks nach Hauſe begab. — Dieſes rührende Schauſpiel machte auf dieſe zärtliche Seele einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſie ſeit dieſer Zeit keinem einzigen Bettler, wie er auch immer ausſehen mochte, ein Allmoſen verſagt, die beſcheidenere Armuth aufgeſucht, und allen Dürftigen, die ſie kannte, beynahe über ihr Vermögen (denn ſie war nicht reich) Hülfe geleiſtet hat. — Ihr Vermund machte ihr über dieſe für ihre Umſtände zu weit getriebene Groſſmuth Vorwürfe und ſagte ihr daß ſie durch eine ſo unbeſtimmte Freygebigkeit wahrſcheinlicherweiſe noch weit mehr unwürdigen als würdigen Armen Wohlthaten erweiſe. „Es mag ſeyn, „ verſetzte ſie ihm, „ daß ich

„ unter hundert Armen an sechzig Unwürdige mein Allmo-
„ sen verschwende; allein wie kann mein Auge die Würdi-
„ gen von den Unwürdigen unterscheiden? — Wie? wenn
„ unter diesen Hunderten auch nur ein einiger Philint
„ wäre, dem ich nichts gäbe? ewig würde mich meine
„ Ungerechtigkeit kränken! — Misbrauchen einige meines
„ Mitleids, desto schlimmer für sie. „ Was wollte der Vormund auf diese edle Rede antworten? Er war gerührt, gieng weg und sagte ihr: „ der Himmel segne sie!
„ Handeln sie nach ihrem Gewissen, und gerathen sie in
„ Dürftigkeit, so erwecke er eine gleich edle Seele, die ih-
„ nen ihre Großmuth vergelte. So lange ich lebe sollen sie
„ wenigstens keinen Mangel haben. „

Mein Wunsch

nach Lesung des ehrlichen Verbrechers.

Du Held der Kindes-Liebe
Beseel der Kinder Triebe
Reiz sie zur Folge an!
Daß sie in künft'gen Zeiten
Des Undanks Laster meiden
Und wandern stets die Tugend Bahn.

Von der bereits den 11ten Junius * auf hiesiger Schaubühne gegebenen Emilia Galotti werde ich gelegenheitlich, wenn ich die Briefe aus Herrn Engels Philosophen für die Welt über dieses Trauerspiel liefere, und nach einer Wiederhohlung desselben ein mehreres sagen.

Was ist Emilia für eine Arbeit! — wie schöpferisch ist sie an Schönheiten! welche Menge von Sentenzen; welche Sprache! was soll man erst bewundern? Nur

* Da der Druck dieser Schrift bis diesen Monat sich verspätete, wollte ich mit der Anzeige dieses Trauerspieles nicht länger anstehen.

bedacht, wie klein das Sujet, und was Leſſing daraus gemacht! — Er vereiniget franzoſiſchen, engliſchen, und den alten athenienſiſchen Geſchmack! Das Zärtliche und Religiöſe der Franzoſen iſt in der Emilia vereinigt; die ſchwärmeriſche Leidenſchaft, das Schakespear'ſche iſt in der Orſina zu erkennen; und was hätte ein athenienſiſches, oder römiſches Parterr zum Stoicismus des Odoardo geſagt? welche vortrefliche Schilderung eines araliſtigen Hofmanns! nicht durch Schmeicheley wird er des Fürſten Günſtling, nur durch verſtecktes Beytragen der kitzlichen Erfüllung der Neigung lenkt er das Herz ſeines Fürſten. Ein Fürſt, der im Grund Wollüſtling iſt, aber noch Empfindung der Tugend hat. Camilla Rotas Erſtaunen über das gleichgültige „Recht gerne!„ zeichnet ſeinen Charakter als leichtſinnig. Rota läßt das Urtheil nicht unterſchreiben; ein Beweis, daß der Prinz bey kälterem Blute gewiß rechtſchaffner denkt. Der freye Zutritt des Conti zeigt den Fürſten als einen Mäcen der Künſte, und ſein Urtheil verräth Wiſſenſchaft. Der ganze Tadel fällt auf den zurück der das Triebrad führt; alles gehäßige Licht fällt auf Marinelli. Und Claudia! ——— Alle Schönheiten der Emilia Galotti zu zeigen, erfordert keine andere Mühe, als ſie wörtlich abzuſchreiben. Welch glückliches Volck ſagt die Jußy, das einen Friport — in dem Caffeehaus oder: der Schottländerinn, welches nächſt auf hieſiger Bühne erſcheinet, — hervorbringt! welch glückliches Volck, denke ich, das eine Galotti vorzeigen kann!

Wie Emilia Galotti entſtand.

Nicht vieles, ſondern viel, ſagt Leſſing, ſoll man ſchreiben,
Und dieſe Lehre durft, nicht ohne Beyſpiel bleiben:
Er ſchrieb Emilia,
Und der Beweis war da!

An Madam Amor als Claudia Galotti.

Ha Zaub'rinn! meine Seele glüht
Voll deiner Claudia!
Entzückt ſing' ich Dir dieſes Lied.
Wie ſchwoll, da ich Dich ſah
Der Buſen mir — allmachtig drang
Dein Ton in's Herz — o eine Zahre
Floß mir vom Auge, Dir zur Ehre —
Noch fließt ſie Dir — und weint Dir Dank.

Der Prolog und Epilog von Herrn Bock zu Hamburg verfertiget und hier vor und nach der erſten Vorſtellung der Emilia Galotti von Marinelli und Odoardo geſprochen, dürften manchem Leſer willkommen ſeyn, weswegen ich keinen Anſtand nehme, ſie auch hier öffentlich mitzutheilen, beſonders da ſie einige Abanderung gelitten haben, welche Leſſings Tod und hieſige Verfaſſung nöthig machten.

Prolog.

Von Herrn Lorenz im Charakter des Marinelli geſprochen.

Der Tag, ihr Herrn, ſcheint anzubrechen —
Und noch hat, eh' der Prinz erſcheint,
Der Kammerherr mit euch ein Wörtchen erſt, als Freund,
Ein Wortchen im Vertrau'n zu ſprechen;
Und ſo ein Wort, zu ſeiner Zeit gehört,
Iſt, ſagt das Sprichwort, Goldes werth. —
„ Was macht die Kunſt? „ wird bald der Prinz den Maler fragen;
„ Sie geht nach Brod! „ wird Conti ſagen. —
Wohl uns, wenn Warſchau dann mit Leſſings Prinzen ſpricht:

„ Das soll sie nicht! das soll sie nicht!! „
„ In unserem Gebiethe nicht!!! „
So wachsen Künstler auf zu Meistern,
Arbeiten gern, und glüh'n sich zu verewigen;
Das kann und wird und muß zu mehr Emilien
Die Dichter unsers Volcks begeistern;
Doch keinen wohl so warm als ihn!
Warum mußt' der zu früh uns fliehn —
Der in des alten Britten Geist
Euch durch des Lebens Scenen führet,
Euch durch das Labyrinth der Leidenschaften reißt,
Euch lächeln läßt und mächtig rühret;
Der als ein Biedermann sich dreist
Den stolzen Nachbarnationen —
Und ihren Julien und ihren Desdemonen
Emilien zur Rechten stellt
Und seine Deutschen schadlos hält.
Die Dichter sind der Künstler Väter!
Shakespear kam erst, und Garrik später.
Auch unsern Barden hatten wir —
Ganz Deutschlands Stolz wie unsr'e Zier!
Des Schicksaals Schluß hieß ihn uns fliehn
Und sich gelehrter Wuth entziehn.
Wir Waisen, — Vaterlos — wer wird uns künftig schützen?
Wer wird uns fernerhin durch Rath, durch Weißheit nützen?
Wer Unterstützung uns verleihn?
O möchten's Warschaus Bürger seyn!!!

Epilog.

Von Herrn Bodenburg im Charackter des Odoardo gesprochen.

Wo ist das Weib, das Unmuth blickt,
Weil ich die Rose brach, eh' sie der Sturm entblättert?

Und wenn ſie alle Welt entzückt,
Und wenn ſie alle Welt vergöttert —
Hier ſteh' ich! Ja! ſie trete her!
Ich habe keine Tochter mehr —
Und doch — bey Gott! — würd' ich mich ſchämen
An Kindesſtatt ſie anzunehmen!
Wo iſt der Mann, dem ich zu früh
Die Roſe brach, eh' ſie der Sturm entblattert?
Und hätt' er Aller Beyfall hie
Und würd' er von der Welt vergöttert —
Bey Gott! ich ſchwör's! den feigen Knaben
Den mögt' ich nicht zum Kriegsknecht haben!
Der kann er nicht, er kann allein
Bandit und Marinelli ſeyn.
Hab' ich ein Räthſel euch geſchworen?
Ein Wort, und Unſchuld heißts! dies eine Wort verbirgt's;
Und nur die geht, geht einmal nur verloren!
Ihr Weiber wirkts? Ihr Männer wirkts?

Durch dieſe Zeilen geb' ich Proben
Künſtler nach Verdienſt zu loben.

* * *

Wenn Bodenburg ſo ganz Gefühl,
Wer lobet nicht Sein treflich Spiel?
Wer dürfte Seines Eſſex wähnen,
Des Herz ſich nicht ergoß in Thränen?
Wer hat ihn je als Klings erblickt,
Den nicht Sein mum'res Spiel entzückt?
Wen mußte nicht Sein Surrey rühren,
Als er Montroſen ſoll verliehren?
Wer konnte Odoardo ſehn
Und ungerührt von dannen gehn?
Damit ich kurz der Wahrheit diene —
Er iſt die Zierde unſrer Bühne.

Der

Der Fanatiſmus,

oder:

Jean Calas.

Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen

von E. F. Weiße.

Perſonen:

Jean Calas, ein angeſehener Kaufmann in Toulouſe. — . Herr Lorenz.
Marc Antoine, deſſen älteſter Sohn. Herr Bodenburg.
Pierre, deſſen zweyter Sohn. . . . Herr Arnold.
Lavaiſſe, ein junger Freund von Calas Hauſe. Hr. Reinner.
David, erſter Capitoul (regierender Stadtrichter) in Toulouſe. . . . . Herr Czike.
Brive, zweyter Capitoul. . . . Herr Fux.
De la Salle, ... Herr Hanke.
Monier, ... Herr Eiſenbänder.
La Borde, ... Herr Schulz.
Darbou, - . . . . . Herr Wirſing.
Fiquiere, ... * * * †
Medard, } Aſſeſſoren, Räthe und Richter.***
Allemand, ... * * *
Clauſſade, ... * * *
Devertü, ... Herr Müller.
Douçin, ... * * *
Boure, ... Herr Götz.
Caſeing, ein angeſehener Kaufmann in Toulouſe, Calas Freund. . . . . Herr Heym.

† Jene Rollen die im Perſonale mit *** bezeichnet ſind, werden, weil ſie weiter nichts als ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten haben, von Statiſten vorgeſtellt.

Thalier, ein Zeuge für Calas. . . . Herr Schuf.
Aktuar und Referent zugleich. . . Herr Amor.
Bedienter. . . . . Herr Eisenbander.
Mordant, Gerichtsbedienter. . . Herr Gottersdorf.
Anne Rose Cabibel, Frau des Calas. * Madam Amor.
Anne Rose, und . . . . . Madam Hanke.
Anne, Töchter des Calas. . Mademoiselle Buchner.
Madame Caseing, Freundinn von Calas Hause. M. Hayn.
Julie, ihre Tochter. . . . . Mlle Gottersdorf.
Jeanne Viguiere, Calas alte Magd. Madam Reinner.
Soldaten und Gerichtsdiener.

Der Schauplatz ist in Toulouse.

Im ersten Aufzuge ist die Scene in Jean Calas Hause, ein Stock hoch, in einem Vorsale vor dem Speisezimmer. An der Seite geht eine Thüre zur Treppe hinunter. Die Handlung ist den 13ten October 1761, Abends gegen sechs Uhr.

Im zweyten Aufzuge ist der Schauplatz noch jener des ersten Akts und die Handlung etwas später, Abends drey Viertel auf Zehne.

Dritter Aufzug.

Der Schauplatz ist Anfangs in Herrn Davids Wohnung, vier Tage nach dem Selbstmorde, den 16ten October 1761.

Beym dritten Auftritt stellt das Theater ein Zimmer des Herrn Caseing vor.

Im siebenden Auftritt verwandelt es sich und stellt die Richterstube vor.

---

* Madame Calas war in London von französischen Aeltern geboren und durch ihre Großmutter mütterlicher Seite mit einem der größten und angesehensten Häuser in Languedoc verwandt.

Vierter Aufzug.

Der Schauplatz ist Anfangs wieder in Herrn Davids Wohnung, den 9ten Merz 1762.

Im eilften Auftritt stellt das Theater den Rathssaal mit dem Eingange zur Richterstube vor, vor deren Thüre Wache steht.

Im fünften Aufzuge stellt das Theater den Kerker vor. Der vierte und fünfte Aufzug fällt an einem Tage den 9ten März 1762 des Morgens.

Wem sollte wohl die eben so wahre als höchst traurige Begebenheit, welche sich vor zwanzig Jahren zu Toulouse, diesem für protestantische Christen so fürchterlichen Aufenthalte, mit der Familie der Calas zutrug unbekannt seyn? — Weyland Herrn von Voltaire, wäre er auch ausserdem nicht schon unsterblich, würde die so höchst rühmliche Ehrenrettung dieser unglücklichen Familie unsterblich machen. Welch ein Herz mußte der Mann besitzen, der bey dem Unglücke Anderer so gefühlvoll handelte!

Die Welt — sie mag ihn Freygeist nennen,
(Dies hört ich oft im Ernst und Scherz)
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

Diese Begebenheit, so bekannt sie nun auch seyn mag, dürfte es für die meisten doch nicht nach ihren Folgen im Umfange, von Anfang bis zu Ende sein. Das Schauspiel selbst laßt uns wegen des endlichen Ausganges ungewiß, denn Herr Weiße endigt, als Calas zum Schafotte abgeführet wird, wie er dann auch wohl nicht anderst konnte. Daher liefere ich die von Herrn Weiße seinem Schauspiele selbst beygefügte Geschichte, für welche Mittheilung mir wenigstens diejenigen danken werden, in deren Hände sich kein Original befindet und deren hier nicht viele seyn dürften.

Kurze

Geschichte vom Tode

des

Jean Calas.

Der Mord des Calas, der zu Toulouse den 9ten März 1762 mit dem Schwert der Gerechtigkeit verübt worden, ist eine der sonderbarsten Begebenheiten, die die Aufmerksamkeit unsers Zeitalters und der Nachkommenschaft verdienen. Die Menge der Todten, die in Schlachten ohne Zahl umgekommen, werden bald vergessen, nicht nur weil es das unvermeidliche Schicksal des Kriegs so mit sich bringt, sondern auch weil diejenigen, die vermittelst der Waffen sterben, auch ihren Feinden das Leben nehmen können, und nicht unvertheidigt umkommen. Da, wo die Gefahr und der Vortheil gleich sind, hört das Erstaunen auf, und selbst das Mitleid vermindert sich: aber wenn der Vater einer Familie unschuldiger Weise den Händen des Irrthums, oder der Leidenschaft, oder des Fanatismus überliefert wird; wenn der Beklagte zu seiner Vertheidigung nichts als seine Tugend hat; wenn die Richter seines Lebens nichts zu befahren haben, indem sie ihn erwürgen, als sich allenfalls zu betrügen; wenn sie ungestraft durch einen Urtheilsspruch tödten können: alsdann erhebt sich das öffentliche Geschrey; Jedes fürchtet für sich; man sieht, daß vor einem Tribunal, das errichtet ist, über das Leben der Bürger zu wachen, niemand seines Lebens sicher ist, und alle Stimmen vereinigen sich, Rache zu fodern.

Bey dieser seltsamen Begebenheit betraf die Frage Religion, Selbstmord und Kindesmord: es kam darauf an, ob ein Vater und eine Mutter ihren Sohn erwürgt hätten,

um Gott zu gefallen; ob ein Bruder ſeinen Bruder, ein Freund ſeinen Freund erwürgt habe, und ob die Richter ſich nicht vorzuwerfen hätten, daß ſie einen unſchuldigen Vater auf dem Rade ſterben laſſen, oder eine Mutter, einen Bruder, einen Freund, alle des Verbrechens ſchuldig, hatten ſchonen ſollen.

Jean Calas, acht und ſechzig Jahr alt, trieb ſeit vierzig Jahren die Handlung zu Toulouſe, und wurde von allen denen, die mit ihm gelebt haben, für einen guten Vater gehalten. Er war ein Proteſtant, ſo wie ſeine Frau und Kinder, außer einem, der ſeine Religion abgeſchworen hatte, und dem der Vatter einen kleinen Gehalt gab. Er ſchien ſoweit entfernt von dem abgeſchmackten Fanatiſmus zu ſeyn, der alle Bande der Geſellſchaft zerreißt, daß er ſeines Sohnes, Louis Calas Religionsänderung billigte, wenn er von der Wahrheit ſeines neuen Glaubens wirklich überzeugt wäre, und daß er ſeit dreyßig Jahren eine ſehr eifrigkatholiſche Magd duldete, die alle ſeine Kinder erzogen hatte.

Einer der Söhne des Jean Calas, Marc Antoine, hatte ſtudirt: man hielt ihn für einen unruhigen, finſtern und heftigen Menſchen. Da er ſich aber zur Handlung nicht ſchickte, und auch nicht als Advokat zugelaſſen wurde, weil dazu Certificate, daß man katholiſch iſt, erfodert werden, die er nicht erhalten konnte; ſo beſchloß er, ſein Leben zu endigen, gab dieß Vorhaben ſelbſt einem ſeiner Freunde zu verſtehen, und befeſtigte ſich in ſeinem Entſchluſſe, indem er alles las, was nur über den Selbſtmord geſchrieben war.

Endlich, eines Tages, da er ſein Geld im Spiele verloren hatte, wählte er denſelben zu Ausführung ſeines Vorhabens. Ein Freund von ſeiner Familie und ihm ſelbſt, Namens Lavaiſſe, ein junger Menſch von neunzehn Jahren, der wegen ſeiner edlen und ſanften Sitten bekannt

war, Sohn eines berühmten Advokaten zu Toulouse, kam denselben Abend (den 12ten Oktober 1761) von Bourdeaux, und speiste von ungefähr bey den Calas. Der Vater, die Mutter, Marc Antoine, ihr älterer Sohn, Pierre, ihr zweyter Sohn, speisten zusammen. Nach dem Essen gieng man in einen kleinen Saal; Marc Antoine verschwand: endlich gieng der junge Lavaisse fort. Als er und Pierre Calas, der ihn begleitete, hinunterkamen, fanden sie unten, bey einer Niederlage, den Marc Antoine an einer Thüre hängen, und sein Kleid auf dem Tische liegen. Sein Hemde war nicht einmal in Unordnung, seine Haare sehr ordentlich, und an seinem Leibe fand man nicht die geringste Spur einer Wunde oder eines Schlages.

Man übergeht alle kleinen Umstände, von denen die Advokaten Rechenschaft gegeben haben, sowohl als den Schmerz und die Verzweiflung des Vaters und der Mutter, deren Geschrey von den Nachbarn gehört wurde. Lavaisse und Pierre Calas, außer sich selbst, liefen nach Wundärzten und den Gerichten.

Indessen, daß sie dieser Pflicht eine Genüge thaten, Vater und Mutter heulten und wehklagten, versammelte sich das Volk von Toulouse um das Haus. Dieß Volk ist abergläubisch und höchstungestüm; es sieht seine Brüder, die nicht von seiner Religion sind, für Ungeheuer an. Zu Toulouse war es, wo man Gott feyerlich für den Tod Heinrichs des Dritten dankte, und es beschwer, denjenigen zuerst niederzustoßen, der davon reden würde, den großen, den guten Heinrich den Vierten zu erkennen. Diese Stadt begeht noch alle Jahre feyerlich in einer Procession und mit Freudenfeyern den Tag, wo sie vor zweyhundert Jahren viertausend ketzerische Bürger ermordete. Vergebens haben schon sechs Befehle des Conseil dieß verhaßte Fest verboten; immer haben sie die Toulouser wie Floralspiele gefeyert.

Ein schwärmerischer Kopf unter dem Volke schrie, daß Jean Calas seinen eignen Sohn Marc Antoine gehangen habe. Dieses wiederholte Geschrey wurde im Augenblick allgemein. Einige setzten hinzu, daß der Verstorbene den nächsten Morgen die Abschwörung hätte thun sollen, und daß ihn seine Familie und der junge Lavaisse aus Haß gegen die katholische Religion ermordet habe: den Augenblick zweifelte niemand mehr; die ganze Stadt war überzeugt, daß das bey den Protestanten ein Glaubensartikel sey, daß ein Vater und eine Mutter ihren Sohn ermordeten, sobald er sich bekehren wolle.

Wenn einmal Köpfe in Gährung gerathen, so hält sie nichts mehr auf. Man gab vor, daß die Protestanten von Languedoc sich Tages vorher versammelt, und durch Mehrheit der Stimmen einen Henker von ihrer Sekte gewählt hätten, und daß die Wahl auf den jungen Lavaisse gefallen sey; daß dieser junge Mensch binnen vier und zwanzig Stunden die Nachricht von seiner Wahl erhalten habe, und von Bourdeaux nach Toulouse gekommen sey, dem Jean Calas, seiner Frau und seinem Sohne Pierre einen Freund, einen Sohn, einen Bruder erwürgen zu helfen.

Herr David, Capitoul von Toulouse, der von diesem Gerüchte ermuntert, sich durch eine schleunige Execution ein Ansehen geben wollte, verfuhr wider alle Regeln und Verordnungen. Die Familie des Calas, die katholische Magd und Lavaisse wurden in Ketten und Banden gelegt.

Man gab ein Monitorium aus, das so gesetzwidrig, als das Verfahren selbst war. Man gieng noch weiter. Marc Antoine war als ein Protestant gestorben; und wenn er selbst Hand an sich gelegt, sollte er, wie gewöhnlich, hinaus geschleift werden: man begrub ihn aber mit der größten Pracht in der St. Stephanskirche, so sehr auch der Pfarrer wider diese Entweihung protestirte.

Es giebt in Languedoc vier Brüderschaften der Büssenden: die weiße, die blaue, die graue und die schwarze. Die Brüder tragen eine lange Kappe mit einer Maske von Tuch, das mit zwey Löchern vor den Augen durchschnitten ist. Der Herzog von Fitz-James, Kommendant von der Provinz, wurde gebeten, an ihrer Gemeinschaft Theil zu nehmen, er schlug es aber aus. Die weißen Brüder nun hielten dem Marc Antoine Calas, als einem Märtyrer, eine hohe Messe. Nie hat eine Kirche eines wahren Märtyrers Fest mit gröſserer Pracht begangen; aber diese Pracht war schrecklich. Man hatte ein prächtiges Trauergerüste aufgerichtet; ein Skelet, das man beweglich gemacht, und das den Marc Antoine Calas vorstellte, der in der einen Hand einen Palmzweig und in der andern die Feder hielt, mit der er die Abschwörung der Ketzerey unterschreiben sollte, und die wirklich das Todesurtheil seines Vaters unterschrieb.

Nun fehlte dem unglücklichen Selbstmörder nichts weiter, als die Kanonisation. Das ganze Volk sah ihn für einen Heiligen an. Einige ruften ihn an; andere beteten auf seinem Grabe; wieder andere foderten Wunder von ihm, und noch Andere erzählten diejenigen, die geschehen waren. Ein Mönch riß ihm einige Zähne aus, um dauerhafte Reliquien zu haben. Eine Betschwester, die ein wenig taub war, versicherte, daß sie den Klang der Glocken gehört habe. Ein vom Schlage gerührter Priester wurde geheilt, nachdem er ein Brechmittel eingenommen. Man ließ diese Wunder gerichtlich niederschreiben, und der Verfasser dieser Erzählung besitzt ein Zeugniß, daß ein junger Mensch von Toulouse den Verstand verloren, weil er viele Nächte auf dem Grabe des neuen Heiligen gebetet, und kein Wunder, um das er ihn anflehte, erhalten können.

Einige Richter waren von der Brüderschaft der weißen Büßenden. Von diesem Augenblick an schien der Tod des Jean Calas unvermeidlich.

Was hauptsächlich sein Todesurtheil beförderte, war die Annaherung des besondern Festes, welches von den Toulousern jährlich zum Andenken einer Niedermetzelung von viertausend Hugenotten gefeyert wird. Das Jahr 1762 war die hundertjährige Jubelfeyer. Man putzte in der Stadt die Zurüstung zu dieser Feyer auf; dadurch wurde die erhitzte Einbildungskraft des Pöbels in Feuer gesetzt: man sagte öffentlich, daß das Schaffot, auf dem die Calas sollten gerädert werden, die gröſste Zierde des Festes seyn würde: man setzte hinzu, die Fürsehung führe selbst die Opfer herbey, die ihrer heiligen Religion sollten gebracht werden. Mehr als zwanzig Personen haben diese und noch weit heftigere Reden gehört.

Dreyzehn Richter versammelten sich alle Tage, um den Proceß zu endigen. Man hatte und konnte keinen andern Beweis gegen die Familie aufbringen: aber ihre verschiedene Religion diente statt alles Beweises. Sechs Richter beharrten lange darauf, den Jean Calas, seinen Sohn und den Lavaisse zum Rade, und die Frau des Jean Calas zum Scheiterhaufen zu verdammen. Sieben andre, einwenig mäßiger, wollten wenigstens, daß man eine Untersuchung anstellen sollte. Der Streit war wiederholt und anhaltend. Einer der Richter, (de la Salle) der von der Unschuld der Angeklagten und der Unmöglichkeit des Verbrechens überzeugt war, sprach sehr lebhaft für ihr Bestes, setzte den Eifer der Menschenliebe dem Eifer der Strenge entgegen, und ward der öffentliche Sachwalter der Calas in allen Häusern von Toulouse, wo das beständige Geschrey der gemißbrauchten Religion das Blut dieser Unglücklichen verlangte. Ein andrer Richter, der durch seine Heftigkeit bekannt ist, sprach mit eben so viel Hitze gegen die Calas als der Erste zu ihrer Vertheidigung. Endlich machte die Sache so viel Lärmen, daß sie genöthigt waren, einer den andern als Richter zu verwerfen, und sich beyde aufs Land zu begeben.

Zum Unglücke hatte der dem Calas günstige Richter die Delikatesse, in seiner Verweigerung zu beharren, der andere hingegen kam, seine Stimme wider die zu geben, die er nicht richten sollte: und diese Stimme war es, die die Verdammung zum Rade vollbrachte; denn es waren acht Stimmen gegen fünfe, indem einer von den gegenseitigen sechs Richtern nach vielem Wortwechsel endlich zu der strengsten Partey übergieng.

Es scheint, daß, wenn es auf den Kindesmord eines Vaters ankömmt, oder darauf, daß ein Hausvater zur schrecklichsten Todesstrafe sollte verdammt werden, das Urtheil einmüthig seyn sollte, weil die Beweise eines so unerhörten Verbrechens so beschaffen seyn sollten, daß sie Jedermann in die Augen fielen. Der kleinste Zweifel in einem solchen Falle sollte zureichend seyn, einen Richter zittern zu machen, der ein solches Todesurtheil unterschreiben soll. Täglich fallen überzeugende Beweise von der Schwachheit unserer Vernunft und der Unzulänglichkeit unserer Gesetze vor: aber bey welcher Gelegenheit giebt sich ihre Armseligkeit wohl mehr zu erkennen, als wenn das Uebergewicht einer einzigen Stimme einen Bürger aufs Rad bringt? Zu Athen gehörten fünfzig Stimmen über die Hälfte zu einem Todesurtheile. Was folgt daraus? Das, was wir höchst vergebens wissen: daß die Griechen weiser und menschlicher waren.

Es schien ganz unmöglich, daß Jean Calas, ein Greis von acht und sechzig Jahren, der schon seit langer Zeit geschwollene und schwache Füße hatte, einen Sohn von acht und zwanzig Jahren, der überdieß mehr als gewöhnliche Leibeskräfte besaß, allein hätte sollen erdrosseln und aufhängen können: es war unumgänglich nothwendig, daß ihm seine Frau, sein Sohn Pierre Calas, Lavaisse und die Magd bey der That mußten beygestanden haben. Sie hatten einander an dem Abend vor dieser unglücklichen

Begebenheit auch nicht einen Augenblick verlassen. Aber diese Voraussetzung war eben so abgeschmackt, als jene. Wie würde es eine eifrigkatholische Magd haben zulassen können, daß Hugenotten einen jungen Menschen, den sie erzogen hatte, zur Strafe für die Neigung zu der Religion dieser Magd hätten ermorden dürfen? Wie hätte es dem Lavaisse einfallen sollen, ausdrücklich von Bourdeaux zu kommen, um seinen Freund zu erwürgen, von dessen vorgegebener Bekehrung er nichts wußte? Wie hätte eine zärtliche Mutter die Hände an ihren Sohn legen können? Wie hätte alle zusammen einen jungen Mann, der so stark, als sie alle zusammen war, ohne einen langen und heftigen Kampf, ohne ein schreckliches Geschrey, welches die ganze Nachbarschaft herbeygerufen hätte, ohne wiederholte Schläge, ohne Wunden, ohne zerrissene Kleider erdrosseln können?

Es fällt in die Augen, daß, wenn ein Mord hätte können begangen werden, alle Beklagte gleich schuldig hätten seyn müssen, weil sie einander nicht einen Augenblick verlassen hatten: es fällt in die Augen, daß sie es nicht waren: es fallt in die Augen, daß der Vater allein es nicht seyn konnte; und doch verdammt das Urtheil den Vater allein, auf dem Rade zu sterben!

Der Grund des Urtheils war eben so unbegreiflich, als alles Uebrige. Die Richter, die schon für die Todesstrafe des Jean Calas entschieden waren, überredeten die andern, daß der schwache Greis den Qualen nicht widerstehen könnte, und daß er unter den Schlagen des Henkers sein und seiner Mitschuldigen Verbrechen gestehen würde. Sie waren beschämt, als dieser Greis auf dem Rade sterbend Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief, und ihn anflehte, seinen Richtern zu vergeben *).

*) Bey der Marter, wo man ihm durch die Qualen die Namen seiner Mitschuldigen herauszupressen suchte, antwortete er: Wo kein Verbrechen ist, können keine

Sie sahen sich genöthigt, ein zweites Urtheil zu fällen, das dem ersten eben so sehr widersprach: die Mutter, seinen Sohn Pierre, den jungen Lavaisse und die Magd auf freyen Fuß zu stellen. Da ihnen aber ein Richter zu Gemüthe führte, daß dieß Urtheil jenes nothwendig aufheben müßte; daß sie sich selbst verdammten; daß, da alle Beklagte beständig zu der Zeit der vorgegebenen Mordthat beysammen gewesen wären, die Loslassung aller Ueberleben-

Mitschuldige seyn. Ich habe weder meinen Sohn ermordet, noch ermorden lassen: ich bin eines so abscheulichen, unerhörten Verbrechens so wenig schuldig, als die übrigen Beklagten. Bey der öffentlichen Kirchenbuße und Abbitte erklärte er, daß er, zur Büßung seiner Fehler, Gott von ganzem Herzen das Opfer seiner Ehre und seines Lebens brächte; betheuerte aber, daß er in Ansehung des Verbrechens, das sie ihm kostete, ganz unschuldig sey.

Die majestätische Standhaftigkeit, mit der der Greis zu seinem Tode gieng, und die unüberwindliche Gewalt der Tugend fieng an, in den Herzen verwirrte Gefühle des Mitleids und der Reue hervorzubringen. Als er den unglücklichen Wagen bestieg, sagte er zum Volke: „Ich bin unschuldig.“ Indem er vor seinem Quartiere vorbeygebracht wurde, grüßte er Jedermann, den er kannte. Ehe der Henker sein Amt verrichtete, nahte sich der Pater Bourges, umarmte und drückte ihn in seine Arme, und sagte: „Mein „ lieber Bruder, Ihr habt noch einen Augenblick zu „ leben. Bey dem Gott, den Ihr anbetet, auf den „ Ihr hoffet, und der für Euch gestorben ist, beschwöre ich euch, der Wahrheit die Ehre zu geben!“ Ich habe sie gesagt, versetzte Calas, und hob seine Augen gen Himmel. Hierauf warf er auf diesen

den die Unschuld des hingerichteten Vaters unwidersprechlich bewiese: so faßten sie den Entschluß, den Pierre Calas, seinen Sohn, zu verbannen. Diese Verbannung schien eben so widersprechend, so abgeschmackt, als alles Uebrige; denn entweder war Pierre Calas des Mordes schuldig, oder unschuldig: im ersten Falle mußten sie ihn rädern, wie den Vater; war er unschuldig, so mußten sie ihn nicht verbannen. Aber die Richter, schüchtern durch

Geistlichen einen Blick des Erstaunens und der Zärtlichkeit: Wie, sagte er, auch sie können glauben, daß ein Vater seinen Sohn habe umbringen können? Hierauf erhob der Henker auf ihn sein schreckliches Eisen. Bey diesem Anblicke schauderte das ganze Volk; jeder Schlag, der den Calas traf, tönte im Grunde der Seelen wieder, und Thränenströme stürzten, wiewohl zu spät, aus Aller Augen.

Der erste Schlag entriß dem Leidenden einen sehr mäßigen Schrey: die andern erhielt er ohne die geringste Klage. Als man ihn hierauf aufs Rad gelegt, betete er aufs neue zu Gott, und flehte ihn an, seinen Richtern seinen Tod nicht zuzurechnen, erhob sich durch seine eignen Leiden zu den erhabensten Betrachtungen, und rief dem Pater Bourges die rührenden Worte zu: Ich sterbe unschuldig; Jesus Christus der Unschuld selbst, starb noch einer grausamern Todesstrafe. Gott straft an mir die Sünde des Unglücklichen, der sich selbst hingerichtet; er straft ihn an seinem Bruder und an meiner Frau: er ist gerecht, und ich bete ihn in seinen Züchtigungen an. — — Aber der junge Fremdling, dem ich eine Ehre zu erzeigen glaubte, indem ich ihn Abends zu Tische bat; dieser gute Jüngling, der Sohn des Herrn

die Todesstrafe des Vaters und durch die rührende Frömmigkeit, womit er seinen Geist aufgegeben, glaubten dadurch ihre Ehre zu retten, indem sie der Welt vorspiegeln wollten, daß sie dem Sohne Gnade wiederfahren lassen, gleich als ob eine solche Vergebung nicht eine neue Uebertretung der Gesetze gewesen ware. Ueberdieß glaubten sie auch, daß die Verbannung dieses armen hülflosen Jünglings, der von keiner großen Bedeutung ware, keine große Ungerechtigkeit in Vergleich mit derjenigen sey, die sie bereits begangen hatten.

Man fieng nun den Pierre Calas in seinem Gefängnisse zu bedrohen an, ihn so wie seinen Vater zu behandeln, wenn er seine Religion nicht abschwören wollte. Dieß bestätiget der junge Mensch mit einem Eide *).

Pierre Calas begegnete, indem er aus der Stadt gieng, einem bekehrenden Abbe, der ihn wieder zurück nach

glück verwickeln können? Indem er noch redete, stürzte sich der Capitoul David, um sein Werk zu krönen, zu dem Schaffot hin, und schrie: „ Bösewicht, siehst du den Scheiterhaufen, der bald „ deinen Leib zu Asche verzehren soll? Rede die Wahrheit! “ Statt aller Antwort, kehrte Calas mit vieler Mühe seinen Kopf weg, und sah den Henker an: dieser schlug, und der Unschuldige gab seinen Geist auf. Siehe die Speciem facti aus den Schriften der beyden Advokaten, des Herrn l'Oiseau de Mauleon und des Herrn Elie de Beaumont.

---

*) „ Ein Dominicaner kam zu mir ins Gefängniß, und bedrohte mich mit eben der Todesstrafe, wofern ich nicht abschwören wollte. Dieses bezeuge ich hierdurch vor Gott, den 23. Jul. 1762. Pierre Calas.

Toulouſe brachte. Man ſperrte ihn in ein Dominicanerkloſter ein, und hier zwang man ihn, alle Gebräuche des katholiſchen Glaubens zu vollſtrecken. Dieß war zum Theil, was man wünſchte, und die Religion, die man zu rächen geglaubt, ſchien befriedigt zu ſeyn.

Man nahm der Mutter die Töchter: ſie wurden in ein Kloſter geſperrt. Dieſe Frau mit dem Blute ihres Gatten beynahe überſtrömt, die ihren älteſten Sohn todt in ihren Armen gehalten, den zweyten verbannt, ſich ihre Töchter entriſſen und ihres ganzen Vermögens beraubt ſah, war nun allein in der Welt, ohne Brod, ohne Hoffnung, und durch das entſetzliche Unglück, das ſie betroffen, dem Tode ſelbſt nahe. Einige Perſonen, die alle Umſtände dieſer ſchrecklichen Begebenheit reiflich überlegten, fanden ſie ſo geſetzwidrig, daß ſie in die Madam Calas, die in eine Einſamkeit geflüchtet war, dringen ließen, ihr erlittenes Unrecht vor den Thron zu bringen. Sie konnte ſich damals nicht aufrecht erhalten, ſie verzehrte ſich: da ſie überdieß von Geburt eine Engländerinn, und in eine franzöſiſche Provinz von ihrer Jugend an übergepflanzt war, ſo ſchauderte ſie bey dem bloßen Namen der Stadt Paris. Sie glaubte, die Hauptſtadt des Königreichs müſſe noch weit ſchlimmer, als Toulouſe ſeyn. Endlich überwand die Pflicht, das Andenken ihres Mannes zu retten, ihre groſſe Schwachheit. Sie kam zu Paris in einem Zuſtande an, wo ſie glaubte, ihren Geiſt aufgeben zu müſſen. Sie erſtaunte, als ſie Zutritt, Hülfe, Thränen fand.

Die Vernunft ſiegt in Paris über den Fanatiſmus, ſo groß er auch ſeyn mag, ſtatt daß dieſer in der Provinz faſt allezeit über die Vernunft ſiegt.

Herr de Beaumont, ein berühmter Parlamentsadvokat, übernahm ihre Vertheidigung, und ſetzte ein gerichtliches Bedenken auf, das von fünfzehn Advokaten unterſchrieben wurde; Herr l'Diſeau verfertigte mit nicht we-

niger Beredſamkeit einen Vortrag zum Beſten der Familie; Herr Mariette entwarf eine juriſtiſche Bittſchrift, die die Ueberzeigung in alle Gemüther trug.

Dieſe großmüthigen Vertheidiger der Geſetze der Unſchuld überließen den Vortheil von der Ausgabe ihrer Schutzſchriften der Wittwe *). Paris und ganz Europa waren von Mitleid gerührt, und foderten nebſt dieſer unglücklichen Frau, Gerechtigkeit. Das Urtheil war lange vorher von der ganzen Welt geſprochen, ehe es vom Conſeil unterzeichnet ward.

Das Mitleid drang bis zu dem Miniſterium, ungeachtet des immerwährenden Stroms von Angelegenheiten, der oft das Mitleid verdrängt, und ungeachtet der Gewohnheit, Unglückliche zu ſehen, die die Herzen noch mehr zu verhärten pflegt. Man gab der Mutter die Töchter wieder: man ſah ſie alle drey in Trauerflohr und in Thränen gebadet, ſelbſt ihren Richtern Thränen erpreſſen.

Indeſſen hatte doch dieſe Familie noch einige Feinde; denn es betraf die Religion. Viele Perſonen, die man in Frankreich Devote (Frömmlinge) nennt, ſagten laut: es ſey doch beſſer, einen alten unſchuldigen Kalviniſten rädern zu laſſen, als acht Richter von Languedoc dem Geſtändniſſe auszuſetzen, daß ſie ſich betrogen hätten. Man bediente ſich ſogar des Ausdrucks: „ Es ſind mehr obrigkeitliche „ Perſonen, als Calas;“ und man zog den Schluß daraus, daß die Familie Calas der Ehre der Gerichtsobrigkeit aufgeopfert werden müſſe.

Indeß verſammelte ſich den 7ten März 1763 der ganze Staatsrath zu Verſailles. Die Staatsminiſter waren zugegen, der Kanzler präſidirte; Herr de Crosne, Requetenmeiſter

*) Da man ſie gleich an den meiſten Orten nachdruckte, ſo verlor ſie die Frucht dieſer Großmuth.

kenmeiſter, trug die Begebenheit der Calas mit der Unparteylichkeit eines Richters, der Genauigkeit eines vollkommen unterrichteten Mannes, und der ſimpeln und wahren Beredſamkeit eines Redners und Staatsmannes, als der einzigen vor, die einer ſolchen Verſammlung angemeſſen iſt. Eine ungeheure Menge Menſchen von jedem Stande wartete auf der Gallerie des Schloſſes die Entſcheidung des Conſeil ab. Man meldete dem Könige, daß alle Stimmen, auch nicht eine einzige ausgenommen, dahin giengen, daß das Parlament von Toulouſe dem Conſeil die Akten des Proceſſes, und die Urſachen ihres Urtheils, das den Jean Calas zum Rade verdammt hätte, einſchicken ſollte; und der König genehmigte das Urtheil des Staatsraths.

Allein bis zum Endurtheile verfloſſen noch zwey ganze Jahre. So leicht wird es dem Fanatiſmus, das Leben der Unſchuld zu entreißen, und ſo ſchwer der Vernunft, ihr Gerechtigkeit zu verſchaffen. Man muß ſich Formalitäten gefallen laſſen, die die Sachen in die Länge ziehen. Je weniger aber dieſe Formalitäten bey der Verdammung des Calas waren beobachtet worden, deſto weniger hatte es auch vom Staatsrathe ſo genau geſchehen ſollen. Ein ganzes Jahr reichte nicht zu, das Parlament zu Toulouſe dahin zu bringen, dem Conſeil das ganze Verfahren einzuſchicken, um die Prüfung davon zu übernehmen, und den Bericht davon zu erſtatten. Herr de Crosne erhielt ebenfalls den Auftrag zu dieſer beſchwerlichen Arbeit. — Eine Verſamlung von beynahe achtzig Richtern caſſirte das Toulouſer Urtheil, und verordnete eine gänzliche Reviſion des Proceſſes.

Andere wichtige Angelegenheiten beſchäfftigten damals alle Richterſtühle des Reichs; man vertrieb nämlich die Jeſuiten, und ſchaffte ihre Geſellſchaft in Frankreich ab. Als aber dieſe große Begebenheit wieder in Vergeſſenheit

zu gerathen anfieng, nahm das Tribunal der Requetenkammer, dem das Definitivurtheil war aufgetragen worden, die Sache der Calas wieder vor.

Das Gericht der Requetenmeiſter im Parlamente richtet die Streitigkeiten zwiſchen Hofbedienten und diejenigen Sachen, die ihnen der König zuſchickt. Man konnte kein beſſer von der Sache unterrichtetes Tribunal wählen. Gerade waren es eben die Richter, die zweymal ſchon die Präliminarien der Reviſion gerichtet hatten, und die Sache ſowohl dem Inhalt als der Form nach vollkommen kannten. Die Wittwe des Jean Calas, ihr Sohn und Lavaiſſe ſtellten ſich wieder ins Gefängniß: man ließ aus dem Innerſten von Languedoc die alte katholiſche Magd holen, die ihre Herrſchaft zu der Zeit, als man wider alle Wahrſcheinlichkeit ihnen Schuld gab, daß ſie ihren Sohn und Bruder erdroſſelt hätten, nicht einen Augenblick verlaſſen hatte: man gieng endlich dieſelben Anzeigen wieder durch, die zum Vorwande gebraucht worden waren, den Jean Calas zum Rade und ſeinen Sohn zur Verbannung zu verdammen.

Nun erſchien ein neuer Aufſatz des beredten Herrn de Beaumont, und ein anderer von dem jungen Lavaiſſe, der auf eine ſo ungerechte Weiſe von den Richtern zu Toulouſe in dieſen Kriminalproceß war verwickelt worden, die, um den Widerſpruch aufs höchſte zu treiben, ihn nicht einmal losgeſprochen hatten. Dieſer junge Menſch verfertigte ſelbſt eine Klage, die von jedermann für würdig gehalten wurde, neben des Herrn de Beaumont ſeiner zu erſcheinen. Er hatte den doppelten Vortheil, daß er ſowohl für ſich ſelbſt, als für eine Familie ſprach, mit der er zugleich die Feſſeln getragen hatte. Es war nur auf ihn angekommen, die ſeinigen zu zerbrechen, und den Kerker in Toulouſe zu verlaſſen, wenn er nur hätte ſagen wollen, daß er die Familie der Calas während der Zeit, da Va-

ter und Mutter den Sohn sollten erwürgt haben, nur einen Augenblick verlassen habe. Man hatte ihn mit der Todesstrafe bedroht, die Marter und den Tod seinen Augen vorgelegt; ein einziges Wort konnte ihn in Freyheit setzen: er wollte sich aber lieber der Todesstrafe aussetzen, als dieß Wort sagen, das eine Lügen gewesen wäre. Er erzählte in seiner Darstellung der Thatsache alle kleinen Umstände mit einer so edeln, so simpeln, so von aller Prahlerey entfernten Offenherzigkeit, daß alle diejenigen gerührt wurden, die er bloß überzeugen wollte, und daß er, ohne den geringsten Anspruch auf Ruhm, Bewunderung erregte.

Sein Vater, ein berühmter Advokat, hatte nicht den mindesten Antheil an diesem Werke, und sah sich auf einmal von seinem Sohne eingeholt, der niemals die Rechte studirt hatte.

Mittlerweile kamen Personen vom höchsten Ansehen haufenweise in das Gefängniß der Madame Calas, wo sich ihre Tochter mit ihr zugleich eingekerkert hatten. Man ward daselbst bis zu den Thränen gerührt. Die Menschenliebe und Großmuth boten ihnen im Ueberfluß Hülfe an.

Der Tag erschien endlich, wo die Unschuld einen vollkommnen Sieg erhielt. Herr de Baquancourt trug das ganze Verfahren vor, und nachdem er die kleinsten Umstände gerichtlich aus einander gesetzt, erklärten alle Richter einmüthig die Familie unschuldig, ungerecht und gewaltsam von dem Parlament zu Toulouse gerichtet; sie sprachen das Andenken des guten Calas von aller Schuld frey: sie erlaubten der Familie, ihre Gerechtsame weiter zu suchen, Advokaten anzunehmen, und von den Toulonser Richtern die Unkosten, die Schadloshaltung sammt dem Interesse wieder zu fodern, die diese ihnen freywillig hätten anbieten sollen.

In Paris herrschte eine allgemeine Freude. Man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen und Spatzier-

gängen; man drängte sich, die unglückliche und so wohl gerechtfertigte Familie zu sehen; man klatschte den Richtern, als sie vorübergiengen, zu, und überhäufte sie mit Segnungen. Was dieß Schauspiel noch rührender machte, war, daß dieses den 9ten März, an eben dem Tage geschah, wo Calas aufs grausamste war hingerichtet worden.

Nachdem die Requetenmeister ihre Pflicht erfüllt, und der Familie Calas eine völlige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, blieb ihnen noch eine andere Pflicht, die Pflicht der Wohlthätigkeit übrig, die weit seltener von den Richterstühlen erfüllt wird, indem sie sich immer nur auf die strenge Billigkeit einschränken. Sie trugen nämlich dem Könige gemeinschaftlich die Bitte vor, die Familie, die alles das Ihrige verloren, durch seine Freygebigkeit zu unterstützen. Der König ließ hierauf der Mutter und den Kindern sechsunddreyßigtausend Livres auszahlen, wovon die tugendhafte Magd, die in Vertheidigung ihrer Herrschaft die Wahrheit standhaft vertheidigt hatte, dreytausend Livres erhielt.

Grabschrift auf Calas.

Hier liegen die geräderten Gebeine
Des armen Calas. Wandrer! weine!
Und wenn du Protestant und Fremdling bist,
So fall auf deine Knie, und danke Gott, daß deine
Geburtsstadt, nicht Toulouse ist.

Grabschrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herr'n! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzieh aus Gnade
Ihm seine Henriade,
Und seine Trauerspiele,
Und seiner Verschen viele:
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Leßing.

Etwas

Die lezthin hier gegebene junge Indianerinn betreffend.

Die Anlage zu diesem kleinen Luſtſpiele iſt ſehr einfach. Es gehört mit zu den vielen Produkten, die, ohne zu wiſſen wie? auf der Bühne ihr Glück gemacht haben, und ſich dem beſſern Geſchmack zum Troz, noch immer drauf erhalten. Eine fade Satyre auf unſre Sitten und Bedürfniſſe iſt der Hauptſtoff, der hier zum Grunde liegt. Herr Chamfort verſtand nicht einmal die Kunſt, den Karakter der Betty abſtechend und intereſſant zu machen, er riß nur die Oberfläche deſſelben ab, ſo wie man Blumen von Goldpapier etwa auf Glas oder Holz überzutragen pflegt, und hatte für die ſchönſten Situationen, die ihm vor der Naſe lagen, und die jeder, dem nur ein Bißchen Dichtergenie in den Adern lauft, gewiß nicht unbenuzt würde gelaſſen haben, keinen Sinn. Und dennoch iſt keine Geſellſchaft ſo groß, oder ſo klein, die es nicht ſchon aufgeführet hätte. Woher das komme, mögen Kenner ſelbſt errathen. Wenn man aber mich fragen ſollte, warum auch hier das Stück gegeben worden? ſo ſteht die Antwort zu Dienſten, die ein Fremder — der eben von Paris kam, und auf ſeiner Durchreiſe das hieſige Schauſpiel mitnahm — einen hieſigen Theaterliebhaber während der Vorſtellung gab. Anfangs ſchien er ſehr für die Comoedie françaiſe portirt zu ſeyn, und erhob ſie über alles; da ihm aber hieſiger Theaterfreund die Frage vorlegte, wenn er zween oder drey gute Akteurs ausnahme, was die übrigen Meſſieurs les commédiens du Roi ſammt und ſonders wohl werth wären? zog er die Hörner gar bald ein, und wunderte ſich nachher nur darüber, daß man bey den vielen Originalſtücken, die wir Deutſche jezt hätten, ſich noch mit Ue-

berſetzungen abgeben möchte. — Freund, ſprach der andre, nichts iſt natürlicher als das; wenn ſich unſre Schauſpieler und Schauſpielerinnen vier, fünf Tage hintereinander an ſtarken deutſchen Originalen ermüdet, und faſt mehr als ihre Kräfte ertragen können, angegriffen haben, ſo führen ſie den fünften, ſechſten — um ein wenig auszuruhen und friſche Luft zu ſchöpfen — eine franzöſiſche Ueberſetzung auf, und auch dieſes nicht eher als auf Anrathen, welches dann von Seiten der Direktion freundſchaftlich bewilliget wird. Hier gukte jeder auf eine andere Seite, und das Geſpräch war zu Ende. —

Die Ueberſetzung, nach der die junge Indianerinn bey hieſiger Geſellſchaft vorgeſtellet wird hat einige Vorzüge vor derjenigen, die in dem zweyten Bande der theatraliſchen Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern ſteht und von Herrn Hofrath Pfeffel überſezt iſt, aber ſie kommt doch noch lange jener nicht bey, die durch Weyland Herrn Eckhof, einem der größten deutſchen Schauſpieler, beſorget ward, derer Dialog weit natürlicher, markichter, geſchmeidiger iſt.

Nun zur Vorſtellung ſelbſt. Die unſchuldige, naive, zärtliche Betty wird — weil ſie jederzeit von jungen, hübſchen Aktrizen geſpielt wird — immer gefallen: aber beſſer, als ſie von Mademoiſelle Buchner gemacht worden, wird ſie nur ſelten ſelbſt eine Franzöſinn machen. Sie weis ſich ſo einzuſchmeicheln, ſich ſo anzuſchmiegen, ſo zärtlich zu thun, und geräth gleich darauf — da ſie entdeckt, daß Belton ſie verlaſſen will — in ſolch einen gerechten Eifer, behauptet ihre Rechte auf ihn mit ſolchem Feuer, miſcht ſelbſt in ihre Vorwürfe ſo viel Liebe, daß jeder Mitleiden mit ihr haben muß, an Beltons Stelle ſich wünſchen möchte, um in ihre Arme zu fliegen. — Von dieſes leztern ſeiner Rolle brauche ich wohl nicht mehr zuſagen, als daß ſie Herr Bodenburg ſpielte. Mowbrai ein den

Franzoſen — im Jahr ſeiner Erſcheinung 1764 — noch faſt neuer und eben deswegen ſehr wohl von ihnen aufgenommener Karakter; ein guter ehrlicher Quaker ohn allen Firniß, alle Gleißnerey, der in ſeiner treuherzigen Simplicität ſeines Pfades fortwandert, war von Herrn Lorenz, ſo einfach als es dieſe Rolle heiſcht, geſpielt.

Milford iſt im ganzen Stück ſo überflüßig, eine ſo kalte unintereſſante Perſonnage, daß ich wahrlich nicht einmal mehr ſagen kann, wie ſie Herr Haym vorſtellte; Herr Czike war Notarius, wobey ich nur zu errinnern habe, daß auch die kleinſte Rolle die Aufmerkſamkeit des Schauſpielers fodert und ſtudirt ſeyn will, welches Herr Czike ſonſt auf das genaueſte beobachtet.

Der Frühling.

Eine Wochenſchrift in der Monatſchrift.

Mir gnüget mein zufriednes Herze,
Und was ich hab', und haben muß.
Beglücket durch Thaliens Scherze,
Durch einen Freund, durch reinen Kuß,
Seh ich, im Zirkel ſtiller Freuden,
Dem Spiele meiner Kinder zu;
Mein treues Weibchen, mir zur Seiten,
Sorgt für mein Glück, für meine Ruh.
Betrübt mich auch ein Ungemach —
Gedult! es giebt doch endlich nach.

Ehe ich noch einen weitern Schritt für die Erwartung meiner Leſer wage, wird es vielleicht nicht überflüßig ſeyn, ſie ein wenig mit mir, mit meiner Denkungsart, mit meiner Art zu empfinden, und über meine Ein-

pfindungen zu räsoniren, so wie mit meinen Wünschen bekannt zu machen.

Viele Schriftsteller, die mit ihren Lesern in einer Art von ewigen Zanke, und wechselseitigem Unfrieden leben, hatten vielleicht ruhiger fortwandern können, wenn sie diesen blumigten Weg eingeschlagen hätten. Die Leser, vertraut mit dem, der die schwere und kitzliche Arbeit sie zu vergnügen unternimmt, vertraut mit seinen Grundsatzen, seinen Neigungen, seinem Herzen, vertraut mit seinen Meinungen seinem Charakter, seiner Lebensart, bekannt mit allen den äusserlichen Zuflüßen von Gewohnheit und Zerstreuung, die auf seine Produkte einen Einfluß haben können, bekannt mit ihm wie mit ihren Freunden, würden auch nach dieser Erkänntniß ihre Forderungen einzurichten und zu mäßigen gewußt haben, würden von dem ernsthaften Sittenlehrer nicht Scherz, von dem muntern Liedersänger nicht trockne Systeme gefordert, würden von einem Lucian nur seinen Spott, von einem Seneka nur glänzenden Witz, von einem Sammler nur meist fremde Arbeiten, und von hundert andern nur — nichts erwartet haben, und so hätten am Ende beyde Theile ganz wohl miteinander zufrieden seyn können. —

Ich will dieses ganz einfache Mittel, die Forderungen meiner Leser bis auf gewisse Grade zu beschränken, nicht ausser Acht lassen, ich will vor ihnen sowohl in eigner als fremder Gestalt — wie es mein Amt mit sich bringt — erscheinen, theis eigene, theils entlehnte Empfindungen ihnen vortragen, sie sollen mich kennen; aber dann hoffe ich auch, daß sie billig genug seyn werden nichts zu erwarten, was nicht mit meinem sittlichen Charakter, mit meiner Lebensart, mit meinen Fähigkeiten, und mit den Eindrücken, die meine Sinnen, sowohl als mein Herz von außenher empfangen, in einem Verhältnisse steht.

* * *

Ich denke mich als Dichter und als Geselle einer Kunst, in welcher man nur durch eine lebhafte Einbildungskraft zum Ziele gelangen kann, den seine Phantasie belebt, in eine der schönsten Gegenden versezt, um entzückt das so herrliche Schauspiel der Natur, den Frühling zu besingen, und mich eines Vergnügens, das jezt so viele wirklich genießen, nur so pro forma — abiens carens! — theilhaftig zu machen.

* * *

Ich lebe an einem von dem Geräusche der Welt entfernten Orte, in einem bequemen, niedlichen Hause, das man mein Landgut nennet. Die Natur scheinet Sorge für den Aufenthalt ihres Verehrers getragen zu haben, denn sie hat rund um, wo mein Blick dem werdenden Frühlinge entgegen lächelt, Schätze des Vergnügens und der Wollust gepflanzt; meine Hütte, mein Haus oder mein Pallast liegt auf einer kleinen Anhöhe, die ringsumher von einer weiten mit Bergen geschlossenem Ebene umgeben ist. Diese Berge beschränken zwar meine Aussicht, aber sie thun es zu meinem Vergnügen, denn was könnte ich jenseits ihrer sehen, das mit der reinen Wollust, die ihr Anblick mir gewähret zu vergleichen wäre? Hier führen ihre schwarz bebüschten Rücken durch hohes Gras und durchflochtene labyrintische Gänge in den schauervollen, verwilderten Hayn, der auf den hohen Gipfeln wankt. Süße Melancholie schleicht in mein Herz, wenn ich in seinen einsamen Krümmungen irre und scharfe ätherische Luft zerwühlt meine Locken. Dort raucht aus dem dunkeln Gebüsche ein sprudelnder Wasserfall hervor, stürzt über die bemooften Wurzeln einer herabhangenden, nur sparsam belaubten Eiche, die sie weit vom hohlen ästlosen Stamme ausbreitet, mit

lautem Getöse ins Thal, und wird in der blumigten Wiese zum rieselnden Bache. — Hier, wo die Sonne ihre wärmern Strahlen schießt, wächst der Seegen des Landes, die vollen Aehren, und dort mähen tiefer ins Thal hinein zahlreiche Heerden das fette Gras.

Die Gutthätigkeit der Natur hat nichts gesparet, meine ländliche Wohnung zu einen wollüstigen Tempel zu machen. Ein kleiner Hayn von Erlen und Fichten führet wie kunstreich gepflanzte Alleen zu ihr, weit ausgebreitete Kornfelder, Wiesen voll jungen Klee, Fluren mit Blumen wie Teppiche bemalt, rauschende Silberflüsse, und ringsum ausgegossene unzählbare Schönheiten umringen ein kleines Dorf, das an dem Fuße meines Hügelchens liegt, und dessen (wie ich hoffe) zufriedene Bewohner es nicht ungern sehen, daß ich ihr Nachbar bin. —

Meine Wohnung selbst ist geräumig, bequem und kunstlos geschmückt. Dies, und die natürliche Anmuth des an sie stossenden Gartens, den kein gespitzter Taxus, keine meilenbreiten Schatten, leere Alleen, keine schönen Statuen, keine kostbaren Kunstbrunnen, keine übers Meer hergebrachte Gewächse, sondern ein nüzliches Beet, hie und da ein Rosenstrauch, eine Tulpe, oder ein Nelkenstock, ein kleiner Lustwald, und eine aus Reben geflochtene Laube zieren, bin ich dem feinen Geschmacke, und der schönen Sorgfalt einer Freundinn (die meine Leser bald kennen sollen) schuldig.

Zwar steht meine Hütte allen offen, die gerne hinein gehen wollen, die an den ungesuchten, einfachen Freuden der Natur Geschmack finden, und denen das lächelnde fröliche Auge des Wirths, und die heitere Stirne gefällt; aber er hat ein paar Kämmerchen, die sich nur den Gewählten, den Freunden öffnen, die er seiner ganzen Liebe werth gefunden, so wie sie ihn auch der ihrigen werth finden.

Unter dieſen Freunden iſt ein Ariſt, der mit meiner gutherzigen Bewirthung zufrieden, mit mir unter einem Dache wohnt, weil er weis, daß es mich vergnügt, ob er gleich weit prächtiger wohnen konnte; — das beſte fühlbareſte Herz, vereinbaret mit dem helleſten Verſtande, dem ſchärfſten Geiſte, erhebet ihn in die Zahl der wenigen Edeln, die die Lieblinge der Göttin der Freundſchaft genennet zu werden verdienen. Seine Freunde fühlen kein Vergnügen, das er nicht verſüßt, keinen Schmerz den er nicht zu lindern weis. Munterkeit und ſorgenfreye Ruhe redet von ſeiner Stirne, und aus dem offnen funkelnden Auge; und dieſe Munterkeit fließt auch in ſeine Geſpräche über, die voll von dem ſind, was man attiſchen Scherz zu nennen pfleget. Die Seele, das Vergnügen der Freundſchaft, iſt er auch die Seele, das Vergnügen der Geſellſchaft; zärtlich ohne Ziererey, offenherzig ohne Härte, wahrhaft mit Beſcheidenheit, freymüthig ohne zu beleidigen, edel ohne Stolz, gefällig ohne zu kriechen, freundlich mit jedem ohne ſich was zu vergeben, weiſe ohne Gelehrſamkeit, vertraut mit jeder Schönheit der Natur und der Kunſt, ohne jene unbiegſame alles entſcheidende Vielwiſſenheit, rechtſchaffen ohne Geräuſch, — iſt er der eifrigſte Verehrer, der wärmſte Liebhaber der Tugend, aber nicht jener rauhen, ſtoiſchen Tugend die alles feine Gefühl unterdrücken will, und kein anders Verdienſt als ihre koloſſaliſche Größe hat, ſondern jener lieblichen huldvollen Tugend, die aus der ſtillen Seele eines Sokrates lächelt, mit den Charitinnen fröhliche Reihentänze pflegt, Roſen vor ſich herſtreut, und ihren Liebling mit ſeliger Wonne überſtrömt.

Was aber die Anmuth meiner Hütte, den Reichthum meiner Felder, den Reiz meines Gartens, den Zauber der ausgebreiteten maleriſchen Gegenden, und ſelbſt das Glück einen Ariſt zu beſitzen (ich weis, daß mein Freund dieſe Empfindung billigt) weit übertrift, iſt der unſchätzbare

Besitz einer Freundinn von der ich oben redete, und die erst allen diesen Reizungen einen Werth gab, ist der Besitz meiner himmlischen Gattinn! — O meine Elisabeth! nie genug geliebtes, zärtliches, getreues, tugendhaftes Weib! Weib! du, die du die Zierde der Mädchen warst, und nun in meinen glücklichen Armen der Schmuck der Frauen bist, vergebens wage ichs dein Bild zu entwerfen; die Liebe, so sinnreich auch sonst ihr Pinsel ist, findet hier alle ihre Künste nicht zureichend, und kraftlos entsinkt die ohnmächtige Feder meiner zitternden Händ. — Grazien* malen dein zauberndes Bild, umwinden es mit frischen Frühlingsblüthen, und tragen es mit Ehrfurcht in das Innerste ihres heiligen Haines, und weihn sie ein Mädchen zu einer rechtschaffenen, tugendhaften Gattinn, dann muß es da frische Rosenblätter vom Stengel brechen, und sie mit frommer Andacht vor das heilige Bildniß hinstreuen. — —

Alles dies nun, was indem ich es beschreibe, meine Seele mit einer neuen Wonne fühlt, zusamen genomen, hoffe ich, daß nicht zwey Drittheile meiner Leser seyn werden, die es nicht fühlen, daß ich der glücklichste Mann sey; — aber dir Natur, die du überall für unser bestes sorgst, dir dank ich für das Herz, das du mir gabst, und das fähig ist den Werth aller Güther zu fühlen; denn was würden sie ohne dieses Herz für mich seyn? — Bey einem Alter von zwey und dreißig Jahren, meine lieben Freunde, rinnt noch fri-

---

* Der Dichter glaubt seine Gattinn so schön finden zu können und sie malen zu lassen wie und von wem er will. Dieß sey demjenigen gesagt, der in der mindesten Lobeserhebung seines Nebenmenschen ein Verbrechen entdeckt, und seinen unzeitigen Witz aufbietet, Glossen darüber zu machen.

ſches unvergiftetes Blut in meinen Adern, und meine Eliſabeth hat die Gefälligkeit meine geſunde Geſichtsfarbe, meine paar ſchwarz braunen Augen, die zur Noth etwas ſprechen können, meine Stirne, die nicht von Kummer oder Trübſinn, auſſer bey dem Unglücke anderer, — wie lezthin beym höchſterbarmungswürdigen Anblick der abgebranden Bewohner Prags, * denen ich vom Grunde meiner Seele großmüthige Menſchenfreunde wünſche, die ihren geſunkenen Kräften wieder aufhelfen möchten, welches ich, wenn ich könnte, — — — bald fühle ich, daß ich, ſo glücklich ich auch bin, doch nicht der glücklichſte Mann ſeyn muß! — gerunzelt wird, und den weiter nichts als nicht ungeſtalten Bau meines Körpers ſchön zu finden, übrigens aber (was etwa noch einer meiner gutherzigen Leſer zu meinem Glücke hinzuwünſchen möchte) verſichere ich, daß ſo wie meine Sachen itzt ſtehen, ich vollkommen, und ohne einen andern Wunſch in meiner Seele zu nähren, zufrieden bin, und gönne von Herzen allen Königen ihre Kronen, beſonders Unſerem gnädigſten Herrn, allen Hohen ihre Würden und Ehren, ſo wie allen Reichen ihr Gold.

Gewöhnt, ich weis faſt ſelbſt nicht wie, alles von der angenehmen Seite zu beſchauen — ſo wenig es mir auch mancher zu trauen mag — habe ich auch ſtäts das Glück

---

* Dieſes Feuer entſtand den 21ten Junius Nachmittags gegen 4 Uhr, und äſcherte über hundert Wohnungen ſo ſchnell ein, daß eine freylich etwas ſpät herzueilende Hülfe der Feuerſpritzen nichts fruchten konnte, welches nicht zu wundern, wenn man bedenkt, daß die meiſten dieſer Hütten ganz von Holz gebaut, und viele derſelben mit Stroh gedeckt waren. Die Verſpätung dieſer Schrift, vom Monat May dadirt, machte auch dieſe Anmerkung nothwendig.

was angenehmes zu finden, und wenn ich es auch etwa unter tausenden einmal nicht finden sollte, so werd ich mich darüber nichts weniger als grämen, sondern es dem Geschicke, das alles so, und nicht anderst ordnet zuschreiben. Alle Menschen lieb ich wie meine Brüder, und bin nur dem gram, der aus schwarzer Galle sie haßt, dem, der mir Gedichte * und Sachen zur Last legt, die, wenn sie auch trotz des hämischen Tadlers gut sind, ich doch nicht gewählt und ausgegeben hätte, dem, der boshaft oder tumm genug ist Schauspieler in unserm erleuchteten und verfeinerten Zeitalter mit Gauklern in eine Klasse zu setzen, dem bin ich gram der da spricht, ohne zu wissen was? und der durch Ferkel im Sacke verkaufen ** grob wird und eine Schrift tadelt die er, wie er selbst sagt, noch nicht gelesen, nicht einmal gesehen hat, — dem menschenfeindlichen Heuchler, der mit finsterem Angesichte unter sie hintritt, sich steif räuspert und — Thor mit ist: nachsichtig gegen ihre Fehler, so wie gegen die meinigen erlaub ich mir über beyde zu lachen, ohne in jenes ungezogene Gelächter auszubrechen, das ein Freybrief für den Muthwillen, und die Liebloßigkeit ist; ohne die Tugend mein drittes Wort seyn zu lassen, und ohne bey ihrem Namen in die Verzuckungen eines Schwärmers zu gerathen, ist es doch mein liebstes Geschäft ihrem Winke zu folgen, und wo ich etwa ein gutes Geschöpf finde, das mich gerne, und ohne Zwang an-

---

* Siehe Nro. XLVII. Avis divers. Samedi 22 Juin 1782. Pag: 6.

** Geben nicht die meisten unserer neuesten Dichter und Schriftsteller ihre Werke, ohne sie vorher auch nur im mindesten bekannt zu machen, auf Subscription und Pränumeration heraus? Soll man sie deswegen so grob behandeln?

hören will, ihm soviel ich selbst von ihr weis, und so gut ichs weis davon vorzuschwatzen.

Wenn es die Schuld meines Kopfes nicht ist, so ists gewiß auch nicht die Schuld meines Herzens, wenn mich meine Leser etwa noch zur Stunde nicht kennen sollten; war ich aber so glücklich mich kennbar genug auszuzeichnen, so werden meine lieben Freunde und Freundinnen auch wissen, woran sie sich an mir zu halten haben. Neues werden sie nicht viel zu sehen kriegen, denn der alten, einförmigen Natur getreu, lieb ich die alten Gebräuche so wie die alten Wahrheiten, aber das Alte, das schon so alt war, daß man es beynahe vergessen oder weggeworfen hätte, so wie es Zeit Umstände und meine Laune, die manchmal ein wunderlich Ding ist, fodern, in neuer Tracht mit frischen Frühlingsblüthen geschmückt; — manchmal könnte es mir begegnen über eine oder die andere unserer zehntausend Thorheiten zu spaßen, aber die Thoren selbst werd ich immer schonen, und auch da wenn sie mehr als Thoren, wenn sie Böswichter seyn sollten, mit dem Menschen Mitleid haben, aber nicht mit seinem Laster. Ueberhaupt lieb ich die gesellschaftliche Eintracht, und fürchte den Donner des achtbaren Schau auf dich selbst zu sehr, um mich viel mit der Satyre abzugeben; noch vielweniger wird stolze Sittenlehre meine Stirne runzeln, um meine Leser, so wie mich unbekehrt zu lassen, sondern der wärmste, feurigste Liebhaber des Vergnügens, das jeder Zeno nur darum entbehren kann, weil er es nicht kennt, werde ich nur dann und wann ein kleines bischen Wahrheit, das mir so von ungefähr eben begegnen könnte, das aber nichts weniger als sauertöpfisch aussehen muß, mitnehmen, und ihr soviel von meinen Einfällen zur Begleitung geben, als ich für nöthig und thunlich finden werde.

Ueberhaupt, da ich weder aus Ehrsucht, noch aus einer von den hundert Ursachen schreibe, die man den Au-

toren gewöhnlich zum Grunde legt, sondern bloß um zu sehen, wieviel aus einem kleinen Theile meiner Mitbrüder an gewissen seltenen Empfindungen Antheil nehmen, so werde ich mich bemühen, das Angenehme mit dem Nützlichen so zu verbinden, daß jenes dieses an der Hand führe, und ihm die Herzen meiner Leser öffne.—— Obwohl es nun nur darauf ankäme, mein Gefühl, das, ohne Ruhm zu melden, sehr warm ist zu realisiren, so versichere ich doch meine Leser, daß diese Arbeit so leicht nicht ist, als sie vielleicht beym ersten Anblicke scheint, und daß sie mir eben so gut als einen andern ehrlichen Mann aus dem Geschlechte der Schriftsteller mißlingen kann, und dann wird es mir höchst angenehm seyn, an ihnen jene nachsichtige Menschenliebe gegen mich wahrzunehmen, die ich in allen Umständen gegen sie fühle.

Die Fortsetzung folgt.

Anekdote.

Ein Ehemann beklagte sich bey seinem Freunde über die Untreue der Weiber. Freund, antwortete ihm dieser, das ist nur ein eingebildetes Uebel. Nur wenige sterben daran, und desto mehr leben davon.

Auf die Frage eines albernen Critikus.

Du fragst: wie wird das Quodlibet gerathen?
Zur Nachricht dient: so wie sichs trift;
Nur nicht — dafür schütz' es mein Gott in Gnaden! —
Nur nicht so tumm wie deine Schrift!
Denn was kann tümmer boshaft seyn als schmähn,
Was man bis jezt mit keinem Aug' gesehn?

Theatraliſches Quodlibet.

Zwote Sammlung.

Monat Junius 1782.

Da mich eine traurige Erfahrung lehret, daß noch hie und da Mancher von dem Theater und den Schauſpielern verächtlich urtheilet, wie denn noch neulich im hieſigen Wochenblatte des Herrn Dufour Nro. 47. Seite 6. ein Menſchenkopf in den niedrigſten Ausdrücken davon ſprach, ſo daß nach einer ſolchen Behandlung ein rechtſchaffener Schauſpieler das Theater zu verlaſſen wünſchen muß, will ich lezteren zum Troſte und erſteren zur Erläuterung ihrer irrigen Begriffe folgenden Brief, von einem gelehrten menſchenfreundlichen Kenner deutſcher Schauſpielkunſt einem Mitgliede derſelben zugeſchrieben, mittheilen. Der Verluſt eines tugendhaften Mannes für eine moraliſche Schaubühne, ſagt der Verfaſſer in ſeinem Vorberichte, iſt weit wichtiger, als der Verluſt des beſten Akteurs, der ſich, die Bühne und ſeinen Stand durch Ausſchweifungen entehret. Getroſt nehme ich es auf mich durch folgendes Schreiben alle würdige Mitglieder mit dem Theater auszuſöhnen, welches beweiſt, wie wenig Urſache ein rechtſchaffener Schauſpieler hat, ſich über die Verachtung zu grämen mit der einige das Theater und diejenigen belegen, die ſich demſelben widmen. Thut dieſer Brief bey einigen Leſern die Wirkung die ich ihm zuſchreibe, ſo bin ich wegen der öffentlichen Mittheilung gerechtfertiget und meine Wünſche ſind erfüllt.

Schätzbarster Freund! —

Bevor ich Ihnen das Mittel eröffne, das Sie gegen alle verächtliche Blicke undurchdringlich machen soll, muß ich Ihnen noch den Grund sagen, auf dem alle seine Kraft beruht. Es ist dieser Satz: Die Ruhe eines vernünftigen Mannes muß nie von den Urtheilen und Reden der Thoren und Unwissenden, sondern von den Urtheilen und Reden des Weisen abhangen. Ich zweifle nicht, Sie werden die Richtigkeit dieses allgemeinbekannten und angenommenen Satzes auch anerkennen. Und nun darf ich an der guten Wirkung meines Mittels wohl auch nicht mehr zweifeln. Das Mittel selbst besteht in der aufmerksamen Betrachtung derjenigen, welche das Theater und die Schauspieler verachten; und in der Entdeckung der Gesinnungen, die der Weise davon hegt. Lassen Sie uns mit den Feinden des Theaters den Anfang machen.

Vieler Urtheil bestimmt ein eingewurzeltes, veraltes Vorurtheil. Werfen wir einen Blick in die Vorwelt zurück. Was war das Theater bey seiner Geburt unter den Griechen? Ein Karren, auf dem einige mit Hefen überstrichene Gesichter zur Schau und Unterhaltung des Volks in allen Gassen der Stadt herumfuhren. Das Theater bekam einen unbeweglichen Ort, aber nun stiegen muthwillige Pursche hinauf, die es wagten, das Volk auf Unkosten der Regierung zu unterhalten. Die angesehensten Männer wurden da hämisch durchgelassen: selbst das Ehrwürdigste, die Tugend, war vor ihrer Unverschämtheit nicht sicher; und Sokrates, der Tugendhafteste, der Verehrungswürdigste unter den Heyden, mußte die Zielscheibe der ärgerlichsten Spöttereyen seyn. Das Schauspiel war eine Pasquinade. Aeschylus, Sophokles, Euripides, Menander, und andere vortrefliche Männer, näherten die Dramatik endlich ihrer

Vollkommenheit und ihrer wahren Bestimmung. Man lobte diese großen Dichter: aber in Rücksicht auf die Schauspieler dachte man in vielen Orten Griechenlands noch an das beschmierte Gesicht des Thespis, und an die Unverschämtheit der Faunen und Satyren. Hatten die Schauspieler Griechenlands, die die Meisterstücke der Dramatik aufführten, und die sich so vorzüglich von ihren Vorgängern auszeichneten, Ursache, sich über die Verachtung ihrer Landsleute zu grämen, die den großen Unterschied zwischen ihnen und ihren Vorfahren oder nicht einsehen konnten, oder nicht einsehen wollten? Schauen wir aus Griechenland auf Rom herüber. Die herrischen Römer dünkten sich zu groß, einander zu dienen und zu ergötzen. Nur die Sklaven waren es, die alle ihre Bedürfnisse befriedigen, ihnen alle Arten von Ergötzlichkeit, die oft unmenschlich genug waren, verschaffen mußten. Der freye Römer sah mit verachtendem Blicke auf diese, in seinen Augen so niedrigen Geschöpfe herab, als wenn der Sklave von Natur aus nicht eben so gut zur Freyheit gebohren wäre, als der stolze römische Bürger. Es war also ein erniedrigendes Geschäft Medikus zu seyn oder dem Volke zum Vergnügen zu dienen: und wer immer die Scene betrat, war verächtlich, nicht weil er Schauspieler war, sondern weil der Schauspieler ein Sklave war. Glauben Sie nicht, daß diese Denkungsart der Alten, so sehr die Umstände auch itzt verändert sind, noch einen Einfluß auf die Denkungsart unserer Zeiten hat? So unwahrscheinlich und unmerklich auch immer dieser Einfluß seyn mag, so gewiß scheint er mir doch zu seyn. Man las die alten Schriftsteller immer; man schätzte und liebte sie immer: und wie gerne nimmt man, auch unbemerkt, die Meynungen derjenigen an, die man schätzt und liebt? Man gab diese Gesinnungen mündlich und schriftlich wiederum von sich, und so bekamen auch jene die Gesinnungen der Alten, die von

den Alten ſelbſt nichts wiſſen. Man weiß ja, daß Leute, die ſelbſt nicht leſen und denken, immer andern nachdenken und nachbethen; und daß der Pöbel nur ein Echo iſt der wiederſchallt, was man in ihm hineingeſchrien hat. Man hat zwar in der Folge die Idee des Sklaven von der Idee des Schauſpielers getrennt: aber man hat die Idee des Verächtlichen noch beybehalten, die mit der Idee des Sklaven einſt ſo enge verknüpfet war; darum können itzt noch manche den Schauſpieler nicht denken, ohne die Nebenidee des niedrigen Geſchöpfes damit zu verbinden. Da ſehen Sie, wie wenig Grund das Ihnen widrige Vorurtheil hat, und dieſes Phaetom ſoll Sie erſchrecken? aber es iſt eben nicht nöthig, ſo weit zurück zu gehen: auch in Zeiten, die uns näher ſind, kann das Vorurtheil einen Grund zu ſeiner Entſtehung, oder wenigſtens zu ſeiner Verſtärkung bekommen haben. Als das Licht der Wiſſenſchaften allmählig verloſch, und die finſtre Nacht der Barbarey hereinbrach: verlohr ſich auch die Dramatik, nachdem ſie unter den Kaiſern der erſten Jahrhunderte, davon die meiſten muthwillige Buben oder laſterhafte Tyrannen waren; und unter den Ausſchweifungen des römiſchen Pöbels, der ſeinen Regenten gleich, lange genug wider ihre Beſtimmung die ſtärkſte Empfehlung des Laſters geweſen iſt. Ich fürchte nicht, eine Lüge zu ſagen, wenn ich behaupte, daß die Jeſuiten, ſo wie ſie den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften wiederum aufgeholfen, alſo auch von der Dramatik, wenigſtens in vielen Ländern, den Schleyer der Vergeſſenheit weggenommen haben. So ſchlecht nun auch immer die Schaubühne der Jeſuiten, ſowohl in Rückſicht auf die dramatiſche Poeſie, als auf die Schauſpieler, größtentheils beſchaffen war: ſo erhielt ſie doch Beyfall, und mußte auch nothwendig Beyfall erhalten, weil die Sache damals ganz neu war. Dieß fiel nun einigen ſo ſtark auf, daß ſie die Schauſpielerkunſt für den

fruchtbarſten Zweig ihrer künftigen Nahrung anſahen. Itzt zogen Vater und Mutter, Söhne und Töchter, aus Mangel einer öffentlichen Schaubühne, im Lande herum: legten Bretter auf Schrägen, behiengen alle Seiten mit gemaltem Papier oder Tüchern, ſo viel es ihre Armuth zuließ: und weil ſie an dramatiſchen Stücken, zumal an deutſchen, keinen Vorrath hatten, ſo machten ſie ſich über einen ſchmutzigen Roman her, und extemporirten darüber; oder ein Stück aus der heiligen Schrift, oder der Legende der Heiligen, und mishandelten es auf die unverantwortlichſte Weiſe. Um zu gewinnen, mußten ſie gefallen: und um dem Pöbel zu gefallen, mußten ſie pöbelhafte Spaſſe machen. Weil dazumal der Hofnarr eine der berühmteſten Perſonen an den Höfen war, der dem Fürſten und ſeinen Hofleuten manchen luſtigen Streich ſpielte: ſo nahm man ihn, um das Theater recht unterhaltend zu machen, unter dem Name Hannswurſt mit einer unterſcheidenden Kleidung in das Schauſpiel auf; und nun figurirten Chriſtus und der Hannswurſt in der nehmlichen Scene. Als aber Hannswurſt bald zu niedrig klang: gab man ihm einen ausländiſchen Namen, und hieß ihn Arlequin; oder legte ihm eine andere willkürliche Benennung bey; nun war der Narr geadelt, und erhielt den Freyheitsbrief. Andere, die ſich nicht im Stande ſahen, viele Leute zu erhalten; noch ſich mit Kleidern Theaterverzierungen, und ſo andern Dingen zu verſehen, nahmen ihre Zuflucht zu geſchnitzten Männchen, ſo wie ſie ſie in der Krippe ſahen; gaben ihnen durch Fäden eine abentheuerliche Bewegung, und nun ſpielten zwo Perſonen durch Veränderung der Stimmen alle Rollen. Dieß iſt der Urſprung des unnatürlichen Marionettenſpiels. Der Quackſalber, um eine Menge Käufer zu ſich zu locken, ſchlug auch eine Bühne auf, und ſpielte mit ſeinem Weibe und Bedienten einige lächerliche Scenen. Oft rottete ſich eine Bande Schurken zuſammen

und gaben sich, um freyen Zutritt in Städte und Märkte zu bekommen den Namen Komödianten. Es war aber dieser Name weiter nichts, als eine Decke ihrer boshaften Absichten: sie waren nur falsche Spieler, nur Betrüger, und zuweilen noch ein Bisgen mehr. Ist es Wunder, wenn Leute, die von solchen Komödianten gehört, oder sie selbst gesehen haben; Leute, die gewohnt sind, Dinge, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit haben, für eins zu halten: ist es Wunder, wenn solche Leute an die Idee Komödiant auch die Idee nichtswürdig, niederträchtig knüpfen; und also jeden Schauspieler verachten, weil sie jeden Schauspieler für das halten, was einst so viele Komödianten gewesen sind? Soll aber das blinde Vorurtheil solcher Leute ohne Einsicht, ohne Unterscheidungskraft, die alles nur durch die Brille des Vorurtheils sehen; die immer von jedem Dinge das behaupten, was ihre lieben Ahnen allezeit davon gesagt haben, sollte das Ding seine Gestalt auch noch so sehr verändert haben, daß es sich sebst nicht mehr gleicht: soll dieses Vorurtheil vermögend seyn, einen gesetzten Schauspieler niederzuschlagen? einen Mann, der seine Würde fühlt; der den großen Abstand mißt, der zwischen ihm, und jenen unwürdigen Komödianten ist? der weiß, wie schwer es hält; bis man auch nur dem größten Theile des Pöbels von jedem Stande (denn jeder Stand hat seinen Pöbel) das tief eingewurzelte Vorurtheil entreißen kann? der sieht, wie die Macht dieses Vorurtheils von Tage zu Tage zusehends abnimmt? — Fanden Sie, mein Freund, so viele Schätzer und Gönner des Schauspiels und der Schauspieler aus jedem Stande, da Sie Ihre theatralische Laufbahne eröfneten, als Sie itzt mit Vergnügen zählen? Hat sich die Denkungsart so vieler in so wenigen Jahren so sehr verändern können, da es doch immer im Anfange am schwersten fortwill: wird sie sich in der Folge bey den übrigen nicht weit leichter, und in ungleich grösserer Anzahl verändern? denn

daß gar alle von dem Theater vernünftig denken, darf der Schauspielerstand eben so wenig hoffen, als jeder andere Stand der menschlichen Gesellschaft. Verachten Sie also die Verachtung des Vorurtheils!

Wir kommen nun auf eine andere Klasse der Menschen, die auf Schauspiele und Schauspieler mit Blicken voll Verachtung hinsehen: diese sind die Dummen und Unempfindlichen. Es giebt Seelen von so grobem Zeuge, daß sie nicht einmal wissen, was schöne Empfindung, was geistigs Vergnügen ist. Sie kennen nur thierische Bedürfnisse, und sie befriedigen dieselben auf thierische Art. Höhere Vergnügen, Vergnügen des Geists sind für sie, wie man zu sagen pflegt, spanische Dörfer. Sie empfinden bey einer Pfeife Tobak, und einem Kruge Bier weit mehr, als bey der rührendsten Scene des Schmerzens, als bey den Thränen der bedrängten Unschuld, als bey den edelsten Handlungen. Sie stehen fühllos da, wo das Eingeweid des Empfindenden vom Mitleide zerrissen wird: sie schauen gleichgültig herum, wo das Auge jedes Menschenfreundes in Thränen schwimmt: sie lachen, wo jedes gute Herz tiefgeholte Seufzer ausstößt: kurz, sie sind nicht fähig, das so süsse Vergnügen der Rührung zu schmecken. Die Unempfindlichkeit geht fast immer in Gesellschaft der Dummheit. Es bricht das Parterre in laute Bewunderung aus, und sie verwundern sich über diese Bewunderung. Man klatscht einem Schauspieler, einer guten Handlung, einem schönen Sentiment lauten Beyfall zu, und sie können die Ursache davon nicht einsehen. Es wird ein Schauspiel hochgerühmt, und sie finden gar nichts Sonderbares in demselben. Freund! wer will gerne dumm und unempfindlich scheinen? Wer kann den Gegenstand lieben und schätzen, der ihm seine Dummheit und Unempfindlichkeit so nachdrücklich vorrückt, und jedermann zur Schaue ausstellt? Liebt das häßliche Gesicht den Spiegel?

Was können diese Leute anders thun, um ihre Dummheit und Unempfindlichkeit zu verbergen, als den Ort fliehen, der beyde jeden fremden Auge so deutlich zeigt? Wie können sie sich an dem Theater und Schauspieler besser rächen, als wenn sie dieselben aus tausend leeren Gründen verachten? Und was muß der vernünftige Schauspieler thun, als über ihre Verachtung lachen, oder was menschlicher ist, diese elenden Verächter bemitleiden?

Viele schreyen das Theater als seelenverderblich, als den Ort der Verführung, und durch eine ganz natürliche Folge die Schauspieler als seelenverderbliche Verführer aus. Ja! stünde das Theater jedem Stücke offen; würden Schauspiele aufgeführt, die die Tugend erniedrigen und lächerlich machen, das Laster aber vergöttern und anpreisen; wollte man uns Gleichgültigkeit gegen die guten Sitten, und Duldung gegen die Ausschweifungen einflößen; wäre das Theater die Schule der Buhlerey, der Liebesränke, der Bubenstücke, der Ränke; kamen ungetadelte Grundsätze vor, die unsere heilige Religion nicht billigen kann: ja! dann hätten diese Leute vollkommen recht; dann müßte jeder rechtschaffne Menschenfreund das Theater sammt den Schauspielern verabscheuen. Aber so lange das Theater das bleibt, was es bey uns wirklich ist; so lange darauf die Tugend gerühmt, das Laster verfolgt, die Thorheit verlacht wird; so lange jedes Stück, sollte es auch das größte Meisterstück der Kunst seyn, davon entfernet bleibt, in welchem die Rechte der Religion, der Tugend, der guten Sitten gekränket werden: so lange hat man auf dieses Geschrey nicht zu achten, denn es wird nur von Leuten gemacht, die das Theater, so wie es itzt ist, nicht kennen, und es ist ungegründet; oder von Leuten, die ein unächter Eifer entflammt, und es ist das Geschrey der Scheinheiligen. Es giebt Leute, die auf einmal anfangen Dinge zu tadeln, die sie vorher selbst ge-

schätzt und gelobet haben. Es ist nicht immer Ueberzeugung, nicht Pflicht was sie dazu antreibt: sie tadeln nur, um andern zu gefallen, und dieselben Glauben zu machen, daß sie viel Religion und Amtseifer besitzen. Ihr Mund und Herz stehen in ewigem Widerspruche. Hätten sie ein gewisses Amt nicht bekommen, so würden sie wohl nie getadelt haben. Viele schmälen gar nur darum auf Theater und Schauspieler, weil ihnen ihr einmal angenommener Stand nicht erlaubt, an dem Vergnügen des Theaters Antheil zu nehmen. Wir Menschen sind es nun schon einmal so gewohnt, auch bey den unschuldigsten Vergnügungen unserer Mitmenschen, wenn es uns nicht vergönnt ist, Theil daran zu haben, nichts als Gefahren und Verderbnisse zu sehen. Unser Neid findet in diesem scheinheiligen Tadel eine Art von Schadloshaltung für die Vergnügungen, die uns unser Stand versagt. Lassen Sie sich also, mein Freund, nicht irre machen, wann dergleichen Leute, mit Sprüchen aus den heiligen Vätern gegen das Theater angezogen kommen: sie treffen unser Theater nicht, so lang es so bleibt, wie es ist. Es war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ein feiner Kunstgriff der heydnischen Politik, die heiligsten Geheimnisse der Christen auf das Theater zu bringen, und sie durch die ärgerlichste Mishandlung lächerlich vorzustellen, um die Religion der Christen zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung zu machen, und die Heyden von der Annahme derselben abzuhalten. Aus eben der Absicht ertönte immer das Lob ihrer erdichteten Gottheiten; wurden immer ihre Thaten in das vortheilhafteste Licht gestellt, und selbst ihre Laster zur Nachahmung angepriesen. Von den unmenschlichen Spectakeln der Römer nichts zu melden, wo Menschen mit Thieren, und Menschen mit Menschen zum Vergnügen des noch sehr rohen Volkes bis auf den Tod kämpfen mußten. Konnten die Väter und

Hirten der Kirche bey ſo augenſcheinlichen Gefahren der ihnen vom Herrn anvertrauten Seelen gleichgültig ſeyn? Konnten ſie die erſt aufkeimende Tugend der neuen Chriſten ſo harten Prüfungen ausſetzen? Konnten ſie in der Folge zu geben, daß Chriſten in das Theater kämen, auf dem das Laſter immer triumphirte, und die verſöhnte und unterdrückte Unſchuld und Tugend nur zu ſtillen Seufzern verdammt wurde? wo die Ueppigkeit in vollem Glanze erſchien? wo die ausſchweifendſte Wolluſt ungeſtraft ihr ſüſſes Gift miſchte? Waren ſie nicht im Gewiſſen ſchuldig, wider die Gewohnheit, in ſolche Schauſpiele zu gehen, zu predigen und zu ſchreiben? — Aber welche Vergleichung mit unſerm Theater! — Seyn Sie nur immer auf der Hut, mein Freund, daß keine Piece, die für die guten Sitten anſtößig ſeyn könnte, ſich in das Theater einſchleiche, oder eindringe: und Sie können immer den Eifer der Scheinheiligen verlachen. Es giebt ſolche Schauſpiele genug. Es hat uns Göthe eins an ſeiner Stella, oder Schauſpiel für Liebende, geliefert; das uns bey aller ſeiner Kunſt, bey alle ſeinem Zauber, bey aller ſeiner Rührungskraft immer verabſcheuungswürdig bleiben muß, weil es eine offenbare Vertheidigung und Empfehlung der Vielweiberey iſt. Auch der Vorwurf, daß das Theater Gelegenheit zu gefährlichen Zuſammenkünften macht, darf Sie nicht kränken. Es iſt dieß allerdings ein Uebel, aber auch nur ein zufälliges Uebel. Man muß aber nützliche Dinge zufälliger Misbräuche wegen, wenn dieſe die Maſſe des Guten nicht merklich aufwägen, keineswegs abſchaffen. Welches Gute könnte ſonſt in der Welt mehr beſtehen? Was iſt verehrungswürdiger, als unſere Kirchen? und was wird unterdeſſen zu verliebten Zuſammenkünften täglich mehr misbraucht, als eben unſere Kirchen? Das Mädchen möchte ſeinen Liebhaber ſehen, möchte ihn ſprechen, möchte

ihm ein Briefchen zuſtecken, oder von ihm welches leſen: und es erbittet ſich die Erlaubniß, in die Kirche zu gehen. Die Tochter, die Magd möchte mit ihrem Geliebten einen Spatziergang machen, möchte in einer Schenke, oder in einem Garten ſich mit ihm luſtig machen: und ſie eilt zu einer Nachmittags Predigt, zu einer Nachtandacht; ſie geht nach Powonſki, Bielany, Lazienki, oder nach einem Garten der Stadt wenn ſie ihren Gegenſtand in der Kirche gefunden, eilt mit ihm von dannen, und verläßt den Tempel des Herrn mit dem Troſte: ein andermal ihre Andacht zu verrichten, um itzt ein erlaubtes Vergnügen zu genieſſen.

Sie werden wohl nicht verlangen, mein Freund, daß Sie der Thor, und der laſterhafte loben? Dieſes Lob würde Sie und das Theater entehren. Kann der laſterhafte ſehen, wie ſeine Grauſamkeit, ſeine Härtigkeit, ſeine viehiſche Wolluſt, ſein ſchwarzes Herz, ſeine Verführungen der Unſchuld, ſeine Ungerechtigkeiten, ſeine Verlaumdungen, ſeine Betrügereyen, ſeine Gewaltthätigkeiten, und alle die Gräuel der Bosheit an einer erdichteten Perſon, in der er ſich nur allzuwohl getroffen ſieht, zum allgemeinen Haſſe und Abſcheue vorgeſtellt werden, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirſchen? Kann der Thor, der ſich nicht beſſern will, hören, wie ſein albernes Vorurtheil, ſeine eingebildete Größe, ſein geborgter Schimmer, ſein unedler Stolz, ſeine Pedanterey, ſeine ſtutzermäßige Galanterie, und jede andere Art von Thorheit öffentlich ausgeziſcht und ausgeklatſcht werden, ohne ſich über Theater und Schauſpieler halb zu Tode zu ärgern? Nichts bringt dem Theater mehr Ehre, als der Haß des Thoren und laſterhaften; denn er iſt der unumſtößliche Beweis, daß das Theater das iſt, was es ſeyn ſoll, nähmlich die Schule guter Sitten.

Von den Adelſtolzen, die jeden queer über die Schultern anſehen, der nicht wenigſtens ein prächtiges Von auf den Kleidern trägt, mag ich gar nichts ſagen. Dieſe Verachtung hat der Schauſpieler mit jedem andern gemein, den das Loos einer adelichen Geburt nicht getroffen hat; und kann ſie alſo mit jedem andern getroſt verlachen. Es iſt ſchon längſt ausgemacht, daß der ererbte Adel eben ſo wenig ein perſöhnliches Verdienſt, als wenig die niedere Abkunft eine perſöhnliche Schuld iſt. Jeder Vernünftige weiß, daß uns nur das wahre Ehre und Schande bringen kann, was von unſrer eignen freyen Wahl abhängt. Was hatte Florimund vor ſeiner Geburt für Verdienſte für ſich aufzuweiſen, die ihm ein Recht hätten geben können, der Enkel verdienſtvoller und reicher Ahnen zu werden? Welches ſind die Vergehungen Kleanths vor ſeiner Geburt, die ihm die Demüthigung zugezogen haben, von unanſehnlichen und dürftigen Aeltern auf die Welt geſetzt werden zu müſſen?

Da haben Sie nun, wertheſter Freund, einige Klaſſen von Leuten, die auf Schauſpiele und Schauſpieler ungehalten ſind. Sie werden nun wenig Mühe haben, jedem, den Sie in Zukunft über Theater und Schauſpieler klagen oder ſchimpfen hören, ſeinen Platz anzuweiſen. Sie werden aber auch, ſo hoffe ichs von Ihnen, dieſes Klagen und Schimpfen von nun an wenig mehr achten. Denn das Urtheil und der Tadel unwiſſender, von Vorurtheilen befangener, dummer, unempfindlicher, ſcheinheiliger, laſterhafter, thörichter, adelſtolzer Leute muß nie ſo viel Gewalt über das Herz eines geſetzten, rechtſchaffenen Mannes haben, um es unruhig machen zu können.

Um Sie aber vollkommen zu beruhigen, will ich noch das Urtheil des Weiſen herſetzen. Hören Sie alſo auch einmal, was vernünftige Leute von unſerm Theater, und von den Schauſpielern denken.

Der Weiſe ſieht das Theater als eine unerſchöpfliche
uelle des reinſten Vergnügens an. Er eilt dahin,
n für ein kleines Stück Geld ſeinen durch Arbeit ermü-
ten Geiſt zu erquicken; um angenehm zu lächeln, um
adenfroh zu ſeufzen, zu weinen, zu zittern, ſich einem
ſſen Kummer zu übergeben; um ſein Herz täuſchen, und
jede Bewegung ſetzen zu laſſen; um ſich über die ver-
hte und gebeſſerte Thorheit, über das entlarvte und ge-
nüthigte Laſter, über die entdeckte und gerettete Unſchuld zu
uen. Er bemitleidet diejenigen von Herzen, die ihr
tück Geld beſſer anzulegen glauben, wenn ſie damit
rch ein berauſchendes Getränk alle ihre Sinne betäu-
n, die Geſundheit zerſtören, die Vernunft erſäufen, und
unter die unvernünftigen Thiere herabwürdigen; oder
Spiel wagen, das weit mehr Geld verſchlingt, und
en oft nichts, als Gram, Wuth und Verzweiflung in
Seele zurück läßt; oder hingehen, eine Unſchuld ihren
gierden aufzuopfern, und einer weinenden Wittwe ih-
lezten Troſt zu rauben; welche er dann nicht bemitlei-
, ſondern verachtet. Und doch ſind es dergleichen Ge-
öpfe, die das Theater und ſeine Anhänger mit einer
h frommen Miene verdammen. Verdienen dieſe auch
die mindeſte Aufmerkſamkeit? Sind ſie ſich nicht ſelbſt
iederlegung? —

Des Weiſen Freude wächſt in eben dem Maaße,
em die Anzahl ſeiner Landsleute wächſt, die eine glei-
Denkungsart in das Theater führt. Seine Seele
tet ſich aus, und ſeine Stirne erheitert ſich, wann er
von vielen umgeben ſieht, die an Vergnügungen,
che des vernünftigen Menſchen ſo würdig ſind, Ge-
nack finden. Jedes fremde Lächeln vermehrt und ver-
das ſeinige; jeder fremde Seufzer ſtößt zu demſeinigen;
fremde Thräne fließt mit derſeinigen zuſammen. Er
eßt ſein Vergnügen nicht einzeln, er genießt es durch

das Vergnügen aller Anwesenden verstärkt; ja es belustigt ihn der schöne Anblick, so viele auf eine so edle Art vergnügt zu sehen, weit mehr, als sein eignes Gefühl des Vergnügens. Er verläßt wonnetrunken das Theater, und segnet die Schauspieler, die seinen Geist so angenehm entzücket haben.

Der Weise sieht das Theater für den Ort an, wo der Geschmack der Nation vorzüglich gebildet, und ihre Empfindung verfeinert wird. Der Geschmack der Nation hängt grösstentheils von dem Geschmacke der Hauptstadt ab: von da aus verbreitet er sich in das ganze Land, so wie der Schall von dem schallenden Körper aus sich ringsherum verbreitet. Von dem ganzen Lande kommen Leute in die Hauptstadt, und von der Hauptstadt gehen immer Leute in alle Gegenden des Landes ab. Sowohl diese, als jene tragen den Geschmack der Hauptstadt mit sich fort. Man schreibt auch viele Briefe, drückt ihnen das Gepräge des herrschenden Geschmackes auf, und theilt ihn so den entferntesten Gegenden mit. Auf diese Weise herrscht nach und nach überall der nehmliche Geschmack: nur wird seine Stärke immer fühlbarer, je näher man der Hauptstadt kömmt; so wie man den Schall immer deutlicher vernimmt, je mehr man sich dem schallenden Körper nähert. Wer will aber zweifeln, daß der Geschmack der Hauptstadt vorzüglich in der Schaubühne gebildet wird? Wem haben wir den gerechten Widerwillen zu verdanken, den das Parterre gegen Possenspiele, und niedrige Scherze äußert? Wem die Verachtung gegen Lustspiele, derer Charaktere nicht außerordentlich gut gezeichnet sind, und derer ganze komische Kraft nur auf Worten beruht? Wem die Abneigung gegen den pedantischen oder quintessenzirten Ton? Wem die Empfindlichkeit, die sich bey der geringsten Verletzung des Wohlstandes beleidigt findet? Wem den lauten Beyfall, der jeder schönen Handlung zugeklatscht

wird? Wem die zufriedne Bewunderung, die sich bey iner menschenfreundlichen, erhabenen Denkungsart auf edem Gesichte zeigt? Wem die Thränen, die zur Ehre er Menschheit fließen? Wem den Haß, der dem Nie- erträchtigen und Lasterhaften aus jedem Auge entgegen ißt? Wem die sanften Blicke, mit denen man auf die echtschaffenheit, auf die Tugend, auf die Unschuld hin- haut? — Wer das gegenwärtige Parterre mit dem arterre vor 6, 8, 10 Jahren vergleicht, wird die Ant- ort auf diese Fragen leicht finden. Welch ein seelener- ebender Gedanke für einen regelmäßigen, sittlichen Schau- icler! Meine Nebenmenschen ändern sich: ihr Geschmack ird geläuterter, ihre Empfindung feiner, ihre Denkungs- rt edler, ihre Sitten milder, und sie selbst tugendhafter! m Theile auch durch mich! —

Denn der Weise sieht das Theater auch als eine chule der Tugend an. Ist es möglich, daß man fort- hre, das Laster zu lieben, das uns in dem Theater so t in aller seiner Blösse, in aller seiner Häßlichkeit, von len schrecklichen Folgen begleitet, vorgestellt wird? Muß an auf Ränke und Betrügereyen nicht mistrauisch wer- en, wenn man so oft den üblen Ausgang des feinsten ewebs der Falschheit und Verstellung sieht? Ist es öglich, die Tugend nicht zu lieben, die uns so reizend n Glücke, so stark und zufrieden im Unglücke, und dlich über alle Bedrückungen sieghaft erscheint? Kann an über die Thorheiten im Ernste lachen, und sie doch ch begehen wollen? O! ein moralisches Schauspiel uß wenigstens eben so viel, als eine moralische Rede irken! Ja es muß seine Wirkung um so viel stärker nd dauerhafter seyn, je lebhafter der Eindruck durch die orstellung wird, und je durch mehr Sinne dasselbe sich nserer Seele mittheilt. Wie oft gieng ich selbst klü- r, menschenfreundlicher, tugendhafter aus dem Thea-

ter weg? Wie oft sagte ich zu mir selbst: kennst du diesen Zug der Thorheit? Siehst du das elende Vorurtheil? Könnte dich der Schritt, den du wagen willst, nicht in gleiche Verlegenheit stürzen? Siehst, wie endlich alles gut geht, wenn man genug Muth und Geduld hat? könntest du dort nicht nicht eben so schön handeln? verdient jene Person nicht eben das Mitleid, das du itzt fühlst? So dachte ich öfters und gute Entschliessungen begleiteten mich nach Hause. Werden andere nicht eben so gut, oder noch besser gedacht haben? Meine Menschenliebe heißt es mich von den meisten glauben.

Sehen Sie, mein Freund, so denken vernünftige Leute. Sie sehen das Theater als die Quelle des reinsten Vergnügens, als die Schule des guten Geschmacks, der feinen Empfindung, der guten Sitten und der Tugend an. Die Schauspieler sind in ihren Augen die Kanäle, durch die uns das Vergnügen zufliesst: sie sind die Werkzeuge, durch die alles das Gute gewirket wird, das man von einem moralischen Theater erwarten kann. Der Weise hält den Schauspieler für ein eben so nothwendiges Glied der Gesellschaft, als viele andere; weil die Begierde nach Vergnügungen des Geists eben sowohl ein Bedürfniß des Menschen ist, als Hunger und Durst: er hält ihn für ein eben so nützliches Glied, als andere; weil der Schauspieler zur moralischen Besserung, Vervollkommnung und Glückseligkeit des Menschen treflich mitwirkt.

Der Weise sagt nicht: Nur solche Leute geben sich mit der Schauspielerkunst ab, die sonst nicht zu leben hätten. Warum widmet sich der gröβte Theil der Menschen andern Geschäften und Bedienungen, die man gewiß nicht für überflüssig ansehen kann? Wie viele würden sich in die Werkstatte verschlieβen, wie viele sich zu sauern und ermüdenden Arbeiten bequemen, wie viele unter eine muthwillige Schaar unwissender Knaben hineinsitzen, wie

viele

viele sich mit den Händeln ihrer Mitmenschen schleppen, wie viele sich andern Aemtern der Gesellschaft aufopfern, wenn sie für sich selbst ihr Auskommen hätten? Gereicht aber diesen ihr Beruf, den sie des nöthigen Unterhalts wegen treiben, nicht zur Schande: warum soll eben dem Schauspieler sein Beruf zur Schande seyn?

Der Weise sieht es für keine Erniedrigung des Schauspielers an, daß er für jeden um sein Geld zur Lust auf der Schaubühne stehen muß. Muß dann nicht jeder, vom Kleinen bis zum Grossen, in der menschlichen Gesellschaft dem andern zu Diensten seyn? Muß nicht der Künstler, der Kaufmann, der Weinwirth jeden für sein Geld bedienen? Heilt der Medicus nicht auch den Schurken für seine Bezahlung? Dient der wohledle und gestrenge Herr Advocat (Patron) und Beamte, der hochedelgebohrne und gnädige Herr Hofkammer- und Hofrath nicht auch dem gröbsten Bauer, wenn er ihn zahlt?

Der Weise hält die Schauspieler deswegen nicht für nichtswürdige Leute, weil sich einige von ihrem Stande gröblich verfehlet haben. Er weiß, daß jeder Stand aus Menschen besteht, und daß also in jedem Stande Fehlerhafte seyn müssen. Er weiß, daß die Bruderſünden keine Erbſünden sind; und daß man die Vergehen einzelner Glieder nie dem ganzen Stande Schuld geben kann. Er weiß, daß es unter den Schauspielern eben sowohl rechtschaffne und tugendhafte Leute giebt, als in allen übrigen Ständen auch Schurken angetroffen werden. Ich kann Ihnen da meine Freude nicht bergen, die mir der Ihnen so rühmliche Gedanke einflößt, daß man unsern Schauspielern keine von alle den ärgerlichen Streichen Schuld geben kann, die andere nicht selten gespielet haben.

Legen Sie nun, schätzbarster Freund, die Verachtung gegen das Theater und die Schauspieler von allen denje-

nigen, von denen ich oben gesagt habe, in eine Schaale; in die andere aber legen Sie das Urtheil und Hochachtung aller Vernünftigen; legen Sie noch die unschätzbare Gnade des weisesten und tugendhaftesten Königs, unsers Allerdurchlauchtigsten Landesvaters hinzu, der das Theater mit seinem mächtigen Schutze, und mit der Gegenwart seiner höchsten Person beehrt; legen Sie auch die Begünstigungen der durchlauchtigsten Republik, so vieler großen Fürsten und Herren für das Theater und die Schauspieler, sammt der billigen Meynung des vernünftigsten Theils einer jeden gesitteten Nation hinein: Himmel! wie hoch fliegt die Schaale der Verachtung auf! Muß ich noch mehr sagen? Nein! Ich darf schweigen! Ihre entfaltete Stirne, Ihr helles Auge, Ihre zufriedene Mine kündigt mir den vollkommensten Sieg an.

Sie erwarten nun auch einige Anmerkungen über unser deutsches Theater von mir, die, wie Sie mich lezthens versicherten, Ihnen sehr willkommen seyn würden. Sie wissen, daß ich mich nie zum Schmeichler erniedrigen können; der reinen Wahrheit treuester Verehrer, würde ich auch da meine Meynung ohne alle Umschweife sagen, und wem behagt wohl die nackte Wahrheit?

Die Wahrheit war der ganzen Welt zuwider,
Da sich ihr Reiz noch nackend sehen ließ:
Die Jugend schlug vor ihr die Augen nieder,
Wenn sie der Greis zum Galgen gehen hieß.
Vergebens ziert die Unschuld ihre Stirne.
Die arge Welt beurtheilt nur den Schein,
Und schätzet sie für eine freche Dirne.
Geschickter nimmt die Lüge Menschen ein:
Ihr stiller Gang, die schmeichelnden Gebehrden,
Der bunte Rock, das freundliche Gesicht

Muß hochgeſchätzt, gelobt, bewundert werden.
So züchtig prangt die nackte Wahrheit nicht.
„ Frau, ſpricht Aeſop, laß dich von mir bedecken:
„ Der Fabel Kleid ſoll dir vortrefflich ſtehn;
„ Du wirſt dadurch der Lüge Neid erwecken,
„ Und ihren Schmuck an dir verſchönert ſehn. „
Der Rath gefallt; das Kleid wird angezögen;
Die neue Tracht dünkt jedem ungemein:
Kurz, wer ſie ſieht, den macht ſie ſich gewogen.
Die dumme Welt! Sie will betrogen ſeyn. *

Da ich, Freund Aeſopens Rath zu folgen, zu wenig poetiſche Laune beſitze, der Lüge Erbfeind bin; und da ich bereits vernommen, daß einige Zöglinge theatraliſcher Kunſt, bekannt mit ihren Verdienſten, weder gelobt, noch vielweniger getadelt ſeyn wollen, können Sie mein Freund! auch in Rückſicht meiner Ihnen bekannten Denkungsart, leicht vermuthen, daß Sie, ohne ſich betrogen zu finden, nicht zu viel von mir Ihrer Verſicherung und Wünſche wegen zu erwarten haben. So mannigfaltig und gegründet auch dieſe Anmerkungen ſeyn möchten, ſo wenig dürften ſie vermuthlich nützen. Doch werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit einige allgemeine Bemerkungen mittheilen, die weder das Geblüt der Schauſpieler erhitzen, noch die Gedult Ihrer Leſer ermüden ſollen.

Nun etwas weniges über das Singſpiel Robert und Kalliſte, oder: Der Triumph der Treue, welches Sonnabends den 22ten Junius zum drittenmale gegeben ward. — Dieſes Singſpiel in drey Akten nach dem Innhalt der ſpoſa fidele von Guiglielmi, Kapellmeiſter zu Neapel iſt, wenn es nicht eine Satyre auf die ganze

* Mundus vult decipi, ergo &c. &c. &c.

Gattung seyn soll, eines der fadesten und abgeschmacksten Producten dieser Art, das ich noch gesehen habe. Herr Eschenburg hätte den Quarck gar wohl unübersetzt lassen können; wenn es Ernst seyn soll, so gereicht es seinem Geschmack gewiß nicht zur Ehre, und ist's Parodie, wie ich wirklich nicht anders glauben kann, so mußte nothwendig jede Uebersetzung weit hinter dem Original zurück bleiben. Selbst die Musik rechtfertigt meine Vermuthung, sie ist so langweilig, hier und da so wiederholend, so monotonisch, so wenig pittoresque, die Deklamation darinnen ist an mehreren Stellen so falsch, hüpfend wo sie rühren, schleichend wo sie nur belustigen soll, daß es ganz und gar unmöglich ist, unter einem andern Gesichtspunkt das Stück nur halb erträglich zu finden. Und dennoch, wenn ich des Duetts mich erinnere, das der Verfasser im 5ten Auftritt des zweyten Akts angebracht hat, und das er selbst für Karrikatur, Parodie eines ernsthaften Operndueths ausgiebt, so weis ich wieder nicht, was ich dazu sagen soll. Wenn das allein Karrikatur und Parodie seyn soll, so möcht ich mir wohl eine Erklärung ausbitten, unter welche Rubrik denn die Stellen zu bringen wären, wo Lucinde dem Robert, ihrem seynsollenden Kammerdiener singend befiehlt: „ Hurtig setz zwey Sessel her! „ und bald darauf zum zweytenmal vorley'rt „Noch einen Sessel!„ Graf Adelstan sogar singt:

„ Geh ein wenig Kammerdiener
„ Drausſen auf dem Saal umher. „

Nichts fehlt mehr als ein Papagey, der tacktmäßig ein paar Zoten herschimpft. In dem zwölften und dreyzehnten Auftritt des zweyten Akts, wo die Herren und Damens sich bey finstrer Nacht paarweise mit einander in der letztern respecktive Schlafzimmer schleichen, sollte er nicht übel figurirt haben. Schmutzige Ideen zu erwecken

iſt nur dann erlaubt, wenn man dadurch Mittel gewinnt, das Laſter verhaßt zu machen, häßlich und abſcheulich zu ſchildern. Wer ohne Noth und ohne Hoffnung, hier oder da einen zu beſſern, ſich jenes erlaubt, iſt ein Poliſſon, der nicht verdient in Geſellſchaft gelitten zu werden. — Doch ich habe ſchon zuviel Worte über das Stück verlohren; Nun zu den Sängern. —

Herr Halbe, ein von der Schuchiſchen Geſellſchaft hier angekommener Akteur hatte den Graf Adelſtan als Gaſtrolle gewählet. Man bemerkte daß er Akteur ſeyn, daß er gründliche muſikaliſche Kenntniſſe beſitzen müſſe, allein da er ein gewiſſes tändelndes Betragen in ſein Spiel miſchte, welches ſein Vorgänger Herr Reinner, den ich noch ſtets der Natur getreu ſpielen ſah, ſorgfältig vermied, um mehr Stolz und Schwerzen des Podagras blicken, zugleich die ſchönſte Gelegenheit ſeine Talente als komiſcher Alter — die er ſchon vorher als Meiſter Sock im Pücefarbenen Schuhen ſo vorzüglich auszeichnete — auch in dieſem Singſpiele nicht unbenutzt entſchlüpfen zu laſſen, und da Herr Halbe überdies eine für hieſiges Theater zu ſchwache Bruſt verrieth, auch ſeine Stimme gegen Herrn Reinners nicht beſonders rein tönte, ſo konnte er nun freylich nicht den Beyfall eines hieſigen Publikums erhalten, das in allem Betracht zu ſehr Kenner iſt, als daß es etwas mittelmäſiges vortreflich finden ſollte. Uebrigens ſcheint er ein brauchbares Theaterglied zu ſeyn, und wäre vielleicht mit mehr Beyfall erſchienen, wenn er ſich zuvor als Akteur und dann erſt als Sänger, aber doch ſtets in einer andern Rolle gezeigt hätte.

Herr Arnold und Madame Hanke waren Robert und Kalliſte. Da beyde mehr für das ernſthaftere Spiel ſind, konnte ihnen nun wohl das komiſch karrikirte jener Parodie eines ernſthaften Operndueits,

welches sie im fünften Auftritt des zweyten Aufzugs singen, nicht besonders gelingen; um so besser glükten Madame Hanke die zärtlichen, und Herrn Arnold die eifersüchtigen Scenen. Beyder körperlicher Bau ist einer der schönsten, der je auf der Schaubühne brillirte. Dieser, und daß sich Madame Hanke stets mit Geschmack zu kleiden weis, erhöht ihre Talente und beseelt ihre Reitze, so daß sie öfters mit Beyfall beehret werden, so bald sie sich nur zeigen. Von ihren Verdiensten um die Singbühne werde ich Gelegenheit nehmen ein andermal zu sprechen.

Herr Möller, ein junger wohlgebauter Mann, betrat in diesem Singspiele zum erstenmale die Schaubühne. Er besitzt gründliche musikalische Kenntnisse, eine zwar noch unausgebildete, doch aber nicht unangenehme volle Stimme, fühlt eine lebhafte Neigung für das Theater, und giebt daher Hoffnung, so wohl ein guter Sänger als brauchbarer Akteur zu werden.

Madame Buchner, die so wie Herr Möller zum erstenmale erschien, hatte aus Neigung und Gefälligkeit die Rolle der Lucinde übernommen. Sie ward nicht ohne Beyfall gehört, welchen sie auch, da sie, als das erstemal, über alle Erwartung spielte, verdiente, doch scheinen dergleichen Rollen ihren natürlichen Fähigkeiten nicht angemessen zu seyn. Soubretten, plauderhafte Weiber wird sie mit mehr Glück spielen, wenn sie durch anhaltende Uebung ihren Dialekt zu verfeinern, und ihrer Zunge Geschmeidigkeit zu geben weis.

Gianetta Montaldi.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Herrn Johann Friedrich Schink.

Donnerstags den 27ten Junius.

Man würde aus dem allgemeinen Beyfall, den Gianetta Montaldi fast bey allen unsern Kunstrich-

tern und auf allen unsern Theatern gefunden hat, sehr vorcilig auf seinen innern Werth schliessen: denn was für positiv schlechte Stücke haben bey unsern Kunstrichtern und auf unsern Theatern nicht den nehmlichen Beyfall gehabt? Alles; was diese fast allgemein gute Aufnahme beweist, ist, daß es dem Stücke nicht an theatralischer Wirkung fehlt, und daß, wenn es also an irgend einem Ort matt und kahl ausfallt, die Schuld eben nicht an dem Stücke liege!

Aber ein Stück kann viel theatralische Wirkung haben, und doch ein sehr schlechtes, oder sehr mittelmäßiges Stück seyn. Diese Gianette wenigsten ist, troß der theatralischen Wirkung, nichtsweniger, als ein Meisterstück, vielmehr ist es so voll grober und auffallender Fehler, daß man nur blind oder sehr partheyisch seyn mus, sie nicht zu sehen.

Ueberall sieht man darinn die Jugend des Verfassers, überall, daß er damals, als er es schrieb, mit dem Innern der dramatischen Kunst noch ganz und gar nicht bekannt war. Phantasie verräth das Stück die Menge, aber desto weniger ruhiges Raisonement. Sitten des Dichters sieht man überall, aber Sitten der Welt fast nirgends; Ueberraschung auf Ueberraschung, und nirgends Wahrscheinlichkeit. Die ganze Fabel ist ein Roman und keine Begebenheit des Lebens.

Was das Stück gutes hat, will der Verfasser, wie er selbst sagt, nicht angezeigt wissen, aus Furcht eines Vorwurfs der Partheylichkeit, welche Bescheidenheit und Gerechtigkeitsliebe seinen Werth so wohl als Mensch und Dichter erhöht. Ich will, um seiner Delikatesse zu schonen, des häufig darinn enthaltenen Guten nicht erwähnen, sondern nur, nach des Dichters eigener Leitung, was seine Fehler betrift, rügen. —

Es kann kaum ein Plan verwickelter und unwahrscheinlicher angelegt seyn, als es dieser Plan ist. Er zeigt nur zu sehr von der erhitzten Phantasie eines Menschen, der sich seine Welten träumt, und die wirklichen nicht kennt. Dreymal wird der Knoten des Stücks gelöst, und dreymal wieder zusammen geknüpft; dreymal scheint die Begebenheit am Ende, und dreymal fängt sie von neuem an. Kaum, daß Gianette, durch den Endschluß, den Giftbecher austrinken zu wollen, den Cotta auf ihre Unschuld aufmerksam macht; kaum daß, durch Paduano, Gianettens Unschuld, und seine und der Gräfin Betrügerey ans Licht gebracht wird; kaum daß die beyden Liebenden das Glück der Versöhnung und Vergebung geschmeckt haben: so führt der Teufel ein Duell herbey. Cotta geht zum Duell, Gianetta fällt in Ohnmacht, bleibt bis zum fünften Akt so liegen, bis Cotta wieder hereintritt, und Gianetten, die sich wieder erholt hat, seine grosmüthige Handlung gegen Paduano und Paduanos Reue erzählt hat; und kaum hat Paduano Vergebung erhalten, kaum ist alles wieder im guten Stande: so kömmt die da Carpi angestürmt, rast, weint, droht, macht die Närrin, bittet um Vergebung, erhält Vergebung, sinkt ohnmächtig in einen Stuhl, erholt sich wieder, giebt die beyden Geliebten zusammen, und schnell wie ein Blitz, ohne daß es jemand vermuthet, — denn die Züge, wo der Dichter ihre Absicht verrathen läßt, sind zu fein, und werden von der Schauspielerin auch meist übersehn — stößt sie Gianetten den Dolch in die Brust. Dinge, die sich fast unmöglich so schnell aufeinander an einem Tage zutragen können, und wenn sie sich auch zutragen könnten, doch nur äußerst selten sind. Aber das äußerst Seltene ist für das Theater das minder Wahrscheinliche, und das Minderwahrscheinliche nicht der Gegenstand der theatralischen Darstellung,

die eigentlich mehr als Wahrſcheinlichkeit, die Wahrheit liefern ſoll.

Eben ſo unwahrſcheinlich iſt der Roman von der Bekanntwerdung Cottas mit der da Carpi. Mag ſie immer die beſte Tänzerin auf dem Karnevall geweſen ſeyn, mit der er getanzt hat, mag ſie ihn auch zur Noth zu ſich eingeladen haben; unter den Augen ihres Vaters, oder ganz unter vier Augen, konnte und durfte ſie ihn einladen. Aber zu einem öffentlichen Feſte, das ſie, nehmlich das unverheyrathete Mädchen, den ſchönen Geiſtern aus der Cruska gab, konnte ſie ihn nicht einladen, weil die ledigen Mädchen in Italien nicht ſo ſans façon mit Mannsleuten umgehen dürfen. Eben ſo wenig kann ſie Cotta in allen Zirkeln und Geſellſchaften, als ihr Cicisbeo begleitet haben, weil ein unverheiratetes Mädchen in Italien keinen Cicisbeo hat, keinen haben darf. Ein Schnitzer, durch den der Dichter das Stück Italiens Sitten einheimiſch zu machen glaubte, aber gerade uneinheimiſch gemacht hat.

Daß ferner ein Vater und noch dazu ein Italiener, ſein beleidigtes Kind, das ſich an einem Meineidigen rächen will, und, dieſe Rache zu vollziehn, zu ihm reiſt, daß dieſer Vater dieſes ſein Kind nicht begleitet, ihre Rache gleichſam lenkt, anführt, ſondern ſie in Begleitung ihrer Schweſter, ohne einen männlichen Begleiter, der ſie in einem ſo ſchwierigen Unternehmen unterſtütze, fortreiſen läßt, und ſie ſo ohne allen Beyſtand den möglichen Beleidigungen dieſes Meineidigen Preis giebt, iſt wieder ein Umſtand, der wohl in der Welt des Dichters, aber ſchwerlich in der wirklichen exiſtiren kann.

Die Gräfin handelt überhaupt, für ein ſiebenzehn — achtzehnjähriges Mädchen, das zum erſtenmal liebt, zum erſtenmal betrogen wird, gar zu entſchloſſen, hat zu viel Plan, und ihre Rache iſt gar zu überdacht. Den der

meinten Verführer, bey dem erſten Geſtändniß, daß er verheirathet iſt, auf der Stelle zu durchbohren, das kann ein beleidigtes Mädchen, beſonders eine hitzige Italienerinn. Aber einen ſo ausgedachten Plan der Rache, eine ſo bittere, ſo hinterliſtige Rache kann ſo ein Mädchen faſt unmöglich faſſen. Das kann nur eine aufgebrachte Buhlerin, oder ein Weib, das ſchon mehr geliebt, ſchon öfter betrogen worden iſt.

Die Intrique mit dem Ring, durch den Cottas Eiferſucht in Bewegung geſetzt wird, iſt einfältig und plump, ſowohl wegen der Art, wie ihn die da Carpi in die Hände bekömmt, als auch wegen der Art, wie ihn Paduano gebraucht.

Ein Paar neue Unwahrſcheinlichkeiten giebt Cottas und Paduanos Betragen beym Duell. Cotta, voll Galle und Bosheit wieder den Aufhetzer und Verderber ſeiner Glückſeligkeit, von ihm herausgefodert, eilt hin, den Verräther zu beſtrafen — aber was geſchieht? der Graf ſchießt zweymal und fehlt, und Cotta wirft ſeine Piſtolen in den Canal und ſchenkt dieſem Aufhetzer, dieſem Verderber ſeiner Glückſeligkeit das Leben, das in ſeiner Hand war. Ich ſage nicht, daß es dem Karakter des Cotta widerſpricht, ſo zu handeln, ſage nicht, das Cotta nicht nach der Natur ſo handeln könnte — aber wie es hier geſchieht, ſo unpräparirt, wird es unwahrſcheinlich. Nach der Art, wie er zum Duell geht, läßt ſich dieſer Ausgang unmöglich erwarten. Das nehmliche gilt auch von der Bekehrung des Grafen.

So wahr es ſonſt ſeyn kann, daß auf das Herz eines Menſchen, wie dieſer Paduano, das im Grunde kein verdorbenes, kein ſchlechtes, ſondern von Leidenſchaft, von beleidigter Liebe verführtes Herz iſt, daß auf ſo ein Herz Cottas Grosmuth den Eindruck macht, daß er gerührt wird, daß er bereut: ſo iſt es doch hier zu wenig

präparirt; ſo zeigt Paduano doch zu wenig Züge in ſeinem Karakter, die das allenfalls vermuthen laſſen, als daß dieſe ganze Bekehrung nicht zu ſchnell, nicht zu unerwartet ſcheinen ſollte. Ueberhaupt machen dieſe Uberraſchungen das Stück äuſſerſt armſelig; ſie zeigen von dem äußerſten Mangel an Erfahrung, die der Dichter damals hatte; beweiſen, wie wenig er damals dramatiſche Kunſt und ihren Zweck kannte, und was für armſelige Begriffe er davon hatte.

Im lezten Akt endlich kömmt der Barrigello recht wie zugeruffen; es ſcheint, als ob er es gewittert hätte, wenn die Delinquentin, die er dem Gericht überliefern ſoll, den Streich vollführen würde, und als ob er ſich gehütet habe, ja nicht eher zu kommen, als bis er geſchehn ſey. Denn, kaum iſt Gianette zu Boden geſunken, ſo iſt auch der Barrigello da: laut Ordre ſeine Delinquentin abzuholen; und was das boſſirlichſte iſt, ſo befiehlt der Graf, der doch unmöglich weis, daß der Barrigello der Gräfin wegen kömmt, als man ihn von der Ankunft deſſelben benachrichtigt, daß er herein kommen ſoll, ohne über die Erſcheinung eines ſolchen Kerls zu ſtuzzen, ohne vorher zu fragen, was er will? woher er komme? was denn gar luſtig mit anzuſehen iſt.

Man ſieht es mit einem Wort dem ganzen Schauſpiele an, daß der Verfaſſer neunzehn Jahr alt war, als er es ſchrieb. Eine Unbeſonnenheit, die freylich Beyſpiele hat, aber deswegen doch immer Unbeſonnenheit bleibt. Es iſt Thorheit, in ſeinem neunzehnten Jahre ſchon eine Tragödie ſchreiben; Thorheit, ſich in einem Alter, in dem man eben erſt in die Welt hineingukt, an eine Gattung der Dichtkunſt wagen, die eine ſo ausgebreitete Kenntniß der Welt, ein ſo tiefes Studium des Menſchen und der Leidenſchaften, und die genaueſte Bekanntſchaft mit dem

Ton aller Stände voraus ſezt, Eigenſchaften, die man in einem ſolchen Alter unmöglich in dem Maas haben kann.

Nichts iſt wahrer! da es der Dichter aber nun einmal gewagt hat, da er ſelbſt ſeine Fehler offenherzig geſteht, ſo will ich es auch dabey bewenden laſſen, um zu gelegener Zeit ſeine dermaligen, um ſieben Jahre reiferen Arbeiten, ſo wie jezt anzeigen und mittheilen. Die dramaturgiſchen Fragmente dieſes Gelehrten lernen uns einen Mann kennen, der für Schauſpieler und Theatraldichter bereits das iſt, was Sonnenfels und Leſſing ihnen waren und noch ſind. Was können wir nicht von Schinks ſo fruchtbaren Talenten erwarten, da er überdies den unerſchütterlichſten Muth beſizt, welchen ein Kunſtrichteramt, beſonders zu Wien, fodert, und ſich durch nichts täuſchen, durch nichts beſtechen läßt.

Die hieſige gute Aufnahme dieſes Trauerſpieles haben wir der richtigen Rollenvertheilung, dem lebhaft richtigen Spiele der Schauſpieler, und der Aufmerkſamkeit des Publikums zu verdanken, welche heute eine neue Erſcheinung ziemlich hoch ſpannte. Mademoiſelle Buchner, die bisher ſanfte zärtliche Rollen ſpielte, erſchien als Gräfin da Carpi, und ſie übertraf aller Erwartung. Fährt ſie mit gleich feurigen Schritten fort ihr Gefühl durch gründliches Studium der Natur zu beleben, ſo wird ſie ganz ſicher für die Zukunft die Luſt, der Stolz deutſcher Bühnen ſeyn.

G ** E *** Leſſing in mein Stammbuch.

Kunſt und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

Der Frühling.

Eine Wochenſchrift

in der

Monatſchrift.

Zweytes und leztes Stück.

Von den hohen Bergen um meine ländliche Wohnung herab fließt der lezte Schnee, den der Winter auf ſie hingeſtreut hatte, vom Hauche warmer Weſte zu Waſſer geſchmolzen; unter jungen Büſchen, die friſches Laub nur noch ſparſam ziert, aber bald zur angenehmen Wildnis umbilden wird, rinnt der helle Strom über zartes Gras und junge Blüthen, die ſchüchtern das kleine Haupt aus der Erde empor heben, und noch die Härte des Winters zu fürchten ſcheinen. Aber fürchtet euch nicht, zarte Blüthen, der jugendliche Lenz nimmt dem Winter die ſtolze Herrſchaft ab; bald, bald tritt er in ſeinem ganzen, ſiegenden Glanze auf, mit vollgeblüthen Roſen die lächelnde Stirne bekränzt, von Amorn, und Grazien, und Floren begleitet. Dann verſcheucht er den Tyrannen ganz in die Höhle des Nordpols zurück, der ſchon vor ſeinen Bothen den lieblichen Zephiren zittert. — Zwar voll angenommenen Hochmuths ſchüttelt er noch in mancher kühlen Nacht ungeſtümme Stürme von troßenden Backen, aber es ſind ohnmächtige Stürme, ohnmächtig wie die verborgnen Ränke der Bosheit wider die Tugend, ohnmächtig die eilenden Schritte des himmliſchen Jünglings zu hemmen, und das heiter werdende Antliß der Natur zu entſtellen! —

Bald wird Leben und Munterkeit in der ganzen ſchönen Gegend, und in allen Bezirken der Natur ausgegoſ-

sen seyn. Das einsame Blatt, das noch schüchtern und öde am Zweige wankt, wird bald mit einer Menge seiner Gespielen dichten Schatten, und Dunkelheit weben, und ein tausendfacher Duft wird sich auf der bunten Blumenflur verbreiten. Die kleinen Sänger üben schon ihre liederreichen Kehlen, und bald, bald werden sie dem Sohne Dionens in den schönsten Accorten das erste Opfer bringen.

Sey mir willkommen, o Lenz! mit deinen sanften Entzückungen, deinen reinen seligen Freuden! Wohlgeruch düftet um dich, und Anmuth, und stille Ruhe lacht aus deinem Auge; süsser Freudenschaffer, Geber der schönsten Glückseligkeit, Hauch der Schönheit! meine ganze Seele fühlt dir entgegen; in trunkne Freudigkeit hingerissen sieht sie die mannigfaltigen Schönheiten aller, die du noch nur ankündigst, und genießt sie schon noch eh' du sie verbreitest — sieht schon die Rosen, die die Morgensonne aufschließt, und den kleinen Schmetterling, der ihre süßen Düfte raubt, sieht schon den dunkeln Schatten des Haines, und das muthwillige Spiel der kleinen Zephyre im Grase, siehts, und fühlt ihre Lust mit jeder vorübereilenden Stunde vermehrt.

Meine Elisabeth! mein Arist! warum pocht euer Herz stärker, warum färbt sich eure Wange röther, warum lachelt ein süßeres, wärmeres Gefühl aus euren Auge? Ist es nicht der leise Vorschmack jener ächten Freuden der verjüngt werdenden Natur, der eure schönen Seelen zu diesem hohen sympathetischen Entzücken erhebt, von dem sie zwar niemals ganz leer sind, das aber mit jedem zunehmenden Reitze wachst? Ist es nicht die liebliche Aussicht in die anmuthvollen Gefilde des Frühlings, die eurer heitern Stirne neue Munterkeit giebt, und die kleine Wolke von Unlust, mit der der melancholische Winter sie überzog, völlig zerstreut?

Sinds nicht jene zaubrischen Bilder von Vergnügen und ländlicher Ruhe im Schooße der Natur, im dunkeln Hain, oder auf der blumigten Wiese, oder in dem kleinen Garten eures zärtlichen Freundes, oder am Ufer des Baches, oder im Schatten des abhängenden Thales, sinds nicht diese zaubrischen Bilder, die eure fühlenden Herzen mit so sichtbarer, aus jeder eurer Minen redender Wonne beleben?

Ich lese eure Antwort auf euren warmen Lippen, Geliebte! — ja sie sinds diese reine Freuden, deren süße Vorempfindung eure pochenden Busen mit überfließender Wonne überstromt! deren leise Annäherung euch fast so süß als ihr seliger Genuß selbst ist, und die ihr sie erwartet schon genießt! — Deinen männlichen Ernst, mein Arist! wie zaubert ihn das kaum entknospete Laub zu lächelnder Fröhlichkeit um, und die stille Sanftmuth, meine Elisabeth! die der reizlose Winter selbst deinem Antlitze nicht rauben konnte, wie hat sie das junge aufkeimende Gras wieder belebet? — Euer gebildeter Geist, und eure für das wahre Schöne geschaffenen Herzen finden schon itzt in jedem werdenden Reitze, den die kunstlose Hand der Natur noch erst entwickeln wird, unnennbare Anmuth! —

Die Weisheit findet sie auch, meine Geliebte! zwar nicht jener rauhe, des himmlischen Namens der Weisheit unwürdige, in menschenfeindlichen Haß verkappte Stolz, der den Geist zu stärken glaubt, wenn er dem Herzen alle die süßen Empfindungen nimmt, die ihm Leben und Nahrung sind, sondern jene lächelnde frohe Weisheit, die an der Hand der jungen Freude tanzend, es für Thorheit halten würde, ihre heitre Stirne nicht mit frischen Rosen, oder jungen Frühlingsblüthen zu bekränzen. Ihr muntrer Schüler nimmt keinen Anstand sich dem Vergnügen zu überlassen, das ihr freundlicher Wink ihn bemerken lehrte,

In sein begeistert Herz
Hüpft jeder junge Scherz,
Und jede werdende Lust
Lacht in die fühlende Brust; —
Ob sie die Stoa ihm erlaubt,
Und Zeno sie des Geistes würdig glaubt,
Der von dem Joch der Sinne losgerissen
Nicht Geistigkeit, nur — stolze Thorheit fühlt,
Dies fragt er nicht, zufrieden im Genießen.
Scherzt er mit ungekränktem Sinn
Des Lebens kurze Träume hin,
Und martert sich nicht das zu wissen,
Was tiefes Dunkel ihm verhüllt;
Fragt nicht, wenn er die Rolle spielt,
Die er, und ich, und alle spielen müssen,
Wie, wann, und wer nach ihm die Scene füllt?
Spielt sie so gut ers weis, und ohne viel Grimassen,
Und kann, und wünscht sich, daß ers kann, noch Glück,
Die erste Heldenroll' im Stück
Den Garriken der Weisheit überlassen.

Die Natur, meine Freunde! ist das System des Weisen, den viele mißlungne Versuche überzeugt haben, daß alle stolze Lehrbücher ihm nichts sagen können, was sie ihm nicht unendlich besser, unendlich nachdrücklicher sagt. Sie verändert ihre Auftritte, ihre Jahreszeiten, ihre Beschäfftigungen, verbreitet bey jedem ihrer Schritte Nutzen und Anmuth, und vertauscht itzt ihre Thätigkeit an nicht unnütze Ruhe, itzt aber wieder ihre Ruhe an jene liebenswürdige Geschäfftigkeit, mit der sie blos für unser Vergnügen zu sorgen scheint. Diese Mannichfaltigkeit wirkt auch auf die Empfindungen des Weisen, und ob gleich sein Herz immer ruhig, immer seiner würdig, im

Winter

Winter, und im Frühlinge glücklich ist, so erweitert es sich doch bey den verschiednen Scenen der Natur, und fühlt starker oder schwächer, wärmer und kälter, je nachdem die Beschaffenheit der Eindrücke ist, die sein Gefühl rege zu machen, fähig sind.

Die Verschönerung der Natur, der Reitz, den der junge Frühling mit verschwenderischer Hand um ihn ausgießt, ist ihm Grundes genug, die sichtbare Lebhaftigkeit, mit der sein Vergnügen wächst, gut und seiner werth zu finden. — Mit der Heiterkeit des Himmels wird auch seine Stirne heitrer, wie aufkeimende Rosen blüht seine Wange frischer, und sein Auge glüht bey jedem seiner Blicke. — Sein wärmeres Gefühl mahlt sich in seinem Antlitze, und er schämt sich dieses wärmern Gefühles nicht, weil die Natur auch sich nicht schämte, vor ihm in jenem jungen lachelnden Putze zu erscheinen, der die Quelle davon ist. Auch säumt der Weise nicht mit dem Genusse der Freuden, und sagt nicht: morgen werd ich vergnügt seyn. Der Thor, der immer Langeweile hat, und bey der prächtigsten Zerstreuung gähnt, flattert unbefriedigt von Vergnügen zu Vergnügen, und betrügt sein edles Herz immer damit, daß er ihm immer für das künftige etwas bessers verspricht; aber der Weise, der seine Vergnügungen zu wählen weis, weis auch ihre kurze Dauer zu bestimmen, und hält den Tag für verlohren, den er nicht der Freude gewidmet hat. Der Frühling kömmt, und der Weise verläßt die traurigen Kammern, in denen der Winter ihn verschlossen hielt, eilt dem Gotte der Freuden mit offenen Armen entgegen, und bekränzet sich mit den Erstlingen seiner Blüthen. Er wartet nicht die Rose, die sein Auge reizt, morgen zu pflücken, weil er weis, daß sie noch heute verwelken kann, und er würde sich schamen im Herbste zu sich sagen zu müssen: weis ich doch nicht ob Frühling war.

Es ist das unterscheidende Merkmaal der Thorheit, an der sprudelnden Quelle sitzen, und dürsten. — Aber einen aufrichtigen Blick in unser Herz, wie viel hängt uns allen von dieser Thorheit an? — Vergnügen und Glückseligkeit sind die großen Gegenstände aller unserer Wünsche, das Ziel, und das Ende aller unserer Bemühungen, unserer Arbeiten, unserer Beschwerden, unserer Mühseligkeiten, und nach der weisen Anordnung der Natur mußten sie sie es auch seyn, aber in ganz verschiedenen Formen, als die Ideale, die unsre Leidenschaften, und unsere Vorurtheile uns davon gemacht. — Auf wie viele tausend Abwege verirren sich nicht diejenigen, deren angelegenstes Geschafft es ist, Vergnügen und Glückseligkeit zu finden; tausende klettern den steilen Felsen der Ehre, tausende keuchen nach Reichthum, tausende entnervt die Wollust, tausende schleppen die Fesseln der Schmeicheley, und sind die Knechte fremder Leidenschaften; tausende, und abermal tausende — — die Unbesonnenen! ohne die mindeste Mühe, im süßen Schooße der Ruhe könnten sie das zaubernde Vergnügen finden, das auf der heitern Stirne des fröhlichen Weisen lacht, der am Ufer des Silberbachs unbekümmert schlummert, und das sie selbst zu sich ruffen würde, wenn sie nur seine Stimme hören wollten.

Alle Menschen, selbst der Thor, der sich und die Triebwerke seiner Handlungen nicht kennt, kommen darinnen überein, daß sie dann glücklich und vergnügt seyn werden, wenn alle ihre Wünsche erfüllt sind, und hierinnen denk ich, kann man ihnen so unrecht nicht geben. — Aber die Forderungen ihrer Eitelkeit, ihrer Kurzsicht, ihrer Vorurtheile, ihres launichten Eigensinnes, und hundert andrer Dinge vergrößern die Summe ihrer Wünsche so ungeheuer, daß es meistentheils darum zu thun wäre, die Ordnung, und die Kette des ganzen Weltsystems zu zerreissen, nur um einen glücklich zu machen. Die geliebten Gegen-

stände ihrer Wünsche sind meist so weise gewählt, daß der, der sie befriedigen wollte, sich wenigstens auf die Kunst verstehen müßte, allen Gift zu Nektar, und alle Schlangenstiche zu Madchenküßen zu machen. — Es ist natürlich, daß das Kind, dem die vorsichtige Mutter die Scheere aus der tändelnden Hand reißt, und es zur Warnung fürs Künftige auf die Finger klopft, es ist natürlich, daß dieß Kind weint: und eben so gewöhnlich, wenn gleich nicht so natürlich, ists, daß der Mensch, dem seine lieben Thorheiten nicht gewahrt werden, über Unglück unzufrieden seufze.

Die Natur hingegen, die keinen seufzen lassen will, klopft den Thoren auf die Finger, und indem sie seine Wünsche unerfüllt, sein Herz, das nach Vergnügen schmachtet, leer und öde läßt, hat sie die kluge Absicht ihn weise zu machen, seine Begierden von dem verschwindenden Schimmer, worauf er sie geheftet, abzuziehen, und auf wahre, dauerhafte Lust zu richten. Sie verbreitet nicht umsonst die tausendfachen Schönheiten des jungen Frühlings, sie will den Thoren überzeugen, daß aller Schimmer seiner idealischen Pallaste, alles Gold, das er sich wünschet, nichts gegen die reine Wollust sey, die der Genuß ihrer Schönheiten ihm anbietet, sie will ihn überzeugen, daß die frechen Schmeicheleyen der schönsten Lais, die seine schwarmerische Phantasie ihm mahlt, lange nicht so süß, als der holde Blick einer Schäferinn sind, die im Schatten des Rosenstrauchs sich schamhaft verbirgt, sie will ihn überzeugen, daß er auf sidonischen Purpur mitten unter den Millionen, die er zu bewachen hat, lange nicht so ruhig schlummern könne, als am Ufer des rieselnden Baches, doch umsonst:

Vergnügen beut sich an, umsonst, es wird verachtet,
Nur was uns flieht, verfolgen wir;

Zu ekel ſind wir, uns zur Pein:
Wir laſſen Weſt und Sommer weichen
Und wollen, wenn ſie fliehen, in ſchattigten Geſträuchen,
Um murmelnd Waſſer fröhlich ſeyn.

Nu! ſo mögen ſie doch das! mögen ſie doch die Natur für eine alte reizloſe Schönheit halten, die immer im vorjährigen Putze wieder kommt; mögen ſie doch ihre goldnen Kleider ſchöner als das buntgefärbte Frühlingskleid des Schmetterlings, ihre reichen Teppiche koſtbarer, als die künſtliche Stickerey der Blumenwieſe, ihre prächtigen Gallerien reitzender, als die Gemalde der Natur halten, wenn ſie den werdenden Morgen, oder das ſanfte Abendroth mahlt; mögen ſie doch, der lieblichen Ankunft des Frühlings unbewußt, in dem goldnen Kerker ihrer Städte wie Eulen im zerfallenen Schutte oder Mauern ſizzen, und in ihren Schauſpielen, Ballen, Aſſembleen — —

„Deine Stirne wird finſter, Geliebter!„ — Ich danke dir, meine Eliſabeth! ohne deine Warnung wär ich beynahe in den altklugen, mürriſchen Ton verfallen, der einen finſtern, ungezognen Timon, aber nicht einen geſitteten Mann, der blos ſeine Empfindungen analyſiren will, bezeichnet; — vergeben ſie mir dieſe Unart, meine Leſer, die ich nicht mit Vorſatze begieng, und die uns oft unvermerkt anwandelt, wenn wir warm von der Idee unſers Vergnügens gutherzig wünſchten, die Herzen aller unſerer Mitbürger davon ebenfalls zu erwärmen, nehmen ſie zur Genugthuung für dieſen Fehler das aufrichtige Geſtändniß an, daß ich ihn einſehe, und daß ihn mehr mein Herz, als mein Wille begieng. — Mich vergnügt das junge Blumenfeld, der rieſelnde Bach, der erwachende Geſang der Vögel, und der ganze lächelnde Reiz der verjüngten Natur, den die ſchimmernde Aſſemblee, der Ball, das Schauſpielhaus, das auch mich oft vergnügt, wahrend

andere das Vergnügen genießen, den sein Pferd, den seine Liebste, Clitandern seine goldene Repetiruhr, Nerinen ihr Schooßhund, und so vergnügt jeden was anders. Es wäre (um der Sache den gelindesten Namen zu geben) sehr wunderlich zu fordern, daß alle Bürger dieser Welt, oder auch nur der mich lesenden Welt, unter hohen, schattigten Eichen liegen, oder über die Anmuth der Natur Thränen vergiessen sollen, und sehr unartig, den zu chikaniren, der eben nicht aufgelegt wäre, es zu thun. Jeder hat seinen eigenthümlichen Geschmack, so wie jeder seine eigenthümliche Laune hat, und der Mann, der aus einem gewissen Gefühle des bessern, das Recht zu haben glaubt, vor dem seinigen insbesondere zu reden, muß es mit Bescheidenheit und Mäßigung thun, oder er verdient — und wenn er noch so sehr Recht hätte — das Schicksal der meisten Murrköpfe, gehört und vergessen zu werden.

Nach dem ordentlichen Laufe der Natur, wird (obwohl ich meine Leser versichern kann, daß ich mich gern in ihrem Gedächtnisse erhalten möchte, wenn es nur so blos auf mein Mögen ankäme) dieß Schicksal meine Blätter noch ehr, als mich treffen, ich will es also nicht selbst beschleunigen, und blos noch die kleine Erinnerung für diejenigen hersetzen, die so gefällig für sich selbst seyn wollen, sie zu nützen:

— — — Wenn ein sanfter West
Nur durch die ersten Veilchen bläßt,
Verweilet nicht euch zu entschließen,
Und Tage zu genießen,
Die uns die karge Zeit
Nur wenig, wenig Monden leiht.

Ich wenigstens, die, die mich würdigt mich ihren Gemahl zu nennen, und — ich muß es ihnen nur sagen, meine Leserinnen! — mich für dieß kleine Kompliment mit einem feurigen Kuße belohnte, mein Ariſt, und wohl

hundert andere fühlen es, daß wir Urſache haben, mit dieſer Lehre ſehr wohl zufrieden zu ſeyn, und wir verſichern alle die, die das noch nicht fühlen, daß es der Mühe werth iſt hierüber einen Verſuch anzuſtellen.

* * *

Schön iſt die Flur, mit Perlen überhangen,
Worinn das Bild der Sonne ſtrahlt.
Schön iſt das Volk der Blumen, deren Wangen
Die Abendröthe mahlt.

Schön iſt das Thal, und die beblümte Weide,
Wo manche wollne Heerde geht,
Sobald der Tag im purpurrothen Kleide
Auf den Gebürgen ſteht.

Schön iſt der Hain, der einen grünen Schleyer
Von Demm'rung um die Hirten zieht,
Wenn Zephyr ſanft die Luft beherrſcht, und Feuer
Aus ofnem Schlunde ſprüht.

Schön iſt der Bach, der plätſchernd durchs Gewimmel
Der Blümchen, das ihm Reize leiht,
Die Wellchen rollt, wenn ihn der Abendhimmel
Mit Purpur überſtreut.

Der Garten, den ein Hain von Apfelbäumen
In ſeine grünen Arme ſchlingt:
Wie reizt er nicht! Wie ſtrömen nicht die Reimen
Wenn hier ein Dichter ſingt!

Ein jedes Kind der buntbemahlten Flore
Ergießt hier einen Strom von Duft,

Und lacht dem Tag entgegen, den Aurore
Aus Thetis Armen ruft.

Hier wirbelt, wenn der Abendſtern in Weſten
den Saum des Horizonts beſteigt,
Die Nachtigall, und klaget auf den Aeſten,
Bis Phoebus ſie verſcheucht.

Wie lieb' ich dich? du Flur nach meinem Herzen,
Wo blühende Geſundheit thront:
Wo alles ſcherzt, wie Sommerlüftgen ſcherzen;
Wo noch die Tugend wohnt.

Du biſt mein Wunſch, o Hain, voll Raſenbetten!
Durch den ein Bach die Urne gießt.
Nicht Gold, das dich, o Geiz! mit Sclavenketten
An deinen Kaſten ſchließt.

Nimmt mich ein Thal von ſilbernem Geſchwätze
Des Bachs durchflüſtert in den Schoos,
Webt der Jaſmin um meine Laube Netze:
Wie glücklich iſt mein Loos?

Der Abend ſieht mich oft in meiner Laube,
Wenn ich dem Thomſon, und Virgil,
Den Bienen gleich, die ſüßen Schätze raube
Ganz Wolluſt, ganz Gefühl.

Ruft einſt der Tod mich weg von meinem Hügel,
Von meiner Flur: ich zittre nicht.
Er kommt als Freund, giebt meiner Seele Flügel,
Giebt ihr ein Kleid von Licht.

Er führet mich in Gegenden von Wonne,
Wo mit der Flora Hand in Hand
Der Frühling hüpft, und eine milde Sonne
Die Dunkelheit verbannt.

Dann seufzt der West, wenn er die Blumen küßet,
Die meinen Hügel überziehn;
Die Nachtigall, wenn sie den Freund vermißet,
Tönt Trauer-Melodien.

Litteratur.

Es sey mir erlaubt folgendes Schreiben eines Gelehrten, das er dem Herausgeber der Litteratur und Theater-Zeitung widmete, und welches dieser in Nro. XXV. vom 22ten Junius 1782 öffentlich bekannt macht, auch hier meinen Lesern mitzutheilen. Ich würde, beträfe dasselbe nicht einen so großen und würdigen Manne Polens, der auch für Deutschland, mehr als er es ist, bekannt zu seyn verdient, ein tiefes Stillschweigen beobachtet haben. Das Schreiben selbst lautet von Wort zu Wort also:

Königsberg den 25ten May 1782.

Hier erhalten Sie ein aus dem Polnischen übersetztes Gedicht von Naruſſewicz; ich könnte Ihnen viel Entschuldigungen über meine rauhe, unharmonische Uebersetzung hinsetzen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie in die Hände eines gütigen Freundes gerathe. Mehr Nachrichten von dem Leben dieses Dichters, als Sie zum Theil schon wissen werden, kann ich Ihnen nicht hinschreiben. Jedoch, weil sie es ausdrücklich verlangen, so erfolgt davon, so viel ich weiß. Adam Naruſſewicz war ehedem Priester der G. J. und jezt Bischof und Ritter des St. Stanislausordens.

Er iſt der gröſste Dichter, der in Polen lebt und jeder von ſeinen Landsleuten thut ſtolz bey ſeinem Namen. Der König von Polen, der jeden Gelehrten in ſeinem Lande würdig belohnt, hat auf ihn eine Medaille ſchlagen laſſen, deren eine Seite die Bildniſſe des Mathias Sarbievius und des Naruſſewicz enthalt, die andre aber die Inſchrift hat: Quo non pertigit coeptans ubi deſit alter. Vorzüglich hat ſich Naruſſewicz durch eine Wochenſchrift Zabawy przyiemne y pozyteczne (angenehmer und nützlicher Zeitvertreib) vom Jahr 1771 bis 1777 bekannt gemacht, und kürzlich hat er den Tacitus ganz meiſterhaft überſetzt. Seine Oden hoffe ich bald zu erhalten; alsdann ſollten ſie ein mehreres von ihm erfahren.

Der Bach

ein ländliches Gedich't.

Geliebter Bach! ſchönſte Zierde unſres kleinen Dörfchens! wie ähnlich biſt du dem Menſchen; du und wir eilen mit ſchnellem Schritte zu unſrem beſtimmten Ziele, du ergieſſeſt dich am Ende deines Laufs ins groſſe Meer und uns verſchlingt zuletzt das düſtre Grab. Doch, wenn ich dich näher betrachte, endeſt du glücklicher, als der Menſch, deine Laufbahn: du kennſt kein ſtrafendes Geſetz, dir runzelt nicht das Alter die Stirne, deine Gewäſſer ſind immer ſchöner und klarer, je näher ſie dem Meere ſind; immer findſt du in deinem Laufe neues Vergnügen, bald umrauſchen dich wankende Saaten, bald lacht dir die blumichte Wieſe; du bekleideſt den Buſch am Ufer mit friſchem Laube, und wirſt dafür mit kühlem Schatten belohnt; du biſt Mutter ſo vieler tauſend Geſchöpfe; und wirſt von jedem als Mutter geliebt; an deinem Ufer niſtet die Sängerin Nachtigall; in deiner Quelle badet ſich die reizende

Taube; dir kräuselt, wenn die Sonne ihren heiſſen Strahl herabſchickt, der Weſtwind mit kühlem Fittig die Flache.

Woher, geliebter Bach, dein trauriges Murmeln? Stille deine Klagen. Laß uns allein trauren, daß uns ſo viel Vernunft auf dieſer Welt nicht glücklich macht. Du biſt glücklich, glücklicher als der Menſch; du biſt ein ächtes Kind der Natur, wir ausgeartete Enkel. Ein ganzes Heer von Leidenſchaften wüthet in unſern Adern, und jede führet in ihrem Gefolge die Hölle und tauſendfachen Jammer mit. Vorzüglich herrſcht über uns tyranniſch die mächtige Liebe, ſie tödtet uns mit ihrem ſüſſen Gifte, ſie belaſtet uns mit ſchweren Feſſeln, welche nur die dauernde Zeit, die Königreiche ſtürzt und Schlöſſer niederreißt, zu löſen vermag, ſie läßt dann den Menſchen entweder vor Alter erkalten, oder giebt ſeiner Flamme fremde und ſtärkere Nahrung. Dein ſanfter Strom, guter Bach, kennt nicht Untreue, kennt nicht Trennung; wenn der mächtige Schöpfer durch ſein ewiges Geſetz deine Ströme in einander geſchlungen, dann wird ſich keiner freventlich trennen, brüderlich flieſſen deine ſilberne Tropfen zu ſammen, und wallen vereint zum Meere. Nicht alſo geſchieht es bei vernünftigen Menſchen, Haß und Klagen thronen in ihren Häuſern.

Warum biſt du glücklicher, fühlloſes Waſſer! weil du nichts empfindſt, oder weil dich nichts ſchmerzt, weil du ruhig in Einſamkeit dahinflieſſeſt, oder weil dein Strom in nachbarlicher Eintracht neben andern Gewäſſern rinnt? Stolz mag ſich immerhin der Menſch erheben, daß ihn allein der Himmel mit den ſchätzbarſten Gaben beſchenkt, daß alles, was Erde und Meer enthält, unter ſeinem Gebote ſteht: leidet nicht Vernunft den Gebrauch dieſer Sachen, dann iſt er Tyrann, nicht König der Welt. Welche Unvernunft, das Werk der Natur zu verbeſſern, das Waſſer mit Gewalt in die Höhe zu treiben, es in kleine Tropfen zu zerreiſſen, blos um einer eiteln Luſt ein Opfer

zu bringen. Und ist der Mensch wirklich ein so mächtiger Herr, daß ihm alles, was die Welt enthalt, huldigen muß, warum ist er so klein, ein Sklave seiner Leidenschaften zu seyn? Hier beleidigt einen das Wort eines Bruders, und er findet nicht eher Ruhe, bis er seine Hände im Blute gebadet; einen andern fesselt die Liebe, er winselt, harmt sich, und für ihn hat diese Welt keinen Trost mehr, einem andern lachelt das Glück nicht nach seinem Wunsch an, und er sucht ein Eisen, sein quaalvolles Leben zu endigen. Trotzig erhebt sich der Mensch über die Thiere, und räumt ihnen so viele Vorzüge ein. Das Thier folgt seinem Triebe, aber es folgt der Ordnung, und wie oft geräth selbst der Vernünftige auf Irrwege? Jedes Geschöpf kennt seinen Zustand, nur der Mensch allein will seine Bestimmung nicht wissen.

Doch warum verfall ich in diesen Lehrton? Es ist schwer, Menschen Irrthümer zu benehmen, die ihnen so sehr schmeicheln. Das Laster allein wird jezt geehrt, und schon lange sind die Lehrer vermedert, die Wahrheit verkündigten. Die Welt besteht jezt aus Schmeichlern, und nur derjenige lebt glücklich, der nie die Worte seinem Herzen abborgt.

Du, guter Bach! schmeichelst niemand, du zeigst Königen und Hirten ihre Gestalt, wie sie da ist; wer sich von dir entfernt, entfernt sich von seinem besten Freunde. Fliesse ruhig, geliebter Bach, wohin dich dein Lauf führt; bald werde ich dir ganz ähnlich seyn, und werde wie du im Meere, im finstern Grabe ruhn.

Amaliens lezte Stunden.

Eine auszehrende Krankheit hatte Amalien in dem Lenze ihres Lebens ergriffen. Alle angewandten Mittel zu ihrer Rettung waren fruchtlos, und ohne Wirkung.

So, wie sie von Tag zu Tag an Kräften abnahm, sah sie den Tod mit langsamen Schritten sich ihr nahen.

Sie war erst achtzehn Jahre alt, und der einzige Trost der Frau Babet, ihrer Mutter, welche seit acht Jahren schon Wittwe war.

Sie sollte Edmunds Gattinn werden, und fast zu eben der Zeit zum Traualtar gehen, als ihr Verhängniß sie ins Grab rufte.

Der Tag ihres Hinscheidens näherte sich; und Amalie, welche ihr baldiges Ende vermuthete, bat ihre Mutter, ihren Bräutigam Edmund, und ihre zwo besten Freundinnen, Caroline und Dorchen ruffen zu lassen.

Sie erschienen, und vereinten ihre Zahren mit den Thränen ihrer bekümmerten Mutter. — Amalia ließ sich einige Polster unter den Rücken legen um aufrecht zu sitzen.

So weint doch nicht, sprach sie mit schwacher Stimme, seyd ruhig, ich bitte euch um unsrer Freundschaft und Liebe willen. Laßt mich die lezten Stunden meines Lebens in Eurer Gesellschaft beschließen — diese einzige Wollust sey mir auf Erden noch gegönnt. Aber — ich bitte Euch noch einmal, laßt mich keine Thränen sehen! Wollt Ihr einer Sterbenden die lezte Bitte versagen?

Alle bemühten sich, ihren Thränen Einhalt zu thun, und trockneten ihre Wangen.

Setzt Euch alle um mein Bette herum, sprach Amalie, ich habe noch viel mit Euch zu reden. So! — Etwas näher, mein lieber Edmund! Auch Ihr, liebe Freundinnen! Jezt! — Ihre Hand beste Mutter! — Hören Sie mich! — Der Augenblick ist vorhanden, der meiner irrdischen Wallfahrt ein Ende macht. Gott und ihren Ermahnungen danke ich es, daß ich mein Leben durch kein Laster befleckt habe. Der, vor dessen Richterstuhl ich bald erscheinen werde, ist mein Zeuge, daß die Tugend stets in meinem Herzen wohnte; diese Wahrheit sey die Linderung

des Kummers, den mein früher Tod Ihnen verurſachen könnte. Das Grab würde mir fürchterlicher ſeyn, wenn mein Gewiſſen mir weniger Ruhe gönnte; aber ſo fallt es mir nicht ſchwer, die Welt zu verlaſſen.

Ich würde zwar gerne noch länger gelebt haben, um Ihnen liebſte Mutter beyzuſpringen, und mit meinem Edmund Ihre noch übrigen Tage angenehm zu machen; aber Gott wollte es anders — ich ergebe mich in ſeinen Willen.

Wir werden gebohren, um zu ſterben: warum ſollten wir vor dem Tode zittern? Haben wir nicht nach dieſem Leben ein beſſeres zu hoffen? Ja gewiß! die Hofnung der Chriſten täuſcht nicht. — Nur keine Thränen beſte Mutter! Wollen Sie Ihre Tochter um dem Himmel beweinen? — Nach einem kurzen Schlaf werden wir wieder vereinigt ſeyn.

Liebſter Edmund! Ihnen danke ich für alle Liebe und Zärtlichkeit. Konnte ich nicht als Gattinn in Ihren Armen ſterben, ſo ſoll es doch als Braut geſchehen. — Sie liebten mich ſo redlich, als ich ſie wahrhaft ſchäzte. — In Ihrem Umgang genoß ich das Glück der Tugend und der unſchuldsvollen Liebe. — Gebe Ihnen der Himmel wieder eine Braut, die Sie eben ſo liebt, als ich, und durch keinen frühen Tod betrübt. — Warum verhüllen Sie Ihr Geſicht? — Auch Thränen? — Nicht doch! Männer ſollen männlichen Muth haben. Seyn Sie ruhig, oder ich weine mit. —

Und Ihr, Caroline und Dorchen, meine theuerſten Freundinnen, erweißt mir die lezte Freundſchaft, und begleitet mich zu meiner Ruheſtätte. — Vergeßt mich nicht, und denkt zuweilen an Eure Amalie. Eure Bekanntſchaft war mir heilſam: Ihr unterrichtetet mich in wohlanſtändigem Betragen und guten Sitten; ich — will Euch lehren, wie man ſterben ſoll.

Er komme, der Vernichter aller Weſen; ich erwarte ihn mit Lächeln.

Langt mir Gellerts geiſtliche Lieder dorten her. So! hier iſt ſchon mein Troſt des ewigen Lebens.

„ Nach einer Prüfung kurzer Tage
„ Erwartet uns die Ewigkeit.
„ Dort, dort verwandelt ſich die Klage
„ In göttliche Zufriedenheit.
„ Hier übt die Tugend ihren Fleiß,
„ Und jene Welt reicht ihr den Preiß.

Hört ihrs! Jene Welt lohnt die Tugend! — bleibt ihr getreu! — Jezt — jezt kömmt mein Ende! — Mutter! Ihre Hand! — Einen Kuß — Freundinnen! — Mein Edmund! — der Tod — —

Jezt verlohr Sie die Stimme, ihre Augen fiengen an zu brechen, und in wenig Minuten war ſie dahin.

Alle Eltern, die ſie gekannt haben, wünſchten ſich eine ſolche Tochter; alle tugendhaften Mädchen eine ſolche Freundinn, und alle Jünglinge eine ſolche Braut, aber mit der Bedingung, daß ſie beym Leben bleibe. So zufrieden heut zu Tage mancher auch die tugendhafteſte Frau zu Grabe begleitet, wird er ſie wohl gerne als Braut verliehren?

Voltaire
an den
König von Preuſſen. *

Als Epiktet der Weiſe ſterben wollte
War das ſein lezter Wille noch

---

* Kurz vor ſeinem Tode bey ſeinem Aufenthalte in Paris.

Den Dankerfüllt er seinem Fürsten zollte:
„Wie selig (rief er) ist mein Schicksal doch!
Treu lebt' ich meinem Mark-Aurele,
Treu bleibt im Tod' ihm meine Seele.
Uns beide fesselte, mit mütterlicher Hand
Der Weisheit und der Künste Band,
Und beide wurden besser, weiser,
Ich Unterthan, er Held und Kaiser.
Uns beide traf der Natterzahn
Des Neides oft und schont' uns wenig;
Ihn sah mit Scheelsucht mancher König
Auf seiner grosten Ruhmesbahn,
Indessen mich die summenden Insekten
Des Helikons mit todtem Stachel nekten.
Er hatte Feinde; er hat sie besiegt
Und schaut herab auf sie im göttlichen Triumphe;
Ich hatte deren auch und das Gesindel kriecht,
Gleich Fröschen quakend nun im Sumpfe.
Mir trachteten die Heuchler nach,
Ihm knirschten sie zu seinen Füßen schweigend.
Wir beide lehrten Toleranz,
Er mitten in des Thrones Glanz
Ich mich im Staube beugend.
Wir beide ehrten Gott so fromm, ergeben, still,
Gott, der da ist, ihn läugne wer da will,
Ohn' ihn durch Firlefanz und Tauschung zu entehren.
Wir beide gehn zu ihm — er spät, ich bald.
Aurelen wird, wenn einst zu jenen Sphären
Des Aethers sein erhabner Schatten walle
Bey den Achillen und Homeren
Ein Thron zu Theil, und ich
Erbitte mir ein Sesselchen für mich.

Scherz und Ernſt.

Als Peter der Große, Czaar von Rußland, nach Frankreich kam, bemerkte er am Hofe einen Herrn, der alle Tage ein anderes Kleid von einem neuen Geſchmack anhatte. Deswegen ſagte der Czaar zu denen, welche ihn begleiteten: Es ſcheint mir dieſer franzöſiſche Edelmann mit ſeinem Schneider unzufrieden.

Auf dem Meere erhob ſich ein Sturm. Einem jeden wurde befohlen, alle ſchwere Sachen in das Meer zu werfen. Einer unter denſelben ergriff ſein Weib, warf ſie hinein und ſprach: Auf dem Schiffe habe ich nichts ſchwerers.

Ein Bauer gieng mit vielen Weibern ſeines Dorfes nach der Stadt zu Markte. Beym Thore ſtand ein Herr der lachend zu dem Bauer ſagte: Landsmann, ihr bringt viel Ziegen auf unſern Markt? Der Bauer antwortete: Herr! ich denke ich bringe deren zu wenig an einen Ort, da ſo viel Bocke ſind.

Ein chriſtlicher Hoffman ſagte zu ſeinem chriſtlichen Monarchen: „ Mir hat dieſe Nacht geträumet, daß Eu„ re Majeſtät mir ein anſehnliches Geſchenke machten. „ Der König antwortete: „ Wiſſet ihr nicht, daß Chriſten „ an keine Träume glauben müſſen? „

Ein Hofmann gieng mit einem andern an einer friſch angeſtrichnen weiſen Wand im Schloſſe vorbey, und ſtrich von ohngefähr mit dem Rocke an. Wie er es wahrnahm ſagte er: da habe ich mich weis gemacht. So ſind ſie, verſetzte der andere, das erſte Beyſpiel, denn ſeither hat man bey Hofe alles ſchwarz gemacht.

Theatraliſches Quodlibet.

Dritte Sammlung.

Monat Julius 1782.

Die Schönen.

Schwarz, wie ein Engel, iſt mein Kind,
Der Teufel nur iſt weis:
Wie heßlich doch die Weiſen ſind!
Schwarz — ſchwarz behält den Preiß!

So ruft der Neger, welcher itzt
Europens Schöne ſieht,
Und der ein ſchwarzes Kind beſitzt,
In deren Arm er flieht.

Des Caraiben Witz verlacht
Die Europäerinn.
Und die ſo ſchwarz iſt, wie die Nacht,
Iſt nicht nach ſeinem Sinn.

Roth, wie ein Krebs, mit ſchwarzem Haar,
So ſpricht er, ſieht mein Kind.
Roth iſt nur ſchön, o das iſt wahr!
Wer ſie nicht liebt, iſt blind.

Ich lobe mir Olivengrün —
So ruft der Hottentott!
Nur ſo ein Schatz bezaubert ihn —
Die andern trift ſein Spott.

Ihn wiederlegt der braune Mohr —
Man hört ihn hitzig schreyn:
Die Braune zieh' ich allen vor,
Braun muß mein Mädchen seyn!

Allein der Mexicaner schwur:
Ihr alle habt geirrt!
Die Löwengelbe ist es nur
Die mich einst reizen wird.

Doch meine Lisel nur ist schön,
Sie, sie behält den Preiß!
Die ganze Welt muß es gestehn —
Denn sie ist — roth und weis.

Ueber den Prolog
von
C. F. Cramer.

Ich werfe einige Gedanken über den Prolog rapsodisch hin, mehr wie abgerißne Brocken von Vorrede zu einer Probe einer ungewöhnlichern Art desselben, als wie etwas Vollständiges. Vielleicht daß ich einmal Gelegenheit finde in einer längern dramaturgischen Abhandlung, diese Ideen weiter auszubilden. —

Vielleicht ist unter keinem Volke, von grössern Köpfen, raisonirendern Genies, mehr über das Theater gedacht, geschrieben, gearbeitet worden, als unter uns. Sonst Weyland Lessing, und Herr von Sonnenfels, Philosophen und Dichter; und eben jezt Engel und Schink, beyde gleichfalls beydes, gaben und geben noch Regel und Beyspiel zugleich. Göthe, Weyland Lenz, warfen Ketten und Vorurtheil ab; man forschte, man untersuchte,

brach neue Bahnen, eröffnete neue glänzende Aussichten. Wir haben Akteurs, deren Größe wir schätzen, Brockmann Schröder, Stephanie, Madame Weidner, Madame Sacco, Mademoiselle Jaquet und einige andere, und doch — wieviel wäre nicht auf allen Seiten noch zu bessern übrig gelassen! Unter allen, daß ich nur eins nenne, bedürfte vielleicht kein Theil unsers Schauspiels eine grössere Reform, als der Prolog.

Wir entehren diesen Namen, wenn wir die Reden in prosaischer Poesie, oder poetischer Prosa so nennen, womit der Schauspieler den Zuschauern Weyrauch streuet, den der größte Theil nicht verdient, und der Vernünftigere verschmäht. Unterdessen ist dieses beynahe die einzige Art, die man sich jezt denkt, und aus Erfahrung kennt. Wie oft hat es mir wehe gethan, wenn ich die ersten der Schauspieler und Schauspielerinnen hervor treten sah, ehe der Vorhang aufgezogen ward, sich verbeugen vor dem Schwall der Zuschauer, und denn anheben, in aller Demuth, sie anzuflehen um ihren Beyfall, mit so vieler Ergebenheit danken, daß sie geruht haben, ihre Groschen für das theatralische Vergnügen hinzugeben, solche unterthänige Versprechungen thun für die Zukunft, wie man sich bemühen wolle, hinfort noch mehr für das Amüsement, fürs Zwerchfell seiner Zuhörer zu sorgen und dergleichen! — Wer hätte der Dankende hier seyn sollen? Der, der vergnügte, oder der, der vergnügt ward? Ich denke, der leztere.

So lang man sich selbst nicht ehrt, wird man auch nicht geehrt. Und wenn unsre Schauspieler das Ansehen beneiden, worinn Garrick in London, Lekain in Paris standen, wenn sies beklagen, daß die Edeln unter ihnen in Deutschland so wenig geachtet sind, wer ist daran schuld als sie selbst, weil sie sich so wegwerfen? Man erschüttre uns noch so sehr durch das höchste Spiel der Wahrheit,

flöße uns tiefe Achtung ein vor der Kunſt die jeden Ausdruck des Affects belauſcht und darſtellt; wenn wir den König, den Helden, den Herrn im Stück, vorher im Prolog haben als unſern Knecht um Beyfall und Gunſt betteln ſehen, ſo werden wir ſicher ihn auch außer dem Theater mit ſolchen Augen betrachten. So wie gemeiniglich das beſte Buch, der herrlichſte Kupferſtich durch ein unterthäniges dedié a Monſeigneur in den Augen des Mäcenaten verliert. Der Mäcenat denkt ſich immer als Mäcenat, und ſieht in dem Clienten ſelten den Künſtler, nur den Clienten!

Denkt man aber nun vollends vor was für Zuſchauern ſolche Liebkoſungen verſchwendet werden! — Vor einem Parterr, das vielleicht gröſtentheils aus jungen, flüchtigen Leuten beſteht, die durch Plaudern, Hin- und Herlaufen verrathen, wie wenig ihnen am Innhalte des aufzuführenden Schauſpieles gelegen, vor Höflinge denen Emilia Gallotti langweilig, aber eine Operette Wolluſt iſt, vor Logen voll von Leuten, die bey den rührendſten Scenen lachen können, junger Herrchen und Damen, die das Theater nur beſuchen, ihre Vapeurs zu vertreiben, wenn ſie vom leidigen Kartenſpiel müde ſind — fürwahr, würdige Richter und Richterinnen der dichtenden und nachahmenden Muſe! In Hamburg ſah ich einmal Leſſings Emilia aufführen. Ein Mann der übrigens Kenntniß vom Theater zu haben ſchien, ſaß in der Loge neben an und adreſſirte ſich an mich. Während der Akten unterhielt er mich ſehr beredt von dem Vorzuge der brandesſchen Olivia vor Leſſings Emilia. Ich hörte ſehr andächtig zu und ließ mich belehren. Aber damit wars nicht aus. In der vorlezten Scene, da Reinecke mit wahrhaftig großer Declamation und Action den Odoardo machte, mein Blick hinſtarrte, und unverwandt an ihm und der jüngern Wevland Ackermannin hing, ich nichts ſah, nichts hörte als den ſchon

rauchenden Dolch vom Blute der Tochter, fährt der Mann herüber, und zupft mich am Aermel. Ich wende mich um. Da weist er mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf die Spielenden und sagt: Sehen Sie, ist das wohl natürlich? So tief gerührt ich war, thats doch dieselbe Wirkung auf mich als Voltairens bekanntes *) Madame, les grandres en Sont-il? ich mußte in lautes Gelächter ausbrechen. — Solcher tief empfindenden Seelen sind alle Lande voll. Und denen schmeichelt man so? Melpomene und Thalia errothen ihren Cothurn und Soccus so geschändet zu sehen. Der Dichter, der sich herabläßt diese Süßigkeiten in Reime zu bringen, und der Schauspieler, der sie hersagt, sinkt tief unter sich selbst herab!

Wie viel besser kannte der Grieche seine Würde! — Athens Parterr pfiff auch einmal über ein Stück des Euripides, wollte dieß daran bessern und das. Der lorbeerbekränzte Mann trat hervor auf die Bühne: „Athenienser! sagte er, wer von uns beyden soll von dem Andern lernen? Ich von Euch? oder Ihr von mir? “ — und die Knaben verstummten. — Auch unter unsern Nachbaren findet sich bisweilen ein solches edles Selbstgefühl. Baron, der, als die Pariser einmal über sein älterndes Spiel lachten, hervortrat, seine Rolle unterbrach, mitlei-

---

*) Das er in der Vorrede zur Zaire erzählt. Eine Frau seiner Bekanntschaft rief im Jammer über eine sterbende geliebte Tochter aus: Gott! nähmst du mir doch alle meine Kinder und ließest mir diese einzige! — Ein drolliger Kauz von Menschen, der eine andere von ihr geheiratet hatte, gieng von hinten auf sie zu, und frug sie ganz leise: „Madam, rechnen Sie die Schwiegersöhne auch dazu? “ — Bey allen Thränen schlug sie eine große Lache auf.

dig mit über einander geschlagenen Armen die Lachenden übersah und auszurufen Herz hatte: Undankbares Parterr, das ich erzog! würde sich wahrlich zu dergleichen Demüthigungen seiner Kunst nicht verstanden haben. — Warum thun wir Deutschen es denn? —

So viel also sollte wohl das Gefühl einem jeden sagen, daß diese ganze Gattung von komplimentirenden Prologen verwerflich ist. — Und sollte man denn nicht darauf denken, wie man, wenn man den Prolog nicht ganz abschaffen will, wenigstens ihn veredlen, und zu einer würdigen Beschäftigung für den, der ihn macht, der ihn hersagt, der ihn anhört, erheben könnte? — Ich dringe gar nicht einmal auf so viele andre Gründe, die ich noch hätte, als: daß die gewöhnlichen Prologen nur Reime sind, oft nur von mittelmäßigen Bänkelsängern in aller Eil zusammengeschrieben, allemal aber aus der untersten Classe der Dichtungsart, die mit dem darauf folgenden Stücke in keiner Verbindung steht, und also schlechten Contrast dagegen macht. — Die Art der Behandlung ist der Gattung selbst gemeiniglich sehr würdig. Seicht und langweilig wie Wasser!

Wenn man den Prolog nicht ganz abschaffen will! sag ich. — Denn im Grunde wozu brauchts Prologen? Hat ein Stück, das gut, mit Verstand gedacht, mit Herz gearbeitet ist, nicht Stoff genug, den Denkenden zu beschäftigen? Könnten wir nicht gern aller der Schnirkel vor und nachher, der Präludien des Orchesters, der Ballette, der Intermezzos, der Nachspiele, die oft allen Eindruck des vorhergegangenen Dramas zerstören, der Operetchen gar füglich entbehren? Wärs nicht auch hier besser, abzukürzen, und simpler zu werden, weniger zu geben, aber dieß Wenige denn auch vollkommner, gedrungener, kernhafter? — Doch, das ist nun einmal nicht. Man will gern Alles zugleich, und dafür nichts recht. — Man will

lachen und weinen, Ohr und Auge, Zwerchfell und Thränendrüse in einem Abende in Bewegung gebacht wissen; darum, weil man weder aus vollem Herzen lachen noch weinen kann. — Und so hat es denn auch die Gewohnheit so gut als nothwendig gemacht, daß bey gewißen feyerlichen Gelegenheiten, bey dem Schlusse oder Eröffnung der Bühne, Geburtstägen und dergleichen, Prologen müßen gegeben werden. *) Der Zuschauer würde denken, daß ihm sein Recht nicht geschahe, und der Entrepreneur, der solche Neuerungen versuchen wollte, würde sein Mann gar nicht seyn.

Ob aber nicht dem vernünftigeren Haufen derer, die die Bühne besuchen, und denen warlich an solchen schaalen Complimenten, die doch am Ende nur ihrem Beutel, nicht ihrem Geschmacke gemacht werden, sehr wenig gelegen seyn kann, eine Verbesserung dieses Theils ihres Vergnügens, sehr angenehm und erwünscht seyn würde? das ist eine andere Frage. Ich glaube sie mit Ja! beantworten zu können, ohne daß man wiederspricht. Worinn aber bestünde denn diese Verbesserung? wie wäre es damit anzufangen? —

---

*) Zum Ruhme unseres Geschmackvolleren Publikums sey es gesagt, daß ich bisher nur wenige bemerkte, die bey Gelegenheit eines gehaltenen Prologs und Epilogs ein besonderes Vergnügen ausserten, vielmehr tadelte mancher eine solche Gewohnheit und verwarf sie mit eben dem Ernste mit welchem Herr Cramer sie behandelt, der sich hier blos über den in Deutschland, besonders in Ober und Niedersachsen, Berlin, Hamburg und andern Reichs-Städten üblichen Gebrauch der Pro- und Epiloge, die bey jeder Gelegenheit gegeben werden, ereifert.

Anmerkung des Herausgebers.

Mein Vorſchlag wäre — nicht ſo wohl eine gänzliche Neuerung, als eine Hervorſuchung und weitere Ausbildung des Alten, was wir ſchon beſeſſen, aber wieder fahren haben laſſen. Der Prolog ſollte nicht eine Rede, ein Stück für ſich ſeyn, ſondern mit dem nachgehends zu ſpielenden Drama in Verbindung ſtehen, eine Vorſpiegelung, ein Wink, ein Epitome davon ſeyn; mit einem Worte, eine Vorrede. Das heißt, er müßte eine Beziehung auf das Stück haben, nicht blos davor ſtehen. Zwar giebt es auch bey Büchern dergleichen Vorreden, in denen man von Aepfeln ſpricht, wenn das Buch von Birnen handelt; aber man weiß auch, wie ſie verlacht worden ſind.

Und eben die Bewandtniß hat es mit dem Prolog. Es ſoll ein Drama geſpielt werden. — Es ware genug, wenn auch weiter nichts gegeben würde. Wir wären zufrieden. — Aber oben in Kauf will man uns noch etwas ſchenken. So befördre denn dieſes Etwas, unſer Vergnügen! es reize unſre Erwartung! es ſage uns, worauf wir uns zu freuen haben! was für Leidenſchaften der Dichter in uns erregen werde! Ob Zorn? Mitleiden? Liebe? Verachtung? Wut? — es ſeze uns im Voraus in eine Stimmung, die mit der Wirkung des Dramas analog iſt! — Wir ſollen lachen: ſo ſeys voll Poſſen. Wir ſollen weinen: ſo locke es uns ſchon vorher, wo möglich, Thränen ab! — Es ſey übrigens in welcher Form es dem Dichter beliebt: wir wollen das Genie nicht binden noch eindämmen; die Dämme helfen doch nichts, der Strom bricht durch! — dialogirt oder nicht, in Verſen oder in Proſa, ſey Monodram oder Duodram, enthalte Situationen aus dem Stück, dargeſtellt, ausgemahlt oder blos angegeben! ſey lyriſche Erzehlung, Geſang eines Chors, gebe uns eine dunkle Idee vom ganzen Gange den die Geſchichte nehmen wird, mache uns neugierig auf die Art der Entwickelung und die angelegten Maſchinerien, indem es uns

einen Theil davon errathen läßt! — es sey allegorisch oder wirklich, — in Form eines Traums, eines Gesichts eines von den Spielenden, — in Form eines Todtengesprächs — enthalte Zank, philosophisch Raisonement; es trete der Dichter des Stücks selbst drinnen auf, oder lasse verstorbne dramatische Dichter auftreten, mit einander weteifern — oder andre deralcichen Ideen — freylich sind dieß blos Winke — es hält schwer, alles was man sich mit glühender Einbildung als möglich denkt, aufs Papier auszumahlen — der Leser muß einem zu Hülfe kommen: Lecteurs, sagt Rousseau, s'il faut tout vous dire, ne me lisès pas!

Die einzige Regel die dabey zu beobachten wäre, dürfte eine gewisse mit dem Stücke verhaltnißmäßige Kürze seyn. Denn es versteht sich, daß eine Vorrede nicht so lang oder länger seyn darf, als das Buch selbst. Und die Hauptregel wäre die, daß der Prolog gut, des Stücks würdig seyn müßte. Alle Dichtungsart ist gut, ausgenommen die langweilige, ist ein wahrer Ausspruch.

Uebrigens verlange ich den Dichter, wie gesagt nicht einzuschränken, und lasse mich also in keine weitre Erqrüblung der Regeln ein. Aller solcher Critik bedarf der Dichter selbst doch nicht; er schaft ohne Maaßstab und Lineal und belustigt sich hernach, nach Klopstocks Rath, wenn er kalt geworden ist von dem gewaltigen Feuer, eins der dicken Regul- und Theorienbücher zur Hand zu nehmen, und sich belehren zu lassen, von denen, die nichts machen können, wie er, ders machen konnte, es gemacht hat, und es vielleicht noch anders hätte machen können. Wer kein Dichter ist, wird auch durch die Bücher zu keinem, sondern höchstens zum aufgeblasenen Kritsler, der allerley über Sachen wäscht, von denen er nichts versteht, weil er sie nicht fühlt.

Die die Alten gelesen haben, werden wissen, daß alles, was sie Prologen nannten, nach diesem Plane gear-

beitet war, ob sie gleich nicht alle die Mannigfaltigkeit und Abänderung hineingebracht haben, die dabey möglich ist. So sind des Plautus Prologen, des Euripides Prologen. Des ersten seine wollte ich nun wohl eben nicht rathen nachzuahmen; sie sind nicht vielmehr als Anschlagezettel, die einem das Vergnügen der Neuheit verderben, ohne eine größere Schadloshaltung dafür zu geben. Indeßen ist die Hauptidee des Prologs, daß er das Stück darstellen müße, doch darinn befolgt. Euripides erfand die Gattung, und hat es bey allen seinen Stücken beobachtet; das προλογιζειν seiner Hauptperson kann niemand unbekannt seyn, wer auch nur die Titel seiner Stücke angesehen hat. — Seine Prologen sind sehr einfach, aber doch sehr interressant; sein poetischer Geist lebt und webt darinn, und die lyrische Exposition des Innhaltes laßt einen nie kalt. Wer schaudert nicht im Voraus schon, wenn in der Hekuba Polydors Schatten auftritt und uns ahnden laßt, all das Unglück, das über die bedrangte Mutter noch herein brechen wird.

Auch unter den Neuern, den Franzosen und Engelländern, sind, besonders vordem, diese Arten des Prologs nicht ganz unbekannt gewesen. Moliere hat ihrer verschiedne. Das Gespräch zwischen Merkur und der Nacht vor seinem Amphitrion ist von der Art, völlig nach dieser Idee. Andre, die er auch Prologen nennt, als wie das Gespräch der Flora, des Vertumnus, der Venus, des Palemon, der Liebe, der Nymphen, Dryaden, Sylvenen, Najaden ꝛc. vor seiner Psyche, der Streit der Comödie, der Musik, des Ballets vor seinem Amour Medecin, möcht ich lieber zu den Vorspielen rechnen; denn sie haben mit dem Stücke selbst weiter keine Verbindung, und sind nichts als Spielwerke französischer Galanterie, dem großen Ludwig einige Fleuretten zu sagen, über seine Siege die ihm seine Generale, nicht er erfochten hatten. Cor-

neille hat bey seinen heroischen höhern Stücken gleichfals Prologen. Unter den Engelländern waren sie auch einmal Mode; ich darf nur an Pepens Prolog zu Addisons Cato erinnern. Selbst unter uns, da die dramatische Poesie noch in ihrer Kindheit war, zu Lohensteins Zeit, in dem Alter der Haupt- und Staatsactionen.... doch ich berühre diese Saite blos. Dieß alles als Litterator historisch zu sammeln, und zu beurtheilen, wie weit die eigentliche Vorstellung des Prologs darinnen erreicht ist, wieviel diese Dichter schon ins Werk gesetzt haben, müßte der längern dramaturgischen Abhandlung aufbewahrt bleiben, von der ich gleich anfangs sagte, daß ich sie in petto führe. —

Besser als alles theoretische Raisonnement, sind Beyspiele. Viele deren deren schweben mir im Sinne; zu einigen, von sehr verschiednen Gattungen, zum Götz, zur Emilia, zum Hofmeister, zu Schackespears Othello liegen die Skizzen schon da, — ein einziges hab ich ausgeführt Ich weis nicht, ob der nachstehende Versuch etwas von demjenigen leistet, was ich entworfen habe; das weis ich, daß er sehr weit entfernt ist, dem Ideale ein Genüge zu thun, was ich mir selbst von dem denke, was der Prolog so ausgeführt, wie ich mir ihn denke, wirken müßte. — Ich wünschte daß Göthe selbst, der, wie selten er auch darinn sich gezeigt hat, doch gewiß im lyrischen eben so viel vermag, als im Drama, seinen Clavigo prologisirte. Wie gern wollte ich denn meinen Prolog wieder zurück nehmen — ich würde gar nicht verlangen, mit ihm zu wetteifern. Bis zur ganzen Erhizzung seiner Seele, da er das Stück geschaffen hat, hab ich die meinige doch nicht erwärmen können, so tief ichs auch beym Lesen und bey der Vorstellung empfand. —

Clavigo — ein Charakter voll der innigsten Wahrheit, mit Meisterhand gezeichnet, allem Ansehen nach der Lieblings-Charakter von des Verfassers Feder; (denn im

Grunde ist sein Weislingen, sein Clavigo, und sein Fernando ein und dieselbe Person nur in veränderter Kleidung) von einer Art wie man sie tagtäglich findet, weder recht gut noch recht böse; leicht gerührt, aber auch eben so leicht wieder der ersten Rührung vergessend, empfindsam, aber ohne Grundsäze, im Taumel der Liebe nichts als Liebe, und nachher sobald ihm die Gunst des Hofs lächelt, auch von der schnell hingerissen, plözlicher Reue fähig, aber auch eben so plözlichen Zurücksinkens in die alte Unthat. — Carlos, der schlaue verschmizte Hofmann; ein Kerl den man noch mehr verfluchen muß, als selbst Marinelli, ob man ihn gleich nicht so haßt, weil er mehr Kopf ist, der den Clavigo blos braucht, um die Kastanien durch seine Pfoten aus der Glut zu langen, so reich, so überfließend an Sophismen! die schändlichsten Streiche vermögend als Irregularitäten des Genies zu maskiren! dabey solch ein feiner Kenner des menschlichen Herzens, und aller der Triebfedern die darauf wirken; — dieß die schimmen Characters des Stückes. — — Und nun auf der andern Seite die guten; Marie, das liebe süsse Mädchen, so voll Unschuld und voll Jammer, voll Vergebung! obgleich so äusserst beleidigt doch so bereit zu verzeyhen, und so herzlich noch liebend; wie die Gedult auf einem Grabmahle sizzend, und ihren Gram anlächelnd, und doch trägt sie den Wurm in der Knospe, der sie verzehrt! wer liebt die himmlische Seele nicht gleich auf den ersten Anblick, die „ keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache, " die noch sagen kann: „ Im Grunde worüber beklag ich mich? — Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige ". — wen ergreift da nicht tiefes Gefühl und wandelt Lust an den Buben zu ermorden, der diesen Jammer in die Wohnung des Friedens sandte! — Die Neben-Characters, nur eben so viel nüancirt als nöthig war, die, die vorzüglich glänzen sollen, recht zu heben.

Sophie, eine ehrliche gute Hausfrau, die wir hauptsächlich als Schwester der unglücklichen Marie lieben; der Unglücksprophet Buencko, ſtarr und bieder; und nun! Beaumarchais! ein herrlicher Jüngling! voll Feuer und Flamme, ſo heiß! und doch auch ſo kalt dabey! ein blutiger Rächer des Unrechts ſeiner Schweſter, und demungeachtet für einen Mann ſehr verſöhnlich — auch er iſt unſerm Herzen ſo nah, als innig wir den elenden Clavigo verachten. Welche Charactere! Und der ganze Gang der Handlung, die Situationen wie wahr, wie rührend, wie einfach? Kein ſehr verwickelter Plan, wie in keinem von Göthens Stücken, aber doch in ſeinen geringſten Theilen ſo ſchicklich zuſammen gefügt, und Alles, Alles aus der innerſten Natur heraus geſchöpft; — — dieß, dieß iſt das Drama dem ich gewagt habe einen Prolog anzupaſſen.

Als ichs verſuchte, ſtellten ſich mir ſehr verſchiedne Arten dar, auf die er gemacht werden konnte. So viel beynah Perſonen, wenigſtens ſo viel Hauptperſonen waren, eben ſo viel auch dieſer Möglichkeiten. Ich wandte das Stück auf alle Seiten, und dachte nach, in welche Situation ich mich am leichteſten und tiefſten verſezen könnte.

In Mariens Chatacter? dacht ich. Ich ſtellte mir ſie vor an einem Frühlingsabende in ihrem Garten in einer Laube, in der ſie geſeſſen hat, ach wie oft von ihrem Clavigo umarmt, mit tauſend Küſſen der Liebe bedeckt! Die Strahlen der untergehenden Sonne erinnern ſie an das verſchwundne Glück. Der Treuloſe iſt fern von ihr, jagt Ehrenſtellen nach! Unzählige Empfindungen überſtrömen ſie. Noch immer die allmächtige Liebe in ihrem Herzen, und der edle Stolz der den Unwürdigen verabſcheuen muß, der ſie ſo ſchändlich getäuſcht hat! Nagende Eiferſucht, über die glänzenden Donnas an deren Seiten er wandelt, und die aus Stolz über den Begleiter ihre Schleppe im Winde flattern laſſen, deren ſchwellende

Brust, hohes Aug, übermüthiger Blick die Umstehenden zu fragen scheint: Bin ich nicht meines Begleiters werth! — Bey dieser Liebe, diesem Stolz, dieser Eifersucht, dennoch Ahndung in ihrer Seele, daß der Unglückliche wiederkehren werde, und in heißen Thränen der Reue seine Missethat wieder gut machen. — Aber auch hier noch dunkles Gefühl von neuer Treulosigkeit, von nahem Tode, Grabe, Unsterblichkeit! Indem sie so sitzt und weint, und klagt, stürzt ihr Bruder herein: „O mein Beaumarchais! mein Geliebter! mein Retter! bist du da? endlich da? hab ich dich? halt ich dich in meinen Armen? du bist mir nun der Einzige da ich den Einzigen verlohren habe! — O meine Schwester! Marie! Marie! bist dus? Du verwelkte Blume! ach Gott wie bleich! wie abgehärmt — laß mich! laß mich! ja du sollst gerochen werden, mit blutiger, beyspielloser, entsezlicher Rache an den verfluchten Verräther!“ Hier fiele der Vorhang und ließ alles in der Erwartung.

Ein Gespräch zwischen Sophie und Guilbert, würde keine so rührende Scene, aber doch immer eine sehr gute Exposition des Verlaufs der ganzen Geschichte geben.

Aber Beaumarchais selbst! Was wäre das wieder für Stoff zu erschütternden Gemählden! Denke ihn dir, auf seinem Fluge von Paris nach Madrit, kurz vor der Stadt, deren Thürme er schon prangen sieht, in einem Wirthshause abgestiegen. Er trift einen Haufen junger müssiger Leute an, die aus der Stadt dahinaus geritten sind, sich einen Tag zu tödten. Er fragt sie allerley, sie erzählen ihm hunderterley Neuigkeiten. Er frägt dieß und jens: Ich habe alte Bekannten in der Stadt, bey Hofe — sollten Sie nicht vielleicht auch einige davon kennen? — nicht vielleicht den Clavigo! — Ey! was wollten wir nicht? sein Perfador ist ja die Nouvelle du jour! — es ist ein trefflicher Mann der Clavigo! ein Genie, darüber geht nichts!

ſo was lebt nicht mehr! Er wird ſicher noch einmal Miniſter! — ja! wenn er nur nicht da ſo einen dummen Liebeshandel gehabt hätte, ſagt der eine. — O! ſagt der andre: das giebt ſich wohl, man hört nichts mehr davon! — Ja! er hat ſein Theil wohl ſchon genoſſen, ſagt der dritte, es iſt ein Vogel! — Br! fängt der erſte wieder an — die Marie von Beaumarchais, was er mit dem ſchwindſüchtigen Mädchen auch hat wollen, das weis der Himmel! doch die Liebe hat ihre Eigenheiten! — Wer ein Herz hat, der denke ſich den Bruder bey dieſen Geſprächen, ſeine Wut, ſeinen verbißnen Grimm, da ers weis, was ſeine Schweſter ehedem an dem Buben gethan hat, wie er ihr alles zu verdanken hat, und wie ſie nun durch ihn die Fabel der luſtigen Geſellſchaften, der Gegenſtand des Stadtgeſprächs geworden iſt! Wie man nicht ihr Unglück beklagt, ſondern den ſchändlichſten Meineid gut heißt. — Er kanns nicht aushalten, geht im Garten — läßts Pferd wieder ſatteln. — Wie viel kann der Zuſchauer vermuthen, daß der erbitterte Beaumarchais ausrichten wird, bey ſo einer guten Vorbereitung!

Wenn man Carlos nähme, und ihn eine Berathſchlagung mit ſich ſelbſt anſtellen ließe, wie er den wankenden Clavigo immer mehr von dem franzöſiſchen Mädchen abziehen und ſeine Gewißensbiſſe betäuben wolle, wie er ſich fürchtete, daß dem ungeachtet ein unvorhergeſehener Zufall ſeinen ſchlauen Plan zerſtören möchte, wie er da in voraus ſeine Maaßregeln gegen faßte, wie er die Möglichkeiten überdächte: auch das würde uns bereits ſehr anſchauend mit dem ganzen Gange des Stücks bekannt machen. — Wie viel Gelegenheit fände man gleich den ganzen Character des Höflings ins Licht zu ſetzen. Wie vortreflich könnte man hier den Zuſchauer auf die Gründe zurück führen, die den Carlos ſo beredt machen. Der Dichter iſt bisweilen eigenſinnig, und ſchenkt uns nicht alles was er ſchenken

könnte, oder wir verlangen. So habe ich viel beym Clavigo beklagen gehört: man wüßte nicht eigentlich was den Carlos triebe, so eifrig wieder Marien zu sprechen? warum ein Böſewicht mit ſolchen Talenten, ſich nicht ſelbſt pouſſirte, ſondern ſo lebhaften Theil am Avancement eines andern nähme? — ich habe mir den Zweifel ſehr leicht gelöſt, durch verſchiedne Winke die Göthe hier und da eingeſtreuet hat. Carlos iſt an ſich nichts, kann durch ſich nichts — wer weis die Umſtände alle? Vielleicht daß ein Miniſter am Hofe der ſein Feind iſt ſeine Ausſichten begränzt. Aber er iſt deſto verſchmizter und verſteht ſeine Werkzeuge zu wählen; iſt Clavigo nur erſt da wo ich ihn haben will, denkt er, ſo ſoll er mich ſchon mit empor heben Das brauchte Göthe uns nicht alles vorzubuchſtabiren, genug, daß man ſich ſolche Möglichkeiten denken kann, ſo iſt er ſchon gerechtfertigt Aber der geſchickte Prologiſt, der in den Geiſt des Stücks genug entrirte, würde nicht ermangeln ſolche Lükken wahr zu nehmen. zu ergänzen, und ſo die Nebenſtellen des Gemähldes zu vollenden, die der Verfaſſer, aus Vorſaz oder aus Laune nur ebauchirt hatte.

Unter allen aber ſchien mir doch die Hauptperſon des ganzen Stücks Clavigo ſelbſt, der meiſten und umfaſſendſten Ausbildung fähig. — Fähig — eine Scene aus ihm zu ſchaffen, die gewiſſermaßen ein Miniaturgemählde des ganzen Trauerſpiels wäre. Und weil ich doch nur einen Prolog machen wollte, ſo nahm ich ihn. Keine Perſon iſt vom Dichter in mannigfaltigere Situationen geſezt worden, als er; bey den Andern prädominirt immer nur eine Empfindung, Clavigo aber ſchwebt auf dem Meere, bald im Sonnenſchein, bald im Ungewitter. In ſeiner erſten Unterredung mit Carlos, wie ruhig, wie heiter iſt nicht ſein Geiſt, wie ſtrebt er nach den Ausſichten der Hofluft empor, deren ganzen Balſam er wittert! Kaum

daß

daß ein flüchtiger Gedanke an die verlaſſene Marie, obenhin ſein Herz noch rizt; Carlos weis die Wunde ſehr leicht verharrſchen zu machen. Beaumarchais kommt an. Wie müſſen wir nicht im Clavigo den feinen denkenden Weltmann bewundern im Anfange des Geſprächs! — wie es weiter fortrückt, was für eine plözliche Veränderung! — Wie freuen wir uns über ſeine Angſt, Zittern, Verlegenheit, bey der Entſchloſſenheit des edeln Jünglings! Zerbrochen iſt das ſchwankende Rohr, und der feige Weltmann ins Bockshorn gejagt. Seine Furcht bringt Reue, und ſie ſcheint aufrichtig. Nun die herrliche Scene, wo er Marien um Vergebung anfleht, und Vergebung erhält. Da wir ſie ſo lieben, wie ſollten wir uns nicht auch mit ihm ausſöhnen? Aber bald ſehn wir gegen was für einen Elenden wir gelind geweſen ſind, wie groß Recht Buenko gehabt hat, der es alles vorherſagte, vorher weiſſagte. Eine Unterredung mit dem ſchlauen Carlos, und Clavigo iſt wieder auf dem alten Wege. Dieß iſt unſtreitig die ausgearbeiteſte Scene des Stücks, und eine einzige ſolche Scene iſt entſcheidend für den Ruhm des dramatiſchen Dichters. Zulezt die grauſenvollen Auftritte von Tod, von Verzweiflung, das kalte entſezliche: Wir begraben Marien von Beaumarchais. — Mir ſtarrt das Blut dabey in den Adern. Wer nicht vermögend iſt, das Große, Erſchütternde dieſes kurzen nervigten Zuges zu empfinden, der ſo nachläßig hingeworfen zu ſeyn ſcheint, aber mehr werth iſt, als Voltairens ganze Zaire — der ſpreche ja nicht von Leidenſchaft und Theater mit — er iſt auf immer verdorben zum Beurtheilen! — Wohl mir, daß ich ihn fühle, aber eben weil ichs thue, verlier ich kein Wort über dieſen ganzen Act. „Wie könnte der kalte todte Buchſtabe dieſe lebendige Blühte des Geiſtes darſtellen?“

Nun frage ich: — aber ich bitte die Betrachtung ganz aus dem Spiele zu laſſen, ob dieß von mir erreicht worden iſt, denn ich fühle, wie groß Interreſſe ich dabey habe, daß die Betrachtung außer dem Spiele gelaſſen werde — wenn man dieſe großen mannichfaltigen Empfindungen recht lebendig ergriffe, dieſe Reue, dieß Flehen um Vergebung, dieſen Kampf der Ehrſucht und des Gewiſſens, die Verzweiflung zulezt, dieſe Gefühle die zerſtreut durch das ganze Stück walten, in einen Monolog, in eine einzige Scene zuſammendrängte, concentrirte und ſo gewiſſermaaßen die Quinteſſenz des Trauerſpiels im Prolog gäbe: was das für eine Wirkung thun müßte auf den Zuſchauer? — Eine ſehr gute, haben mir Freunde geantwortet, auf deren Empfindung ich mich verlaſſen kann, und vielleicht eine ſo ſtarke, daß der Eindruck des darauf folgenden Stücks geſchwächt werden dürfte. — Das wäre nun freylich wider die Abſicht. Doch! wenigſtens bin ich ſo ſtolz nicht meinem Prologe mit dieſem Triumphe zu ſchmeicheln; wiewohl ich geſtehen muß, daß doch auch ſonſt ich von einem weit ſtärkern, ſelbſt wenn ihn Göthe machen wollte, dieſe Wirkung nicht befürchte. Denn was auf der einen Seite der Prolog durch den Drang, durch die Gewalt der lyriſchen Poeſie gewönne, das hätte das Drama ſelbſt durch das immer Wachſende, ſtufenweiſe Ausgebildetere und Mannigfaltigere des Details voraus.

Weiter habe ich nichts zu ſagen. Dieß einzige noch: da mein Prolog lyriſch iſt, ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß Clavigo als Dichter empfinden und ſprechen darf, daß Geſichte mehr Wunderbares ſtatt findet, daß Coſtum, ſpaniſche Sitten und dergleichen Decorationen mich nichts angehen. Um aber doch alles der Natur näher zu bringen, habe ich dythyrambiſche Versart gewählt, und nur ein einzigesmal, wo es die hochfliegendere Empfindung der Ehrſucht zu erlauben ſchien, Strophen mit eingemiſcht.

Aber ſo gern ich ſchlöße, werde ich doch wohl noch auf einen Einwurf antworten müſſen, der alles niederreiſſen könnte, was ich zum Beſten dieſer ganzen Gattung gebaut habe. Man könnte nemlich fragen: Wird nicht dieſe Art von Prologen allemal dem Stücke Schaden thun, das geſpielt werden ſoll? wird ſie uns nicht wenigſtens den Reiz der Neuheit und der Ueberraſchung benehmen? den jeder doch gern bey jedem Schauſpiele ſucht?

Da läßt ſich viel drauf ſagen: Erſtlich wärs wohl überhaupt auszumachen, ob man nach dieſer Art von Vergnügen ſo geizen ſollte. Wer nichts als die Neugierde bey einem Schauſpiel befriedigen will, für den möchte ich wenigſtens nicht arbeiten. Freylich bey den Franzoſen, die nirgends wahren Affect, ſondern nur Declamation für Rührung haben, macht dieß das Hauptweſen aus. Wer ihnen den Plan, die Entwickelung, die Intrigue nimmt, der nimmt ihnen alles; und wenn ich die voraus weis, ſo iſts ſo gut, als ob ich das Stück ſchon geleſen hätte. Daher ich auch nicht leicht ein franzöſiſches Stück zum zweytenmal ſehe, ich müßte denn ſehr verlegen ſeyn, wo ich mit meiner Zeit bleiben ſollte. Das Brettergerüſte iſt bey ihren Schau-Luſt- und Trauerſpielen das beſte; zeigt man mir die Fugen davon vorher in einem Riſſe, ſo iſt mir ein Genüge geſchehen; die Tapezirrung kenne ich ſchon! — Dieß Volk alſo hat ſehr über die Neugierde zu machen, daß ihr ja nichts abgehe.

Nicht ſo hoffentlich wir! und auch nicht ſo die Alten! die Griechen und Römer, Sophocles, Euripides, Terenz rechneten auf dieſen elenden Behelf nicht Ihre Plane ſind ſo ſimpel, ſo unintereſſant, ſo wenig Neugierde erregend, wie möglich. Wenn ich nicht irre, hat ſchon Leſſing dieſe Anmerkung gemacht. Sie rechneten auf die weit größern edlen Schönheiten des Details, den wahren Ausdruck der Leidenſchaft in jeder Scene! die herzerſchütternden ſee-

lenbewegenden Züge. Und so kam es ihnen gar nicht darauf an, ob der Zuschauer das was gespielt werden soll voraus wußte oder nicht. — Wer nur Kizel seiner Neugierde suchte, konnte in die Buden gehen, wo die Histriones wie Schweine grunzten; ich zweifle nicht, daß in diesen Zeiten des verfallnen oder verfeinerten römischen Geschmacks, die Cammerjunker des Nero den alten Sophocles herzlich langweilig werden gefunden haben.

Ach! jeder dramatische Dichter merke sich doch das, setze ja keine Feder an, was zu schreiben, bis er völlig überzeugt ist, daß Plan, Anlage, Uebereinstimmung der Scenen, genaue Beobachtung des Costums, Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung und alles so was, wie es nur Namen haben mag — nichts als Nebenwerk ist, aber Charactere! Charactere! treuer Ausdruck der Leidenschaft, Nachahmung der Natur auf dem Throne und in der Hütte des Landmannes, die Hauptsache, Alles in Allem ist! — Das sollte man doch endlich, den Critikern zum Troz, von der Empfindung Aller glauben! — Ich habe oft lachen müssen, über die ungeschlachten Urtheile die ich so manchmal von Leuten von Verstand übrigens gehört habe, die man noch täglich bey den erleuchtesteten Kunstrichtern liest: Ja! wenn das Mode wird, wie Göthe, wie Lenz thut, Schackespear nachzuahmen, sich an keinen Plan mehr zu fesseln, alle Regeln der Einheit abzuwerfen — — da ists leicht ein Genie fürs Theater zu seyn und ein Schauspiel zu schreiben. — Was? leicht? — Nicht um ein Haar leichter als vorher! Wer eine Scene machen kann, kann auch ein ganz Stück machen — und dem Verfasser von Götz wärs ein Kleines sich auch in die Regeln zu schmiegen, wenns sein Freyheitssinn ihm verstattete! — Wir wollen euch die Freyheit geben — versuchts einmal, Prahler! macht solche Scenen, hier ist Rhodus! hier springt!

Doch — dieß gehört nun eigentlich nicht hieher. Ich komme wieder zur Neubegierde, von der ich nur soviel sa-

gen habe wollen, daß ſie den kleinſten Antheil an unſerm theatraliſchen Vergnügen haben müßte, daß alſo, wenn der Prolog auch ihr ſchadete, und übrigens nur ſeinen Entzweck erfüllte, darauf nicht ſo gar viel ankäme. — Aber ich will mehr einräumen. Die Ueberraſchung hat allerdings einigen, obgleich nicht ſehr beträchtlichen Werth. — Aber es iſt mit ihr, wie mit der Schönheit. — Eine Chimäre, nach der man läuft, gemeiniglich ohne ſie zu erlangen, die man hernach bald ſatt iſt. Wie viele habe ich gekannt, die ſchworen, ſie wollten nur eine Helena nehmen, und hernach zufrieden ſeyn mußten, daß ſie keine Maritorne bekamen! Wie manche, die ihre Helena ſchon in den erſten acht Tagen gern mit einer Maritorne vertauſcht hätten.

Ohne Metaphern geſprochen: das heißt, dieſer Geiz nach Kitzel der Neugier wird ſehr ſelten befriedigt und wenn er befriedigt wird, ſo iſt auch nach dem Vergnügen des erſten Genuſſes alles Vergnügen dahin. Wie vielen, wenn ſie ein Stück aufführen ſehen, iſt das Stück wohl noch neu? die Hauptgeſchichte davon kennt man doch gemeiniglich, ſo bald es ein berühmtes Stück iſt; und nur für ſolche würde ich Prologen wünſchen. Man hat ſie ſchon geleſen, in Geſellſchaften davon gehört, iſt durch Urtheile über das Stück ſelbſt dahinter gekommen, die man aufgeſchnappt hat, kurz: bey der zweiten Aufführung eines jeden Stücks möchte ich allemal drauf wetten, daß unter 100 Zuſchauern ſchon 90 mit dem Innhalte davon bekannt ſind. — Ich habe ferner die Erfahrung gemacht, daß die meiſten Menſchen, ehe ſie ins Theater gehen ein Stück zu ſehen, gemeiniglich erſt das Stück das geſpielt werden ſoll leſen wollen, zu guten Freunden ſchicken, ob ſie nicht das Buch hätten u. ſ. w. — Und ganz natürlich: denn ſo ſinnlich das Vergnügen auch iſt, ſo haben doch die we-

nigſten ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr in ihrer Gewalt, daß ſie ununterbrochen drey vier Stunden hören konnten, ohne daß ihnen etwas entginge. Und dieß was einem entgeht, hindert einen oft hernach gewaltig, dasjenige zu verſtehen, was man gern ganz verſtehen und faſſen möchte. Folglich kann es denen, die am meiſten von Ueberraſchung ſprechen, oft am wenigſten im Ernſte drum zu thun ſeyn.

Ich erwähne gar nicht einmal, daß ſehr viele Stücke ihrer ganzen Natur nach ſo beſchaffen ſind, daß man gleich beym erſten Acte erräth und errathen muß, welchen Lauf ohngefähr die Handlung nehmen, wohin die Intrigue ſteuern werde.

Da es nun alſo um die ganze Neugier und ihre Befriedigung ſo mislich ausſieht, ſollte wohl der Dichter bey dem Prolog Rückſicht darauf nehmen?

Ich glaube: nein! Und doch in gewiſſer Betrachtung, und gewiſſem Grade, wird er ſie dem ohngeachtet allemal nehmen — und nehmen müſſen — weil er nicht ſo ſehr ins Detail gehen darf, als es der dramatiſche Dichter konnte. Es iſt wahr die Hauptſache, den Gang der Geſchichte im Groben erfährt der Zuſchauer durch Prolog voraus, allein die kleinen Beſtimmungen der Handlungen, die Springfedern, wodurch dieſe und jene Cataſtrophe entſteht, kurzum den ganzen feinern Gang der Intrigue, oder des Plans würde der Prolog nicht verrathen und auch, ſeiner engen Gränzen wegen, nicht verrathen können. Für jeden denkenden Kopf iſt dieſes das eigentliche Vergnügen der Neubegierde, dieſe geheimere Kunſt, dieſe ſtuffenweiſe Entwickelung zu beobachten. Beß der Emilia, zum Exempel, ob ich da voraus weis, daß Odoardo ſeine Tochter erſtechen wird, oder nicht, das gilt mir vollkommen gleich. Aber zu ſehen, wie fein das alles von Anfang an angelegt iſt, wie eins ſich aus dem andern

entſpinnt, wie Odoardo durch ſein Misvergnügen mit der Claudia in der erſten Unterredung gleich auch muthmaaßen läßt wozu er im lezten Auftritt fähig iſt, wie die Liebe des Prinzen ſich durch die Bittſchrift, durch das Geſpräch mit Conti mahlt, wie des Prinzen Gang in die Kirche Marinellis ganzes Project ſo herumdreht, mit einem Worte, wie alles, alles ſo übereinſtimmt und zuſammen wirkt, daß der mordende Dolchſtich endlich erfolgen muß, das iſt das Vergnügen für den Verſtand, — welches ich jedoch immer dem Vergnügen für die Empfindung weit nachſeze.

Und dieſes Vergnügen, behaupte ich, würde durch den Prolog nicht allein nicht gehindert, ſondern noch befördert. Denn alsdenn erſt, wenn ich den Ausgang, wenn ich das Scelett des Stücks kenne, bin ich im Stande zu vergleichen, und alles wahre Vergnügen entſteht aus der Vergleichung der verſchiednen Relationen der Dinge gegen einander. Wenigſtens geht es mir ſo. Und aus keinem andern Grunde weis ichs zu erklären, warum ein mittelmäßiges Stück mich höchſtens nur das erſtemal vergnügt, ein vortrefliches aber, beym zweyten, dritten, viertenmale erſt ganz gefällt, und bey jeder neuen guten Vorſtellung gewinnt. Die verſchiednen Verhältniſſe werden mir immer anſchaulicher und deutlicher. Nicht allein bey Schauſpielern iſt dieß, bey allen andern Werken des Geiſtes. Eine Rede verliert mir nie dadurch, daß ich das Thema und die Eintheilungen voraus weis. Alsdenn erſt bin ich recht aufmerkſam darauf, gebe nun acht, wie ſich der Redner allmählich immer mehr nähert, frage mich ſelbſt, wie könnte er ſich auch noch anders genähert haben? und vielleicht beſſer? welchen Gang würden deine Ideen vielleicht dabey genemmen haben?

Die Frauenzimmer wiſſen dieß ſehr wohl. Warum verhüllen die Schlauen gewiſſe Reizungen in den durchſich-

tigen Flor, als daß sie dem Beobachter etwas, viel! zu errathen geben, daß sich der neugierige forschende Blick desto tiefer verirre, und jeder zu sich sage, wie Arioſt von der Alcina:

Ben si puo giudicar, che corrisponde,
A quel che par di fuor quel che s'asconde!

Alles zu zeigen, und nichts zu zeigen, würde beydes gleich schlimme Wirkung thun. Die rechte feine Coquetterie sieht der Schamhaftigkeit sehr ähnlich; es gehört große Uebung dazu, beydes zu unterscheiden. Sollte der Dichter den Tausendkünstlerinnen nicht was von ihren Künsten ablernen?

Dieser Bemerkung zu Folge ließe sich erstaunlich viel über den Prolog raisonniren. Wie viel, wie wenig man bey jedem Stücke dem Zuschauer im Prolog sagen müßte und dürfte, um jenes wahre Vergnügen recht zu befördern? Wie man durch mystische Stellen recht die Neugierde reizen sollte? Wie man den Zuschauer selbst auf falsche Spuren führen könnte, ganz mit Fleiß, damit ihm aus seinem Irrthume desto größeres Vergnügen erwüchse? doch es läßt sich da schwerlich etwas darüber bestimmen. Das müßte eines jeden Philosophie ihm geben. Und der Dichter, der nicht auch zugleich Philosoph ist, wird ewig eine klägliche Figur auf dem Pindus machen. — Versteht sich, daß er kein Philosoph aus irgend einer Schule zu seyn braucht. Die wahren Philosophen müßen eben sowohl geboren werden, als die Dichter. Denken und empfinden — beydes lernt sich nicht.

Ich will mich näher erklären, durch ein Beyspiel; und zwar durch mein eignes, weil ich hier kein andres habe. Was erfährt der Zuschauer durch meinen Prolog? die Intrigue des Stücks? — Ja! wenn man will! — Aber doch nur die Hauptsachen. — Daß Clavigo ein Mäd-

chen verlassen hat; daß es ihn reut, daß er umkehrt, daß er wieder von neuem abfallt, um seine Plane von Hoheit und Ehre zu verfolgen, daß aus dem allen Tod, Schrecknis, Verzweiflung entsteht: das erfährt er. Aber wodurch er zur Reue gebracht wird, wie er dazu gebracht wird, wodurch und wie er wieder umschlagt, das erfährt er nicht, Beaumarchais, Carlos, die zwey Hauptpersonen bleiben ihm ganz neu. Aber den Vortheil hat er vielleicht davon, daß er desto neugieriger und Aufmerksamer geworden ist, wie nun dieß alles entstehen und sich entspinnen werde, daß die zusammen gedrängten Empfindungen des Prologs sein Herz dem Eindrucke der Leidenschaften im Stück geöfnet haben, daß er destomehr frappirt wird, wenn er sieht daß Beaumarchais und Carlos im Stück dasjenige bewirken, was im Prolog auf Clavigos eignem Grund und Boden zu wachsen schien, daß — — doch ich kann mich unmöglich überwinden, mein eigner Scholiast zu seyn.

Je mehr man über dieß alles nachdenkt, jemehr entdeckt man, wie viel ein erfindender Kopf daraus bilden könnte. Wie die Schwestern der Dichtkunst, Musik und Tanz sich vereinigen könnten, den Prolog zu erheben! Wenn wir eine Medea, eine Ariadne hätten, die sich mit Ehren aufführen ließe, was für einen treflichen Prolog gäben die beyden Monodramen von Gotter und Brandes mit Bendas überirrdischer Musik dazu ab! — Ah! wer die Musik gehört hat! — Vielleicht ließen sich die Chöre der Alten mit Strophen und Antistrophen und Epoden dabey wieder in Gang bringen! — unsre oft schalen Ballets in Prologen umgeschmolzen; ich denke, wir würden dabey nicht verlieren. —

Der Dichter, der eigentlich lyrische Dichter spricht im Drama nicht, oder sollte wenigstens nicht darinn sprechen. Thut ers dennoch, so muß er sehr Dichter seyn,

wenn wirs ihm verzeihen sollen. Lessings: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!„ im Munde der sterbenden Emilia! — ja! wärs nicht so schön, so wäre viel gegen das Bild hier einzuwenden! — Die Erzählung von des Grafen von Gleichen Geschichte in der lezten Scene der Stella — — Göthe! Göthe! Zauberer! — aber wenn du nicht gar so zaubernd erzählt hattest! wir müßten dich hier verdammen! — Im Prolog bedürfte es keiner dergleichen Emancipationen; da hätte der Dichter sein freyes Spiel, und könnte sich erheben, wie er wollte, auf den Adlersittigen seines Schwungs.

Eben so der Schauspieler, der in der Vorstellung sich genau an die Natur halten, nichts mehr und nicht weniger geben muß. Ich hörte einmal einen Tropf über Schröder sagen: es wäre doch nichts an seinem Spiele so besondres, er machte gar keine grosen Bewegungen. Er empfand nicht, daß darinnen gerade die erstaunlichste Kunst des Mannes besteht, mir darzustellen was ist, nicht was das Theater als conventionellen Ausdruck der Natur erfunden hat. Mit alledem leugne ich nicht, wenn man Madame Amor * z. E. in der Medea hat agiren gesehen, daß die ein wenig übertriebne Action, die pittoresken Stellungen, so tausendfältig verändert, und jedesmal werth von Graaf gemahlt, von Preisler gestochen zu werden; die heftigern Bewegungen als sie die Natur macht, die tactmäßigere Hebung der Hände, Auftritt und Niedertritt, die Gebehrdensprache, die schon gewissermaßen ins Gebiet der Pantomime übergeht, daß diese ganze brilliante, idea-

---

* Diese vortrefliche Schauspielerinn hat wohl nie eine Rolle mit mehr Einsicht, Aufmerksamkeit und Kunst gespielt als Medea.

Anmerkung des Herausgebers.

lische, tragische Declamation und Action auch sehr ihr Reizendes hat! Im Prolog, wo der Ausdruck erhöheter ware, wäre auch der Ort für den Schauspieler diesen Theil seiner Kunst zu zeigen, und uns zu lehren, daß er nicht allein bey der Natur, sondern auch bey Noverre in die Schule gegangen sey.

Ich vermeine: der Zweifel wegen der Neubegierde ist so ziemlich getilgt. Wenn man mich aber nun zum Beschlusse noch früge: Wo sind die Dichter die nach diesem Ideal Prologen machen? wo die Schauspieler die sie vorstellen? wo die Zuschauer die sich mit ihren Gefühlen dahinauf schwingen können? — da zucke ich mit den Achseln und schweige. — Klein, gewiß sehr klein ist die Anzahl von allen Dreyen.

Und nun — nachdem ich soviel über das gesprochen haben was man aus dem Prolog machen könnte, sollte ich mich billig schämen, mit dem Wenigen hervorzutreten, das ich davon gemacht habe. — Aber! — —

Prolog.

(Clavigo sizt in einem Lehnstuhl und schläft. Er fährt ein paarmal unruhig auf, mit zuckenden Gebehrden. Endlich erwacht er, wie aus einem tiefen beklemmenden Traume.)

Ists ein Traum? Wars helle Wahrheit? —
Wie umleuchtete mit Klarheit
Mich vergangner Zeiten Strahl!
Jeder Ehre goldne Freuden,
Jedes Glücks Genuß, ach meine Freuden
Sind entwichen allzumal!

Wie? was hab ich gesehen? —
Sah ich sie selber vor mir stehen,
Die einst Vielgeliebte?
Die mein Eidbruch mit solchem Jammer betrübte?

(Er steht auf, und geht einigemal stillschweigend über das Theatér. Er tritt vor, und spricht mit Stolz im Blick:)

Wer bin ich? Wer war ich?
Clavigo! der Fremdling! der Unberühmte! ein Sohn des Staubs!
Izt empor geschwungen, mit eilenden Schritten klimmend
Zu den Strahlenhöhen des Ruhms!
Liebling des Gesalbten und seiner Freunde!
Angelachelt vom allmächtigen Blicke des Beyfalls!
Fehlt dir noch was? —

(Er versinkt eine Weile in sich selbst. Trübsinniger im Ton der Stimme und Gebehrde fährt er fort:)

Aber ich hatt' ein Herz
Und der liebe Freuden labten mich!
Sanfte Wollust sonder Schmerz,
Ach du labtest meine Seele!
Meine ganze volle Seele
Fühlt' in ihrem Innern Dich!
— Und ich konnte sie verlassen!
Sie verstoßen, sie verlassen,
Und das Mädchen liebte mich!

(Wieder eine Pause.)

Noch einmal kehre zurück,
In die vergangenen Zeiten mein Geist;
Sieh, vielleicht zu deinem Glück
Kam der Traum dir, der dieß Herz zerreißt.
Ach, ich sah sie! So voll Jammer
Saß sie in der vertraulichen Kammer
Die einst Zeugin unsrer Liebe war!
Auf die weissen abgeharmten Arme
Stützte sie ihr Haupt: „Erbarme,
„Rief sie, ach erbarme guter Himmel dich!
„Nimm o mütterlicher Staub der Erde
„Mich und meine Thränen auf;
„Daß ich eingesammlet werde
„Zu der stillen Todten Hauf!
„Einsam bin ich und verlassen,
„Nach Mich fließt die Thräne hin;
„Und ich kann ihn doch nicht hassen,
„Lieb' ihn, lieb ihn noch und bin
„Sein noch, wie vom Anbeginn."

(Wieder ein Stillschweigen voller Nachdenken.)

Marie! Marie! ists wahr? — Mich noch nicht
hassen,
Der ich dich verlassen?
Noch nicht hassen?
Mich den Falschen, den Verräther?
Deinen Mörder jetzt, den Thäter
Dieser schwarzen That?

(Er fällt nieder auf ein Knie, sagt aber das folgende ununterbrochen fort.)

Kannst du, theures, theures Leben,
Diesen Meineid mir vergeben?
Kann ich hingewälzt zu deinen Füßen
Ach, mit tausend Thränengüßen
Meinen schwarzen Frevel büssen?
Sieh! ich denke noch der Zeiten,
Wo dich sehen, dich begleiten,
Um dich seyn mir Wonne war!
O! wie hieng an deinen Blicken
Da mein Auge! Voll Entzücken
Botest du die Hand mir dar!
Hingeflohen, hingeschwunden
Sind die wonniglichen Stunden!
Kannst du, theures, theures Leben
Meinen Eidbruch mir vergeben?
Kann ich hingewälzt zu deinen Füßen
Ach mit tausend Thränengüssen
Diesen schwarzen Frevel büssen?
O du engelreine Fromme,
Sieh, ich kehre wieder, komme
Wieder von der Liebe warm,
Süsses Kind in deinen Arm!

(Er steht auf, und ein stummes Spiel muß jezt den Uebergang vorbereiten. Erst eine Art von Freude, über den eben gefaßten Entschluß. Bald drauf muß man sehen, daß Zweifel ihn quälen, und daß er ängstlich, voller Unbestimmtheit über das Theater irrt:)

Aber.....o Kampf!..... So wäre
Alles aus? — Alles aus?
Still mein Fuß auf der Bahn der Ehre?
Nur die Liebe baute mir mein Haus?

Alles was ich von Größe träumte,
Von Ansehen und Gewalt, dahin?
An dem Staube klebt' ich, und säumte?
Dämmerte unberühmt mein Leben hin?

(Er geht wieder unschlüßig auf und ab. — Endlich scheint er sich zu ermannen.)

Clavigo! Bist du ein Weib worden? —
Du deß Name schon von Süden bis Norden
Im Tone des Triumphes erklang
Wärst herabgestürzt von den Ehren?
Solltest nimmer wieder hören,
Des ladenden Ruhmes Zaubergesang? —
Clavigo bist du ein Weib worden? —

(Wieder nach einiger Unschlüssigkeit rast er sich auf und sagt:)

Nein! Nein! Nein!
Wo der Ruhm glänzt verliert die Liebe den Schein!
Nicht für die kleinere Liebe schuf
Die Natur diesen Geist! — Ich vernehme deinen Ruf
Höherer Trieb, der, wo die Unsterblichkeit schwebt,
Mich dahin, weit über mich selbst erhebt!
Leb wohl Marie! leb wohl!
Es kann nicht seyn!
Leb wohl, gräme dich nicht!
Mich umstrahlet ein andres Licht!
Wo der Ruhm glänzt, verliert die Liebe den Schein,
Es kann nicht seyn!

Hin, wo schwindelnde Gedanken
Strahlenblumen schimmern sehn,
Ohne Sinken ohne Wanken
Will ich Ehre mit dir gehn!

Hoch zu deinem Gipfel klimmend
Eil ich sonder Säumen fort,
Fern in blauem Dufte schwimmend
Seh ich Erdgebirge dort!

Und auf kühnem Adlerflügel,
Von dem Pöbel unerreicht!
Schweb' ich hin, wo schon dein Hügel
Krone mir und Lorbeer reicht!

(Mit anscheinender Ruhe und Heiterkeit im Gesicht geht er einigemal auf und ab. Plözlich fährt er, als ob ihn etwas stark träfe, zusammen.)

Aber was fühl ich?
Ein unbekanntes Grausen
Schaudert mir durch Mark und Bein!
Nachtliche Stürme brausen;
Alles hüllt in Schwarz sich ein!
Wie der bange Woller zittert
Wenn in dunkler Winternacht
Durch des Donners Keil zersplittert
Meilenlang der Bergwald kracht,
So mein Geist! — —

(Wieder eine angstvolle Pause. Er sieht erschrocken um sich her, lauft bald hier hin, bald dort hin, sieht sich überall um.)

Still!

Still! Still! Still!
Immer ſchwärzer und trüber
Wölkt der Himmel ſich!
Was ging da vorüber?
Gott! ich höre Todtengeläute!

(Auf einmal ſteht er ſtill, wie in gräßlicher Verzukkung)

Was? was? — war es Leichengeſang
Der hier rund um mich her erklang?
War Sie's? Sie? des Grabes Geweyhte?
War es Todtenbaar und Sarg,
Das die Dunkelheit der Nacht meinem Auge verbarg?

Du todt Marie? todt? todt?
Durch mich todt?
Verloſchen auf immer
Deines blauen Auges Schimmer?
Du todt? todt? todt?
Verblüht deiner lieblichen Wangen Roth? —

(Er läuft wütend und unſinnig mit ſtarken Schritten auf dem Schauplatze auf und ab.)

Wohin ſoll ich, wohin kann ich fliehen,
Vor Marien, vor Marien?
Du verfolgſt mich Schattenbild!
Angſt ohn End ohn Anfang füllt
Dieſes niederſinkende Herz!

(Noch einmal rafft er ſich auf. Aber es iſt die Standhaftigkeit der Verzweiflung. Mit beyden Händen ſchlägt er ſich vor die Bruſt.)

Im Angeſicht Himmels und der Erde
Steh ich hier des Elends Sohn;
Werde tiefer fallen, werde
Sinken, ich vergehe ſchon.
Hier ein Abgrund, dort ein Abgrund
Oefnet gräßlich ſeinen Schlund!
Niedergeſchmettert, niedergeriſſen,
Jammer' ich in den Finſterniſſen;
Selber rief ich den Bliz herbey
Daß ich ewig elend ſey!
Ha! wie zuckt der Rache Dolch?
Teufel rufen, folg uns! folg!
Ha entſezlich! fürchterlich!
Erd und Himmel decket mich!

(Er ſtürzt wie ſinnlos in den Stuhl zurück und der Vorhang fällt.)

Das ſeltene Original.

Florimund, ein junger von Adel, erwählte ſehr frühzeitig den ſchlüpfrigen Pfad, welcher von der Tugend ableitet. Der verbotenen Liebe opferte er ſein Geld und ſeine Geſundheit auf. Von den gröbſten Ausſchweifungen, ſo er begangen, redete er mit Vergnügen. Roth werden hielt er für eine Schwachheit, und die Religion hieß bey ihm Aberglauben. Der wilde Trieb ſeiner Lüſte war die einzige Regel ſeines Thun und Laſſens. Ihn beſchäftigten ein halb Duzend kleiner geſchloſſenen Geſellſchaften, deren unentbehrliches Mitglied er war. Vor drey Uhr nach Mitternacht kam er niemals nach Hauſe, und, ehe es Mittag war, ſelten aus dem Bette. Die Erfindung neuer Ergözungen war das einzige, worüber er nachdach-

te. So entſchlummerte er in den Armen der Wolluſt. Der Menſch verſchwand, das Thier blieb übrig. Und was war die erſte Urſache dieſer unſeligen Lebensart? Florimund wollte für kein ſeltenes Original gehalten werden. Dieſen Zweck erreichte er auch vollkommen. Er ward von ſeines gleichen geliebt und gelobt, lebte geſchwind und ſtarb vor Alter und Entkräftung, da er kaum das fünf und zwanzigſte Jahr zurück gelegt hatte.

Das Unglück dieſes jungen Edelmanns rührte, wie man mich verſichert, lediglich davon her, daß der Name ſeltenes Original ihm ſo unangenehm ins Ohr gefallen. Man ſollte zwar kaum glauben, daß zu einer Zeit, da alles nach Gründen abgewogen wird, der bloſſe Wortklang zu einer Lebensregel dienen könnte. Jedermann weiß, daß eine Benennung an ſich nichts als ein leerer Schall ſey. Gleichwohl lehret die Erfahrung, daß die mehreſten Menſchen ſich darnach beſtimmen. Sie prüfen weder den Verſtand, noch die Anwendung. Der gedankenloſe Ausſpruch des Pöbels gilt bey ihnen mehr als die Vorſchrift der heiligſten Pflichten. Mit einer ſclaviſchen Niederträchtigkeit unterwerfen ſie ſich dem tyranniſchen Joche des allgemeinen Vorurtheils. Dieſer unbillige und eigenſinnige Richter ziehet die Wahrheit nie zu Rathe. Oft hänget er löblichen Handlungen die ſchimpflichſten Namen an; noch öfter fertiget er für das Laſter einen Adelsbrief aus, welcher demſelben zu Ohr und Herz einen freyen Zutritt verſchaffet. Unzucht heiſſet Galanterie, und Betrug Politik. Der fromme Biedermann ſeufzet zwar, und klagt, daß in den franzöſiſchen Worten die deutſche Redlichkeit ihr Grab finde; allein nach der Sprachlehre der groſſen Welt iſt es recht geredet. Wer dagegen auſſer der Kirche, und auſſer dem Fall eines plötzlichen Schreckens, denjenigen in den Mund nimmt, wel-

chen wir alle für den Grund unſerer Wohlfahrt erkennen, den nennet man einen Bigot, den Prediger, der ſo lebt, wie er lehret, einen Pietiſten, und den Mann, der für ſeine Seele ſorget, einen Phantaſten, oder, ſollen alle dieſe Perſonen auf deutſch gebrandmarket werden, ſo giebt man ihnen den Namen ſcheinheiliger und ſeltener Originale.

Ein ſeltenes Original überhaupt betrachtet, iſt ein Menſch, welcher in ſeinen Reden, Handlungen und Gewohnheiten ſich von andern ſeines gleichen unterſcheidet. Jedes Volk in der Welt, ja jeder Stand und jedes Zeit- und Menſchenalter hat ſeine beſondere Sitten und Gebräuche. Was in dieſem Lande für ehrbar und höflich gehalten wird, das erkläret man in jenem für unanſtandig und grob. Wenn der Bauer ſich trägt wie der Edelmann, und der kleine Fürſt aufzieht wie der größte König, ſo nennet man es thörichten Stolz und lacht. Vor dem ſchlug der Deutſche Hand in Hand, und ſchüttelte ſie; heut zu Tage bückt er ſich und verſchwendet Ehrenworte. Ein abgelebter Greiß, welcher ſich gebehrdet wie die ſpielende Jugend, wird ekelhaft und unerträglich. Der Menſch iſt verbunden ſeine Brauchbarkeit in dem geſellſchaftlichen Leben, ſo viel möglich, zu befördern; er hindert ſie aber, wenn er dasjenige nicht beobachtet, was die allgemeine Regel mit ſich bringet. Wer ſich davon entfernet, der handelt als ein ſeltenes Original. Nur eine höhere Pflicht kann ſolches rechtfertigen. Wenn lieget dieſe zum Grunde, ſo verehre ich es als eine Tugend; auſſerdem, wenn es etwa aus angenommener Gewohnheit geſchiehet, ſo überſehe ich es als eine Schwachheit; rühret es aber aus einem Fehler des Verſtandes, oder des Willens her, ſo betrachte ich jenes als ein Gebrechen, und ſchelte dieſes für ein Laſter.

Ich kenne einen Ort, wo die Frergeisterey bis zum Heuchler machen herrschend geworden; wo mancher, der in seinem Herzen der Wahrheit beipflichtet, öffentlich zweyfelt und spottet, blos weil Hof und Stadt auf diesen Ton gestimmet sind. Hier geschahe es, daß ein ehrlicher Mann vom Lande in einer vornehmen Gesellschaft als ein Christ sprach. Einer sah den andern an, und endlich fragte ihn ein Klügling mit einer Art des Mitleidens, wie er sich die Welt vorstelle? als einen Ameishaufen, antwortete er, wo die Menschen, um Ruhe zu erlangen, in steter Unruhe leben. Man wollte ferner von ihm wissen, was er von Gott glaubte? und voller Ehrerbietung erklärte er sich also: Von dem nothwendigen Daseyn eines höchsten Wesens überzeuget mich die Zufälligkeit aller Dinge; die ganze Natur prediget mir seine Vollkommenheiten; ein Ungefähr von solcher Weisheit und Macht läßt sich nicht gedenken. Ob aber dieses höchste Wesen sich um die Menschen bekümmere? solches gab eine neue Frage ab, und der Fremde fand es ungereimt, ein Regent zu seyn, und nicht zu regieren, eine Welt nach Absichten zu schaffen, und nicht für die stete Erhaltung einer zweckmäßigen Ordnung zu sorgen. Auch im kleinen, fuhr er fort, ist der Ewige groß; der, welcher ehedem sprach: es werde, und es ward, der spricht noch: es geschehe, und es geschieht. Hier nahm einer der Freydenker das Wort, und stellte mit der Dreistigkeit eines Ruchlosen die Religion als ein Schreckbild, die Seele als ein Unding, das Schicksal nach dem Tod als einen Traum, und die Bibel als Betrug und Einfalt vor. Nachdem dieser Wahnsinnige ausgeraset hatte, ließ der fremde sich folgendergestalt vernehmen: Furcht und Vorurtheil fesseln mich nicht; sondern die gesunde Vernunft belehret mich von dem heiligen Bande der Verehrung zwischen Gott und mir, seinem verpflichteten Geschöpfe; dieses Band dienet dem

gemeinen Beſten; aber es iſt nicht ſeine Erfindung; ich bete Gott an; denn ich kann ihn gedenken. Wer ſich zum Kloß, zur Pflanze, zum Vieh herunter ſetzet, der verdienet die Ehre nicht, ein Menſch zu ſeyn. Ich fühle in mir ein Verlangen nach der Glückſeligkeit, und ein jeder fühlts; wer iſt, der es ſättiget? der Menſch weint ſich in die Welt, er quälet ſich hindurch, er fürchtet ſich hinaus; das iſt ſein betrübtes Loos. Sollte der Allergütigſte wohl ſo grauſam geweſen ſeyn, die Sehnſucht nach einem unerreichbaren Gute in mich zu legen? nein, ich werde nach dem Tode übrig, es wird ein Zuſtand ſeyn, welcher alle Knoten auflöſet, und mir den Genuß eines vollkommnen Vergnügens gewähret. Das Ziel dieſer Hoffnung verherrlicht den Schöpfer. Die Mittel meiner unzerſtörlichen Wohlfahrt ſind ſein Geſchäffte. Mein blödes Auge waget zwar keine vergebliche Blicke in die Tiefen ſeiner Rathſchlüſſe; aber ſeine Offenbarung iſt mir heilig. Ich erkenne und empfinde die ſtarken Beweiſe ihrer Göttlichkeit. Die Natur entdecket mir den höſten Oberherrn, die Schrift zeiget mir den beſten Vater. Sanft ruhet meine Seele in den Armen des göttlichen Verſöhners. Mein Verſtand kann ihn nicht faſſen, aber mein Herz kann ihn lieben. Wie vieles findet ſich nicht in und auſſer mir, worüber die vorwitzigen Schlüſſe meiner eingeſchränkten Vernunft von eben dem Werthe ſind, als das alberne Urtheil eines Kindes im Fallhute, welches trigonometriſche Zeichnungen betrachtet? Es ſieht, es räth, und trift es nicht; es zankt mit ſeines gleichen, und wird geſtraft. Die Sphäre der Sterblichen iſt zu begränzt. Wer will erklären, wo niemand fähig iſt zu begreifen? Was konnte demnach Gott anderſt zu dem Menſchen ſagen, als: Liebet mich, liebet euch, trauet mir und ſeyd gehorſam? das iſt der Weg der Glückſeligkeit; wer den betritt, der irret nicht.

Hier schwieg der Fremde und nahm Abschied. Die Gesellschaft murrete und sah ihm mit Verachtung nach. Allein es war einer von den Fällen, wo Tadel rühmlicher ist als Lob. Unser fromme Landmann verdiente mit Recht den Namen eines seltenen Originals eines starken Geistes. Denn er hatte das Herz, derjenige zu erscheinen, der er war. Das Zeugniß, so er ablegte, drang man ihn ab. Sein heiteres Gesicht entfernte von ihm allen Verdacht der Schwermuth. Er war keiner von den finstern Köpfen, welche mit ihrer schwarzer Galle den lieblichen Reitz der Gottseligkeit verdunkeln. Mit einem Herzen, das so frey war als seine Gedanken, redete er die Sprache der Wahrheit. Dergleichen löbliche Originale seltener Art waren in Ansehung des Judenthums die ersten Christen. Das Ansehen des Alterthums, die Macht der Gewohnheit verschwanden bey den Trieben ihres göttlichen Eifers. Kein Schwerdt, kein Scheiterhaufen schreckte sie; Ihr Muth war grösser, als die Gefahr, und ihre Liebe stärker, als der Tod. Sie besiegten den Aberglauben, und wurden das Ziel seiner Rachgier. Ein Auge, das der Finsterniß gewohnt ist, kann das Licht nicht vertragen; Ein gefesselter Verstand ist keiner gesunden Prüfung fähig; Faule Wollust läßt andere für sich denken; Der Stolz, welcher in seine Schranken zurück soll, empört sich; Die Habsucht wagt alles, um nichts zu verlieren. Dieses sind die Quellen des Grimms, womit so viele redliche Männer als Irrgläubige, als Bösewichter verfolget wurden; und zum Theil sind es noch jezo die Ursachen, warum mancher verlästert wird, der durch sein pflichtmäßiges Verhalten sich von dem großen Haufen der Bösen unterscheidet. Ein solches Verhalten ist ein stillschweigender Vorwurf, und aller Vorwurf erbittert.

Seltene Originale muß man nicht mit äuſſerſt Seltenen verwechſeln. — Dergleichen ſind z. B. die auſſerordentlichen Genies, und es wird mir erlaubt ſeyn, derſelben beiläufig zu gedenken. Sie kommen aus den Händen der Natur, und ſelbige pflegt mit ſolchen Meiſterſtücken nicht verſchwenderiſch zu ſeyn. Nur ſelten bildet ſie einen vollkommen ſchönen Leib, noch ſeltener einen recht groſſen Geiſt; und, wenn ſie es oft thäte, würde es wohl ein Glück ſeyn für die Welt? Ein Jahrhundert iſt darinne fruchtbarer als das andere. Hat das unſrige noch jezo Alexanders und Cäſars, welche mit der Unmöglichkeit ſcherzen, und Wunder thun, die Blut koſten; ſieht es noch dann und wann einen Richelieu, der ſeine politiſchen Plans mit einem Rieſenzirkel abmißt, oder einen Colbert, der den Nerven des Staats Saft und Spannung mittheilet; kann es dem hohen Schwunge eines Bacons das Adlersauge eines Montesquiou entgegen ſetzen; iſt es ſtolz auf Newtons, auf Leibnitze, welche die Entwürfe des Schöpfers berechneten, und die Geheimniſſe des Weſens der Dinge verriethen; ja, bewunderte es noch vor kurzem einen Baumgarten, der eine lebendige Encyclopädie war; ſo vermiſſen wir dagegen einen unwiederſtehlichen Demoſthenes, einen bezaubernden Cicero, oder vielleicht die Gelegenheit, die ſolche Redner bildete. Kein Dichter unſerer Zeiten, (doch ich kann mich irren) ſchildert ſo prächtig, wie Homer, ſo entzückend wie Virgil; wir haben, und des bin ich gewiß, keinen Raphael, deſſen Pinſel den Figuren Seelen gab, keinen Lyſippus noch Phidias, unter deren Meiſſel Erzt und Marmor lebendig wurden. Wir begnügen uns mit Meiſtern, welche groß genug ſind, um ſich bey den Werken der größeren zu ſchämen, und auch dieſe ſind ſchätzbar.

Genies leuchten überall hervor; aber ſie ſind nie glänzender, als auf dem Throne. Doch ſoll alsdann die Welt ſich ihrer erfreuen, ſoll ihr Feuer wärmen und nicht zerſtören, ſo muß ſie Chriſtenthum und Tugend beleben. Güldene Zeiten, da Fürſten regieren, welche auch in der Nahe groß ſind, und die es noch in der Geſchichte bleiben; glücklicheres Land das einem Herrn gehorchet, der nur König iſt um deſto ungebundner Menſch, Chriſt und Bürger zu ſeyn. Mit Ehren, aber ohne Eitelkeit, trägt er an ſich das Bild Gottes. An ihm werden die Eigenſchaften des Allerhöchſten der Sterblichen ſichtbar. Die Unglücklichen betrachtet er als Leute, ſo die Vorſehung ſeiner Menſchenliebe empfiehlet. Zu hoch für den Frevel, der Bedürfniß allezeit nahe, gebraucht er ſeine Macht nie anders, als um wohlzuthun. Er iſt gerecht ohne ſtrenge, er iſt gütig ohne ſchwach zu ſeyn. Die Religion verehrt und befördert er; nicht, weil ſie eine Stütze ſeiner Würde und Sicherheit iſt, ſondern weil er Einen über ſich weiß, weil er den Augenblick vor ſich ſiehet, da ihm die Verweſung den Purpur ausziehen wird. Das Salböhl an ſeiner Stirne iſt ihm heilig; er entweyhet es durch keine Laſter. Sein Beyſpiel iſt das ſtärkſte Geſetz. In ſeinen Verordnungen thut er kund, nicht was er, ſondern was der Unterthan bedarf. Den ſauern Schweiß deſſelben misbraucht er niemals zu Bezahlung ſeiner Thorheiten. Gut und Blut fürs Vaterland nimmt er an, fordert aber keine Opfer von Ehre und Gewiſſen. Verdienſte darf man vor ihm nennen; denn er hat gelernet verpflichtet zu ſeyn. Wenn er Gnaden austheilet, ſo glaubt er, Schulden abzutragen. Mit einer durchdringenden Klarheit überſiehet er das Ganze, und erhält alle Theile des Staats in harmoniſcher Ordnung. Das Auge des Volks wird durch kein Gepränge ſchnell aufgewachſener Erdſchwämme geärgert. Keine Buhlerinn plündert das Reich und be-

schimpfet den Regenten. Schmeicheley und Verläumdung, die beyden Fallbrücken der Grossen und der Redlichen, sind vom Hofe verbannet. Das glückliche Volk jauchzt, mehret sich, und wird gesitteter; Der Handel blühet, Fleiß und Reichthum wachsen, denn der König liebt den Frieden. Es ist ihm köstlicher Herzen, als Länder zu gewinnen. Stark dadurch von innen, gefürchtet und bewundert von aussen, entwafnet er die Herrschsucht der Nachbarn, behauptet sein Recht, und trennt die Wolken drohender Ungewitter. Er kennt die Verhältnisse der Staaten und bemerkt ihre Veränderungen. Seine Entwürfe sind wie die Weissagungen; blos der Erfolg entdeckt den Zusammenhang ihres tiefen Geheimnisses. Seinen Scepter zieren die edlen Gesinnungen, welche der Eigennutz aus den Gemüthern der Monarchen in die Heroldssprache verwiesen, der sie zur Schminke dienen. Wohlthaten und Dankbarkeit, davon die Staatskunst nichts weis, empfindet sein grosses Herz. Er erwirbt sich Ruhm und Vertrauen; denn er hält sein Wort. Der grosse Herr, der noch grössere Mann, wie viel Geschlechter segnen ihn? Doch, ich zeichne Vollkommenheiten, und soll von Schwachheiten reden.

Wer kennt die Gewohnheit, und erfährt nicht ihre Macht? durch sie wird das Schöne mittelmäßig, und das Heßliche erträglich. Irrthum und Lügen verwandelt sie in Wahrheit, so wie das Geklapper der Mühle in ein Wiegenlied. In ihrer Hand wird die Seele zum Uhrwerke; der Mensch denkt nicht mehr, er lauft ab. Und der Mensch liebt sie; denn sie ist die Natur, so er sich selber giebt. Aus ihr entspringen wunderbare Gattungen seltener Originale. — In einer großen Stadt hielt sich ein vornehmer Prinz auf. Sein Zeitvertreib bestand darinne, alle Abend aus einer Gesellschaft in die andere zu fahren, überall die Lichter zu putzen, und

die Lichtputzen einzustecken. Er konnte sich nicht ruhig zu Bette legen, wenn er nicht alle seine Taschen mit Lichtputzen angefüllet nach Hause gebracht, und seine Bedienten hatten des andern Morgens genug zu thun, um das entwandte wieder an die gehörigen Orte zu liefern. — Nicht ohne Mitleiden erinnere ich mich eines angesehenen und tugendhaften Mannes, welcher sich an das Zaudern und Trandeln dergestalt gewöhnet hatte, daß er unter steter Beschäftigung mit keiner Sache fertig werden konnte. Er that nichts, und hatte doch weder Zeit zum Essen noch Schlafen. Wie ein Mondsüchtiger gieng er träumend herum, ward zulezt mager und elend, und opferte Pflicht und Vergnügen einer Unordnung auf, die er immerfort beseufzete, aber niemals änderte. So habe ich auch einen Staatsmann gekannt, welcher sich beständig an den Puls fühlte, und mit sorgfältiger Untersuchung aller Auswürfe seines Cörpers unabläßig bemühet war. Die Aerzte, ob er sie gleich als theure Schutzgötter betrachtete, hielt er doch heimlich für seine Feinde, weil keiner begreifen wollte, daß er krank wäre. In der Ungewißheit, was ihm eigentlich fehlte, warf er die vorhandenen Recepte in einen Hut und gebrauchte davon dasjenige, so ihm das Looß zutheilte. Ja, er glaubte einmal gar, es wäre nicht unmöglich, daß in seinem Magen eine Erndte entstünde, weil er ein ihm abgegangenes Waizenkorn gefunden hatte, welches er, um die Naturkündiger darüber zu befragen, in einem Papiergen bey sich trug. Wie aber? waren diese Personen nicht verrückt? Keinesweges; bey aller andern Gelegenheit zeigten sie einen vollkommen richtigen Verstand, und die gesündeste Ueberlegung. Blos die Gewohnheit, welcher sie anfangs zu viel nachgegeben, hatte sich ihrer bemeistert, und eine gewisse Sayte verstimmt; wenn selbige gerührt ward, verwirrten sich die Begriffe.

Der Anfang ſolcher Gewohnheiten pflegt kaum merklich zu ſeyn; aber im Fortgange wachſen ſie ſchnell, und herrſchen am Ende gebietheriſch. Wer nicht aufmerkſam iſt, der träget ihr Joch, ehe er es ſich verſiehet. Die Zerſtreuung der Gedanken ſelbſt bringt eine Art ſeltner Originale hervor, welche ſchon zu mehr als einem Luſtſpiele den Stoff hergeliehen. Unter andern lebte in Frankreich ein Herr, der in dieſer Art der Zerſtreuung ein wahres Urbild vorſtellte. In Geſellſchaften erſchien er nur mit der Hälfte ſeiner Seele; halb war ſie abweſend, oder, um beſſer zu ſagen, ſein Geiſt und ſein Leib waren ſelten an einem Orte zugleich gegenwärtig. Wenn ihm jemand in ſeinem Hauſe zuſprach, ſo ſetzte er ſich zwar bey demſelben auf den Sopha nieder; mitten in der Unterredung aber nahm er Abſchied und gieng davon, indem er ſich einbildete, den Beſuch nicht zu empfangen, ſondern ſelbſt abzuſtatten. Er bat Gäſte, ſagte anderwärts zu, und ſpeiſte am dritten Orte, alles auf einen Mittag. Eben als er in die Kirche fahren ſollte, um ſich mit ſeiner Braut einſegnen zu laſſen, rufte er ſeinen Kammerdiener, wollte ſich auskleiden und zu Bette gehen. Einſt da er die Königinn am Wagen führte, und ſelbiger noch nicht vorgerücket war, ſo ſtand er im Begriff, der Natur, die ihn eben an etwas erinnerte, ſich zu überlaſſen, und würde, wenn ihn nicht ein Bedienter angeſtoſſen, vor den Augen des ganzen Hofes die gröſte Unanſtändigkeit begangen haben. Die Würde ſo er bekleidete, gab ihn den freyen Zutritt in das Schlafgemach des Königes; daſelbſt ſah er einen andern vornehmen Herren, freuete ſich, denſelben dort anzutreffen, und verſicherte, wie er ſchon längſtens gewünſcht über eine wichtige Angelegenheit ein Wort mit ihm alleine zu ſprechen; führte ihn darauf bey der Hand heraus, über den Schweizerſaal, über die große Gallerie, und ſo weiter durch alle Zimmer bis in die Ecke eines Fenſters; hier ſah

er ihn eine gute Weile an, ſagte nichts, beſann ſich, und verließ endlich ſeinen Mann mit den Worten: Nein, es war ein andrer, den ich ſprechen wollte. Mit einem Hute auf dem Kopfe, und mit dem andern unterm Arme ſah man ihn öfters gehen. Briefe, ſo er ſchrieb, beſtreuete er gemeiniglich mit Dinte, verbrannte die, ſo er erhielt, ungeleſen, und hob die Umſchläge auf. Kurz, er war einer von den Leuten, deren Geſchichte noch nach langer Zeit dazu dienet, eine ſchlafrige Geſellſchaft aufzumuntern.

Ich habe oben geſagt, die Gewohnheit verwandelte Lügen in Wahrheit. Dieſes geſchieht unter andern bey denen, deren Mund von lauter Eventheuern und Wunderdingen überfließt. Die öftere Wiederhohlung einer Mordgeſchichte macht uns ſelbige alltäglich; wir vergeſſen daß ſie erſonnen war und beſchwören ſie zulezt als eine Wahrheit. Die Menſchen erſtaunen gern, ſelbſt über das Schreckhafte. Wenn es etwas großes, und für ſie kein eigentliches Uebel iſt, empfinden ſie ein ſchauderndes Vergnügen. Daher entſteht ihre Begierde, etwas auſſerordentliches zu vernehmen. Das bewundern ſie; bewundert werden iſt eine Ehre, und aus thörichtem Wahne eignet der Ueberbringer ſich einen Theil dieſer Ehre zu. Dieſes iſt die Quelle ſo vieler Zuſätze und Erdichtungen, welche, wie der rieſelnde Bach endlich zum Strome wächſt, immer ſich vergröſſern, bis das neugebohrne Kind nach Gellert Haaſen-Ohren, Krallen und einen Pferdefuß bekömmt. Je weniger Verſtand der Erfinder hat, oder jeweniger er dem andern zutrauet, deſto gröber wird die Lüge. Die löbliche Jägerey iſt darinn beſonders fruchtbar. Ein gewiſſer Liebhaber derſelben verſicherte und ſchwur dazu, daß in dem lezten preuſſiſchen Kriege er, weil es bey Tage zu gefährlich geweſen, des Nachts auf die Rebhüner Jagd gegangen, ſeinem Hunde eine Laterne an den Schwanz gebunden, und ihn ſolchergeſtallt vor ſich revie-

ren lassen, bis er gestanden; da er sich dann hinangeschlichen, und, bey dem Scheine der Laterne, die aufliegenden Hühner bey Dutzenden herunter geschossen. Aus Versehen war einmal der Ladestock in der Flinte stecken geblieben; nichts destoweniger lief der Schuß so glüklich ab, daß zwanzig Crammets-Vögel, welche in einer Reyhe auf dem Aste eines Baumes sassen, dadurch gespiesset wurden und sämmtlich herunter fielen. Ein andermal hetzte er mit einem trächtigen Windspiele einen Satz Haasen. Durch die Bewegung ward die Geburt befördert; die Hündinn warf, die Häsinn setzte, beyde im vollem Laufe, und zum Beweise, wie den Thieren dergleichen in die Natur gepflanzet sey, so verfolgten in dem Augenblicke die jungen Hunde die jungen Haasen, und die Jagd ward allgemein. Mit solchen fabelhaften Erzählungen verlezt einer die Achtung, so er der menschlichen Gesellschaft schuldig ist. Der Jugend, welche insgemein lieber Lehrgeld giebt als lernet, kann man es nicht genug einschärfen, auch eine wahre Geschichte, dafern sie nicht wahrscheinlich ist, lieber unerzählt zu lassen, als den so nöthigen Karakter der Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen. Wie leicht kömmt man in üblen Ruff? und wieviel Zeit gehört nicht dazu, einen übien Ruff zu besiegen?

Manches übersähe man gern, wenn die Menschen nur selbst sich nicht so vieles übersähen. Seltsam seyn, halten einige sogar für artig. Es macht wenigstens daß man bemerket wird, und wie viele lassen sich nicht gerne auslachen, wenn man nur weis, daß sie da sind. Doch es giebt auch Fälle welche Nachsicht verdienen. Vor Gewohnheiten kann man sich in Acht nehmen; aber den Sitten ist man unterworfen. Diese verändern sich mit den Zeiten, welches macht, daß die mehresten alten Leute so tadelsüchtig sind. Sie suchen das vorige Jahrhundert in dem jezzigen und finden es nirgends. Der Genuß der Welt ent-

weicht ihnen, und das muß die Welt entgelten. Sie klagen, die Menſchen würden alle Tage verkehrter, und oft haben ſie recht. Um ſchadlos zu ſeyn, reden ſie beſtändig davon, wie es ehedem gehalten worden, und erzählen die Geſchichte ihrer Jugend. In gewiſſer Abſicht ſind die Höfe noch eben das, was ſie vor vielen Jahren geweſen; ſie geben noch immer Schulen der Verſtellung, und Schleichwinkel des Brodneides ab; Schauplätze, wo man nichts umſonſt bekömmt als leere Verſicherungen; wo der Müßiggang eine Verrichtung iſt, und Kleinigkeiten wichtig ſind. Wenn indeſſen ein Hofmann aus dem ſechzehnten Jahrhunderte, da man durch Becher, Lanze und Schwänke Verdienſt und Lob erwarb, jezt in das Vorzimmer eines Fürſten träte, ſo würde er andere, und andere ihn als ein Wunderthier betrachten. Es halten ohnedem die meiſten Hofleute ihren Zirkel, wenn er auch noch ſo klein iſt, für die Welt, und ihre Hof-Gebräuche für das Natur und Völkerrecht. Darnach muſtern und beurtheilen ſie einen Fremden. Wehe dem, deſſen Kleid einen unrechten Schnitt hat, oder der nicht zur gehörigen Zeit aufſtehet, oder ſitzen bleibet. Hier herrſchen Unwiſſenheit und Stolz; was Wunder, daß hier das ſeltene Original zum Märtyrer wird?

Die Fortſetzung folgt.

Scherz und Ernſt.

Ein alter Obriſter ließ ſich oft in der Bibel vorleſen, und, da es auf die Geſchichte Simſons kam, rief er bey der Niederlage der dreytauſend Philiſter dem Vorleſer zu: „ Schweig! ich weiß auch, was ein ehrlicher Kerl thun kann. „

In London hatte ein Dieb eine sehr künstlich gearbeitete Schnupftobacksdose gestohlen. Der Richter wollte dem Dieb durch helfen und taxirte die Dose nur auf einige Schillinge. Allein der sie verlohren sagte: „ Die Façon kostet „ mich 6 Pfund Sterlinge: „ Ey! rief der Richter, der Façonwegen hängt man keinen.

Ein Hofmann, der krank lag, und sehr mit Schulden beladen war, sagte seinem Beichtvater, die einzige Gnade, die er von Gott zu bitten habe, sey, daß er ihm das Leben fristen wolle, bis er alle seine Schulden bezahlet habe. Der Beichtvater antwortete: dieser Wunsch ist so gerecht, daß sie hoffen können, Gott werde ihn erhören. Ach! sagte hierauf der Kranke, wenn mir Gott diese Gnade erzeigt, so bin ich versichert daß ich nie sterben werde.

Ein neuer Ehemann wurde veriret, daß seine Frau zu früh in die Wochen gekommen wäre: Er antwortete darauf: das ist nicht an dem, nur die Hochzeit ist zu spät gehalten worden!

An einen Officier.

Krieg, wünsch' ich, Bruder, Krieg!
Und unserm König Sieg!
Und dir — der Teufel soll mich hohlen,
Die beste Staroſtey in Pohlen!

Ein Advokat an seinen Sohn.

Sohn, lernst was; wirst ein Advokat;
Lernst nichts; wirst ein Geheimerrath.

Theatraliſches Quodlibet.

Vierte Sammlung.

Monat Auguſt 1782.

Der blaue Montag.

Den ſchönſten von den Frühlingstagen,
Was es für einer war, will ich genauer ſagen,
Ein Montag in dem Maymonat;
Im May, den überall die Pracht der Blumen ziert,
Und wo das Trauerkleid des Winters ſich verliert,
Der, wenn er heiter iſt, die größten Reize hat,
Den unternahm Martin, (es iſt nicht zu verzeihen!)
Zum blauen Montag einzuweihen,
Kein Urſach zwang ihn ſonſt, er that es recht mit Fleiß.
Wer iſt wohl, der noch nicht der Zünfte Misbrauch weis?
Inzwiſchen muß ich ihm gleichwohl das Zeugniß geben,
Er führte ſonſt kein laſterhaftes Leben.
Allein ſein böſer Trieb ward dießmal nicht beſiegt;
Er geht davon; die Arbeit liegt!
Was für Verwegenheit, ſolch Unrecht auszuüben,
Und ſo den Meiſter zu betrüben,
Der Ehrlich hies, und war!
Gewiß, es gieng zu weit, wie Meiſter Ehrlich glaubte,
Daß er ihm ſo die Koſt, und Gott die Tage raubte.
Wie manches Scheltwort folgt nunmehr Martin nicht nach!
Dieß, hub Herr Ehrlich an und ſprach,
Dieß geht zu weit, ich ſag' es offenbar:

Ich bin zwar auch Geſell geweſen;
Allein ſo arg hab' ichs niemals gemacht:
Den Sonntag nur, und etwa noch die Nacht,
Mehr hab' ich zu der Luſt mir niemals auserleſen.
So gut ich ihm ſonſt war, ſo kehrt ſich iezt mein Sinn;
Den Abſchied geb' ich ihm, ſo wahr ich Ehrlich bin!
Die Nacht bricht ein; nun wird man Wunder ſehen.
Voll gutes Muths kommt der Geſell zu Haus.
Doch Meiſter Ehrlich läßt ihn ſtill zu Bette gehen;
Martin ſchläft auch geruhig aus.
Allein die Ruhe iſt nunmehr von keiner Dauer;
Der Meiſter kommt; mich überfällt ein Schauer.
Er kommt mit Ungeſtüm, ſein Haar ſteht ganz empor,
Er räuſpert ſich und ſchiebt die Mütze von dem Ohr,
Und triſt Martin bey ſeiner Arbeit an.
Er fragt. (Mich wundert nur daß er noch reden kann
Bey ſolcher Aergerniß,
Und gleichwohl iſt es ganz gewiß.)
„ Wer, ſpricht Herr Ehrlich zu Martin,
„ Wer gab euch wohl das Recht, den dummen Schluß zu faſſen,
„ Und ſo, wie mir geſchehn, die Arbeit ſtehn zu laſſen?
„ Iſt das erlaubt? Gewiß, das heißt ſchlecht nachgedacht!
„ So arg hab' ichs niemals gemacht. „ —
Doch der Geſell, ſo recht bey gutem Sinn,
War nicht ſo ſehr erſchrocken,
Antwortet ihm vielmehr ganz trocken:
„ Wie? ſoll ich euer Sclave ſeyn?
„ So etwas bildet euch nicht ein.
„ Ihr fragt mich um das Recht; iſt das wohl eine Sache,
„ Da ich dergleichen Luſt nicht zur Gewohnheit mache?
„ Doch müßt ich ja hierzu ein Recht erlangen,
„ So hab' ichs längſt von euch empfangen.
„ Beſinnt euch nur, mein lieber Mann!

„ Ihr wart, wie ich, auch ehedem Gesell;
(Merk auf, nun wird die Sache hell!)
„ Da gieng, wie ihr erzählt, kein Montag euch verlohren,
„ Die Meister wurden noch auf andre Art geschoren. „
Und hier schwieg der Gesell. Der Meister war so klug,
Und dachte bey sich selbst: das ist Beweis genug.

* * *

Man pflegt an andern das weit ärger anzusehen,
Was man sich nicht gescheut, wohl zehnfach zu begehen.

Der Edelknabe.

Dieses Lustspiel des Herrn J. J. Engel, dem Verfasser des dankbaren Sohns, ward hier zum erstenmal Donnerstags den 11ten Julius gegeben.

Einige Kenner warteten mit Sehnsucht auf die endliche Vorstellung dieses allerliebst niedlichen Schauspieles, welches bereits vor acht Jahren das Licht der Welt zu Berlin erblickte. Endlich hat die Direktion die Wünsche so vieler befriedigt, und verdient dafür den wärmsten Dank. Vielleicht würde dieses Stückchen früher zum Vorschein gekommen seyn, wäre es nur so leicht ein Kind zu finden, dem eine so wichtige Rolle mit Zuversicht könnte anvertrauet werden.

Schon der erste Versuch dieses Dichters, von dem man eben soviel Genie als Studium rühmen muß, konnte für ein kleines Meisterstück in seiner Art gelten, da sich in seiner angenehmen ländlichen Schilderung eben so sehr ein philosophischer Kenner des menschlichen Herzens, als ein glücklicher Beobachter der Sitten verrieth. Diese Eigenschaften verläugnen sich auch in dem Edelknaben nicht. Es ist wahr, das Stück hat wenig Handlung; aber wozu eine große Intrigue, wenn der Dichter blos durch sittliche Gemälde unterrichten und rühren will? — Die Unschuld und reizende Naivetät des Knaben, seine Vertrau-

lichkeit mit dem Fürsten, die zärtliche Liebe zu seiner Mutter interessiren uns demungeachtet auf das lebhafteste. Wie vortreflich ist der Karakter des Fürsten entworfen! Das liebreiche Betragen gegen den kleinen Moritz, und die kluge Güte, da er seine Wohlthaten nicht Unwürdigen erweisen will, sondern die Personen, denen er solche zugedacht, erst ausforscht, flößet dem Zuschauer Hochachtung gegen denselben ein. — Und welches Herz bleibt bey dem unglücklichen Schicksale und der wahrhaft mütterlichen Sorgfalt der Frau von Detmund ungerührt? — Sogar der Karakter des Hauptmanns, des Fähndrichs und Direktors haben ihre eigenthümlichen Züge, ob sie gleich nur eben auf eine Erscheinung da sind.

Die Kunst zu Dialogiren versteht der Verfasser vollkommen; seine Sprache ist voll Natur und Anmuth, der Ausdruck leicht, und in den Reden eine Geschmeidigkeit und Bündigkeit, die man bey unsern dramatischen Dichtern nur selten findet. — Wäre es doch möglich, eines solcher Stücke nur aller zween Monate auf unser Theater zu bringen!

Danck, innigen Danck dem Dichter für dieses vortrefliche Stück, für die so schönen Karaktere des Kindes, der Mutter, des Direktors, vorzüglich aber den gröften, und diesen im Namen unsers Publikums, für den so liebenswürdigen Karakter des Fürsten! War es wohl anders möglich, als daß bey dessen gezeichneten Zügen von Huld und Ernst, liebvoller Herablassung und Gerechtigkeit das Herz des Publikums an ein ähnliches Original, das in demselben, mit so viel Seegen, als vielmal es pocht, immerwährend lebt, und an welches es mit Entzücken erinnert ist, aufmerksam gemacht werden mußte; daß es Thränen der Freude vergoß, weil es den Fürsten, der hier nicht Held, sondern vielmehr ein wohlthätiger Hausvater ist, so gütig und gerecht, mit so viel Munterkeit und Größe zugleich handeln sah.

Nicht nur der Kenner, auch der bloſe Liebhaber, ſelbſt derjenige, der das Theater zum ſeltenſten beſucht, konnte den Fleiß der Schauſpieler nicht verkennen, den ſie auf dieſes Stück verwendet hatten, welche Mühe die Rolle des Edelknaben demjenigen gekoſtet, der ſie dem jungen Werther, Sohn eines hieſigen Jägers, mit ſoviel Unverdroſſenheit, Feinheit und Gefühl durchdacht und erlernet hat. Aber Kenner und Liebhaber müſſen auch den groſen Vortheil eingeſtehen, den ein ſolches Studium, ein ſo mühſames Nachdenken gewährt.

Es muß ein ſolches Stück gut, ſo wie im Gegentheil dasjenige ſchlecht ausfallen, das nur profeſſionsmäßig, ohne Liebe zur Kunſt, ohne Antheilnehmung und Empfindung einſtudirt, und eben ſo hergeſagt wird.

Und kann es das anders, wenn nicht jeder Schauſpieler, jede Schauſpielerinn vorher dasjenige Stück, in dem ſie auftreten ſollen, ganz mit Aufmerkſamkeit durchleſen, oder wenigſtens bey einer Leſeprobe mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit hören, dann langſam und nachſpührend durchdenken, und endlich mit Intereſſe, mit Wärme ſtudiren; wenn jedes nur ſeine einzelne, platte Rolle überſehen, zum Ueberfluſſe obenhin memoriren, und ſich auf Glück und Unglück der Diskretion des Einſagers überlaſſen will, ſtatt daß ſie jede Rolle der Mitſpielenden, vorzüglich diejenigen, mit denen ſie am meiſten zu thun haben, zugleich ſtudiren, daß ſie auf das genaueſte zu wiſſen ſich bemühen ſollten, in welcher Verbindung jedes mit dieſem oder jenem Karakter ſtehe, oder nicht ſtehe, welches Verhältniß gegen dieſen zu beobachten, gegen jenen mehr oder weniger, oder wohl gar nicht zu beobachten ſey, welche Gattung von Pantomime, von Minenſpiel, welchen Ton, was für ein Betragen man in Gegenwart dieſes, jenes zu wählen habe? daß ſie mit Aemſigkeit und gefälliger Einverſtändniß

zu wiederholtern Proben zusammen treten, eins das andere mit Eifer auffordern sollten, diese, jene ganze Szene, dieses Theaterspiel, diese einzelne Aktion, jene Pantomime, diesen einzigen, beynah unbemerkbaren Blick, jenen bald voll ausgedrückten, bald wieder in der Hälfte unterbrochenen, und mit einem andern verwechselten, jezt auf ein einziges Wort, selbst zuweilen auf eine einzige Sylbe lautenden Ton mit einander zu konzertiren.

So aber war Weiland eine Zeit, — und vielleicht ist sie, troz der heiterern und aufgeklärtern Einsichten, noch nicht ganz verflossen — da der Schauspieler, die Schauspielerinn blos ihre Rolle von dem Partenschreiber erhielten, und ausser dem Titel des Stücks, und dem Namen ihrer Rolle weiter nichts wußten; und wenn es hoch kam, die Rolle eine Woche vor der Aufführung des Stücks bekamen, und eine einzige unaufmerksame, verdrießliche Probe hatten.

Es war eine solche Zeit, da selbst derjenige, dem die Regie oblag, nicht für nothwendig fand, das Stück vor der Rollenvertheilung zu lesen, geschweige zu studiren, und sich genügen ließ, aus dem Verzeichnisse der Personen unterrichtet zu seyn, daß diese ein Vater, jene ein Liebhaber, die wieder eine Soubrette, eine Liebhaberinn, u. d. g. sey, und dieser Kenntniß zufolge jede dieser Rollen demjenigen Schauspieler, oder Schauspielerinn zutheilte, je nachdem eins oder das andere dem Rechte des Engagements gemäß auf diese, jene Rolle Anspruch zu machen hatte. Oft kam auch dieses nicht in Betracht, sondern er vertheilte die Rollen je nachdem er dieser geneigt, jenem abgeneigt war.

Eine Zeit, in der die Akteurs in der nehmlichen Stunde Probe hielten, während welcher der Theater oder Machinenmeister seine Dekoration aufstellte, und diese ganz natürlich gehindert wurden; in der nicht einmal ein Akt aufmerksam, sondern nur zum Versuch, obs auch gehen

würde, probiret wurde; in der zuweilen zwey, drey, auch wohl mehr Schauspieler und Schauspielerinnen zu erscheinen für unnöthig fanden, weil sie entweder ihre Rolle bereits einmal gespielet oder eine so unbedeutende, die schlechterdings keiner Probe bedarf, erhalten haben.

Eine traurige, beweinenswürdige Zeit, in der es nichts ungewöhnliches war, nach dem Schlusse des Stückes vor der Abdankung hinter der Gardine erst Rath zu halten, welches Stück man auf übermorgen ankündigen solle? und welche neue oder wiederhohlte Vorstellung erst jezt den übrigen Gliedern bekannt wurde, ja oft erst aus dem Munde des Ankündigers bekannt wurde.

Daher es denn geschah, daß Manche ganze Szenen extemporirten, dem ganzen Amphitheater es merken ließen, wie wenig sie mit ihren Rollen bekannt waren, wie wenig sie davon haben memoriren oder wiederhohlen können, und welche dann dem Soufleur volle Dutzend von Verwünschungen in sein Behältniß hinunter winkten. Es geschah, daß, weil nur meist flüchtige Proben gehalten wurden, mancher auf das Kostume wenig Zeit verwendet hatte, und daher gerade seinen Karakter widrig gekleidet erschien, jemand zum Fenster, statt zur Thüre hereinstieg, jemand früher aufs Maul fiel, ehe der andere ihm den Tod gegeben hatte. Es geschah, und es geschah — — lieber Himmel! was geschah nicht alles!!

Glück zu! Alle diese Zeiten sind vorüber, und dagegen eine so angenehme vor uns, in der man nur zu sehr erkennt, wie nothwendig, wie vortheilhaft es sey, auf jedes Stück mehr Zeit, als diejenige von einer Vorstellung zur andern ist, zu verwenden; in der man auf fleissige, wiederhohlte Proben ungemein viel hält; in der man Studium, Mühe, Durchdenken, Konzertiren zu schätzen weis, alles das wirklich beobachtet, und — kann es anders seyn? — mit Ruhm und Beyfall vom Theater abtritt.

Die schöne Exekution des englischen Edelknabens ist wohl Beweises genug, oder soll ich noch auszeichnen, was vorzüglich ausfallen, den lärmendsten Beyfall entreissen mußte? Nur ganz wenig näher ins Stück; so lakonisch als möglich.

Konnte wohl dem jungen Werther bey dem Besitze seiner richtigen Tongebung, seiner Gegenwart und Aufmerksamkeit, bey dem gehabten Unterrichte die Rolle des Edelknaben mislingen? Freymüthigkeit, Unschuld, Offenherzigkeit war sein Betragen durch das ganze Stück.

Wie ich mir den Edelknaben ganz naiv und richtig ausgeführet denke, will ich durch einige Zergliederung desselben darthun, und man wird leicht sehen wie weit der junge Werther den Karakter im Sinne des Dichters getroffen, wobey ich noch voraus zu setzen habe, daß dieser Knabe mit ausnehmender Unerschrockenheit und heller Stimme das erstemal auf hies'ger Schaubühne erschien, welches, wenn man das Theater in Erwegung zieht, schon eine gute Eigenschafft geübter Schauspieler ist.

Der Fürst befiehlt dem jungen Moritz die Uhr zur Rechten unter dem Spiegel im Kabinette zu hohlen. Der Knabe, der nicht weis was Rechts und Links ist, bringt nicht die verlangte. Der Fürst glaubt er habe sich vorsezlich die mit Brillianten besetzte Uhr gewählet, weil dieser voraus setzt, der Kleine habe seine Absicht, weswegen Er die Uhr hohlen läßt, errathen, aber der Knabe versteht auch diese beziehende Rede nicht, daher ihn der Fürst fragt: „Du weist doch was Rechts und Links ist?„ Der kleine Moritz, der wie schon gesagt, im Augenblicke nicht weis welche die rechte oder linke Hand sey, betrachtet seine Hände forschend in dem er sagt: „ Rechts und Links gnädigster Herr?„ Hier darf der Knabe durchaus nicht die rechte und linke Hand richtig bezeichnen, welches voraus setzte, daß er diesen Unterschied

genau wisse, und dieses soll er nicht, wie die folgende Rede des Fürsten beweist: „Geh, geh, guter Knabe! du magst dieses noch eben so wenig als Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest!„ Durch diesen Zug des Nichtwissens läßt der Dichter deutlich errathen, daß ein noch ganz junger Knabe diese Rolle spielen müsse; und eine Rede des Fürsten, nachdem dieser erwacht und sich alleine glaubt, doch endlich das Kind gewahr wird — „ah! ists möglich? das Kind? — Hat das bey mir, oder hab ich bey ihm wachen sollen?„ — so wie eine andere des Hauptmanns im neunten Auftritt zu seiner Schwester —„ da sieh das Kind an, u.s.f. den drückt der Kummer und der Gram nieder womit du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!„ und mehrere Stellen beweisen das nehmliche, auch liegt darinn der Beweiß für die ganz kleine, niedrige Figur des Knaben.

In der siebenten Scene thut er entzückt das Bekänntiß, seiner Mutter geschrieben zu haben; drückt voll Empfindung die Hand des Fürsten an seine Brust, und sieht mit dem rührendsten Blicke zu ihm hinauf, indem er wünschet, daß seine Mutter von ihm gekannt würde; schüttelt mit dem Kopfe, den Unwillen gegen seinem Bruder zu bezeichnen, welcher in denen Worten: „ah! der Fähndrich! — der Fähndrich!„ sehr merkbar seyn muß, daher diese Worte einen besondern Ton und eine kleine Verziehung des Mundes fodern; und gesteht endlich voll des freyesten Zutrauens, welchen Kummer der Fähndrich seiner Mutter bereits gemacht habe. Kaum bemerkt er die Absicht des Fürsten, ihn zu beschenken, als er schon begierig die Hand hinhält, und noch sind sie ihm nicht ganz hingezählt, die zwölf Dukaten, als er sich ihrer durch die

Frage: „Sollen sie mein gnädigster Herr?„ die er für Freude und Wünschen hastig (doch nur nicht gleich im Anfange das Zählens) herstammelt, versichern will.

Der Monolog des achten Auftritts giebt dem Kinde die schönste Gelegenheit alle seine Geschicklichkeit zu zeigen, wenn es demselben mit höchst nöthiger Aufmerksamkeit, mit gehöriger Modulation und richtigem Gefühle deklamiret. Hier muß der Knabe sich ja nicht übereilen, sondern fein bedachtsam einen Uebergang nach dem andern schattiren, oder es verliert dieses Selbstgespräch seinen so innig rührenden Werth. Um deutlich zu seyn, will ich den ganzen Auftritt, so wie ich mir ihn denke, zusehen und zuhören wünsche, von Wort zu Wort auszeichnen und zergliedern.

Der Fürst verläßt den Knaben mit diesen Worten: „ dießmal soll deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu dir kommen. Gedult!„ und nun ist er allein, bleibt dem Fürsten nachsehend, nachdenkend stehen und sagt: „ Hieher kommen? „ auf eine Stelle des Bodens zeigend und sogleich auf sich deutend „ zu mir? „ überlegend „ Ey wie das? — „ nach einer kleinen Pause schnell „ aber was geht das mich an? wünschend und weiter vortretend „ wenn sie nur kömmt!„ Plötzlich denkt er des Geldes, neugierig und lebhaft zählt er „ Eins, zwey, drey — „ das übrige etwas leiser, doch immer mit zunehmender Freude, bis er endlich am Ende des Zählens freudig verwundernt lebhaft ausruft: „ Zwölf Dukaten zu einer Uhr! — „ und nun mit innigster, auf dem Gesichte äusserst glänzenden Freude „ O Himmel! wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, „ auf die mit Gold gefüllte Hand blickend „ schon gehen hörte, „ die nehmliche Hand gegen das Ohr führend „ schon aufzöge. — „ mit der andern Hand auf selber die Bedeutung ausgedrückt. — Seine

Freude schwindet allmählig, er wird nachdenkend „aber„ den Zeigefinger auf den Mund, das Auge staar empor gehoben „was sagte der Fürst? „ langsam den Zeigefinger gegen das Kabinett des Fürsten führend und ernstlich nachdenkend „Er wüßte schon, was er thäte, wenn er „ auf sich deutend „ wie ich wäre? „ kleine Pause, dann unwillig die Hand von sich gestoßen „ was denn? —„ noch ein wenig nachdenkend, dann lebhaft den Kopf hebend, die Augen geöfneter, mit dem Zeigefinger lebhaft nach dem Kabinette deutend, mit einem etwas verdrießlichen vollem Tone „Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; „ mit der Hand in gerader Linie vor sich von der einen zur andern Seite fahrend und wieder aufs Kabinet zurück „Er weiß viel, wie's einem andern thut „ auf sich deutend „ der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Wieder etwas nachdenkend — „aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn sollte seiner Mutter zu helfen suchen. „ In einem traurig zuversichtlichen Tone „ Gewiß dachte er hier wieder an meine Mutter. — „ dieser Gedanke führt ihn ganz natürlich zu seinen Zwölf Dukaten! „ Indem er sie ansieht und das viel nachdrücklich ausspricht „ das ist freylich viel Geld!„steigend„gewaltig viel Geld! „ sehr bedachtsam „ Wenn sie die hätte, davon könnte sie „ lebhaft „ lange, „ noch lebhafter „ lange leben. — „ Er drückt das Geld mit beyden Händen gegen die Brust und spricht ganz entzückt „ Ach, eine Uhr! eine Uhr! —„ Sein Gesicht wird ernster er läßt die Hände langsam sinken, und eben so wehmüthig und bedenkend sagt er „ Aber auch eine Mutter! „ noch wehmüthiger „ eine so gute Mutter! — „ immer traurig fort „ Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaß aus, „ bis zu Thränen gerührt „ so krank. „ ist gleichgültig doch etwas froh

überlegendem Tone „ Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wieder gäbe: ihr wär auf einmal geholfen. — „ Ganz ernstlich in sich überlegend „ Ob ichs denn thue? Ob ichs ihr gebe? „ lebhaft entschlossen „ O ja! O ja! — „ ungeduldig und traurig „ Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereuts mich wieder. — „ Wehmüthig und freudig indem er beyde Hände fest an die Brust drückt „ Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen! — „ Als er kommen hört legt er den Zeigefinger an die Lippe und neugierig wendet er das Gesicht gegen die zu eröfnende Thüre „ Horch! Stille! Wer kömmt da? „ der Thüre ganz nahe „ Wer ists? — „ Herzlich froh auf die Mutter zulaufend ergreift er ihre Hand und küßt sie bey den Worten „ Liebe Mama! — „ recht zärtlich. Dieser Auftritt, so ausgeführt — wenn man mich anders verstanden hat — wen wird und muß er nicht rühren? nicht bis zur äußersten Theilnahme — zu Thränen rühren?

Das dem jungen Werther dieser Monolog nicht nur ganz artig gelang, sondern daß man selben mit ihm durchstudirt hatte, daß er verstand was er sagte, daß die Empfindungen ihm nicht fremd zu seyn schienen, die er hie und da wahrhaft und natürlich ausdrückte, daß das kindische Freuen, nemlich über so viel Geld, die Möglichkeit, seinen Wunsch in kurzem befriedigen zu können, mit demjenigen jedoch verknüpft, ihn seiner Mutter wegen aufzuopfern, indem er sich mit Mißtrauen in sich selbst nur bald nach ihrer Gegenwart sehnet, antheilnehmend ausgeführt wurde, wird jeder Zuschauer mit mir bemerket haben.

Was alles würde ich sagen müssen, wenn ich das Spiel in der Eilften Scene zergliedern und wiederhohlen wollte! Ich will daher nur diejenigen Stellen heraus nehmen, die kraft des auf dieselben zu legenden bald wehmüthigen, bald bittenden, jetzt entzückenden Tones, der

auf jede derselben treffenden Aktion und übereinstimmenden Mine durchgehends gleichen Eindruck verursachen müssen. Sie sind: Sie ist so arm, gnädigster Herr. — Ist sie im Gange? — Beutel und alles? das ist ja wirklich zu viel. — Brauchen? da liebe Mama! — Sie werden doch mich nicht verstossen? —

Und falls diese zween lezteren bey einem der Zuschauer die beynahe unausweichliche Regung nicht zuwege gebracht haben sollten, so bin ich doch für die Wirkung der folgenden gewiß. — Unversehens reißt er bey der Warnung des Fürsten, in der sechzehnten Scene, seinen Blick von demselben los, eilt hastig auf den Direktor zu, den er liebreich ansieht, mit Wärme die Hand küßt, und voll Innigkeit das Versprechen, daß er über sich zu klagen nie Gelegenheit geben würde, äussert: Nein, nein; daß sollen Sie nie Herr Direktor.

Durchdrungen von den Wohlthaten, von der Großmuth des Fürsten, fällt er ihm zu Füßen, oder soll es, und da dieser ihn sprechen zuhören wünschet, bringt er endlich beweglich, indeß daß sein Auge auf seinen Wohlthater unverwandtbar geheftet ist, daß es voll der heissesten Dankbarkeit zu ihm aufglühet, daß wechselsweise sein Mund auf dessen Hand verweilet, mit schluchzend und benezten Augen, in unterbrochenen Sylben stotternd seine Abschiedsrede heraus: Leben Sie wohl, gnädigster Herr! entfernet sich gerührt, und mit betrübten Augen des Fürsten und dem Gesichte des Publikums, mit dem allgemeinen, aufrichtigen Wunsche desselben, daß es ihn doch bald wieder sähe!

Diesen, und das Lob, den Beyfall des ganzen Auditoriums nahm er mit sich, zugleich aber den meinigen, daß ihn dieser nicht verderben, von sich zu sehr einnehmen, nachläßig, und denjenigen halsstärrigen, unverbesserlichen,

eingebildeten, polyhiſtoriſchen Schauſpielern ähnlich machen möge, die ein zu frühzeitiger, vielleicht nicht allemal ganz verdienter Beyfall, ein wiederhohltes Händeklatſchen gegen ächte Kritik und wohlmeynenden Rath verhärtet, und zu Pedanten in ihrer Kunſt verwandelt hat. Möchte doch unſrem kleinen Werther ſein errungener und von jedem dasmal mit Recht zugeſprochener Beyfall künftig zur Aufmunterung, zu fernerem Fleiße, und anhaltendem Beſtreben, ſich immer mehr und mehr zu vervollkommnern, dienlich, nie aber nachtheilig ſeyn!

Dem Herrn Czike fiel dasmal zu ſeinem Vortheile die Rolle des Direktors zu. Glücklich ward von ihm die Art, mittelſt welcher er bey dem Eintritt zum Fürſten Schüchternheit, und während der Unterredung mit demſelben, Zwang und Verlegenheit ausdrücken mußte, gewählt; denn Sie war natürlich und wahrhaft.

Ob ich mich wohl täuſche, wenn ich vermuthe, daß der Dichter bey dem Entwurfe dieſes Karakters, der Schauſpieler Herr Czike, zu folge ſeines mit der Vorſtellung des Dichters harmonierenden Spiels, und der Wahl ſeiner Begleitung an den erſten Brief der jenigen über die Wieneriſche Schaubühne vom 24ten Wintermonds 1767. gedacht haben dürfte. Ich meine vorzüglich folgende Stelle:

„ Die Künſte ſtehen nicht in derjenigen Achtung,
„ die, mehr als Reichthümer, den fähigen Mann aneifern
„ können. Ein Mahler, glich er auch einem Raphael,
„ würde in dem Vorzimmer des ſtolzen Großen, mit der
„ Schaar der gemeinen Handwerker vermengt, warten
„ müſſen, bis die Reihe an ihn käme, mit dem Haus-
„ hofmeiſter ſeine Rechnung abzuthun. Talente geben
„ hier nicht, wie bey uns, eine beſondere Unterſcheidung;
„ und weniger noch einen Zutritt in die Geſellſchaft des

„ höhern Adels: und man wundert sich, wenn die jungen
„ Künstler keine Vanloos, die Gelehrten keine Alemberts,
„ die Dichter keine Chaulieus und Grekours werden?
„ Ich habe, wie sie mich kennen, mich in allen Gesellschaften
„ nach den Gelehrten dieser Stadt umgesehen; ich fand kei-
„ nen. Ich erkundigte mich darnach. Haben Sie denn
„ nicht einige Männer, die in dem Reiche
„ der Wissenschaften berühmt sind? — Wir ha-
„ ben derer welche — Ich vermuthete sie also hier,
„ oder in solchen Gesellschaften anzutreffen —
„ Sie haben geirret: unsre Gelehrten kommen nicht un-
„ ter uns — Und die Ursache, wenn ich bitten
„ darf — ist, weil unsre Kreise für sie ausschlüssend sind —
„ Ich begreife das nicht wohl: die Kreise des
„ Adels wären für die Gelehrten ausschlüs-
„ send? — Ja — Sind denn die Gelehrten zu-
„ stolz, den Adel ihres Umgangs werth zu
„ halten? — Man lächelte, und sagte mir mit einer
„ höhnenden Verbeugung: nein! aber wir, wir sind so
„ bescheiden, uns der Ehre ihres Umgangs nicht würdig
„ zu schätzen. — Nun verstand ich es. Also fuhr ich fort,
„ würde der Thorsteher, Voltären, im Fall
„ er hieher käme, die Thüre versagen — — Um
„ Vergebung, mein Herr! diese Ausschlüssung schrenkt sich
„ nur auf die Gelehrten der Nation ein: wir haben einem
„ Metastasio nie unsre Thüre verschlossen — Das ist
„ aber, verfolgte ich, ein sicheres Mittel, unter
„ ihren Gelehrten nie einen Voltär oder Me-
„ tastasio zu haben — Das mag seyn! versetzte man
„ mit vieler Gleichgültigkeit; aber um einen Voltär unter
„ uns zu erzielen, dürften wir uns schwerlich entschlüssen,
„ den Brüdern und Oheimen unsrer Dienstleute in unse-
„ ren Kreisen einen Stuhl setzen zu lassen.

„ Die — — Tunderdentronks verurtheilen sich also
„ selbst zu dem Umgange mit blos Hochgebohrnen...;
„ und bannen die Gelehrten zugleich auf lebenslang an
„ ihre Schreibpulte hin, da sie, aus dem natürlichen
„ Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen, die ge-
„ wisse Ungelenksamkeit, das geschraubte Außenwerk, und
„ den altfränkischen Bug annehmen müssen, der beson-
„ ders die Gelehrten Deutschlandes unterscheidet, und ih-
„ re sonst liebenswürdigen Talente für den Umgang und
„ die Gesellschaft unbrauchbar machet.

„ So gar legen sie es einem Manne, dessen Berufs-
„ geschäfte die Wissenschaften sind, als ein Verbrechen aus,
„ wenn sein Kleid nach einem neuern Schnitte, seine
„ Strümpfe und Stirne ohne Falten sind. Man sollte
„ glauben, die Gelehrten hier zu Lande wären bestimmt,
„ den verlegenen und aus der Mode gekommenen Waa-
„ ren den Abzug zu versichern; so sehr bleiben sie in ihrem
„ Anputze, wie in ihren Meynungen, bey dem vorübergehen-
„ den Jahrhunderte. Anathema dem Neuerer, der es wagte,
„ von dem Dünkel seines Urältervaters abzugehen, und an
„ der Unfehlbarkeit der ehrwürdigen Vorfahren zu zweifeln!
„ Ich habe ihn — der denken, nicht glauben wollte; der da-
„ für hielt, weil es erlaubt gewesen wäre, die Zahl der
„ Knöpfe an den Röcken zu vermindern, so möchte es
„ wohl auch nicht unerlaubt seyn, die Vorurtheile zu ver-
„ ringern, ich habe ihn, mit dem Banne aller Herren in
„ US betastet, in einer sittlichen Karikatur auf der hohen
„ Bühne aussetzen gesehen.

„ Mit einem Worte; die deutschen Gelehrten über-
„ haupt (denn es giebt doch eine, aber nicht starke Aus-
„ nahme) überhaupt aber sind sie sonst nichts als Gelehrte.
„ Die Wissenschaften und Grazie des Umgangs werden
„ als Eigenschaften, die miteinander unverträglich sind,
„ betrachtet. Die schönen Geister machen daher nicht,

wie

„ wie bey uns, die Zierde, und das Vergnügen der artig-
„ sten Gesellschaften aus, auf deren Freundschaft Herzoge
„ und Fürsten stolz thun, deren Umgang sie durch wett-
„ eifernde Verbindlichkeiten sich streitig machen; und ein
„ Fremder, der sie besucht, wird in einer unfruchtbaren
„ Unterredung; die noch dazu auf Handwerkssachen
„ hinaus laufen muß, wo der Auftritt nicht eine engli-
„ sche Scene werden soll; kaum wird er für seine Neu-
„ gierde schadlos gehalten. „

So läßt Herr von Sonnenfels einen Ausländer an einen andern schreiben, der weniger dabey gewagt haben konnte, als ich es haben würde, falls ich, da ich diesen Aufsatz zur Einrückung in meine Blatter bestimmt habe, das nähmliche nach meiner Art gesagt, und nicht wörtlich citiret hatte. Das mag mich entschuldigen, daß ich diese ganze, lange, aber hieher so treflich passende, und vielen vielleicht zu wissen nicht unnöthige Stelle eingerücket habe.

Nur das sey mir erlaubt hinzuzudenken, daß, wofern Grosse den Bericht des von Sonnenfelsschen Auslanders auch hier zur Lüge zu machen für gut finden wollten, gewiß auch hier der Schauspieler auf bessere, seinen Stand ehrende, erhebende Sitten bedacht, der Dichter froheren Muths, und ofter begeistert, der Künstler zum hartnackigsten Fleiße angeeifert, der Gelehrte für seine patriotischen Absichten zum Theile belohnt, alle eines angenehmeren Umgangs, alle geliebt seyn, alle den ersteren manche verdrüßliche, leere, langweilige Stunde zu deren Nutzen und Zufriedenheit ausfüllen würden.

Weg, weit weg mit dem Argwohne, als ob es einem aus diesen um die Ehre zu thun sey, hier oder dort an die Tafel gezogen zu werden! welche Ehre allein, an und für sich betrachtet, den vorausgesetzten Vortheil nicht blos nicht bringen kann, sondern von demselben vielmehr noch entfernen muß; einmal, weil diese Methode: An-

ſtand, Betragen, kurz Umgang zu bilden, die richtigſte, beſte, ſicherſte um ſo weniger ſeyn kann, als während dieſer Zeit entweder gar nicht, oder ſo wenig, ſo unbedeutend geſprochen, Geſpräche, die keinem dieſer geehrteſten Gäſte ſich auszuzeichnen Gelegenheit geben, gewöhnlich hervorgenommen, und jedes ganze Aufmerkſamkeit mehr auf die Deſerte verwendet zu werden pflegt; andertens, weil dem Gelehrten und dem Künſtler, dem Dichter und dem Schauſpieler die Abſicht ihrer Gönner dabey nicht unbekannt ſeyn kann, die entweder dieſe iſt, daß man ſich dadurch den Ruhm, für einen Kenner, Liebhaber, Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, für einen Mäcenaten gehalten zu werden, zu erkaufen, ſich noch mehr Anſehen zu verſchaffen glaubt; oder, daß man über gewiſſe Kleinigkeiten ſeine Neugierde befriedigt, dieſen Gelehrten, Künſtler, Schauſpieler gegen jenen verhezt, einen gegen den andern auffäſſig, und Partheyen macht; oder endlich, daß man — welche Abſicht eine der gewöhnlichſten, aber zugleich der niedrigſten iſt — dieſen armen Dichter, jenen bedürftigen Schauſpieler, indem man eines beſſeren Appetits wegen, der Anſprache willen, ſeine Mahlzeit gegen deren dafür gedungene Spaße verhandelt, blos aus dem Grunde dieſer hohen Ehre würdiget, um ſich über deren Schickſale luſtig zu machen, und zugleich die Verdauung zu beförderen.

Das erſtemal läßt der Dichter in unſerem Stücke den Direktor vor dem Fürſten erſcheinen, und dieſen jenes Schüchternheit mit einem Male benehmen. Voll Güte läßt er ihn — im 16ten Auftritte — dem Direktor näher treten, und nachdem dieſer die Frage: „Sie ſind ein Deutſcher? nicht wahr?„ mit Ja beantwortet, denſelben aller Verlegenheit, der Ungewißheit in Anſehung ſeiner Geſinnungen alſo entreiſſen:

Der Fürst.

(Gütig, indem er ihm näher tritt.) Und bin ich doch auch einer! Schämen Sie sich darum nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Der Direktor.

Einigermaaßen. Von Ansehen.

Der Fürst.

Nicht näher?

Der Direktor.

Nein, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst.

O Schade! das war ein treflicher Mann. — Wenn man das bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte; so war das übrige seines Gehirns eben nicht viel: aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben — darinn war es der erste Kopf von Europa. — Frey, frey, Herr Direktor! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — — unerträglich! — — u. s. w.

So simpel und kurz dieser Zug zu seyn scheint, so richtig und ähnlich kopirt er alle die pralhaften, uneinheimische Patrioten, die nicht selten manchen verdienstvollen, redlichen Landsmann zurückgescheucht haben, und dazu ihre Mühe immer noch nicht fruchtlos anwenden würden, falls Mistrauen in die vaterländischen Produkte, Vorurtheile, die ihnen ehedem Schutz angedeihen liessen, nicht bereits weggeräumt wären.

Diese zwo Reden sind durch das auffallendste Spiel zu heben, indem sie zum Theil unter ironischen Blicken, mit satyrischem Tone, bey denen, weil man nicht mehr für fremden Stolz und Dummheit eingenommen ist, im geringsten nichts zu wagen, langsam und vernehmlich herzusagen, zum Theil mit einem so ungewöhnlichen, dem Parterr und selbst dem Mitschauspieler unbekannten, Ehrfurcht, Liebe und Zutrauen erweckenden Betragen begleitet, daß es leicht wahrzunehmen, auf welchen Grad der Fürst, selbst beym Direktor, die Illusion gebracht hat.

Es bestätiget das die ungezwungene Nuance, mit der der Direktor von der so täuschend affektirten Schüchternheit, der so lange anhaltenden Verlegenheit, der ängstlichen Besorgniß um Gnade und Ungnade des Fürsten, zu derjenigen, nicht erborgten, sondern wahrhaften Dreustigkeit, in wie fern sie in Gegenwart seines Fürstens erlaubt ist, allmählig übergehet.

So verwechselt er sein furchtsames Betragen mit einem freyeren, seinen zitternden, fieberhaften Ton mit einem festeren, Blicke der Bangigkeit mit solchen, die zwar immer Gefühl der Ehrfurcht ausdrücken, aber doch zu sagen scheinen: „ Muthig mein Herz! ich kann hier bey „ der freymüthigsten Entdeckung meiner Gesinnungen — „ sie sind ja ächt und rechtschaffen — nichts verlieren; „ ich mache mich durch sie gewiß nicht lächerlich! „ und so wird die Frage des Fürsten: Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen? von ihm mit: Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht. voll Eifer und ohne stammeln beantwortet.

Der Fürst.

Nein! als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sies gerne; würden Sies mit Vergnügen thun?

Worauf der Direktor nach der Vorschrift des Dichters sich verbeugend: „Ich finde in meiner „Pflicht mein Vergnügen. „ mit der solidesten Offenherzigkeit antwortet. Endlich seine lezte, auf die Frage des Fürsten: „Wie gefällt ihnen das Kind? „ zu diesem gesagte Rede: „O Ihro Durchlaucht — Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigener Sohn ist. — „ mit einer warmen, gefühlvollen Aeusserung derjenigen Liebe, die einem Fürsten solcher Denkungsart nicht Beleidigung, die ihm Belohnung ist; alles aber in demjenigen Tone, mit denjenigen Minen, die nur die Zunge, die nur das Auge eines redlich denkenden Mannes sagen, blicken können!

Und nun zu Madam Amor als Frau von Detmund. Wem sollte wohl diese Frau, besonders in dergleichen Rollen nicht gefallen? Zärtlichkeit und Empfindung erregte sie beynah in allen Zuschauern, da sie selbst davon eingenommen war. — Mit furchtsamen, zitterndem Schritte kömmt sie — im neunten Auftritte — von ihrem Bruder, dem Hauptmanne begleitet, auf das Zimmer des Fürsten, und da sie unter angstvollen Blicken und ähnlichen Geberden daselbst niemanden, auch nicht einmal ihr entgegen eilendes Kind wahrnimmt, äussert sie gegen ihren Bruder im tremulirenden Tone ihre Unruhe, ihre Besorgnisse: „Wenn ich nur seine Absicht wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — — „ Kurz darauf erfährt sie, daß der Fürst zu dem Fähndrich geschickt hat, worauf sie unter den Worten: „Ich erschrecke! Sollt' er erfahren haben — — „ ihren Schrecken mit aller Wahrheit und Richtigkeit ausdrücket. Denn sie fuhr wie vor einem unerwarteten Blitze gähling zurück, und sagte die obigen wenigen Worte langsam und nur sylbenweise, indem sie sie zugleich so, wie wenn das

Herz beklemmt iſt, die Bruſt vor Angſt ſchwillt, der Hals trocknet und ſich zuſammenzieht halb unvernehmlich herausarbeitete.

Die Freude über die ihrem Kinde erwieſene Gnade von dem Fürſten, über das von demſelben erhaltene Geſchenk, minderte zwar zum Theil — in dem zehnten Auftritte — ihre Unruhe, ihr trübes Auge ward allmählich heiterer, ihr Blick ſanfter; aber ganz verwiſchte ſie den Kummer um ihren älteren Sohn von ihrer Stirne nicht. Sie läßt ihn vielmehr bey der Unterſuchung der Veranlaſſung zu dem Geſchenke noch zunehmen. Mit prüfenden Minen: „So gab er dir dieß? „ Und dann: „Sieh mich an! Darf ichs glauben? „ mit demjenigen ſcharfen, forſchenden Blicke, müßte ſie bey dem Kinde die Verſtellung, falls es auf eine andere, vielleicht gar unerlaubte Art zu ſeinen zwölf Dukaten gekommen wäre, gewiß aufgelößt, ſeinem Herzen das gröbſte Vergehen abgedrungen haben.

Nun legt es aber ſeinen Reichthum mit bittendem Auge in ihre Hand, wünſchet viel, recht viel zu haben, um ihre Thränen zu trocknen, um ſie vergnügt und glücklich machen zu können; auf einmal verſchwinden alle Züge der Bangigkeit und des Kummers von ihrem Geſichte, Wonne und Entzücken röthet ihre Wangen, wäſſert ihre Augen, auf einmal drückt ſie ihr dankbares Kind mit Innbrunſt an ihr Herz, küſſet es mit Heftigkeit hintereinander, und lohnet ihm in dem freyeſten Tone mit dem Bekenntniſſe, daß ſie glücklich ſey: „Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe dieſen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürſten. — O du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt! „ In der folgenden — in der eilften Szene — vollendete ſie durch ihre Aktion die Zeichnung des Dichters, behauptete vollkommen

den Karakter ihrer Rolle, den Karakter einer rechtſchaffenen Mutter, einer würdigen Frau, die dem Andenken ihres Mannes, deſſen Verdienſte ſie, ohne mit denſelben zu prahlen und in deren Anſehung dem Fürſten Wohlthaten abzunöthigen, nach ihrem Werthe einſieht, ſtille, ungeheuchelte Thränen zollt.

Und ſo geſteht ſie, indem ihr der Fürſt das Kind zurückgiebt: „Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth ſchäme, die ich ſelbſt nicht verſchuldet habe — „ ihre Armuth ohne niederträchtig zu wimmern, ohne an den Füſſen des Fürſten herum zu kriechen, ohne weibiſches Lärmen, geborgte Thränen, Heulen, verzweifelnde, fürchterliche Geberden; kurz, zwar ſittſam, rührend, mit naſſen Augen, in wehmüthiger Stellung, aber doch mit Anſtand, und — beynah ſollte ich ſagen — ſelbſt mit Würde, die ſich die Wittwe des Major von Detmund, ohne von dem Fürſten, in deſſen Gegenwart ſie ſich ſo beträgt, für einfältig ſtolz erklärt zu werden, weil ſie dieſe beyzubehalten, ſo viel noch ihrem Manne ſchuldig zu ſeyn ſich bewußt iſt, immer zu ihrem Vortheile erlauben darf.

Madame Amor hat während der Prüfung, die der Fürſt, um mit ihrem Innerſten genau bekannt zu werden, mit ihr vornahm, uns durch ihr Verhalten, unſer ganzes Mitleid abgezaubert.

Er mag bleiben: beſchlieſſet der Fürſt; aber er beſorget, daß die Unſchuld, das Herz ihres Sohnes durch das üble Beyſpiel ſeiner übrigen Edelknaben, die der Auswurf des jungen Adels, die in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt ſind, verführt, verderbt werden könnte; und läßt es doch ganz ihres Gefallens, da ſie Bedenken trägt, ihn in dieſer Geſellſchaft zurück zu laſſen. (Alles dieſes von Seiten des Fürſten ganz ſicher, um ſie auch in Rückſicht ihrer moraliſchen Denkungsart zu prüfen.) Alle

Vorstellungen, die der Fürst nachher wieder gegen ihren Entschluß zu machen versucht ist, werden durch die ihr von dem Dichter in dem Mund gelegte Rede: „ Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ichs nur rette — ob ich es nakkend rette! — „ am meisten aber durch ihr dazu gewähltes Verhalten unterbrochen, entkräftet. So war es: die durch, aus Angst und mütterlicher Besorgniß hervorquellende Thränen benezten Augen, der schwellende Busen, der glühende Antlitz verriethen ihr pochendes Herz. Es macht sie dieses der Wohlanständigkeit vergessen, und nur die Gefahr fühlen, der sie ihr Kind zu entreissen sich für verbunden hält. So tritt sie wider Achtung und Schicklichkeit vor dem Fürsten, an dessen Linke sie stand, vorbey, ergreift eilfertig ihren unschuldigen Sohn, der anderthalb Schritte ungefähr von der Rechten des Fürsten entfernt war, reißt ihn vor dem Angesichte desselben an ihre Seite, und lehnet mit ihrer Linken sein Haupt an ihr klopfendes Herz, dessen Bewegung ihr Verschnauffen und heftiges Athemholen wahrnehmen ließ.

Der Fürst.

Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll da herauskommen, Madame?

Madame Amor mit Ergebenheit, Sanftmuth und Zutrauen in die Vorsehung: „ Was Gott will! Ich weiß nicht. — „ mit Muth und Standhaftigkeit: „ Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag — — „ hier sank Muth und Standhaftigkeit. Genug! und aller Verwunderung, alles Beyfalls werth, daß sie das so lange ausdauern konnte; wiewohl jeder Zuschauer die eingehaltenen Thränen, das zurückgepreßte Schluchzen nicht über-

ſah. Der Schluß dieſer Rede: „in Armuth ſterben.„ entkräftet die Heldinn; ſie iſt auf einmal nur Mutter, ſieht den ſchrecklichen Zuſtand ihres unverſchuldet unglücklichen Kindes prophetiſch voraus, fühlt all ſein künftiges Elend, ſieht ihn darben, verachtet anderer Hülfe erflehen, verſchmachten; die Thränen ſind nicht mehr zurück zu drängen, die Seufzer, das Schluchzen nicht mehr zu erſticken, beyde ſtürzen zugleich heraus, und laſſen zwar noch das Wort Armuth zur Hälfte; aber das Wort ſterben nicht mehr hören. Gut jedoch bin ich für unſer Parterr, daß es den ganzen Schluß dieſer Rede gehört, verſtanden, gefühlt hat; denn es enthielt dasmal lauter Menſchenherzen in ſich: (es waren nur wenige Zuſchauer) und wer weis nicht, ein fühlbares Herz, ein geneigtes, aufmerkſames Ohr, wie communicativ dieſe Organe ſind? und nun da ich glaube von dem Spiele der Madame Amor genug geſagt zu haben, will ich die Zergliederung der übrigen Szenen mir um ſo leichter erlaſſen, als es mir ein herzliches Vergnügen war, von dieſer geübten, ganz vortreflichen Schauſpielerinn dieſe Rolle zu denken, zu ſehen, und, welches alles andere übertrift, zufühlen!

Beyfall zollet mancher Aug'
Dir o Amor! traur'ge Luſt,
Staunen, frohe Traurigkeit,
Wonne, Mitleid, Tugendlieb
Drückſt du tief in dieſe Bruſt!
Stille! Schauer, klatſchet nicht,
Was in eurem Auge ſpricht
Iſt das größte Lobgedicht.

Und nun zur Zergliederung der Rolle des Hauptmanns in der neunten und dreyzehnten Szene. —„ Seine Abſichten? „ fährt er in der neunten

seine Schwester an. „Da sieh das Kind an!„ die Hand gegen den Knaben mit Verdruß nachläſſig hingeſchleudert. Das Kind giebt er dir wieder. „ Kalt, unmitleidig. — Den Kopf ſchüttelnd, und im verweiſenden Tone: „Es war auch wohl, beym Himmel! ſehr thöricht, daß du es herbrachteſt. „ — Höhniſch, den Mund verzogen: „ Was ſoll es dem Fürſten? „ und dann: „Der iſt zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgeſaugt haſt! der wird in ſeinem Leben nicht wachſen! „ verächtlich, bald auf den Knaben, bald auf deſſen Mutter ſehend, mit rügenden Blicken auf die Leztere, die ihr um ſo kränkender ſeyn, um ſo ſtärcker unſer Mitleid für ſie ſeyn muß, da wir in dem ſechſten Auftritte ſelbſt aus dem Munde des Hauptmanns erfahren haben, daß ſie ihr trauriges Schickſal ſich nicht zugezogen, daß ſie es nicht verdient hat. Raſch, polternd, und ohne auf den Schmerz, auf den Kummer und die Beklemmung der Mutter zu merken, giebt er ihr auf den Fall, wenn ſie der Fürſt ja hören ſollte, den unfreundlichen Rath, daß ſie ſich nur nicht auf das Kind einlaſſen ſolle. — „Das iſt umſonſt. „ Mit einer ſtarren Mine, welche ungefähr ſagte: für das Kind iſt keine Hofnung, kein Mittel, keine Hülfe da.

Indem er ihr näher tritt, die Stirne faltet, ihr ſcharf ins Geſichte ſieht, mit dem Kopfe nickend: „ Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! „ den Kopf gegen die linke Seite des Theaters einwärts aufgeworfen, mit beruhigendem Zutrauen, und mit Beyfall gegen ſich ſelbſt: „ Der hat doch noch Wachsthum! der ſieht doch noch einem Manne ähnlich. „ Voll Unwillen und Aergerniß giebt er ihr ſeine Vermuthung zu erkennen, daß der Fürſt die Fehltritte des Fähndrichs erfahren haben dörfte, und läßt dieſe unter der nehmlichen Art dem Zuſchauer bekannt werden, bereuet, mittelſt des unruhigſten

Betragens, daß er ſich je um ihre Kinder bekümmert hat, ſchlägt ſich in Bosheit unſanft vor die Stirne, und geht mit dem Vorſatze, ſich ihrer in ſeinem Leben nie wieder anzunehmen, mit Ungeſtimm und lermenden Geberden haſtig ab.

Im dreyzehnten Auftritte verbirgt er in Gegenwart des Fürſten ſeine Furcht ganz, und ſcheint ſo ruhig, ſo gelaſſen, als ob für keine Seite Ahndung zu befürchten wäre; auf einmal jedoch, als ſich der Fürſt ſchnell gegen ihn wendet, und ihn um ſeine Gedanken in Anſehung ſeines Vetters, des Fähndrichs befragt, läßt er es während der Rede: „ Ich? — was ich denke? „ die er langweilig, verlegen, und mit Aengſtigkeit hervorbringt, merken, wie unvorgeſehn er betretten worden ſey; aber nicht weniger geſchwind iſt er wieder in ſeiner Faſſung, und ſuchet den Fürſten mit verſichernden Minen zu bereden, daß er von dem Fähndriche eher Gutes als Böſes denke. Empfehlend, und gleichſam mit Erfahrung: „ Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun. „ Da er nun darüber an dem Fürſten Beyfall und Wohlgefallen bemerkt zu haben glaubt, ſieht er zugleich den Fähndrich vom Kopfe bis zu den Füſſen, als ob er ihn meſſen, zugleich den Fürſten, als ob er dieſen auf jenes ſchöne, gutgebaute Perſon aufmerkſam machen wollte, an, und mit Bedeutung: „ Und da er auch ziemlich gewachſen iſt — —

Der Fürſt.

— — in ſeiner Aufführung, in ſeinen Sitten — Ich muß mich ſchämen, daß ich nach ſo einer Kleinigkeit frage; — wie iſt er in ſeinen Sitten beſchaffen? „

Der Hauptmann.

Gleichgültig, ſoldatiſch: „ Je nun — dann und wann ein wenig zu luſtig, zu aufgeräumt: „ unbeſorgt, zuverſicht-

lich „ aber — wie Ew. Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten. „ — Im Ganzen war ich mit Herrn Haym in dieser Rolle zufrieden, nur etwas rascher hätte er sie in der Szene mit seiner Schwester nehmen können.

Und nun zum Fürsten. Ich würde noch einige Bogen füllen können, wenn ich alle Schönheiten des Dichters, die in dieser Rolle liegen, auszeichnen wollte; denn ich müßte mich bey jedem einzelnen Gedanken aufhalten. Zwar werde ich in möglichster Kürze Szene für Szene durchgehen: blos jedoch diejenigen Stellen, die nach dem Dichter vorzüglich herauszuheben, andere wieder anmerken, wo der Akteur sich selbst überlassen, ohne Anweisung des Dichters zeigen muß, wie sehr es von dem Schauspieler abhängt, für seinen Karakter Liebe und Hochachtung in dem Zuschauer zu erwecken; zeigen muß, welcher Vortheil es sey, nicht nur seine, auch anderer ihre Rolle, und selbst das ganze Stück, so zu sagen, Wort für Wort, Gedanken für Gedanken, jedes Mitspielenden Karakter, Affekt, Handlung, und ihre Verhältnisse gegen einander, so gar die Stärke oder Schwäche seiner Mitschauspieler durchstudirt zu haben; zeigen muß, daß er ein Schauspieler nach seinem ganzen Werthe in der That sey.

In dem ersten Auftritte gelassen, ohne Unwillen und mit Lächeln: „ Ach! ists möglich? Das Kind? — Hat das bey mir, oder hab ich bey ihm wachen sollen? Was hat man gedacht? „ In dem zweyten: „ O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — „ mit so einer Wärme, die uns Bürge ist, das er im Ernste gewünschet, einen Mann zu haben, der mit Freymüthigkeit und Offenherzigkeit ihm jedesmal die Wahrheit sagt, der, ungeachtet seiner Größe, nach dem ganzen Umfange des Worts sein Freund sey.

Entzückt scheint er am Ende des dritten über die Unschuld des Knabens, und unter dem aufrichtigsten, men-

schenfreundlichsten Wunsche: „ Und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest! — „ Eben so in dem darauf folgenden Monologe — die vierte Szene — besorgt, daß das Kind am Hofe nicht verführt werde.

„ Aber fort soll er? Wohin? „ etwas unruhig; gleichsam sich selbst beschuldigend, mit sich unzufrieden, daß er des Kindes Abtritt vom Hofe zu schleunig beschliessen konnte, ohne zugleich auf eine andere Versorgung desselben bedacht gewesen zu seyn — In der fünften voll Herablassung und Güte; mit Gefühl und Freundlichkeit: „ Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist du noch müde? — Wirf dich immer wieder in deinen Sessel. — Ich erlaube es dir. „

Sechster Auftritt.

Das Kind schläft ein. Der Hauptmann tritt auf, und auf einmal sehen wir in dem Antlitze des Fürsten gemäßigtere Herablassung und Freundlichkeit; Wir sehen deren Stelle sanften Ernst einnehmen. — Der Dichter fordert, daß der den Fürsten vorstellende Schauspieler, nachdem der Hauptmann ihm gesagt hat, daß er seine arme, verlassene Schwester nicht zu besuchen pflege, die Frage: „ Und kommen nie zu ihr hin? — „ gegen diesen mit Verachtung mache. Der vollendete Schauspieler erfüllt nicht nur allein die Vorschrift des Dichters auf das genaueste; sondern der in den gleich darauf folgenden Worten: „ Ich verstehe, Herr Hauptmann. „ verborgene Verweis wird von ihm mit so strafenden Blicken begleitet, gezogen und im bittersten Tone gesprochen, daß der Hauptmann Verwirrung darüber nicht zu affektiren, daß er wirklich verwirrt zu seyn scheinen muß.

Die den in dem ersten Feldzuge gebliebenen Major von Detmund betreffenden Lobsprüche des Hauptmanns hört er vergnügt und mit Beyfall an; aber diesen: „ Er

hatte Herz, wie ein Löwe. „unterbricht er, ohne ihn ganz auszuwarten: „ Und wie ein Mensch! das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. —„ mit lachendem Munde, und in einem zu rechte weisenden Tone, der dem Muthe und der Herzhaftigkeit des Majors nach deren ächtem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und den lezteren Lobspruch des Hauptmanns unempfehlend, unangemessen und übertrieben entdeckt.

In der siebenten Szene, sowohl in dem Monologe, der dem Briefe vor und nachgeht, als auch während der Lesung des über vier Seiten langen Briefes muß sich der Schauspieler äusserst hüten, daß er nicht in Monotonie verfällt, daher er ihn mit der abwechslungsreichsten Tongebung herzulesen, während der Lesung desselben eines anziehenden, passenden Minen und Geberdenspiels sich zu bedienen hat, wenn er anders die Aufmerksamkeit des ganzen Auditoriums auf sich ziehen, und das erwartungsvollste Stillschweigen unterhalten will. Bey dem Schlusse des Briefes, wo die Mutter dem Kinde die äusserste Einschränkung verspricht, um seinen Wunsch, den er aus Bescheidenheit unterdrückt, befriedigen zu können, bey der lezten Ermahnung derselben zur Tugend und Gehorsam muß der Akteur vor Empfindung nicht fortzukommen scheinen, wird engbrüstig, liest langsamer, läßt Athemholen jede Zeile unterbrechen, die Worte: an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsame rührende Thränen theilen, die er mit Anstand von seinen Wangen abzutrocknen hat.

Eilfter Auftritt.

Angekleidet, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlungen, und mit einer Annehmlichkeit, die die Mutter des Knabens in ihrer Fassung erhalten muß, tritt er ein, und mit ruhigen, zufriedenen Blicken dem Kinde ent-

gegen. Er läßt es durch ein kleines Zurückfahren merken, wie sehr ihm die Handlung des Knabens, der seine Mutter einer zu langsamen Nachgiebigkeit in Annehmung des von dem Fürsten erhaltenen, und ihr wieder zugestellten Geschenckes beschuldiget, auffalle.

„Was hör ich? nicht nehmen? —„ theils für sich mit Verwunderung über das heldenmäßige Opfer von dem Kinde, theils wieder mit Verwunderung gegen das Kind zugekehrt, welche leztere jedoch nur erborgt ist, und diesem um so mehr gezeigt wird, als sie die Absicht zu seyn scheint, dessen Herz zu untersuchen. — „Nur gleich bekannt! Hast du's gethan? „ Zwar mit Ernst; aber ohne ihn anzufahren: in einem etwas schärferen, aber nicht im rauhen Tone, der den Knaben nicht nur nicht zurückschreckt, der ihm noch den Muth erhält, die Armuth seiner Mutter, die so naive Entschuldigung, voll Rührung, und voll Hoffnung auf Beyfall und Vergebung vorzubringen.

Der Edelknabe.

„ Brauchen? „ Und sieht vom Fürsten auf seine Mutter, von dieser wieder den Fürsten mit fragenden Blikken an, als ob er, um die erst erhaltenen hundert Dukaten ihr überreichen zu dürfen, dessen Begnehmigung erwartete; worauf der Fürst ihn mit beyfallvollem Lächeln anblicken, und nebst einem sanften Kopfnicken seine Zufriedenheit darüber ihm zuwinken kann. — Mit angenommener Kälte macht er der Mutter seinen Entschluß, das Kind ihr wieder zurück zu geben, bekannt, und ob er es gleich, wie sehr er bey dem Bekänntnisse ihrer Armuth, bey dem so beweglichen Bitten des Knabens, ihn nicht zu verstossen, gerührt ist, nicht verbergen kann, indem er einen Schritt vorwärts tritt, in Geschwindigkeit seine, und dann des Knabens herabrollende Thränen abtrocknet:

so giebt er sich doch alle Mühe, während der ganzen Zeit der Prüfung, die er auf eine so empfindliche Weise mit der Mutter vorzunehmen für gut findet, standhaft zu seyn, um die Wahrscheinlichkeit derselben ununterbrochen beyzubehalten.

So läßt er keine ihrer Bewegungen, keine Art ihres Betragens unbemerkt, und untersucht mit aller Aufmerksamkeit, mit Mannichfaltigkeit forschender Blicke ihre Minen, ihre weinenden Augen, damit er nur ja durch Verstellung nicht hintergangen werde, durch diese in seinem Urtheile von ihrem Karakter sich selbst nicht hintergehe.

Nun er aber von der Redlichkeit und Güte desselben, von ihrem vortreflichen Herzen vollkommen überzeugt ist, kann er dem Zwange länger nicht mehr sich unterwerfen, seine Hände fallen auseinander, eilig tritt er näher, sein Gesicht glüht vor Freude, glüht vor Begierde, ihr zu helfen, und in dem wärmsten Eifer: „ Wie soll ich helfen? Wie soll ich ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist ihr Freund, der vor Ihnen steht. „ enthält er sich kaum, sie zu umarmen; mit Mühe nur zieht er den rechten Arm wieder zurück, dem die Bewegung, als ob er sie zu umschlingen geneigt sey, bereits entfahren war.

Dreyzehnter Auftritt.

„ — Doch diese freye, zuversichtliche Mine, die Ihnen so wohl steht — —Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles, oder ein sehr verdorbenes Herz an; — —„ ungewöhnlich langsam, Wort für Wort; die Augen an den Fähndrich unverwendtbar geheftet, und mit so durchdringend ausspähenden Blicken, die das Gewissen des Fähndrichs bewegen, die ihn ausser Fassung bringen müssen. — „ Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

„ und

„ und: „ Viel Böſes ſollte man glauben. „ mit dem nähmlichen Betragen, und einem den Hauptmann nicht weniger beſchuldigenden Tone.

Der Hauptmann.

„ Und da er auch ziemlich gewachſen iſt — „

Der Fürſt.

Nun ja wohl! Da iſt er der gemachteſte Menſch von der Welt. „ Blicke und Ton ſatyriſch, mit einem ironiſchen Lächeln begleitet. Eben ſo: „ Ich muß mich ſchämen, daß ich nach ſo einer Kleinigkeit frage; — „ mit Ernſthaftigkeit: „ — Wie iſt er in ſeinen Sitten beſchaffen?„

Der Hauptmann.

„ — ein wenig zu luſtig, ein wenig zu aufgeräumt; aber wie Ew. Durchlaucht ſchon wiſſen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürſt.

Voll Verwunderung, den Hauptmann ſtarr betrachtend: „ wie ich ſchon weis? „ verdrüßlich lachend, den Kopf mit einem kleinen Aufwerfen von ihm weggewendet, und mit Verachtung: „ Sie lehren mich in der That etwas Neues. — „ — Im ſtrengſten Ernſte befiehlt er dem Fähndriche, dem Hauptmanne den Degen zu geben. Aufgebracht, mit ſtrafenden Minen, und im ähnlichen Tone: „ Was kann man von einem Menſchen erwarten, der mit einem Gewiſſen, wie Ihres, ſo frech iſt? „ Beleidigt und verächtlich die Augen vom Fähndriche abziehend: „ Der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weis, wie nichtswürdig er gegen die gütigſte Mutter gehandelt; „ großmüthig ſich erholend: „ Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wiſſen; „ gütig, ſie verſcha-

nend, ihr zur Belohnung: „ und das um Ihrentwillen, Madame! — „ leiser für sich, und gleichsam nur dem Auditorium hörbar mit einem Blick auf das Kind. „ um der Art Willen, wie ichs erfahren habe; — „ Im erhöhterem Tone gegen den Fähndrich: „ um der Grösse des Verbrechens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. —

Im vierzehnten und fünfzehnten Auftritte legt er die rügenden Blicke, den strafenden Ton, kurz, seine ganze Schärfe, die er uns doch stets also zu zeigen hat, daß wir es ihm absehen müssen, es koste ihm Zwang sich ihrer zu bedienen, auf einmal ab, und ist wieder ganz Güte.

Das vorzüglichere des sechzehnten habe ich bereits angemerket. Nur das noch: als er den Knaben dem Direktor vorstellt, und dem ersteren sagt: „ Aber dann mußt du auch wissen, was dieser Mann dir ins künftige seyn wird —„ macht er ihn vorher mit der bedeutendsten Mine aufmerksam, und dann: „ dein größter Wohlthäter, „ hier sezt er ab, und nach einer kleinen Pause, mit gemäsigterer Stimme, doch mit allem Nachdrucke: „ dein Lehrer!

In der lezten Szene endlich mit Heiterkeit und Ruhe des Herzens: „ Ein schöner Morgen! u. s. w. „ freudig, und mit dem fröhlichsten Beyfalle seines Gewissens: „ Ich bin zufrieden mit mir. „ —

— Das konnte Herr Bodenburg seyn, denn die Zuschauer waren es mit ihm. Wären meine Leser nur auch so zufrieden mit dieser meiner Behandlung des englischen Edelknabens! doch, ich höre schon im Geiste voraus tadeln, daß ich diese und jene Stelle übergangen habe. Aber — thun Sie das mit mir, meine Herren! — ich beruhige mich mit Klopstocks:

Beſſer iſt beſſer.

„ Ich bin ein guter Leſer, denn ich ſehe ein, warum „ du das und das geſezt haſt. Ich danke vielmals, „ und gewiß recht aufrichtig; aber ich kenne „ noch beſſere Leſer. Und wie ſind denn dieſe beſchaffen? „ dieſe ſehen auch ein, warum ich das, und „ das, und wieder das, und noch mehr weg- „ gelaſſen habe.

Das ſeltene Original.

Fortſetzung.

Nichts iſt unbilliger, als den Werth der Menſchen nach dem Aeuſſern zu beſtimmen; denn nichts iſt betrüglicher, als das Aeuſſere. Unter einem abgeſchabten Kleide wohnt oft das edelſte Herz, und unter einer ungekämmten Haarmütze der aufgeklärteſte Verſtand. Mancher weis ſich unter Leuten nicht zu behelfen, und hat doch Verdienſte. Ich erinnere mich noch immer eines geſchikten Schulmannes, der, um friſche Luft zu ſchöpfen, einmal aufs Land gefahren war, wo er von ungefehr eine große und vornehme Geſellſchaft antraf. Er merkte bald daß er hier die Eule unter den Vögeln ſeyn würde, und es gehörte eine Art des Zwanges dazu, um ihn zu bewegen daß er blieb. Die beyden langen Zippel ſeines Halstuches, ſein ſteifer Gang, ſein ernſthaftes Geſicht, und der ausgerekte Zeigefinger, welcher immer mitſprach, waren lauter Dinge die den Muthwillen des anweſenden Frauenzimmers beluſtigten, und man hatte den guten Mann bereits zu den Unkoſten des Gelächters verurtheilet, welches zur Belebung der Freude dieſes Tages dienen ſollte, als eben ein Bauer vorbeygieng, welchen man ſpaßhaft fragte, ob er die Zeitung läſe, und was ihm von den jezigen amerika-

nischen Händeln däuchte? Freylich, antwortete der schlaue Gevatter Hanns, lese ich die Zeitungen, und was soll ich sagen? Es kömmt mir so vor, als wenn die großen Herren miteinander in der Schenke waren und die Lichter ausgelöschet hätten; da geht alles durch einander, und keiner weis recht, wo er hinschlägt, und ob er Feind oder Freund trift. Diese nicht ungeschickte Antwort des Bauers sezte die ganze Gesellschaft in Verwunderung, und gab unserm Schulmanne Gelegenheit davon zu reden, daß man niemanden nach dem äussern Ansehen beurtheilen müßte, und hinter manchen oft mehr sande, als man gesucht hatte. Er sprach so bescheiden und so klug, daß man Halstuch und Zeigefinger vergaß und ihn ersuchte, einmal eine politische Frage aufzuwerfen. Er hatte auch sogleich eine bey der Hand und sie hieß: Worinne kömmt der Däne und der Amerikaner überein, und worinne sind sie unterschieden? Ein jeder legte sich aufs Rathen. Die Kleidung konnte es nicht seyn, ihre Lebensart noch weniger. Sie bekannten alle ihre Unwissenheit, und baten um Unterricht, welcher also lautete: Wenn die Freyheit in den lezten Zügen liegt, so sind sie Trostprediger bey ihrem Sterbebette; darinne kymmen beyde überein; hingegen sind sie in der Art des Trostes unterschieden; denn der Amerikaner tröstet bey all seinen Unruhen, so wenig er auch Hofnung zu einer ächten Freyheit hat, doch mit dem Genuße künftiger Freyheit, und der Däne, der sie bereits verlohren, tröstet mit seinen blühenden Wohlstande. Dieser Einfall konnte nicht glüklicher seyn, da der Eigenthümer des Landhauses, wo wir uns befanden, ein gebohrner Däne war. Man erinnerte sich dabey, daß nun bereits hundert und zwanzig Jahre verflossen, da die Stände ihre zu Unrecht, Zwist und Frevel gemißbrauchte Gewalt zu den Füssen eines Königes niedergeleget, in dessen Herzen die Leidenschaften, wie Tropfen eines brausen-

den Geiſtes im ſtillen Waſſer ſich verloren. Huld und Menſchenliebe ſind ſeit der Zeit zugleich mit dem Throne erblich geweſen, und der jezige Beherrſcher deſſelben drükt das Siegel drauf. Wenn der ſpröde Engelländer nach ſeiner Laune lebet, und gegen die, ſo bey jeziger kriegeriſchen Zeit am Ruder ſitzen, Stachelſchriften ausſtreuet; wenn der ſo kecke, als durch harte Erfahrung ſchüchterne Schwede den Scepter unter der Zucht hält; wenn der Pohle auf dem Reichstage Recht und Freyheit behauptet; wenn der nährige Holländer dem ſinkenden Staate erkargte Schätze zollet; wenn der altdeutſche Schweizer über das Familienregiment klaget, und der aufrühriſche Genfer-Bürger in Gefahr ſteht ſein Blut an Fremde zu verkaufen; wenn der ſtrenge Genueſer ſich mit Spekulationen plaget, und der pünktliche Venetianer, bey einer unbeneideten Mittelmäßigkeit, der vorigen Gröſſe vergißt; ſo erfreuet ſich der Däne ſeiner Könige, die ihn glüklich machen. Wo findet man leicht ein mächtiges Königreich, das ſich rühmen kann, ſechzig Jahre lang eines ungeſtörten Friedens genoſſen zu haben? Dännemark iſt unter allen Reichen das unfreieſte, und hat dennoch die größten Vorzüge der Freyheit; denn der Unterthan darf ſich vor nichts fürchten, als vor den Geſetzen. O wie zufrieden lebt man im Schooße der Freyheit! wie glücklich unter Handhabung der Geſetze!! wie ruhig unter dem Schuze eines Königs!!! doch meine Erzehlung führt mich zu weit. Nur dieſes muß ich noch ſagen. Der im Anfang ſo verachtete Schulmann, welcher alle dieſe Betrachtungen anſtellte, gewann bey dem Anweſenden ſo viel Anſehen und Liebe, daß ſie ihn mit Verdruß Abſchied nehmen ſahen, und ſein Beyſpiel beſtätigte das Sprichwort der Ruſſen: Man empfängt den Mann nach dem Kleide, und begleitet ihn nach dem Verſtande.

Wer die Welt kennet, der wundert sich selten. Man sieht so viel Wunderbares, daß einem fast nichts mehr fremde dünket. Oft scheint uns mancher sonderbar, und wir scheinen ihm noch sonderbarer. Zehn Jahre sind es als ich durch eine gewisse Stadt reisete, deren Eroberer, wie ehedem die Römer thaten, ihr nach geraubter Freyheit, die alten Gebräuche zum Troste gelassen. Ich ward zu einem bürgerlichen Gastmahle eingeladen und nahm daselbst, was man mir vorsezte, ohne Bedenken an, bemerkte aber, daß man mich jedesmal mit einer Art der Befremdung ansah. Ich konnte die Strafpredigt, die man mir im Herzen hielt, aus den Augen lesen, ob mir schon mein Versehen ein Räthsel blieb. Zum Glück war ein gewisser Edelmann zugegen, der sich als Kammerjunker in den Vorzimmern dreyer Höfe müde gegähnet hatte und hier seine Tage in Ruhe beschloß; dieser half mir aus dem Traume und belehrte mich, daß, wer eine Speise genösse, ohne deren Annehmung wenigstens sechsmal verbeten zu haben, die größte Unhöflichkeit begienge. Des andern Tages verbesserte ich meine Fehler, und ward zugleich, bey einem zweyten Gastgebot, von dem, was an diesem Orte höflich hies, durch folgende Begebenheit noch näher unterrichtet. Man hatte eben zum Essen Platz genommen, als die Frau des ältesten Burgermeisters, welche man nicht mehr erwartete, in die Stube trat. Der Wirth gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Der Tisch stand an der Wand, und wegen des engen Raums war es unmöglich daß diese Frau an den ihr, der Ordnung nach, zukommenden Platz gelangen konnte, ohne daß der größte Theil der zahlreichen Gesellschaft den seinigen verlassen müßte. Dieses war, nach den Gesetzen des Wohlstandes, eben so wenig erlaubt, als die Bürgermeisterinn einen der untersten Stühle anzuweisen. Ein jeder stand vor seinem Teller unbeweglich, wie ein Marmor, und er-

wartete die Entwikelung eines so schweren und kizlichen Falles. Endlich nach vielem Bücken und Verneigen sah die gute Frau sich genöthigt unterm Tisch durchzukriechen, und mit zerstörtem Kopfzeuge, und halb ausser Athem, kam sie an der andern Seite hervor, und nahm die ihr gebührende Ehrenstelle ein. Im Orient übertreibt man die Ehrenbezeugungen; denn der Sklave weis nicht, wie er sich sklavisch genug bezeugen soll. Kleine Obrigkeiten nehmen es genau; denn ihnen ist bange daß man ihren Vorzug vergesse. Beydes scheint uns sonderbar, aber beydes ist natürlich.

Wie die Gesichter, also sind auch die Gemüther der Menschen unterschieden. Eine jede Seele hat, so zu sagen, ihre eigene Physionomie. Die Natur legt das Bild an; die Erziehung, die Kunst, die Gewohnheit mahlen es aus. Der Grundriß kann verschönert, er kann auch verunstaltet werden. Bey einem jeden Bilde aber sind Farben, Licht und Schatten anders gemischt, und selbst die Hauptzüge sind selten einerley. Hieraus entstehet die Verschiedenheit der Karaktere, die Mannigfaltigkeit des Lächerlichen und Thörichten. Wollte ich den Begriff seltner Originale dahin ausdehnen, so würde die Zahl der vielerley Arten sich nicht berechnen lassen. Wie groß ist nicht die Menge der Thoren in der Welt! Zwar glaubet keiner, daß er es sey; denn gemeiniglich ist der Mensch mit seinem Verstande, und selten mit seinem Glücke zufrieden; daß es indessen mehr Narren als Weise gebe, lehret die Erfahrung, — und ein Spötter schlug einmal, aus diesem Grunde, auf einem gewissen Reichstage das Gesetz vor, daß ins künftige die wenigsten Stimmen gelten sollten. Die Thoren selbst sind es nicht immer auf einerley Weise. So harmonisch die Welt ist, so unzusammenhängend sind die Gedanken ihrer vernünftigen Bewohner. Im Widerspruch mit sich selbst vergißt oft man-

cher, nicht nur wie er denken ſollte, ſondern auch wie er gedacht hat. Ein Frauenzimmer, welches dieſe Wahrheit läugnen wollte, ſtieß in einer Minute zwey Seufzer aus: „ O! wie kurz iſt unſer Leben! und ach! wie lang wird mir die Zeit! „ Sie war eine von den Martyrerinnen, welche der Müßiggang mit der Geiſſel der Langeweile züchtiget. Ihre Klagen beweiſen meinen Satz. Und was iſt wohl wiederſprechender, als der weltübliche Zweykampf? Um eine ſchnöde Begegnung zu ahnden, um mir Genugthuung zu verſchaffen, fordere ich den Beleidiger heraus, daß er, wenn er kann, mich verwunde oder tödte. Dieſes nennt man einen Ehrenhandel. Der Unterthan des Despoten weis, und dieſem Falle gewiß zu ſeinem Beſten, nichts von der Ehre, und belacht daher den rittermäßigen Wahnwitz Bey glücklichern Völkern aber herrſcht das alte Vorurtheil; es ſpottet der ſtrengſten Geſetze, und wird ihrer ſo lange ſpotten, bis alle Regenten ſich vereinigen, daſſelbe durch öffentliche Entehrung der Uebertreter zu vertilgen, ſo wie neulich Joſeph der zweyte ein warnendes und ſchreckendes Beyſpiel gegeben. * Indeſſen vermindern ſich doch die Beyſpiele und auch die Gelegenheiten. Die Höfe morden nicht mehr mit großen Gläſern; kein eingenöthigter Wein erhitzet das Blut und erreget Verdrüßlichkeit. Der Kriegsmann legt ſeine rauhe Wildigkeit ab; er iſt zugleich tapfer und beſcheiden. Da-

---

* Ein Fürſt ward zu Wien von einem andern Edelmanne herausgefordert. Der Fürſt, der die Geſetze kennt und ſie ſo wie ſeinen Monarchen ehrt, verlachte eine ſo alte barbariſche Gewohnheit. Der Kaiſer, ſobald ihm dieſer Vorfall bekannt wird, läßt den Herausforderer auf der Stelle in Ketten ſchlagen und ſchikt ihn Zeitlebens auf die Galeere.

durch verliert ſich der Zunder zu Händeln. Auf hohen Schulen, wo ſonſt die Hofnung der Kirche und des Staats ſchrie und tobte, wezte und das tödtende Eiſen führte, legt eine geſittetere Jugend den Degen ab. Das Raufen iſt heut zu Tage ein geſcholtenes Handwerk; man verachtet und fliehet den, der es treibt, es ſey denn bey höchſt wichtigen Fällen, wo Sterben Vergnügen und Ehre, Leben aber Schmerz und Schande verbreitet. Ein offenbarer Beweiß, daß in vielen Stücken unſere Zeiten vor den ehmaligen einen Vorzug verdienen.

Das Land der Weißheit und das Land der Thorheit liegen unter einem Himmelsſtriche ganz nahe an einander. Die Einwohner des Landes der Weißheit, welche in den oberen Gegenden, wo das Land der Narren anſtöſſet, zu Hauſe gehören, nehmen vieles von ihren Nachbaren an, und reden, wie gemeiniglich an den Gränzen geſchiehet, eine gemengte Sprache. Aus dieſem Geſchlechte entſpringen verſchiedene Gattungen der ſeltenen Originale, davon ich nur folgendes Beyſpiel anführen will. Ein vornehmer Engelländer hatte ſich vorgeſetzet in den geringſten Dingen nach den abgeſondterſten Begriffen ſeiner Vernunft zu handeln. Zu dem Ende hatte er weder zum Eſſen, noch zum Schlaffen eine gewiſſe Stunde; denn er gab auf die Stimme der Natur acht, und hielt es für billiger daß die Eſſenszeit ſich nach dem Hunger, als daß der Hunger ſich nach der Uhr richte. Ein naher Anverwandter ſtarb ihm, und er ſtellte eine Luſtbarkeit an, um mit ſeinen Freunden über den glüklichen Wechſel, den der Verſtorbene getroffen, fröhlich zu ſeyn. Des Morgens früh, wenn die Sonne aufgieng, ſteckte er den Kopf zum Fenſter hinaus, nicht, wie jener berühmte Arzt, um ſeinen Archäus mit den Ausflüſſen des Weltgeiſtes zu füttern, ſondern um fünfzig Verſe mit ſo lauter Stimme, als ihm nur möglich war, herzuſagen. Dieſes war eine erſprießli-

che Bewegung für seine Lunge, und weil ihm das Griechische viel schnarchender, und daher zu Ausleerung der Brust weit geschickter schien, als eine andere Sprache, so erwählte er zu dieser Gesundheitsübung vorzüglich den Homerus. An statt der Perücke sezte er einen türkischen Bund auf; denn dieser lies sich wachsen, und jene nicht. An der gewöhnlichen Kleidung bemerkte er gar zu viele Gebäude und Anschnürungen, deswegen lies er sich einen Wammes machen, da Rock, Hosen und Strümpfe an einem Stücke sassen; auf diese Weise, sagte er, werde der freye Umlauf des Geblüts viel weniger gehindert. Mit einem Worte; er war so weise, und folgte der Naturlehre so genau, daß ihm die Obrigkeit beynahe einen Vormund gesetzet hätte.

Wer in Kleinigkeiten grübelt, und darüber den Gebräuchen des bürgerlichen Lebens entsaget, der ist allemal auf unrechtem Wege; aber man trägt ihn mit Gedult, besonders wenn Religion und Einfalt die Gefährten seines Irrthums sind. Theophilus bestreuet sein Haar mit keinem Puder, sein Hemd ist ohne Manschetten, er legt den Degen ab, über viel andre, an sich gleichgültige und unsündliche Dinge macht er sich das gröste Bedenken. Das Volk weist mit Fingern auf das seltene Original; er heist ein Phantast. Selbst der Prediger des Orts läutet die Sturmglocke, und will sein geistliches Fischernetz nicht eher wieder auswerfen, bis er das Loch geflicket, so das Beyspiel dieses Verführers gerissen. Gleichwohl meint Theophilus es aufrichtig, seine Absicht ist fromm; nur die herrschende Eitelkeit hat ihn schüchtern gemacht; unbestimmte Triebe täuschen sein redliches Herz. Durch Sanftmuth und Ueberzeugung, ja, vielleicht bloses Stillschweigen würde er in das rechte Geleise kommen; Spott und Verfolgung weyhen ihn zum Märtyrer ein, und befestigen sein Vorurtheil. Indessen bestraft seine

Treue, die allezeit ehrwürdige Treue ſeines irrenden Gewiſſens, den ſchnöden Leichtſinn deſſen, der bey der richtigſten Erkenntniß das ſeinige beflecket. Wo Schiffarth und Handlung blühen, da iſt man tragſamer; aber man iſt es aus keinem lautern Grunde. In Engelland ſezt der Quaker vor dem Könige den Hut auf, und es wird ihm nicht übelgenommen. Der Mennoniſt geht in Holland mit einem Rocke ohne Falten, und niemand ſpottet. Man iſt daſelbſt mit fremden Völkern, und dadurch zugleich mit fremden Arten des Gottesdienſtes bekannt; alles zielet nur auf Geld und Gewinnſt ab; über das andere ſieht man hinweg; ſelbſt Tugend und Gewiſſen ſind feil. Wer dagegen in ſeinem Leben nicht aus dem Neſte ſeiner Vaterſtadt gekommen, wer in den Ringmauern derſelben keinen Fremdling geſehen, der erſchrickt über eine jede ungewöhnliche Ceremonie. In einem ganz proteſtantiſchen Lande hält der kleinſtädtiſche Lutheraner den Kapuziner für ein Geſpenſt mit Pferdefüſſen, und fürchtet ſich für den Schatten eines Catholiken. Dieſer macht das Kreuz wenn er einen Lutheraner erblikt, und kann nicht glauben, das er getauft ſey.

Wer ein ſeltenes Original iſt, der muß leiden, daß man über ihn lache, und, hat er Verſtand, ſo lacht er mit; iſt er es aber in Glaubensſachen, ſo folgen Groll, Bitterkeit und Verachtung. Auf dem Wege der ewigen Wohlfahrt will niemand irren. In einer ſo wichtigen Sache ſein Beſtes zu verſäumen, wäre die gröſte Thorheit, und wer will gerne für einen Thoren gehalten ſeyn? Vielleicht hat man in dieſer Art des Ehrgeizes die Urſache des unvernünftigen Religionshaſſes eben ſowohl zu ſuchen, als in der liebloſen Aufwieglung fanatiſcher und herrſchſüchtiger Geiſtlichen. Dieſer Haß iſt allgemein, und er herrſcht auch unter Chriſten, welche aus Eifer für ihren Glauben, die vornehmſte Pflicht deſſelben verletzen.

Die Hauptpartheyen haſſen ſich, und eine jede haſſet hinwiederum die Sekte, ſo unter ihr entſtehet. Selbſt diejenige Parthey, welche von jeher und noch die ſtärkſte iſt, welche das Geſetz der Wahrheit und Reinigkeit zu ihrer Stütze erwählet, ja erblich erhalten, welche die Zweifler mit der geſündeſten Glaubenslehre, mit ihren unumſtößlichen Gründen wiederlegen und zur wahren Lebensquelle zurückführen kann, ſelbſt dieſe Parthey hat die Sekten unter ſich von Anbeginn des Chriſtenthums nicht hindern können. Unterdeſſen iſt es wahr, daß aus dem Schooße anderer, welche die Freyheit haben, denken zu dürfen was ſie wollen, und wer hat im Grunde dieſe nicht? eine gröſſere Zahl von Sekten aufgewachſen; denn welche Freyheit wird nicht gemißbrauchet? Indeſſen iſt auch ſo viel gewiß, wenn man allezeit bey der Hauptſache geblieben wäre, wenn man ſich mehr um den Kern, als um die Schale, mehr um die Lehre als um den Rock des Predigers bekümmert, durch keine Zänkereyen das Gute gehindert, und nicht zu beſtimmende Dinge unbeſtimmt gelaſſen hätte, ſo würde die proteſtantiſche Kirche über ſo viele Spaltungen nicht klagen dürfen. Je weitläuftiger der Lehrbegriff iſt, in deſto mehrern Punkten kann deſſen Umkreiß berühret werden; und von jeglichem geht eine Linie nach dem Mittelpunkt. Doch, bey mehrerer Duldung würden die Angriffe minder heftig, ja oft nicht einmal merklich ſeyn. Der Widerſtand vermehret ihre Kraft, und Streitſchriften waren bisher und ſind ſtets Oel ins Feuer; dem Irrthum, den man gefangen nehmen will, muß man freundlich begegnen; die Wahrheit will zwar gerettet ſeyn; allein, ſie gewinnt insgemein durch die Zeit mehr, als durch die ſtärkſten Waffen. Und, ſelbſt gewiſſe Erſchütterungen ſind ihr vortheilhaft. Die Aſche fällt dadurch von den Kohlen, und was kaum noch glimmte, wird wieder in heilſamen Brand geſetzet.

Die Fortſetzung folgt.

Gedanken über eine Hinrichtung.

Da führen sie ihn nach der Richtstatt, den Unglüklichen! — Kaum noch eine Stunde, und er ist nicht mehr. Er soll mit seinem Blute seine Schuld tilgen. Die strenge Gerechtigkeit hat sein Verbrechen gewogen, ihn strafwürdig gefunden, und verurtheilt, des Todes zu sterben.

Dies hat er verdient; die Gesetze sagen es, die Erhaltung der allgemeinen Sicherheit gebeut es; die traurigste Nothwendigkeit fodert das Opfer der Rache, und es würde ein Verbrechen seyn, ihn leben zu lassen. Und doch ist er bedauernswerth, und unglüklich — er ist ein Mensch.

Warum ward er ein Verbrecher? des elenden schnöden Metalls willen, das dem Menschen alle Bequemlichkeit des Lebens verschaft, ihm beym großen Haufen Ansehen, Würde, Verstand und Rechtschaffenheit giebt; eines Erzes wegen, daß die Neigungen der Menschen lenkt; das geheiligte Bündniße zusammen kütten, und brechen kann; das Eltern und Kinder trennet, und die größten Feinde zu Freunden macht; ohne welches öfters der rechtschaffenste Mann für einen Schurken, und der klügste für einen Narren gehalten wird; ohne welches man Gefahr läuft zu verhungern, und mit welchem man Gefahr läuft bestohlen oder ermordet zu werden.

Zu tausenden stehen seine Mitmenschen an seinem Todeswege, die meisten nur aus Neugierde. Vielleicht sind manche darunter, die um Geld zu erwerben, einen bessern Weg einzuschlagen wußten, der doch im genauesten Verstand eben so sträflich ist, als der, den dieser Malefikante beschritten.

Auch in gesezmäßigen Lebensarten wird grenzenlose Dieberey begangen, die noch greulicher ist, weil sie durch

hundert Ränke mit so vielen Mänteln bedekt wird, daß man glauben sollte, die Ehrlichkeit selbst stecke darunter verborgen — denn es giebt Menschen, die das, was sie von andern erschinden, einen Seegen Gottes nennen.

Woran lag es, daß dieser arme Mißethäter nicht den Weg derer einschlug, die ihn nun kaltblütig zum Tode führen sehen und sträflicher sind als er? — Wie kömmt es, daß bey der Hinrichtung eines Elenden oft das nehmliche Verbrechen wieder begangen wird, weswegen dieser bestraft worden? — Wird nicht der Entzweck der Strafe dadurch verfehlt, und der Spiegel des Abscheues zerbrochen? — Indessen kann die Gerechtigkeit nichts dafür, daß unter ihren Augen heimliche Verbrechen begangen werden, die sie nicht entdecken, und folglich auch nicht bestrafen kann. — Aber es ist doch ein erschrecklicher Gedanke für einen Mißethäter, der zum Tode gehen soll, daß es noch grösere Verbrecher giebt als er, welche im Ueberfluß und Wolleben sterben, und mit Gepräng begraben werden! — Welch ein Chaos ist die Welt!

Sind die Güter der Erde alle in den Händen rechtmäßiger Besitzer? — Wer kann dies behaupten?

Wie viel Familien giebt es nicht, die durch Bosheit und Ränke um ihr Vermögen gekommen und ins äuserste Elend gebracht worden! — denen es weniger geschmerzt haben würde, wenn eine Diebsrotte sie beraubt hätte; deren Abkömmlinge alle Aussichten zur besten Wohlfahrt hatten; die nun verlassen und verachtet sind, und vielleicht aus Noth und Verzweiflung zu Verbrechern werden.

Wenn ein Geizhals, der durch unmenschlichen Wucher viele seiner Nebenmenschen zu Grunde gerichtet, einem Armen, der vor seiner Thüre hungert, ein Allmosen versagt, wenn hernach dieser, aufgebracht über den Unmenschen, ihm bey Gelegenheit seine Börse gewaltsam abfordert, und jener ihn sodann in Verhaft nehmen läßt, und zum Galgen befördert; wer verdient wohl eher zu hängen?

Die Tugend der Menschen hängt meistens von den Umständen ab, worinn sie sich befinden. — Jeder Mensch, wenn er sein Herz zu untersuchen fähig ist, wird bemerken, daß er Tugenden und Laster nicht immer sich selbst, sondern deren Verbindungen und Folgen seines Geschiks zu danken hat; — nicht als ob Uebelthaten geschehen müßten, und im Buche der Vorsehung beschlossen wären, sondern, weil oft der rechtschaffenste Mensch durch eine Kette von Unglücksfällen, die ihm seine Mitgeschöpfe schmieden, zu Ausschweifungen und gleichmäßigen Lastern verleitet wird.

Wer kann versichern, daß er über 10 Jahre noch eben so denken und handeln wird als heute? Oder daß er in Paris eben so tugendhaft bleiben wollte, als er es vielleicht in einem pohlnischen Dorfe seyn könnte?

Der gemeinschaftliche Entzweck der Menschen ist: glücklich zu seyn. — Nach der Verfassung unserer Zeiten ist man es schon, wenn man die baaren Mittel besizt, sich alle Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen.

Es giebt barbarische Leidenschaften, womit ein Mensch den andern anstekt. — Ehrgeiz und Eigennuz sind die stärksten. — Um berühmt und groß in der Welt zu werden, giebts es nur zween Wege: entweder ein großer rechtschafner Mann; oder ein großer Schurke zu werden.

Der Unterschied der Leidenschaften oder des Geschmaks entscheidet allein über Tugenden und Laster, nachdem beyde dem allgemeinen Vortheil gemäß oder entgegen sind. — Gehorchet man dem Eigennuz, so entspringet hieraus die Ungleichheit unserer Urtheile, und die Namen der Recht- oder Unrechtmäßigkeit, welche man denen Handlungen beylegt, je nachdem sie schädlich oder einträglich sind. — Im genauesten Verstande verleitet oft der Eigennuz den Soldaten zur Verwegenheit; den Kaufmann zum Betrug; das Frauenzimmer zum Gewerbe der Lais; den

Gelehrten zur feilen Schmiererey; und den Hofmann zum Hochverrath.

Als Christen müßen wir demnach die bösen Menschen mehr beklagen als verachten, und uns nur freuen oder Glük wünschen, daß unsre Herzen und natürliche Neigungen von guter Art sind, und daß wir weniger Hang zu solchen Leidenschaften haben, die uns hätten antreiben können unser Glük in fremden Unglüke zu suchen.

Was könnte man einem Verbrecher antworten, wenn er wenige Augenblicke vor seiner Hinrichtung an die Zuschauer eine Rede hielte, ohngefehr wie diese: „ Ich „ bin ein Mensch: hatte von der Natur das Recht zu „ leben erhalten, wie ihr; hatte Anspruch auf alle Art „ des Glükes wie ihr; war brauchbar, um mein Brod „ zu verdienen; und ihr — gabt mir weder Beschäfti„ gung zum Verdienst, weder Allmosen zum Unterhalt. „ — Wer freywillig verhungert, ist ein Mörder an sich „ selbst. — Ihr gabt mir nichts, ich nahm' es selbst „ und ward ein Verbrecher, der nun sterben muß. — „ Wohl dann! — Der Himmel lasse Gold regnen, ihr „ werdet noch kärger werden, und ich — werde mehr „ Kameraden bekommen! „

Grabschrift.

Hier liegt der gnädige Herr von Velten.
Die Gnade, die er früh und spat
Dem Bauersmann gespendet hat,
Mag unser lieber Herre Gott ihm dreyfach wieder vergelten!
Denn Seine Gnaden Hochwolgeboren
Zogen den Bauern das Fell über die Ohren.

Theatraliſches Quodlibet.

Fünfte Sammlung.

Monat September 1782.

Mein Schneider.

Ein Mann, der ſich durch manche neue Tracht
In unſrer Stadt beliebt gemacht,
Und mancher Schönen Augen weidet,
Wenn er die Stutzer modiſch kleidet,
Mein Schneider, der beliebte Mann,
Hatt' ein beſchmuztes Kleid vom alten Schnitte an.
Vorwitzig hub ich an zu fragen:
Wie kömmt es, Meiſter, da er macht,
Daß andre feine Kleider tragen,
Daß er noch nicht an ſich gedacht?
Ich mache, ſprach er, andern Kleider,
Und bin für jedermann, nur für mich ſelbſt nicht Schneider.
Und ſagen Sie, Sie ſind doch auch gelahrt,
Sind manche nicht von Ihrer Art?
Von denen man als Weiſen ſpricht,
Und die es andern ſind, ſich ſelber aber nicht.

* * *

Der Schalk! Ich will ihn nicht mehr fragen,
Er möchte mir noch mehr von unſern Weiſen ſagen,
Vielleicht gar über Lehrer ſchreyn:
Sie ſind nicht, wie ſie ſollten ſeyn!

Gedanken

über den Einflus des guten Geschmakes auf den Staat und die Religion.

Was ist der Staat ohne Menschen? was sind die Menschen ohne Wissenschaften? Was sind die Wissenschaften selbst ohne Geschmak, der durch die schönen Künste gebildet wird? Gehet zurük in die glüklichen Zeiten Athens, wo der Geschmak im einfältigen und schönen Kleide der Natur den Grundriß zu allen Wissenschaften zeichnete, und ihre Tempel errichtete. Welcher Schimmer umgab diese Lehrerinnen des Menschengeschlechtes! Sie schienen, wie ihre Freundinnen, die sie erzogen, wie ihre Gespielinnen die schönen Künste aus der Hand der Natur hervorgekommen zu seyn. Durch ihr ernstes Wesen erweckten sie keinen Widerwillen oder Ekel, sondern Bewunderung; und da sie von den Schönheiten und Annehmlichkeiten der Musen begleitet wurden, reizeten sie zu gleicher Zeit.

Die Rechtsgelehrtheit war das schönste Kind der Natur. Die Gesetze waren einfach, bestimmt und unterrichtend; ein jeder Bürger konnte ein Gesetzkundiger seyn, und war es. Denn ein jeder war verpflichtet, nach den Gesetzen dem Richter Rechenschaft zu geben, durch dessen Lebenswandel dieselben Hochschätzung und Ehrfurcht erhielten. Man lese die weisen Gesetze eines Solons; man wird sie mit Erstaunen lesen; man wird das Volk glüklich schätzen, das durch die Regeln und Grundsätze der Weisheit konnte regiert werden. Die Staatskunst empfing ihre grosen Männer aus den Armen der schönen Künste. Plato, Phocion, Xenokrates waren Zöglinge der Musen. Die Staatsklugheit bestund in der Rechtschaffenheit, in der Tugendliebe, in der Standhaftigkeit, das Gold

der Könige zu verachten, und unbestochen mit eisernem Muthe allen Gefahren Troz zu bieten. Die Stimme dieser Lehren, die ohne Unterlas in ganz Griechenland erscholl, und schon im Ohre des Jünglings ertönte, gieng vom Parnaß aus, und das Meißel der Künstler verewigte die erhabenen Menschen, die grosen Männer des Vaterlandes.

Die Demostenen führten die Geschäfte des Staates; ihre Beredtsamkeit machte ihn unüberwindlich, und donnerte die Könige von ihren Stadtmauern zurük. Die Regierungskunst und Weisheit giengen Hand in Hand; denn es regierten Weltweise, die unter der Hand des guten Geschmakes in den Lorberhainen der schönen Künste zum Throne aufblüheten.

Die Weltweisheit war nicht der Kampfplaz der Streitsucht, sondern die Schule der Vernunft und der Spiegel der Wahrheit. Man glaubte, schön denken und richtig denken könnten nicht von einander getrennet werden. Die Dichter waren die Weltweisen; der erste unter den Philosophen schrieb die Regeln des Geschmakes nieder, und Sokrat, den das Orakel für den Weisesten seiner Zeit erklärte, der in seiner Schule so viele grose Männer bildete, hatte sich selbst zuvor in der Schule der Grazien gebildet, deren Bildsaulen er mit eigner Hand verfertigte, und der Nachwelt als ein ewiges Denkmal seines reinen Geschmakes überlies.

Die Kriegswissenschaft — wenn sie nicht so kunstmäßig war wie heut zu Tage, so hatte sie auch nicht nothwendig es zu seyn. Sie bestund in der Tapferkeit — diese fuhr aus den Bildsaulen des Phidias und Praxiteles in die Seelen der Bürger und nährte sich durch die Thaten ihrer Helden und Götter, die ihnen Homer und Sophokles darstellte. Sie bestund in der Klugheit — die schönen Künste führten sie auf ihre Bahn,

und sie wandelten in ihren Fussteigen: in der Vaterlandsliebe. Wer weckte die Flamme dieser Tugend in Athen? Wer begeisterte mit ihrem Feuer alle Glieder des Staates? waren es nicht die Männer, deren Mund alle Tugenden lehrte, die aus Finsterniß Licht machten, und deren unwiderstehliche Beredtsamkeit die feurigen Worte in jedes Herz legte: Ihr gehöret dem Vaterlande zu. Sie bestund endlich in der Ruhmbegierde — man empfing den Kranz der Unsterblichkeit aus der Hand der Pindare; und der Held glaubte am Ziel seiner Wünsche zu seyn, wenn sein Name aus dem göttlichen Munde des Dichters erscholl. So ward die Kriegswissenschaft nicht auf einige Männer eingeschränkt, denen das Elend einen Haufen Miethlinge zur Anführung übergiebt: jeder Bürger ward ein Soldat, und jeder konnte ein Held seyn.

Rom erbte mit den Schätzen der Künste viele dieser Vortheile, und genoß sie, bis der gute Geschmak seinen Stral zurük zog, und das goldene Zeitalter sich in Dunkelheit verlor. Nun waren die Reiche aller Wissenschaften unglükliche Staaten, die ein jeder, der hinein trat, verheerte. Da stand der gothische Steinhaufen der Rechtsgelehrtheit in den Wolken der Barbarey; aus der Halle der Philosophie gieng Thorheit in die ganze Welt aus; am Platze der sittsamen und betrachtenden Vernunft war Eigendünkel und Wortgetös; die Könige übten sich in Schulgefechten, und da sie ihre Rechte nicht kannten, ergaben sie ihre Hände den Fesseln der Schwärmerey, und verwüsteten ihre Länder um ein Wort, das man nicht verstehen wollte, und sie selbst nicht verstunden. Sie hatten keine andere Räthe, als Unwissenheit, Trägheit und Gewaltthätigkeit. Die Kriegswissenschaft bestund in der Tollheit einander anzufallen — es war kein Staat mehr.

Ist es der Eigensinn des Verhängnisses, oder das schöne Gesetz der Nothwendigkeit, daß die Zierde der Wis-

enſchaften jederzeit mit dem Glanz der ſchönen Künſte erſchwindet, und daß eben dieſe Zierde niemals wieder als n dem Schimmer ihres Lichtes erſcheinet?

Laſſet uns die Beweisthümer nicht in Italien, Frankeich und Engeland ſuchen; ſie rühren weniger, ls diejenigen, die wir in unſerm Schooſe finden. Werfet inen Blick auf euer Vaterland! wo fieng man an das Gold der Wiſſenſchaften von ſeinem dichten tauſendjährigen Schlacke zu reinigen? dort in jenen beglükten Ländern, wo die groſen Väter des Geſchmakes aufſtunden, deren Namen man nur mit Ehrfurcht nennet. Wo liegen ſie noch in unförmigen, übelbearbeiteten, faſt unbrauchbaren Klumpen, ſo zu ſagen, unter den Trümmern der Barbarey verborgen? dort in den beweinenswürdigen Gegenden, wo man zum Troß der glüklichen Zeit, die eden finſtern Bau des gothiſchen Alterthumes einſtürzet, vor dem erheiternden Antlitze des Geſchmakes die Augen zubindet, und mit Fleis im Dunkeln herum tappet. Iſt es nöthig, daß ich mich erkläre? Wer Augen hat zu ſehen, der ſieht es leider! und ſeufzet.

Aber wie kann es anders ſeyn? Der Geſchmak iſt die Empfindung des Schönen. Der Mann von Geſchmak iſt alſo derjenige, in deſſen Herzen die Saiten der Empfindung auf das richtigſte geſtimmet ſind; wo jeder niedrige oder zu ſehr erhöhte Gedanke, jeder falſche Begriff, jedes unächte Wort einen Mißton giebt, und nur die Vollkommenheit das Gefühl des Angenehmen und Schönen hervorbringt.

Wenn alſo ein Mann von Geſchmak, ein ſchöner Geiſt eine Wiſſenſchaft bearbeitet, ſo wird ſie ohne Unordnung, ohne Mangel, ohne Flecken, ohne ſinnliche Unvollkommenheit aus ſeinen Händen, wie aus den Händen der Künſte ſelbſt, hervorgehen.

Was hat man hingegen von einem Manne zu erwarten, der dieses Gefühl nicht kennet, und dessen Herz hinter dem dichten Schilde der Pedanterey keine sanfte Empfindung empfangen kann? Sahen nicht die Ausländer alle unsere Wissenschaften mit Schrecken als Ungeheuer an, die jezt in der Gesellschaft der schönen Künste Huldgöttinnen sind, die die Augen aller Völker an sich ziehen. Man lese die Bücher eines Abbtes oder Mendelsons und eines sogenannten peripatetischen Philosophen: jene sind Lebensfrüchte, die die Seele erquicken, und diese sind einem entlegenen Schuppen gleich, wohin man altes Holzwerk, das zu nichts brauchbar ist, aus den Augen der Menschen wegschleppet. Man höre die Lehren der Gottesgelehrtheit aus dem Munde eines deutschen Bossuet und Fenelon; man lese die Schriften eines Seelmann, Merz, Felbiger und Wurz; man halte die Bücher eines Sonnenfels gegen die Geschmaklosen Schriften mancher Rechtsgelehrten; die Geschichtbücher, die Empfehlung eines Gatterers verdienen, gegen die alten Chronikenschreiber und Märchensammler — welcher Unterschied! Hier ist Verwirrung und Magerkeit, dort ist Kern, Kraft und Stärke; hier ist Ungereimtheit, dort Geschmak; hier überfällt uns Ekel und Verdrus, dort reizet Anmuth und Vergnügen!

Ich behaupte nicht, daß alle Werke aller schönen Geister vollkommen sind; nein! es giebt, wie in allen Dingen, Stufen im Geschmake; zudem wer eine Wissenschaft bearbeiten will, der muß sie gründlich besitzen. Der Geschmak ist nur der Künstler, der diesen Diamant von seiner dunkeln Rinde saubert, seinen Stral vervielfältigt, und denselben in das Gold seiner Schreibart einfasset.

Auch ist es wahr, daß es ohne Empfindung für die Schönheit der Künste grose Gelehrte geben könne: es sind zu allen Zeiten solche gewesen. Aber was ist unerträglicher als ein Gelehrter ohne Geschmak? nach dem

Maaſe ſeiner Kenntniſſe erweitert er das Reich der Pedanterey; er redet von der Weisheit, die ihn nicht kennet; er wandelt im Finſtern durch das Feld der Gelehrſamkeit, die ihn aufbläſt, und kömmt endlich an die Gränzen der Thorheit, wo er der Welt lächerlich wird; in ſich ſelbſt vergnügt, erhebt er ſich über die übrigen Menſchenkinder, macht die Wiſſenſchaften zu Sklavinnen, die er als ein Deſpot vor den Augen der Welt verſchloſſen hält, oder wenn ſie an ſeiner Hand hervortreten, ſo reißt er dieſe Töchter des Himmels mit ſich in die Labyrinthe der Verwirrung; da verlieren ſie ſich, oder verwandeln ſich in Ebentheuer, vor deren Anblik der Verſtand zittert, und die Vernunft zurük flieht.

Auf ſolche Art wäre es aber nothwendig, daß man die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudierte? Ihr möget ſelbſt den Schluß machen, ihr Unglaubigen! Aber wie kann man ihnen die edle Zeit weihen, die man auf die Brodwiſſenſchaften verwenden ſollte? O ihr Unedeln, die ihr die Tugend ſelbſt, ja ſo gar die Religion zur Brodwiſſenſchaft machet! Iſt denn nichts ſchön, nichts liebenswürdig, nichts nüzlich, als was ſogleich Geld in die Küſten zaubert? Was nennet ihr denn, ſich auf die Brodwiſſenſchaften verwenden? den Kopf und das Herz veröden laſſen, ein paar Wiſſenſchaften in einer fremden, lange nicht halb gelernten Sprache, unzubereitet, ohne Geſchmak, roh hinunter ſchlingen? denn dieſes iſt öfters die Art zu ſtudiren, die unſere Jünglinge ergreifen müſſen. Ihr Söhne Germaniens! höret die Stimme der Natur! bauet nicht die Oberfläche, ſondern das Innere eurer Seelen an; ſcharret nicht die Bruchſtücke von allerhand Wiſſenſchaften in eurem Gedächtniſſe zuſammen; lernet ſie mit Empfindung, mit Beurtheilung, mit Geſchmak, lernet ſie als Eingeweihte im Tempel der ſchönen Künſte.

Wer sollte es glauben? es giebt Menschen, die sich in den Kopf gesezt haben, daß die schönen Wissenschaften der Religion gefährlich sind.

Ich muß es zwar gleich anfangs gestehen, daß die Kinder des Verderbnisses die Reize der schönen Künste zum Putze des Lasters, und ihre Waffen zur Vertheitigung des Unglaubens misbrauchet haben. Aber ist nicht alles, was heilig ist, ein Opfer des Misbrauches geworden? hat man sich nicht der Religion selbst wider die Religion bedienet? ist darum die Religion sich selbst gefährlich?

Die schönen Künste an der Hand der Tugenden sind im Gefolge der Religion; sie sind niemals schöner, niemals thätiger, sie arbeiten niemals zwekmäsiger, als wenn sie sich dem Dienste ihrer Königinn widmen. Die Religion ist heilig, selbst Licht — denn der Herr des Lichtes hat sie der Vernunft zur Führerinn gegeben; sie kann von nichts erschaffenem einen Glanz empfangen. Aber wir sind Menschen; ihre Schönheit muß uns gezeiget, ihre Lehren müssen durch die Sinne in unser Herz gepflanzet werden.

Die Wissenschaften sind die Mittel, wodurch sie sich den Sterblichen kenntbar und liebenswürdig macht. Verwildet das Reich der Wissenschaften; so wird der göttliche Saamen, den die Religion ausstreuet, von den Dornen der Wissenschaften selbst erstiket werden; ihr Heiligthum werden wilde Gesträuche bewachsen, und man wird es mit Schauer ansehn. Haben nicht ganze Jahrhunderte diese traurige Folgen empfunden? Welche Verwirrung! welche Ungewitter! welche Zerrüttungen auf dem ganzen Erdboden! Die Rechte des Staates und der Religion waren vermenget; die Philosophie trug ihre Unsinnigkeiten bis in das Heiligthum der Gottesgelehrtheit. Die Abtrinnigen und Irrglaubigen mehrten sich von Tag zu Tage. Die Schwärmerey stekte ihre Fahnen aus; die Völker en-

pörten sich, und Christen kämpften wider einander! Wer kann die Blutströme anschauen? Die Religion saß in den Hallen ihrer Tempel im Trauergewande, mit zerstreuten Haaren, Thränen in dem Auge, die Krou im Staube, und jammerte, und schrie um Hülfe wider ihre Söhne, die sie entheiligten.

In dem glüklichen Italien, an dem Throne einer grosen unsterblichen Familie erwachte der gute Geschmak von seinem langwierigen Schlummer; die schönen Künste zogen die Wissenschaften aus ihrem Chaos hervor; die Religion erheiterte ihre Stirne; ihr Angesicht strahlte über die ganze Welt, und niemand kann sagen: ich kenne sie nicht. Welche gros: Männer haben für sie ihre Stimmen erhoben! Ich verliere mich in der unzählbaren Reihe erhabener Geister, deren ewige Werke alles übertreffen, was die aufgeklärteste Jahrhunderte hervorgebracht haben. Sage man mir nicht, daß man von der Zeit an fast aller Orten den giftigen Hauch der Freydenkerey einathmet: es müssen Ungläubige seyn, dies ist der Triumph der Religion. In den Jahrhunderten der Unwissenheit schrie alles: Religion! und fast niemand kannte sie; heut zu Tage verlassen sie viele offenbar, aber die in ihrem Schoose sind, erkennen ihre Göttlichkeit, und die Ueberzeugung leitet sie auf dem Pfade ihrer Lehren. Ehemal, wo man ihre Heiligkeit und Wahrheit durch Irrthümer und Lügen zu verdrängen suchte, nannte sich jeder einen Freund, einen Vertheidiger der Religion: heut zu Tage zeigen sich ihre Feinde im Lichte; aber sie sind Lästerer, man erschrikt vor ihnen. Der geistreichste Kopf fand ehedessen mit Mühe in den dunkeln Klüften der Unwissenheit ihre reinen unbefleckten Lehren; wer kann sich jezt vor ihren Stralen verbergen? Damals schlug man sich todt um den Namen Religion, und vergas die Menschenliebe; heut zu Tage sieht man oft die unglükseligsten Menschen, welche die Religion verspotten,

noch von Menschenliebe entflammet, die die Hand der Religion in ihre noch nicht verderbten Seelen gepflanzet hat. Den mächtigsten Einwurf, den sie wider die Religion hervorbringen, haben ihnen die finstern Zeiten an die Hand gegeben; aber sie haben Unrecht: sie schieben den Geist der Schwärmerey, auf die Religion, da er das Eigenthum der Unwissenheit und Dummheit ist. Die Schwärmerey ist eben so wenig ein Kind der Religion, als die Freydenkerey ein Kind der aufgeklärten Wissenschaften ist; sondern beyde sind Misgeburten der Barbarey; die eine kam früh aus ihrem Schooße, und starb mit ihrer Gebärerinn; die andere, nicht so scheuslich als die erste, aber fruchtbarer, dauerhafter und unbezwinglicher, kam noch aus der Asche ihrer Mutter hervor, sperrte ihren tausendfachen Rachen wider die Religion auf, und ihre zerschmetterten Köpfe werden nach Jahrhunderten noch empor wachsen, und sich vermehren.

Sehet! dies sind die schrecklichen Folgen der Unwissenheit. Wenn nun die Wissenschaften ihren Glanz dem reinen Geschmake, der durch die schönen Künste gezeuget wird, zu danken haben, was für einen glüklichen Einfluß haben nicht unsere Freundinnen auf die Religion?

Aber dieser Einfluß ist nur mittelbar; sie haben noch einen andern nähern Einfluß auf dieselbe, der uns von ihrer Vortreflichkeit vollkommen überzeugen muß.

Die Religion empfiehlt uns, die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Geschöpfe zu betrachten, und von denselben unsere Seele zu dem Schöpfer zu erheben: die schönen Künste zeigen uns die verschönerte Natur, gleichsam als eine zweite künstlichere Welt, und reissen von sich selbst den Geist zu jenem mächtigen Wesen hin, von dem sie diese Kraft der Schöpfung empfangen haben.

Das Auge zeiget den Aussenschein der Dinge; die Dichtkunst führet die Seele an der Hand der Philosophie

und der Entzückung bis zu den innern Triebwerken der Natur von Schönheiten zu Schönheiten, von Welten zu Welten bis zu dem Thron der Gottheit, wo sie dieselbe nicht einem leeren Erstaunen überlaßt, sondern Dankbarkeit und Anbetung einflößt.

Man streitet über die Eigenschaften der Seele, und vergißt dabey den grosen Meister, der sie ihr selbst unbegreiflich gemacht hat; aber wer miskennet die Macht eines Gottes, wer hebt die Augen nicht zum Himmel, wenn er sieht, daß ein Künstler seine Seele, so zu sagen, vervielfältiget, und in ein schlechtes Tuch, in todte Steine hinein zaubert?

Die Religionskenntnis besteht in dem Zusammenhange groser Begebenheiten und wichtiger Lehren, die von Menschenalter zu Menschenalter müssen fortgepflanzet werden. Die schönen Künste sind gleichsam die Bewahrerinnen und Heroldinnen derselben, und dies ist ihr hoher Stolz, daß nichts in der Welt ist, so in diesem Stücke mit ihnen darf in Vergleichung gebracht werden. Durch sie können Millionen die ganze Geschichte der Religion mit einem Blicke übersehen. Sie besitzen die Kunst, die unbegreiflichsten Geheimnisse, dem zarten Gedächtnisse der Kinder einzuprägen, und die grosen heiligen Gegenstände, die dem falschen Weltweisen Aergernis und Thorheit waren, dem Lästerer selbst verehrungswürdig zu machen. Die bildenden Künste allein haben alles, was die Religion groses, schönes, erhabenes und lehrreiches hat, durch die berühmtesten Meisterhände vor die Augen der Welt hingestellet; die grosen Werke der Raphaele, der Titiane, der Corregionen, der Rubense, der Polidore, Caracci und so vieler anderen, sind in den Sälen der Grosen dieser Welt, wo sich alle Nationen versammeln sie zu betrachten, nicht nur ewige Denkmäler der Kunst; sie sind auch Heiligthümer der Religion, die den Christen auferbauen.

erquicken, und mit himmlischem Troste erfüllen; den Ungläubigen aber beschämen, zurükrufen oder verdammen.

Was soll ich von der Beredsamkeit und Dichtkunst sagen? Ich kann mich nicht in dieses Meer einlassen. Aus so viel tausend Erzeugungen dieser Künste, die der Religion Ehre machen, will ich dich allein nennen, du groses Meisterstück der menschlichen Vernunft, indem ich das Bild meines Messias finde. Du bist der Ruhm der deutschen Nation, die Zierde der Dichtkunst, und ein kostbares Kleinod der Religion. Mit Recht geht der Flattergeist bey dir flüchtig vorüber: er ist unfähig dich zubegreifen, unwürdig deine Schönheiten zu empfinden. Du bist das Gesang der Himmelsbewohner, das Lieblingsgedicht des christlichen Philosophen, der, entfernt vom Geräusche der Welt, in vergnügter Einsamkeit, gelagert am stillen Felsen unter den Flügeln der Betrachtung in die ganze Schöpfung hinblikt. Da ists, wo er die erhabenen Bilder der göttlichen Messiade anstaunet, die grosen Lehren erwäget, und die hohen Reize empfindet. Ströme der Thränen stürzen aus seinen Augen; er vergißt die Macht der Dichtkunst, vergißt sich selbst, überläßt sich ganz dem süßen Zug der Religion, und genieset die Wonne des Himmels in den Armen seines Erlösers.

Der Zwek endlich der Religion ist, das Herz des Menschen gegen jede Tugend empfindsam zu machen. Auch dies ist der edle Zwek der schönen Künste; und hiedurch stehen sie mit der Religion in der engsten und wesentlichsten Verbindung. Das menschliche Herz ist ihr Gegenstand. Weg mit den kriechenden Geschöpfen, die es nur zu ergötzen suchen; Menschenliebe, Liebe zur Rechtschaffenheit, zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Standhaftigkeit und anderen Tugenden ist die Hauptempfindung, die die Künste zu erregen sich bestreben. Dahin zielen ihre Kräfte, dazu verschwenden sie ihre Reize. Und wer kann ihnen wi-

derſtehen, wenn ſie uns eine Tugend in ihrem Glanze zeigen? Wer kennt nicht ihre unbeſchränkte Herrſchaft über die Sinne und das Herz der Sterblichen! Sie ſind die ſchönen liebenswürdigen Zauberinnen, deren Kraft bis in die verborgenſte Falte des Menſchenherzens wirket, die mit allmächtigem Zuge alle unſere Gefühle reizen, jede todte Empfindung zur Flamme aufwecken, und jede wilde Leidenſchaft zur ſanften Empfindung der Tugend umbilden.

Wer Tugend ſaget, nennt einen Namen, bey dem ſich die mehrſten Menſchen etwas dunkles oder gar nichts denken. Tugend iſt ein abgeſonderter Begriff, der nur in dem Sinne des groſen Geiſtes helle wird. Aber die ſchönen Künſte haben uns jede Tugend ſinnlich und ſichtbar gemacht; wir können, ſo zu ſagen, mit ihnen reden und wandeln; ſie haben verächtliche Erde, Farben, Holz und Marmor von ihrer Niedrigkeit zur Tugend — zum Bilde der Gottheit erhoben. Die Gerechtigkeit ſizt auf dem unbewegten Throne, Wagſchale und Schwert in der Hand, mit ernſthafter Gebärde und bedekten Augen, die ſich von keinem Schimmer blenden laſſen. Welche Lehren für ſchwache Richter! Die Unſchuld im weiſen Gewande ruht an einer klaren Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt, auf den grünen Wieſen, und blikt mit heiterem Geſichte in den ſchönen Himmel, wo ſie den Kranz ihrer Belohnung ſieht, und das flammende Schwert, das wider ihren Unterdrükker oder Räuber gezücket iſt. Wer wünſchet ſich nicht das ſanfte heitere Vergnügen dieſer ſeltenen Tugend? Die Beſtändigkeit ſteht auf ihrem ewigen Felſen, prellt mit dem diamantenen Schild alle Pfeile zurük, ſchauet mit unverrüktem Auge in die Ungewitter des Himmels, die um ſie her brauſen und donnern, in die Stürme des Meeres, das ſich aus dem Abgrunde über ihr Haupt erhebet, und zurük ſtürzet. Welche ſchwache Seele erhebet ſich nicht über ſich ſelbſt bey dieſem Anblicke? Die Menſchenliebe kömmt aus

dem Schooſe der Gottheit, ein Himmel glänzt auf ihrer Stirne, ihr Blick winket verlaſſenen Erdenſöhnen, die ſie in ihre offenen Arme aufnimmt; ihr Schoos öffnet ſich, und ſchüttet die Gaben des Ueberfluſſes in den Schoos der Armuth und des Elendes. Aus dem Reich der Menſchlichkeit mit dem, der bey dieſem Bilde nichts empfindet! die Religion ſelbſt, die der Gottloſe nicht kennen will, ſtellet ſich durch die Hand der Kunſt ſeinem Auge dar. Sie ſtehet am Altare des Höchſten mit erhabenem Haupte, ihre Stirne iſt mit Ehrfurcht umkränzet, im Auge iſt Anbetung, und von der Bruſt gehet die Flamme zum Himmel. Wer kann ſie anblicken, ohne von Ehrfurcht erfüllet zu werden.

Wie die ſchönen Künſte die Tugenden liebenswürdig ſchildern, ſo ſtellen ſie die Laſter in ihrer ganzen Häslichkeit dar. Sehet nur den Unglauben der Gotteslängner an den Ketten aller Laſter, wie er ſeine giftigen Augen vor der Sonne zudrükt; ſehet den Geifer auf ſeinen ſcheuslichen Lippen, höret das Ziſchen der Schlangen, die ſein Haupt umſchlingen; könnet ihr ihn lieben? könnet ihr euch in ſeine Klauen ſtürzen?

O du! deſſen Freundſchaft mir ſo theuer iſt, würdiger Mann? deſſen Seele gros denkt, deſſen thätiger Geiſt ſo oft aus dem Gewimmel der Geſchäfte in die lieblichen Auen der ſchönen Wiſſenſchaften ſich flüchtet, und deſſen Herz alle ihre Reize empfindet, möchte dich die ganze Welt ſehen, wie ich dich geſehen habe, als du in der Betrachtung der ſchönen Künſte im Ueberfluſſe der Empfindungen ausriefſt: wie iſt es möglich, keine Religion zu haben, wie iſt es möglich, nicht tugendhaft zu ſeyn!

Hier mache ich den Schlus. Ich würde kein Ende finden, wenn ich mich meinem Hange, und dem Strome meiner Empfindungen überlieſe. Was ich geſagt habe, iſt nichts weniger als eine vollſtändige Abhandlung über

den Nutzen des guten Geschmakes. Wer wird Beredsamkeit genug besitzen, ihn nach seinem ganzen Umfange zu beschreiben? Ich habe nichts gethan, als einige Gedanken gesagt, die ich nicht mehr in meinem Herzen verschliessen konnte.

Das seltene Original.

Fortsetzung.

So bald Luther erwachte und aus mancherley Ursachen das alte Christenthum, das bisher im Schoose des Friedens auf dem Polster der Orthodoxie einschlummerte, bestritt, erwachte auch treuer Lehrer gottseliger Eifer, aber er ward geschimpft; denn der Schläfer wollte nicht gestöret seyn, und rieb die Augen mit Verdrus. Allein alles umher ward munter, und die Frömmigkeit strahlte hervor. Sie verlohr aber ihre Anmuth durch die Strenge einer gewissen äussern Form; aus der Form entstanden Larventräger und Unwissenheit; die Unwissenheit ward gefährlich; denn der Freygeist wagte es, und sprach laut. Die Philosophie stopfte ihm den Mund, und bewies. Doch bey den frostigen Betrachtungen der Vernunft würde die Flamme unseliger Triebe nie verloschen seyn, würden nur neue Bewegungen sie angefachet haben, wenn die reizende Lehre der Kirche von der Versöhnung nicht Leben und Kraft, Friede und Einigkeit hergestellet hätte. So hat es abgewechselt, und so wird es noch ferner abwechseln, wie denn eine Reformation des jezigen Jahrhunderts sehr nüzlich seyn kann, wenn sie nicht zu weit getrieben wird, welches, da sie Kaiser Joseph unternommen, nicht leicht zu befürchten. So wird die Arzeney zur Krankheit, und die Krankheit wieder zur Arzeney; so führt der Ewige seine Haushaltung, und in derselben, wie in der Musik, die-

nen auch die falschen und sanft aufgelösten Töne zur schönsten Harmonie. Wenn ich solches alles erwäge, so wird, in Ansehung dieser Art der seltnen Originale, mir das Gebot der Liebe doppelt heilig.

Habe ich Gott zum Freunde? das ist ein Gedanke, der wenig gedacht wird. Die meisten sind nur Christen, weil ihr Name im Kirchenbuche stehet. Wie hoch sollte man daher diejenigen schätzen, denen es ein Ernst ist sich als Christen zu beweisen? und diese sind es gleichwohl, welche man als seltene Originale ansiehet und verunglimpfet, weil sich leider die Religion der meisten Christen jezt nach der neuesten herrschenden Mode äussert, nach welcher der Mensch sich nicht mehr nach göttlicher Religion und ihren Gesetzen richtet, sondern diese sich nach seinen Leidenschaften fügen müssen. Unter dem Despoten würde einer die Freyheit, unangefochten ein Methodist zu seyn, mit Geld erkaufen können. Der sogenannte altgläubige Russe bezahlt einen jährlichen Tribut dafür, daß er seinen Bart nicht abschneiden darf; denn dieses hält er für eine Schändung des göttlichen Ebenbildes. In Siam kennt man weder Zwang noch Tribut, weil man glaubt, die Gottheit belustige sich an der Verschiedenheit des ihr geleisteten Diensts. Beschämt nicht selbst die Thorheit anderer in ihren glüklichen Folgen unsere Unbilligkeit und Unvernunft? Dem niederträchtigen Heuchler, dem schleichenden Tartüffe rede ich das Wort nicht. Ich verabscheue nichts mehr, als das stinkende Rauchwerk, so das Laster der Tugend zu Ehren anzündet. Auch bin ich kein Schutzredner der Schwärmer, am wenigsten solcher, welche öffentlich des Glaubens spotten und dadurch die öffentliche Ruhe stören. Diese bleiben der Polizey überlassen, welche des Irrenden, aber nicht des Religionsspötters schonet, und den Aufrührer bestraft. Mancher kann so gar ein ehrlicher Mann und guter Bürger scheinen, den wirk-

lich seyn, kann man sich ohne Christenthum gar nicht einmal denken — seine besondere Meynung aber schließt ihn von gewissen Bedienungen aus. Es ist keine Gewalt, wenn der Prediger, der anders lehret als seine Kirche glaubt, Amt und Kragen niederlegen muß. Er hätte sich einem andern Stande wiedmen sollen; so wie unlängst ein lästerner Ordensgeistlicher, der, um eine Frau zu haben, alle Klöster ausgerottet und in Colonien verwandelt wissen wollte, und ein Superintendent im Reich, der, eine neue Sekte zustiften, die Vollkommenheit der dritten Person in der Gottheit läugnete. Es giebt Schwärmer, die es gut meinen und die Ordnung nicht stören; diese bedauert und duldet man. Dickes Geblüt macht tiefsinnig; der Mensch fängt Grillen; wenn er heute die Offenbarung Johannis liest und morgen die Zeitungen, so bestimmt er übermorgen den jüngsten Tag. Einer wirbelt beym innern Lichte, der andere bey der Einsprache des Geistes. Die Krankheiten des Verstandes sind oft ansteckend, wenn das Nervengebäude schwach ist. Die Zückungen, davon bloße Zuschauer der sogenannten Convulsionairs überfallen worden, sind ein Beweis davon. Der finstre Träumer sizt einsam und sieht im Nebel allerhand Bilder. Er wird ein Mystikus oder ein Goldmacher. Jenen plagen die Blähungen der Ichheit; dieser geräth an den Bettelstab, und beyde strafen sich selber. Es ist thöricht, Leute im Bann zu thun, die man ins Lazareth schicken sollte. Denn es giebt Fälle, da Bewegung und Arzeney mehr ausrichten, als Gründe.

Sorgloser Leichtsinn gehet der Religion aus dem Wege; muthwilliger Zweifel verriegelt ihr die Thüre. Jener glaubt gern, um an nichts zu gedenken; dieser gedenkt an alles, um nichts zu glauben. Der Freygeist, um zügellos, um der Unruhe enthoben zu seyn, übertäubet sich und läugnet das, was er fühlt. Es ist das Bild eines Hundes, der in die Kette beißt, an der er lieget. Rasendes

seltenes Original! das keinen Gott glaubet, oder, welches einerley ist, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Man hat gestritten, ob die Atheisterey oder der Aberglaube dem gemeinen Wesen schädlicher sey. Beydes ist ein Gift; das eine vielleicht ein langsameres, und das andere ein schnelleres. Thörichtes seltenes Original! das in Glaubenssachen keinen andern Grund der Erkenntniß annimmt, als seine eingeschrenkte Vernunft, das die Dunkelheit, so es an den heiligen Geheimnissen tadelt, selbst gebrauchet, um die Tugend zu verfinstern. Es raubt der Welt ihren Schatz, dem Staate sein Kleinod; denn wie viel hat der Staat, wie viel hat die Welt der Offenbarung nicht zu danken? die Grundsätze des Christenthums sind allen Verfassungen angemessen, allen Menschen ersprieslich. Jenes Leben ist sein eigentliches Ziel, und in diesem Leben macht es schon glüklich. Es erhält Treu und Glauben unter den Bürgern, Frieden im Hause, Glük in der Ehe, Aufrichtigkeit in der Freundschaft. Es entreisset den Verstand und die Begierden der herrschenden Sinnlichkeit, der Hauptquelle unserer Blindheit und Unruhe. Wer vernünftig ist, der prüfet, wer redlich ist, der laßt sich überzeugen; mehr braucht das Christenthum nicht, um Beyfall zu erlangen. Menschliche Gesetze heischen Furcht; dieses Gesetz des Himmels begehret Vertrauen und Liebe. So vortheilhaft, so reizend ist die Religion der Christen; und gleichwohl nähret sie so viele Schlangen in ihrem Busen. Doch sie ist eine Mauer, an welcher der Feind den Kopf zerschmettert. Die härtesten Stösse befestigen sie; jeder Angriff ist für sie ein neuer Triumph, und oft ein Feuerschlag, der neues Licht verbreitet. — Wer mich kennt, wird diesen meinen Worten Glauben beymessen, daß sie aus reiner Quelle kommen, und wer das Gegentheil behaupten will, bemüht sich ohne Vortheil; er zeigt, wes Geistes Kind er sey. —

Eine unabsehliche Reyhe erhabener Säulen ist für das Auge ein Gegenstand voller Pracht; vielleicht weil der raschfortlaufende Blik aus der unbegränzten Ferne das Bild des unendlichen mit zurükbringt; und wer das Ewige denkt, der denkt stets etwas groses. Allein Pracht und Gröse verschwinden, wenn die Säulen sich nicht ähnlich sind, wenn bey ihrer Verschiedenheit das Auge Ruhepunkte findet, die es in seinem Laufe aufhalten. Im Sittlichen ist es eben so. Auf der Gleichförmigkeit löblicher Handlungen beruhet die wahre Gröse des Menschen. Wer sich über sich selbst hinaustzwingt, der wird klein. Die hochmüthige Bemühung, ausserordentlich zu scheinen, sezt herunter. Durch dergleichen Triebe verräth einer seine Eitelkeit, und die nicht ausbleibenden Rükfälle in die natürliche Ohnmacht entdecken seine Schwäche. Das seyn zu wollen, was dieser oder jener ist, oder was alle andere Menschen nicht sind, ist eine Quelle von Thorheiten, denen man fast zu viel Ehre erweiset, wenn man sie blos lächerlich nennet. Ich sah neulich einen jungen Herrn, welcher aus Frankreich zurükkam, und den hies'gen Boden erst seit kurzem wieder betreten hatte. Mit schwankender Leibesbewegung und halbvollführten Fuskratzen grüßte er die Gesellschaft; warf sich nachläßig in einen Lehnstuhl, die Beine kreuzweise übereiander, und zog die Tobaksdose hervor, welche er erst mit einem tiefsinnigen Gesichte etlichemal auf den Fingern herumtanzen lies, hernach auf den Deckel schlug, und selbigen mit Ungestüm öfnete; zweymal fuhren die Finger mit dem Tobak unter der schnaufenden Nase hin und her, und so schleuderten sie das übrige seitwärts auf die Erde. Der Tiefsinn hielt an; er sprach kein Wort, sah vor sich nieder, und stocherte sich langsam die Zähne. Mit einem male sprang er auf, trat vor den Spiegel, und brachte einige verschobene Locken von seinen Haaren wieder in Ordnung, näherte sich sodann mit gekräuselten Schritten einer

Fräulein, dem er, mit der Mine eines Patrons, im Vertrauen eröfnete, daß ihr Kopfzeug sehr schlecht gestecket, und überhaupt das Frauenzimmer an dem Orte aufgesetzet wäre, wie die Eulen. Die Haare, Peruken und Kleider der anwesenden Herren wurden ebenfalls gemustert, und der ekle Jüngling konnte den herrschenden Geschmak der alten Mode nicht genug beseufzen, welcher, wie er sagte, sich so gar auf die Predigten erstrekte. Er hatte des Morgens eine mit angehört, und es war ihm Zeit und Weile dabey lang geworden, weil der Vortrag blos nach dem Worte Gottes eingerichtet gewesen. O! rief er aus, der Prediger, den ich zu Versailles in der königlichen Kapelle gehöret, war ein ganz anderer Mann! Der wußte die Bibel auf den Ton der guten Gesellschaft zu stimmen, an statt daß Paulus in dem Munde unserer deutschen Geistlichen wie ein Holzträger spricht. Bald hernach sah er sich um, und in dem Augenblike entzükte ihn die Schönheit einer jungen Frau. Er warf sich vor ihr auf die Knie und erklärte ihr seine Liebe in einem französischen Liedchen, welches er mit schmachtenden Geberden absang; und, damit man die sanfte Anmuth dieser Schäfer-Melodey desto besser bemerken möchte, so wiederholte er selbige auf einer hervorgezogenen Querflöte zu den Füssen seiner schnell erwählten Gebieterinn. Doch die Aufnahme seiner Artigkeiten schien ihm zu frostig; man verstand sie nicht, man war ihrer nicht werth; alsofort kam ihm das Gähnen an; er scharrte ein paarmal aus, gieng davon, und hinterlies einen unleidlichen Biesengeruch, womit er das ganze Zimmer angefüllet hatte. Ein solcher gereister Wizling sieht alles mit demjenigen Mitleiden an, das er selber verdienet; er will ein seltenes Original seyn, und ist eines der unerträglichsten Gattung; er glaubt ein Muster vorzustellen, und in der That ist er sehr oft, wie Richey sagt, ein Wurm, der andere Würmer hetzt.

Vielen Menschen ist bange, daß man sie nicht für wichtig genug ansehe. Ein Fremder darf sich kaum blikken lassen, so kündigen sie ihm sofort ihren Werth an, und suchen seine Hochachtung zu erbetteln. Eine unangenehme Nothwendigkeit zwang mich jüngsthin in dem Vorgemach eines Fürsten zu erscheinen. Sogleich trat Splendens zu mir und bot mir seine Dienste an. Er begleitete diese Höflichkeit mit einer Erzählung von den grosen Vortheilen, so seine Bekanntschaft unlängst einem gewissen von Adel zu wege gebracht. Er hatte ihm die geheimen Hofschliche und die gefahrlichen Stellen angewiesen, wo desselben unerfahrener Fus leicht hätte stolpern können; ohne ihn wäre der gute Mann nimmermehr zu seinem Zwecke gelanget. Von den verborgensten Staatsgeheimnissen versicherte er auf das genaueste unterrichtet zu seyn. Es war eben eine Spazierfahrt beschlossen; davon aber durfte nicht anders als mit groser Vorsichtigkeit und halb verstohlen gesprochen werden; er that beschäftiget, wie ein junger Gesandter, zog bald den einen, bald den andern auf die Seite, und sagte jedem etwas heimlich ins Ohr. Kurz ich sollte glauben, Splendens gelte viel bey Hofe; aber er galt nichts, so wichtig auch seine Mine, und so theuer auch sein Kleid war. Ihm fehlte das innre Schrot und Korn, so wie der hier verschlagenen geringhaltigen Münze, welche die Christen plaget, und die Juden bereichert.

An eben dem Orte traf ich in einer Gesellschaft verschiedene Gattungen von Menschen an, welche mit in das Register der seltenen Originale gehören. In einer Ecke saß der Herr von Degenknopf, und machte einer jungen Fräulein, die seine Verwandte war und ihn aus Höflichkeit nicht verlassen durfte, eine weitläuftige Beschreibung von den Belagerungen und Feldschlachten denen er beygewohnet hatte. Jedermann gieng ihm sonst aus dem Wege; denn er war wie ein altes Zeitungsblat, und wuste

nichts neueres, als das vor 47 Jahren die Laufgräben vor Philipsburg eröfnet worden. Nicht weit davon hatte eine Dichterinn, die schlechte Verse und Komödien machte, und sie allen Leuten vorlas, ein paar junge Herrn, welche eben zur Thüre hinaus wollten, dahingebracht, daß sie Stand halten und sie anhören mußten. Sie pflegte, wenn sie an eine, ihrer Meynung nach, besonders rührende Stelle kam, die Augen zu zumachen und sich einer süssen Entzückung zu überlassen; einen solchen günstigen Augenblik machten sich die beyden Herren zu Nutze, und als die sanftgerührte Dichterinn die Augen wieder öfnete, waren ihre Zuhörer verschwunden. Paralagramm, ein tiefsinniger Meßkünstler, welcher sich, ich weis nicht durch was für einen Zufall, hieher verirret hatte, unterhielt das anwesende Frauenzimmer mit den Quadraten der Winkel so ihre Blumen und gegitterten Hauben machten; er berechnete die Anziehungskräfte ihrer Anmuth gegen den Widerstand seiner Gleichgültigkeit, und als sich ein gewisser Kammerherr mit ihm einlies so bestimmte er demselben, nach dem Gesetze der Sparsamkeit, die Gunst, und, nach der Regel des Unendlichkleinen, die Gebräuche des Hofes auf das genaueste. Doch es ist nichts ungewöhnliches, daß Leute von ihrem Handwerke sprechen. Nach dem alten lateinischen Sprüchworte redet der Schiffer vom Winde und der Bauer vom Pfluge. Wenn alles dieses nur so, und nicht auf Unkosten eines andern geschieht; wenn nur jemand, um sich zu vergrösern, den andern nicht verkleinert; wenn nur jedermann sich und andern Gerechtigkeit wiederfahren läßt, o dann! — dann ist diese Welt noch immer die beste, wenn sie auch von seltenen Originalen bewohnet wird.

Ich habe neulich den Herrn Fukoso gesehen; der redet von dem, was er nicht kennt; er redet von sich selbst. Sein gutes Herz und Proben seiner seltenen Demuth sind

der immerwährende Text ſeiner langweiligen Geſpräche. Eine arme Frau iſt ihm auf der Treppe begegnet, und aus Mitleiden hat er ſich bey dieſem Anblik der Thränen nicht enthalten können; er ſieht eine Fliege töten und er will in Ohnmacht ſinken — aber ſeinem Bruder eher den Todt geben, als eine geglaubte Beleidigung vergeſſen; einen Zug der ſeinen Stolz beleidigt mit Blute rächen — das kann er. Zween Brüder führen einen Prozeß miteinander; er gäbe lieber ſein ganzes Vermögen her und ergriff den Bettelſtab, als daß er nur dem Schatten einer natürlichen Pflicht zu nahe träte; jemand hat ihm für eine erwieſene Wohlthat gedanket, und er iſt untröſtlich darüber; durch den unverdienten Dank iſt er zum doppelten Schuldner geworden; wider ſeine Gewohnheit hat die linke Hand erfahren, was die Rechte gethan. Er hat alles werden, alles ausführen können, aber nichts werden, nichts ausführen wollen; ſein Gedächtniß iſt ihm untreu, ſein Verſtand ſchwach; er weis alles ungewiß, beurtheilet alles furchtſam; gleichwohl will er als ein Buch der Weisheit aufgeſchlagen ſeyn; bey aller Gelegenheit heißt es: Ich pflege immer zu ſagen — nehmen Sie mirs nicht ungütig. Fukoſo bedenket nicht, daß edle Geſinnungen niemals den Schild aushängen, daß wahre Beſcheidenheit ihren Wohnplaz nicht auf den Lippen hat. Wer von ſeiner Demuth redet, verräth ſeinen Stolz, ſo wie das immer gute Herz ſeine Rachſucht.

Superzil iſt aufrichtiger. Man mag es wiſſen, daß er ſich in ſeinem Herzen über andre erhebt. Und darüber iſt ſich auch nicht zu verwundern, denn Superzil iſt reich, er hat das ſchönſte Haus und den beſten Koch. Stolz, ſteif und mit aufgeblaſenen Naſenlöchern tritt er ins Zimmer. Er weis ſichs Dank daß er in der Welt iſt. Seine Schritte und Wendungen ſind alle abgemeſſen. Man ſoll ihn beobachten. Wann er ſich ſchnaubt, ſo zittern die

Balken. Ueber die linke Schulter spukt er langsam aus, und über die rechte blikt er nach jemanden dem er eine Grobheit sagen kann. Alles ist ihm verächtlich, und selbst seine Höflichkeiten begleitet er mit einer Mine, welche beleidiget, weil sie eine Art des Erbarmens anzeiget. Er verläßt die Gesellschaft, und seine Stelle ersezt der Herr von Sapit, welcher an einem bekannten Hofe, wo er der erste Minister gewesen, unlängst seinen Abschied erhalten. Man sagt, die Größe seines Verstandes sey die Quelle seines Unsterns gewesen. Sein zu entfernten Gegenständen gewöhntes Auge hatte über das, was vor ihm lag, weggesehen; die kleinen Umstände, ohne deren Wahrnehmung die grösten Sachen fehlschlagen, waren ihm entwischt. Der unglükliche Erfolg seiner Rathgebungen hatte sein Ansehen vermindert, und seinen Feinden Gelegenheit verschaffet, ihn zu stürzen. Und wie konnte er Freunde haben? die wenigsten Menschen würdigte er seines Anbliks; der Umgang der allermeisten schien ihm matt und langweilig, und er lies es ihnen merken. Ein jeder rächte sich und that einen Schlag, um diesen hohen Baum zu fällen. Wenn der vorzügliche Glanz sich hinter der Decke der Mittelmäßigkeit verbirgt, so schläft der Neid; so bald weicht nicht die Decke, so wacht er auf und sucht Flecken, und wie leicht sind Flecken nicht gefunden? Man konnte deutlich abnehmen, wie empfindlich es diesem Manne fiel, nicht mehr das zu seyn, was er gewesen war. Er sah sich noch immer nach Leuten um, welche etwa bereit wären, durch eigennüzige Ehrfurcht seiner undienstfertigen Freundlichkeit entgegen zu gehen, — allein es fand sich niemand, der seinem verwöhnten Ehrgeize opferte. Zu Linderung seines Verdrußes unterredete er sich mit einer gewissen vornehmen Frau, welche in dem Herbst ihrer Jahre eingetreten war, und in so fern sich mit ihm in einerley Fall befand, weil sie nicht vergessen konnte, daß sie vor diesem jung und hübsch

gewesen war. Sie schlug die Laute, und ehedem entzückte sie ihre Zuhörer; denn der Arm, den sie dabey wies, war schön; jezt war der Arm verweikt, und man fand, sie spielte schlecht. Wenn sie über einen fremden Geruch eine schnelle Ohnmacht anwandelte, und sie mit halb gebrochenen Augen den Kopf seitwärts niedersinken lies, so waren sonst hundert hülfreiche Hände da, die sie unterstüzten; jezt lies man sie sinken und blieb ruhig. Sie nieste daß die ganze Stube schallte, und niemand hörte es; sie erschrak des Todes über einen Pistolenschuß, sie erhub ein jämmerliches Geschrey wenn sie eine Maus sah, sie erschien mit weinenden Augen, wenn ihr Schooshund krank war, Alle diese kleine Ziererenen, welche man bey dem Reiz ihrer blühenden Jugend allerliebst gefunden hatte, waren jezo, da die Jahre anfiengen in ihrem Gesichte Furchen zu ziehen, ekelhaft und unerträglich. Die Menschen sind gar zu geneigt aus den Gränzen ihrer Umstände zu treten. Sie trozen dem Glük und der Natur, und bedenken nicht, wie vergeblich ihre Bemühungen sind. Ehre und Liebe lassen sich nicht erzwingen. Wer nach dem Verstande läuft, dem entfliehet er allemal, und wer schön thun will, der kann gewiß seyn, daß er nicht gefällt.

Jezterwähnte Frau hatte eine Tochter, die in Frankreich gewesen war. Diese unterhielt dahin einen genauen Briefwechsel; denn ihr war das Modenregiment in der Stadt anvertrauet. Beyde Geschlechter unterwarfen sich in schweren Fällen ihrem entscheidenden Ausspruche. Die Tracht wechselte ab wie der Mond. Denn der Szepter, dem dieses Modenvolk gehorchte, war die Elle des Kaufmanns, und die Scheere des Schneiders zu Paris. Was dort der Eigennuz befahl, dem folgte hier die Putzsucht. Sowohl an dem Nachttische als in Gesellschaften schlug Neota ihren Lehrstuhl auf. Bald erschienen die Haare in kettenmäsiger, bald in gebrochener Ordnung; das Löckchen

hinter den Ohren und mitten in der Stirne wurde ehedem nach ihrer Vorschrift abgezirkelt; und so ordnet sie noch jzt das Gatterwerk, welches hinten im Nacken hinaufsteigt, die Strohhüte, die weisen, buntgeknüpften Hauben, die leichteren Florhütchens und die Blumenwaltung aller Orten mit allerliebst angebrachten Bändermäschgens versehen. Die Haare der Mannspersonen wurden in Taubenflügel verwandelt. Verlohrne Schlachten und unglükliche Feldherren liehen den Namen zu den Bandschleifen her, welche den Hals verstekten; so wie noch jezt die aufgethürmte Frisur ihre eigene sehr reizend ins Gehör fallende französische Benennung hat; die Strumpfe musten ohne Winkel, die Schue einwärts geschnallet seyn. Je gehorsamer die Schüler und Schülerinnen sich bewiesen, desto übertriebener war ihr Aufzug. Bequemlichkeit und Wohlstand kamen nicht in Anschlag; der Eigensinn regierte despotisch. Ein weiser Mann wiedersezte sich zwar und hielt dafür, daß, um das Lächerliche zu vermeiden, man in der Mode weder einer von den ersten noch von den lezten seyn müste — aber der Neotische Anhang behauptete den Plaz; der weise Mann ward ausgelacht. Elendes Schiksal des Menschen! Er ist auf Erden das einzige vernünftige Geschöpf, und zugleich das einzige welches die traurige Fähigkeit besizt, ein Thor zu seyn.

Betrachtungen an einem Sommerabend.

Freytags den drey und zwanzigsten August.

Wieder ein Tag vorüber! er hat unsere Lebenszeit vermehrt und vermindert. Er hat abgenommen, so wie er zunahm. Mit langsamen Schritten schien er zu beginnen, und schneller als ein Gedanke war er dahin.

Weh uns, wenn wir ihn nicht genossen haben! er kömmt nicht wieder; kein Gebet vermag ihn zurük zu bringen

Frühe hat es angefangen zu tagen. Heiter war der Horizont, wie das Gesicht eines zwanzigjährigen Jünglings — das Morgenroth gleichte denen Wangen eines unschuldsvollen vierzehnjährigen Mädchens, und die Sonne erhelte den Luftkreis, wie der Gedanke an Gott die Vernunft des Menschen.

Die Nachtigall, die Lerche und die Wachtel sangen entzückende Morgenlieder, und dankten dem Schöpfer für das verneuerte Leben. — Im Schlummer noch hörte ich die bezaubernde Töne dieser unnachahmlichen Sänger, erwachte darüber, freute mich, stand auf und lobte in ihrer Gesellschaft den ewigen Vater aller Wesen.

Nun kamst du, mein Geliebter! mit liebreicher Verwunderung, daß ich schon aufgestanden war, botest mir einen guten Morgen, sah'st den Himmel an und mich — husch war ich fertig mit dir spazieren zu gehen.

Wir giengen über bethaute Fluren nach jenem Garten, der uns schon manche Morgenstunde zu einem Vorschmak des Elysiums machte. Unterwegs konnten wir ungestört jede Schönheit der Natur bewundern, und ernsthafte Unterredungen darüber haben.

Die Straßen waren noch nicht in in Wolken von Staub eingehüllt, denn die Karoßen und Pierutschen waren vier oder fünf Stunden vorher erst in die Remißen zurük gekommen, und ihre Eigenthümer sammt denen Pferden waren noch gröstentheils im ersten Schlafe.

Man sage mir noch einmal, daß die Menschen nicht gerne leben. Ich will das Gegentheil durch jenen alten kranken Mann beweisen, der sich heute Morgen vor seine Hütte heraustragen lies, um die frische reine Luft zu athmen — der mit Innbrunst zu Gott um Verlängerung seiner Tage flehte — der noch überdieß in äuserster Armuth lebt,

und nicht den Unterhalt eines einzigen Tages vorräthig hat. Wie freute es mich, mein Lieber! daß du ihm aus eigenem Antriebe die Sorge für seine Erhaltung auf einige Tage hinwegnahmst.

Weist du noch, was wir gelesen haben im Garten? Glaubst du, daß Geßner die Natur so hätte mahlen können, wenn er nicht die frühsten Tagesstunden dazu angewandt hätte?

Aber wir waren doch nicht die einzigen, die die Morgenstunden genossen. — Noch drey Paar trafen wir an, und noch zwey einzelne Mädchen mit Büchern in der Hand. Tausend und tausende träumten noch, als wir uns lange schon des Lebens freuten.

Zu schnell bedekte brennendes Gold die Erde. — Die Luft ward schwül, und wir giengen zurük nach unsern Wohnungen. Izt, — da der angenehmste Theil des Tages schon dahin war, jezt erst erwachten nach und nach unsere Mitmenschen, wischten sich die Augen aus, erhoben sich gähnend aus den weichlichen Pflaumen, öfneten die Fenster, und gähnten noch einmal. Ihr erster Seufzer schien das Frühstück zu seyn.

Wir langten wieder zu Hause an. Ich — besorgte häusliche Geschäfte, du — giengst an dein Schreibpult. Unvermerkt ward es Mittag. Die Sonne warf senkrechte Strahlen auf die Felder und die Wohnungen, und eine durchdringende Hitze machte das Erdreich durstig und lächzend. — Himmel! riefen die Holzhändler: laß diese Witterung nicht immer währen, wir würden alles wieder verlieren, was wir schon gewonnen haben.

Ich dekte schon den Tisch, da meine Mitschwestern sich erst an das Toilette sezten, und die Farbe zu ihrem Reize mischten. — Wir aßen schon, da sie noch mit ihrem Frühstücke und mit ihrem Putze beschäftigt waren. — Wir waren bald mit unsern Speisen fertig, denn wir lieben die

Gesundheit, und hatten folglich wenig. Ich glaube nicht, daß ein Fürst mit seiner Tafel vergnügter seyn kann, als wir mit der unsrigen. Was sollte uns der Ueberflus? Erst dann, wann wir fast schon verdauet haben, wird andern die Tafel gedekt. Chacun à son gout.

Eine Menge von Speißen beschwert die Tafel und ihren Magen. Weine von allen Ländern kommen in einem kleinen Magen zusammen, wundern sich, einander anzutreffen, wollen alle den besten Plaz haben, und fangen zulezt Händel an.

Wann wir schon wieder beschäftigt sind, so speißen jene erst, spielen sodann, und mancher, der eingeladen war, muß sein Mittagsmahl theurer bezahlen, als bey einem Gastwirthe, der das Schrepfen von Jugend auf gelernt hat.

Indessen zogen sich am Rande des Horizonts die schweflichten Ausdünstungen der Erde, die feuchten Dünste des Wassers, und der Staub von denen Straßen in Wolken zusammen, welche erst grau, dann braun, und endlich gar schwarz wurden. — So ist der Zorn des Menschen beschaffen. Erst regt sich die Galle ein wenig, bald darauf kocht sie, und ergießt sich in die Adern, schwärzt das Blut, und nimmt dann einen heftigen Ausbruch.

Allgemach doch schnell thürmte sich das Ungewitter auf. Eine kurze bange Stille beherrschte den Erdkreis und die Luft war gleichsam zusammengepreßt. — Ein sanfter Regen in gerader Linie benezte Täcker und Straßen, und den trägen Wandrer. — Auf einmal erhob sich ein Sturmwind, bedekte die ganze Gegend mit drohender Nacht und Finsterniß. Welch ein fürchterlicher Anblik! Fenster klirrten, Ziegel brachen, Thürme wankten, ganze Dächer entkleideten und Bäume bogen sich krachend vor seinem Ungestümm, nur über die Saaten fuhr er gelinde hinweg. Trächtige Bäume verlohren ihre Früchte und wurden ihrer Zierde, der Blätter beraubt.

Dies ist das Bild eines verheerenden Krieges, welcher denen Eltern Güter und Söhne entreißt und vernichtet.

Kreuzende Blitze fuhren aus schwarzen Wolken; mit jedem Strahl rollte das Ungewitter näher, und Menschen und Thiere flüchteten in ihre Wohnungen. — Nun wurden die Blitze häufiger, der Donner brüllte gewaltiger, und seine Stimme erschütterte noch entfernt Häuser und Herzen.

Mannichfaltige Auftritte kann ein Donnerwetter erregen. — Zahlhafte Menschen, die nichts mehr als eine knechtische Furcht vor Gott empfinden, greifen schnell nach Gebetbüchern, erinnern sich zum Theil, daß sie lange nicht gebetet haben, zittern und bekreuzen sich dreyfach bey jedem Blitze. Andere zünden Weyrauch an, oder gehn mit kleinen Glöklein im Hause herum und glauben, durch ihren Klang das Wetter zu verjagen. Nur der wahre Christ läßt keine Furcht blicken. Voll des edelsten Vertrauens auf seinen Vater hört er Sturm und Wetter toben mit Gelassenheit. Er verbirgt sich in keinen Winkel, weil er weis, daß der Allwissende ihn überall finden kann.

Jene, welche noch an der Tafel sitzen, speisen anfänglich unbesorgt fort, wenn es aber zu heftig wird, werfen sie die Gabel weg, voller Ungeduld, daß sie nicht mit gewöhnlicher Ruhe essen und trinken können. Der lehrbegierige Jüngling und der denkende Mann aber stehen an ihren Fenstern, bewundern die Macht des Allgewaltigen, der nun in schreklicher Herrlichkeit vorüber geht, und suchen aus den Wirkungen der Natur und der Elemente Kenntnisse und Nahrung für ihren Geist zu sammeln.

Fürchterlich war der Blitz, welcher in jenem Wald in eine große Eiche fuhr, und der rasselnde Donnerschlag hallte laut aus dem Gebüsche zurük. — Die Wolken brachen, ein kräftiger Regen erquickte das Erdreich, und mil-

derte den Grimm des Ungewitters — ein Beweiß, daß auch die Ruthe des Herrn heilsam iſt.

Nach und nach zertheilten ſich die düſtern Wolken, die Luft ward wieder heiter, und die ganze Natur zeigte ſich dem Auge in verneuerter Schönheit. — Die Sonne blikte durch das Gewölke wieder ſo freundlich hervor, wie ein gutherziges Mädchen ihren Geliebten, nach Vorwürfen der Untreue, wieder mit den Augen der Gefälligkeit und Liebe anblikt — dies war Stoff, zu Gemälden eines Brands.

Jezt konnten ſich jene wieder zur Tafel oder zum Spiel ſetzen, welche das Wetter davon verſcheucht hatte. Nun konnten ſie ſitzen, in tiefer Betrachtung über gemahlte Blatter und die Zeit verderben. Nun konnten jene die nächſten Oerter, die Gärten und Spaziergänge beſuchen, welche am Morgen nicht Zeit hatten, weil ſie ſchlafen mußten. — Nun konnten ſie ihren Reiz, ihren Putz zeigen, und ihren Werth darnach ſchätzen laſſen. Nun konnten ſie ſehen und geſehen werden. — Die wichtigſte Urſache des Spaziergangs.

Wir, mein Geliebter, blieben zu Hauſe, wurden nicht geſehen, aber wir ſahen uns, und — waren zufrieden. Wir ſahen an unſerm Fenſter das große Licht der Welt ſich hinter Häuſer und Gärten verlieren, mit freundlichem Abſchied. Wir ſahen die Dämmerung entſtehen, den Abendſtern ſichtbar werden, und den ſilbernen Mond hinter den Baumen hervorbrechen. Wir ſehen nun auf den überlebten Tag zurük, wie der Schiffer am ſicheren Strande über Wellen und Stürme hinweg ſieht.

Wo iſt er hin, dieſer Tag? verſchwunden iſt er, wie ein Tropfen im Meer ſich verliert. — Kurz iſt das Leben der Menſchen. Es entflieht wie ein Hauch. Es iſt gegen die Zukunft ſo klein, wie ein Sonnenſtäubchen gegen den Erdball. Aber es iſt doch groß genug für uns, um zu denken, zu empfinden, und gute Handlungen auszuüben;

es ist lange genug, sich des dauernden Lebens würdig zu machen, unsere Bestimmung zu erreichen, und die Absichten des Ewigen zu erfüllen.

Es ist, gleich der Witterung, bald heiter, bald trübe, bald froh, bald schmerzhaft; aber es ist nur um deswillen vermischt, um geprüft zu werden, um die frohe Stunden desto besser zu schmecken, um durch den Gram die Lust süsser zu empfinden. — Es ist nur ein Traum, aber doch ein wirklicher Traum, ein Traum, den man genießt. Es gleicht dem Schaum des Champanerweins, welcher zergeht, aber doch küzelt.

Es giebt Menschen, die sich das Leben ohne Ursache verbittern, die nie vergnügt sind, die gegen den Himmel murren, die Vorsehung tadeln, und bey allem Glüke unter unnüzen Wünschen in die Grube fahren. — Es giebt Menschen, die bey vollen Küsten verhungern, und in Armuth dahin sterben. — Es giebt Menschen, deren Stolz Ansprüche macht, auf den Stand eines Engels oder Seraphs — die doch zufrieden seyn sollten, daß sie Gott nicht zum Wurm erschaffen — Menschen, die die zeitlichen Güther als ein Tribut des Himmels betrachten, den er ihnen schuldig sey — die Jahre lang dahin leben, und nicht die geringste Regung der Dankbarkeit gegen den erwecken, ohne dessen Huld wir keinen Augenblik athmen können.

Aber — zur Ehre der Menschheit gesagt — es giebt auch gute, genügsame und edle Menschen, die ihrer Bestimmung nachdenken, und ihre Pflichten erfüllen, nach Vermögen Gutes thun, und jeden Abend sich selbst von ihren Handlungen Rechenschaft ablegen — die zufrieden sind mit dem, was ihnen die Vorsehung schikt, die den Himmel bitten, für das was sie nöthig haben, und ihm danken, für das, was er ihnen giebt — die bey der bittersten Armuth nicht murren, sondern sich willig seinen Fügungen überlassen.

Auch wir, liebſter Freund! ſind zufrieden, nicht wahr? Komm, laß' uns dem Gott der Güte für dieſen Tag danken.

„ Vater aller Himmel, der da war, iſt und ſeyn, wird ewiglich! deſſen Arm tauſend flammende Sonnenheere im Saphirnen Felde aufgeſtellt, und Welten, ohne Zahl aus dem Nichts erſchuf! Urſprung aller Weſen, der du Elephanten und Milben verſorgſt, und in jedem Halm Spuren deiner Liebe giebſt, Dank ſey dir, daß du uns werden ließeſt; Dank ſey dir, daß wir noch ſind.

„ Dich loben alle Elemente, dich loben die Berge, die Walder und die Thäler; Dich loben die Vögel in der Luft, die Fiſche im Waſſer, die Thiere der Erde, und — der Menſch ſollte ſchweigen?

„ Vernimm o Vater! unſer Stammeln, und laß dir unſer Opfer gefallen. — Was du uns giebſt, ſey geſeegnet, was du nimmſt, ſey zu unſerm Heil. — Gieb uns Gnade zu erkennen, daß du uns über alles beglükt, weil wir Menſchen ſind, denen Du einen unſterblichen Geiſt, einen Geiſt der Gottheit gegeben. — So bald die Sonne aufgeht, ſoll dein Name das Loblied unſerer Zunge ſeyn, wann ſie niedergeht, ſoll Dank von unſern Lippen ſtrömen. — Du ſorgſt für deine Kinder, wer auf Dich traut, dem kanns nicht fehlen.

„ Vergieb nach Deiner unendlichen Barmherzigkeit denen, die Dich verkennen, und Dir nicht dienen; Dein guter Geiſt bringe ſie zurük auf die rechte Bahn.

„ Beglücke unſre Lebenstage nur mit Zufriedenheit, wenn auch die Armuth unſer Loos werden ſollte. Die Dauer unſerer Wallfarth ſey dir heimgeſtellt. — Einſt, aus lauter Gnade, werden wir Dich ſchauen von Angeſicht zu Angeſicht, und mit Myriaden Engeln ſeraphiniſche Lieder Dir ſingen. Ach! welche Wonne iſt es nur d'ran zu denken! —

Gieb mir deine Hand Freund! fühle, wie mir das Herz klopft — so oft ich bete, schlägt es heftiger. Auch dir? — das freut mich!

Horche! — hörst du diesen schwirrenden Gesang? Es ist das Abendlied einer Grille.

Was kommen dort für Fackeln? — welch ein großes Gefolg ist dabey! — was ist dies? — Ah, jezt weis ichs schon. Sie leuchten jemand zu Bette; jezt kann er ausschlafen.

Sieh, bey uns gegenüber wird erst der Tisch gedekt — die Nacht ist lange, und der Mensch kann nicht von Luft leben.

Was wollen wir nun anfangen? Nichts mehr für heute, der kommende Morgen möchte sonst vorüber gehn, und uns im Schlafe den Mittag auf's Bette werfen. Gute Nacht Lieber! schlaf' wohl!

Clavigo.

Trauerspiel des Herrn Göthe in fünf Aufzügen. Zum erstenmal auf hiesiger Bühne gegeben Sonntags den 4ten August, und den 8ten auf allerhöchstes Begehren wiederholet.

Schon lange sind kritische Anzeigen dieser Göthe-schen Tragödie erschienen, so wie das Stück selbst auf den meisten deutschen Bühnen, und allezeit mit dem verdienten Beyfall, bereits aufgeführet worden, dies sind Umstände die hier eine weitläuftige Beleuchtung derselben unnöthig machen, aber sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen, das kann ich bey ihrer Fürtreflichkeit nicht über das Herz bringen.

Die erste Grundlage ist, wie bekannt, aus der Memoire des Herrn von Beaumarchais genommen, die Herr Jacobi im siebenten Band des deutschen Mer-

kurs übersezt geliefert hat; und die auch in Frankreich zu einem Drama genuzt worden ist. Herr Göthe ist dieser Erzehlung, bis auf die Ankunft des Kuriers, oft wörtlich gefolgt, z. E. in den meisterhaften Zuredesezen des Clavigo, er läßt nur den Beaumarchais die ausgestellte Erklärung des Spaniers zerreissen und an diesen zurükgeben: ein guter Zug, ganz in dem Karakter des edeldenkenden, rechtschaffenen Beaumarchais, dessen Seele viel zu erhaben ist, als daß sie den niedrigen Rükfall des Gegners sich denken könnte! Der Verfasser hat ferner dem Clavigo einen Anstrich von Ehrlichkeit und guter Empfindung gegeben, und ihm das Aussehn des ehrsüchtigen Bösewichts genommen, das er in der Geschichte trägt, dadurch wird unvermerkt das Interesse des Zuschauers auf den Spanier gelenkt, und die beyden Helden des Stüks, Beaumarchais und Clavigo, in ein wechselseitiges Licht gesezt, das zu beyder vollkommener Erhebung dient, und für den Dichter einen treflichen Beweis einer tiefen Verständniß der Theatral-Oekonomie abwirft. Aller unser Abscheu ruht auf dem Don Carlos, den strozenden und so gut gezeichneten Windbeutel, der deswegen so wenig sein Glük im Publikum, als sein verbrüderter Marinelli in Lessings Emilia Galotti gemacht hat, und auch künftig machen dürfte.

„ Aber warum ist Herr Göthe von der Geschichte
„ nach Ankunft des Osunischen Kuriers abgewichen?
„ der edle Karakter des Minister Wahls hätte zu so ei-
„ nen empfindsamen Aufschluß geleitet, statt daß uns der
„ Tod der trippelnden, hohläugichten Französinn, bey aller
„ Vorbereitung, auffällt?

Diese Einwürfe mögen vielleicht manchen wichtig scheinen, aber wenn auch nicht der Machtspruch in der Welt wäre: jeder geht von zwey Wegen denjenigen, der ihm am besten gefällt, so däucht mir doch, Herr Göthe

hatte mehr Recht einen Ausgang zu dichten, der das Herz bis ins Innerste angreift und so ganz Natur ist, als die Zwitterart von Dramen zu vermehren, die leider in ganzen Schaaren zur Meßzeit angezogen kommen, und endlich die Bühnen bestürmen, um daß Auge an einem tragisch-schnakischen Ende zu weiden. — Der König auf seinem Thron, der Gerechtigkeit handhabet; der verdienstvolle Greis, der sich selbst der Blendung anklagt, und den unbekannten Fremden schüzt! es ist wahr, diese Bilder, wenn wir sie in der Geschichte anblicken, thun uns wohl, unser Gefühl schwimmt in der Wonne ihrer Größe, unsere Phantasie schmükt sie herrlich heraus! aber auf der Bühne, in Szenen und Akten eingekleidet, würden sie verlieren, konnten sie gewiß nicht die warme Empfindung in unsre Busen strömen, welche die erblaßte Maria; ihre grauerliche Leichenbegleitung, mit Fackelschein und Grabesang, den Hauskens alles in Wehmuth schmelzende, so innig gefühlte und ausgearbeitete Trauermusik begleitet; ihr Geliebter, der in allem Wahnsinn der Liebe und Reue sie umfangen hält; ihr Bruder, der ihre Ruhestätte mit Blut weiht; in uns herfür bringt. — Dank sey dem Kenner der Herzen für diese shakespearsche Szene! Dank, daß er Deutschland ein Stück gab, das der Stolz der vaterländischen Bühne auch noch alsdenn seyn wird, wenn sie nicht mehr Kind, sondern Greis ist. Zwar an Tadlern wird es nicht mangeln; unser liebes Warschau eben so, wie unser deutsches Vaterland wimmelt von Schwärmen kritischer Insekten, die, wenn sie mit ihren Flügeleins dem Genius nicht nachflattern können, der sich auf Adlerschwingen oben an den Sternen wiegt, in seinem Sand treffen, wo er aufflog, herumkrabeln, und jedes Koma, jedes Wort hin und her wälzen und ankauen. Bedaurenswürdige Geschöpfe! So las ich ehedem in einer Kritik des Clavigo eine weitläuftige Klage darüber, daß Lernen stünde, wo Lehren stehen

ſollte: gerade wie jener Reiſender, der zu Florenz bey Anſchauung der mediziniſchen Venus einen Fliegenkleks darauf entdekte und ausrief: quel monſtre!

„ Aber dieſes Stück iſt ja nicht Herrn Göthens „ eigene Erfindung? wozu alſo ſo viel Rühmens? da er „ überdies, nach der Grundlage der Geſchichte, mehr ver„ dorben, als gut gemacht? und ſeine Karaktere! — — —„

Ob und in wie weit dieſe Einwürfe dem Stücke nachtheilig, habe ich bereits in etwas beleuchtet. Als nähere Zergliederung noch folgendes. — Zwiſchen Finden und Erfinden iſt eigentlich ein gar groſer Unterſchied! und doch laufen ſie beyde oft auf eins heraus. Dieſen Clavigo hat Göthe nicht erfunden, nur gefunden, und doch iſt es für das Publikum ſo gut, als hätt er ihn erfunden. Ohne ihn hätte man vielleicht Beaumarchais Geſchichte geleſen, intereſſant gefunden — und damit gut! Dieſem Finden! dieſem Aufmerken auf Vorfälle des Lebens, die für die Bühne tauglich ſind, haben wir doch nun ſchon manches ſchöne Stück zu verdanken: Minna von Barnhelm, den dankbaren Sohn, den Edelknaben, und nun dieſen Clavigo. In der That, wir ſollten auf unſern Ruhm bey unſern ſpäten Nachkommen mehr bedacht ſeyn, ſollten es der Geſchichte einverleiben, daß in unſerm Jahrhunderte ein Major von Tellheim, ein Rittmeiſter Rode, ein Edelknabe und ſein Fürſt wirklich gelebt haben: denn vielleicht weis mancher Leſer dieſer Stücke dieſen ſo intereſſanten Umſtand nicht einmal. Auch der edle Beaumarchais, wie bekannt, lebt wirklich, iſt ſelbſt theatraliſcher Dichter, wie Göthe ſeinen Carlos verrathen läßt, und gewiß keiner der ſchlechten alltags Dichter. Er hat die Bühne mit der hier durch Madame Sacco ſo beliebten Eugenie und mit dem Kaufmann von Lyon, ſo wie noch neuerlich mit dem Barbier von Sevilien bereichert. Mußte der Mann

ſich nicht wundern, als er hörte, daß ihn die Deutſchen zum Helden eines ihrer Trauerſpiele erkieſt hatten? — Herr Friedel, Profeſſor der königlichen Edelknaben in Paris, der durch Ueberſetzungen das Theater und die Litteratur der Deutſchen denen Franzoſen rühmlichſt bekannt macht, und von deſſen Nouveau Theatre allemand bereits der zweyte Theil erſchienen und der dritte nächſtens auch hier erwartet wird, hat im erſten Theil den Clavigo gewählt, mußte aber auf Verlangen des Herrn von Beaumarchais deſſen Namen in de Ronac verwandeln, weil er ſich nicht, wie er ſich ausdrükte, bey Lebzeiten wolle aufs Theater bringen laſſen. — Sollte Beaumarchais ſich einmal mit Göthen darüber expektoriren — wer würde ſich nicht wünſchen ihre Unterredung anzuhören! Doch ich ſchwärme, ſtatt zu rezenſiren: werde auch wohl ſchwerlich weiter rezenſiren! Nur ehrlich geſtehen will ich, was mir am Clavigo ſo recht das Herz gelabt hat: andern möchte es vielleicht etwas anders gethan haben! bey mir war es: dieſes Hin und Herſchwanken von Clavigos Herzen. Mir iſt es durch Mark und Bein gegangen! Nur auf Clavigo iſt bey der erſten Lektür die Sehne meiner Aufmerkſamkeit geſpannt geweſen. Gott, welch ein Menſch! wie wahr gezeichnet! Kein Teufel, wozu ihn mancher Scheinheilige ſo gern machen möchte; nein! ein wahrer Menſch, wie du biſt, wie ich bin, wie wir alle ſind! prale von Tugend, was du willſt — biſt du an Clavigos Stelle, ich ſage dir, du unterliegſt! Zitternd und bebend habe ich am Ende des Stüks ausgeruffen: Gott! Gott, wie ſchwach ich der Menſch! wie ſchwach ich ſelbſt! Sieh, Göthe, dieſe groſe Moral haſt du mir vors Auge gebracht, der ſich der Stolz ſonſt ſo gerne entzieht. Auch toleranter haſt du mich gemacht! Ich ſehe Clavigo zum zweytenmale fallen, zum zweytenmale der Marie untreu werden. Schändlich! ſchändlich! Doch kann ich ihn nicht

haſſen. Er iſt immer Menſch, immer meinesgleichen. Ich fühle es, dieſer verwünſchte Carlos hätte mich auch zum Falle gebracht. Dieſer Carlos nun iſt ganz von Göthens Erfindung, und ich meyne, die erſte Szene des vierten Akts ſey eine ſo meiſterhafte Szene, als je auf dem Theater vorgekommen. Welche hinreiſſende Beredſamkeit! Welche Angriffe auf Clavigos ſchwache Seite! wie folgt Schlag auf Schlag, ihn wankend zu machen — und wie ſtufenweiſe wankt, ſinkt und fällt er! — Und Beaumarchais, welch ein Mann! lange habe ich denen Franzoſen dieſen Mann nicht gegönnt, lange es beynah für unmöglich gehalten, daß Frankreich jezt ein ſolches Heldenherz hervorbringen könnte: Nun begreif ich es! Das point d'honneur der meiſten Franzoſen artet in Gaskonade, in Thraſonismus und dergleichen aus: aber wo es ſich auch einmal unverfälſcht findet, dann bildet es groſe Karaktere. Beaumarchais! daß doch keiner mehr komme und mir den Mann wegen ſeiner Wuth im vierten Akt ſchelte! Wenn die erſte Beleidigung im Stande iſt, einen Mann von Ehre auſſer ſich zu bringen: was ſoll denn die zweyte, wiederholte, noch ärgere thun? Raſend muß ſie ihn machen, auf einen Augenblik in ein reiſſendes Thier verwandeln, bis ſich das heiſſe Blut allmälig von ſelbſt abkühlet und die melior natura zurük kehrt. — Auch auf Marien laß ich nichts kommen, in ſo fern ſie, wie man ihr Schuld giebt, aus heiler Haut ſterben ſoll. Das thut ſie nicht! Ihr Tod iſt ſo wohl vorbereitet, daß er unter den geſezten Umſtänden erfolgen mus. Sie tritt als krank und ſchwach auf: Freude über die Ankunft ihres Bruders, Schreck und Freude bey Clavigos Rükkehr untergräbt ihr ſchon untergegrabenes Leben ſo ſehr, daß es nur noch eines herzhaften Stoſſes bedarf, und es iſt hin! Und dieſer Soß kommt von zweyen Seiten zugleich, von Bruder und Liebhaber: Sie muß, muß ſterben, die Arme! — Aber nun auf den lezten Akt

zukommen, der so ganz von der Geschichte abweicht — auf die romantische Szene mit und über Mariens Sarge! Konnte das nicht anderst eingeleitet werden? nicht der König mit ins Spiel gezogen, Clavigo bestraft und Beaumarchais so gerochen werden? Hierüber habe ich bereits gesprochen, und noch — ich wette, wenn Göthe nur Mittel und Weg gesehen hätte, er hätte das Spiel anders geendet. Aber einmal, so wie die Geschichte da liegt, war sie untheatralisch. Erst dem Minister, dann dem Könige ein und eben dasselbe vorlesen, was wir schon wusten — das war nichts. Also anders mußte die Catastrophe werden. Und wie anders und besser als so? Sage das Kunstrichter, oder schweig! Das bisgen Unnatürliche, das Stillstehen der Träger u. s. m. übersieht man wohl, übersieht wohl mehr als das. Oder muß man nicht etwan, auch beym schönsten Monolog, die Augen zudrücken? Einen Zug der Ueberraschung muß ich noch anführen, der Göthen meisterhaft gelungen ist. Mag doch der Merkur Seite 240 andrer Meynung darüber seyn! — Als ich Clavigos Rede an Marien las, schimpfte ich von Herzen darauf — ich vermißte zu sehr die Sprache der Empfindung und wollte immer dem Schwätzer das Maul stopfen. Hinterher finde ich, daß die Rede gerade so seyn sollte, daß Clavigo wirklich nichts empfunden hatte, und so auch nichts thun konnte, als schwatzen. Wer so mit Verstand arbeitet, der hat die Pflicht auf sich, recht viel zu arbeiten, und so mag denn Herr Göthe, wie einige Zeit her, ja nicht feyern, sondern uns bald wieder mit einem Produkte seines Geistes erfreuen.

Das Journal de Paris liefert in Nro. 106 über dieses Stück folgende kurze Rezension. — Clavigo, Trauerspiel in fünf Aufzügen, vom Herrn Göthe im Jahr 1774 verfertiget. Der Stof dazu ist aus den Memoiren des Herrn von Beaumarchais genommen, der unter

dem Namen de Ronae der Held davon ist. Im zweyten Akt ist so gar ein langes Fragment dieser Memoiren, aus dem Artikel, die Reise nach Spanien betreffend, wörtlich abkopirt. Dieses Stück hat gut gezeichnete Karaktere und höchst interessante Szenen. Wir können uns über die Handlung in keine Zergliederung einlassen, und wollen nur bemerken, daß die Katastrophe ganz im Englischen Geschmake ist.

Noch will ich hier aus dem Mercure de France als Zugabe mittheilen was ein anderer französischer Rezensent, Herr Imbert über Herrn Friedels Clavigo im Nouveau théatre allemand urtheilet.

„ Das Stück, Clavigo, ist sehr sonderbar, und
„ wird für französische Leser anziehend seyn. Den Stoff
„ dazu verdankt man einem lebenden Manne, der unter
„ uns geboren und durch glückliche litterarische und politische
„ Bemühungen berühmt ist, der auf dem Theater und
„ in der Gesellschaft eine glänzende Rolle gespielt, der ge-
„ wußt hat, Plaidoyers wie ein Werk der Einbildungs-
„ kraft lesen zu machen, und der Wahrheit den Zauber und
„ das Interesse eines Romans zu geben. Zur Sonder-
„ barkeit dieser Memoiren fehlte nichts mehr, als bei Leb-
„ zeiten des Autors noch den Stoff zu einem Trauerspiele
„ zu liefern, worin er selbst der Held sei. Die Zergliede-
„ rung des ersten Trauerspiels, nehmlich der Emilia Ga-
„ lotti, dieser Sammlung hat uns zuweit geführt, um daß
„ wir uns lange bei diesem aufhalten könnten. Es ist
„ von dem schon durch andre Arbeiten und besonders durch
„ die Leiden des jungen Werthers bekannten Hrn. Wolf-
„ gang Göthe. Sein Stück heißt Clavigo, und er
„ hat an der Intrike nichts geändert, als die Entwickelung,
„ die er tragischer gemacht hat, als sie es in den Memoiren
„ ist. Er hat sich's erlaubt, den Schauplatz mitten in
„ einem Aufzuge verändern zu lassen, was eine sehr wenig

„ ſtrenge Beobachtung der theatraliſchen Regeln voraus-
„ ſetzt. In der erſten Scene des vierten Aufzugs herrſcht
„ viel Geſchicklichkeit und Geiſt; allein man findet auch
„ darin longueurs und Stellen, die der Geſchmack hät-
„ te ſollen verbannen. Er hätte, zum Beiſpiel, unter den
„ Bewegungsgründen, die Carlos ſeinem Freunde Clavigo
„ anführt, um ihn von der Heurat abzuhalten, den weg-
„ laſſen können: daß man Gefahr läuft, eine auszehrende
„ Krankheit zu bekommen, wenn man ein faſt immer kran-
„ kes Frauenzimmer heuratet. Dieſer Bewegungsgrund
„ iſt ohne Zweifel vernünftig, allein es iſt einer, den man
„ in der Stube eines Freundes oder bei ſeinem Kamine,
„ nicht aber auf dem Theater anführen muß: es iſt eine
„ Art von Kunſtbemerkung, die man verwerfen mußte.
„ Man muß immer in der Natur, die man zeichnen will,
„ eine Auswahl treffen. Es ſind auch noch andre Stellen,
„ die der Verfaſſer hätte weglaſſen ſollen; z. B. dieſer: de
„ Ronak, das heißt Hr. von B... erfahrt, daß Clavigo
„ die heiligſten Verſprechungen nichtswürdig verſpottet hat,
„ und ſagt wüthend:

Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätte ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einem Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und Euch auftiſchen, Weiber!

„ Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels hat aus den Me-
„ morien, woraus er ſeinen Stoff geſchöpft, ganze Phraſen
„ und Unterredungen genommen; obige Stelle hat er aber ge-
„ wiß darin nicht gefunden. „

„ Nach dieſen kritiſchen Bemerkungen ſind wir es der Gerechtigkeit ſchuldig, zu ſagen, daß ungeachtet ſeiner Fehler dies Stück ein ausgezeichnetes Talent verräth, und daß es voller Energie in den Details iſt. Der fünfte Aufzug, der ſehr kurz iſt, würde uns ſehr ſeltſam ſcheinen,

allein er enthält groſſe Schönheiten. Der meineidige Clavigo, nachdem er ſich der Liebe, ſelbſt nach dem Anblick der gefühlvollen Marie de Ronac, entriſſen, kömmt in einem Mantel verhüllt, einen Degen unter dem Arme haltend, und vor ihm ein Bedienter mit einer Fakkel. Er findet ſich vor der Thüre ſeiner Geliebten, die er immer liebt, aus ehrgeizigen Abſichten aber verlaßt. Er ſieht vor ſelbiger drei Manner in ſchwarzen Mänteln, mit Fakkeln. Er läßt fragen: wen man begraben will? Und die Männer antworten ihm froſtig: Marie de Ronac! Dieſe Situation iſt ſchrecklich. Als der Leichenzug ſich in Bewegung ſetzt, ruft er ihnen mit fürchterlicher Stimme zu, einzuhalten. Er nimmt das Leichentuch ab, und öfnet den Sarg. Man ſieht darin die Marie mit gefaltenen Händen liegen: ſie iſt in einem weiſſen Tuche verhüllt. Clavigo fährt erſchrocken zurück, und wendet die Augen weg, indem er den Kopf in ſeinen Mantel verbirgt. De Ronac kömmt herbei, wirft einen fürchterlichen Blick auf ihn, und legt die Hand an den Degen. Clavigo, von Gewiſſensbiſſen zu Boden gedrückt und den Tod ſuchend, fordert ihn heraus. Sie fechten, und de Ronac ſtößt ſeinen Degen in das Herz des Clavigo, der auf's Sarg fällt, indem er ſagt: Ich danke dir Bruder! Du vermälſt uns! Der Ausdruck Bruder in dieſem Augenblicke ſcheint uns erhaben...

„ Man muß nicht vergeſſen, daß dies Stück für ein fremdes Theater beſtimmt iſt; dies iſt ein Gedanke, den man nie aus den Augen verlieren muß, wenn man die Ueberſetzung eines Teutſchen Stücks lieſt; mit Einem Worte, es ſind Sachen darin, die man bewundern, aber nicht nachahmen ſoll. „

„ Wir glauben Hrn. Friedel zur Fortſetzung ſeiner „ Ueberſetzung aufmuntern zu müſſen: ſie kann nicht anders „ als der franzöſiſchen Litteratur nützlich ſeyn, und zum „ Ruhme ſeines Vaterlandes gereichen. „

Etwas meinen Nachbar betreffend.

„ Mein Nachbar Lisimon will es nun gar nicht fassen,
„ Wie man in Afrika mit Menschen handeln kann.
„ Indessen, käme nur ein solcher Handelsmann;
„ Er würde gar umsonst sein Weib ihm überlassen. „

Lebhaftigkeit, Eigensinn und Eitelkeit führen die Weiber nicht selten in einen Labyrinth von Ausschweifungen. Die Begierde über die Männer zu herrschen, ist eine gefährliche Leidenschaft der Weiber, und die, so sich davon verstricken lassen, sind wahre Geißeln des Ehestands. Ich will diesen Saz durch ein Beyspiel beweisen.

Hieronymus heyrathete die muntere Klimene. Ihr Karakter war etwas wild und unbändig; schon als Liebhaber merkte er ihre Neigung zur Unabhängigkeit; allein er hofte, wie alle Liebhaber hoffen, Klimene würde als Frau schon artiger und gefalliger werden. Die Erfahrung überzeugte ihn aber gar bald, daß er sich geirrt habe — wie sich viele irren.

Ihr Geschmak an allen Arten von Lustbarkeiten war an der grosen Bekanntschaft Ursache, so sie mit andern Weibern hatte, die mit ihren Männern nach Belieben machen konnten, was sie wollen. Durch diesen Umgang wurde sie völlig verdorben. Sie stellte, gleich jenen, Gesellschaften an, so oft sie wollte, ohne ihren Mann deswegen zu befragen: sie gieng aus, ohne zu sagen wohin; und kam wieder, ohne zu melden woher.

Hieronymus konnte hiebey ohnmöglich gleichgültig bleiben, er erwartete einen stillen Augenblick und stellte ihr vor: daß diese Haushaltung schlechterdings nicht so fortdauern könne, daß er aus Liebe zu ihr und ihrer Ehre ihren bisherigen Umgang verbieten müße.

Das Wort verbieten brachte ſie entſezlich gegen ihren Mann auf. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, und erklärte ihm ein für allemal, daß ſie nie Geſetze von ihm annehmen würde. Bey dieſer Entſchloſſenheit verharrte ſie, und war gegen alles Zureden und Bitten taub.

Vielleicht würde ſie manchmal an einer ſtillen Lebensart mehr Vergnügen gehabt haben; allein der Begriff eines Zwangs vergiftete es. — Sie fuhr fort mit dem Schwarm ihrer Bekanntſchaften umzugehen, und dies waren meiſtens Weiber, welche nicht viel perſönlichen Werth mehr hatten, und die ſich deswegen an eine junge artige Frau hiengen, um in ihrem Gefolge mit durchzukommen, und welche jene verdarben, um ſich zu erhalten.

Hieronymus machte zu ihrer Beſſerung einen andern Plan. Ich will ihr ihren freyen Willen laſſen, ſprach er zu ſich ſelbſt, vielleicht kömmt ſie von ſelbſt auf beſſere Gedanken. Jezt nahm ſie zwar ein freyeres und luſtigeres Weſen an, aber nun kam es ihr gar in den Sinn, ſich in ſeine Geſchäfte zu mengen, ihn überall zu tadeln, und nicht ſelten unterſtunde ſie ſich, ihm die Abänderung dieſer oder jener Sache zu befehlen.

Dieſer geplagte Mann ward endlich der Tyranney ſeiner Frauen überdrüßig, und in einem dieſer fatalen Augenblicke fuhr ſeine Hand nach ihren Haaren, und ſchüttelte ihr den Kopf gewaltig. — Jezt verwandelte ſie ſich völlig in eine Furie, und ſchwur ihm ewigen Haß. Sie hielt auch ihre Zuſage treulich. In allen ihren Geſellſchaften ſprach ſie von ihrem Manne mit der äuſſerſten Verachtung. Jede Handlung von ihr enthielt eine neue Beleidigung; kein Zureden, kein Ermahnen, kein Bitten und Flehen ihres Gatten konnte ſie bewegen, und zu ihrer Pflicht zurückruffen.

Ueberzeugt daß alles vergebens sey sie zu bessern, faßte endlich Hieronymus den Schluß sie ganz aus seinem Herzen zu verbannen.

Einst da er in tiefer Schwermuth versenkt in seinem Zimmer war, kam einer, der ihm einen Hund zum Verkauf anbot. Er kaufte ihn sogleich. Ich will mich forthin mit dir unterhalten, sprach er, du wirst mich gewiß nicht so kränken als mein Weib, wenn du gleich nur ein Thier bist. Du wirst mir für dein Futter mit Liebkosungen danken, du wirst an meiner Seite bleiben, und mit meiner Gesellschaft zufrieden seyn. Du wirst mein Zimmer bewachen, und auf meine Habe mehr Achtung geben als jenes Geschöpf, das mein Hauswesen und sich selbst vernachläßigte. Du wirst dich in meinen Humor schicken, und keine Schläge werden dich von mir abwendig machen. Gieb mir deine Pfote guter Hund, ich will einen Bund mit dir aufrichten; du sollst mein Weib beschämen.

Hier will ich abbrechen — denn ich wollte nur zeigen, wie weit dieser arme Mann durch seine eigensinnige Frau gebracht wurde — und wie froh er seyn würde, wenn ein Menschenhändler aus Afrika ihn von seiner Plage befreyte.

Star, der Hagestolz, hat sich vermählet.

Der alte Star hat sich nun auch vermählet. In seinen jungen Jahren war er den Ehemännern schreklich und den sprödesten Mädchens gefährlich. Er hatte es verschworen, er wollte nicht heurathen, wenigstens in Warschau nicht, wo die Sucht der Weiber nach Putz und Ergözlichkeiten so viele Männer um Ehre und Geld brächte. Er hat auch sein Wort gehalten, er hat keine Warschauerinn geheurathet, sondern da es ihm doch noch bey seinem kupfrigen Gesichte und in seinem 60ten Jahre einfiel, so war Star so schlau und holte sich ein Dorfmädchen.

Diese hat er nun nach Warschau geführet. Sie kleidet sich warschauerisch, sie isst und trinkt warschauerisch, sie hat eine warschauerische Bekanntschaft gemacht, und der muntere Kleon, der so gefährlich ist als einst der Stutzer Star, hofft sie bald ganz warschauerisch zu machen, und die Vergeltung in diesem Falle über sich zu nehmen. Der schlaue Star! was er für Vortheile erhalten hat. Sein Weibchen ist arm, da verlangt sie keinen Pracht; sie hat keine Welt, da wird sie ganz allein an ihrem Männchen kleben; sie kennet niemanden in Warschau, da bleibt sie hübsch zu Hause. Das Ding geht vortreflich. — Im künftigen Jahre will ich wieder und weiter davon reden, wenn mir der Himmel das Leben und das Publikum mein Quodlibet fristet.

Frauenzimmer welche sich zu verheirathen gedenken.*

Eine Wittwe von 30 Jahren besitzet 50000 pohlnische Gulden die sie einem jungen Mann anbietet, der sie entweder mit 100000 Gulden oder mit einem Dienste von 60000 Gulden polnisch belegen kann. Ihr Gesicht

---

* Die Mode, alles zu Vermiethende und zu Verkaufende in öffentlichen Blättern anzuzeigen, noch mehr aber die der jungen modernen Herren, keinen Geschmak an der sonst üblichen Freyerey zufinden, hat diesen Artikel veranlasset, der künftig einer der wichtigsten seyn wird, wenn mir Alt und Jung Vertrauen schenkt und die geheimsten Wünsche mittheilet. Auf diese Art bekannt, kann dieses Quodlibet die Stelle eines hier zwar noch unbekannten, aber doch höchstnöthigen Eheprocurators ersetzen.

ist blühend, ihr Wuchs schön, ihre Wange roth. Sie liebt die Lektüre ohne damit zu prahlen. Sie hat eine glükliche Gemüthsart, denn alle üble Laune ihres milzsüchtigen Mannes ertrug sie mit bewundernswürdiger Gedult. Ihr Ehestand war kinderlos; sie ist überhaupt verträglich gegen jedermann. Sie heftet sich die Hauben selbst, frisirt sich selbst, liebt den Pracht nicht sonderlich, trinket weder Wein, Kaffee noch Bier, schnupft keinen Tabak, kann keinen Hund leiden, und schminket sich mit nichts andern, als mit frischen hellen Springwasser. Jedoch bedingt sie sich von ihrem künftigen Gemahle aus, daß er gemeinen Menschenverstand habe, kein Narr, kein Schwelger, kein Schelm, kein Spieler und kein Windbeutel sey. Seine Mutter darf nicht mehr am Leben seyn, es wäre denn sie wohnte in einem andern Lande. Väter darf er haben soviel er will.

Ein Fräulein von 24 Jahren, von mitlern Wuchse und fleischigtem Körper, weisen Zähnen und hohem Busen sucht einen alten Greis von 70 oder noch besser 80 Jahren; allein sein Vermögen muß rein, ansehnlich und sie die unfehlbare Erbinn seyn. Sie macht sich dabey anheischig, ihn nur selten von seiner Seite zukommen, und ihn zupflegen und zu warten, wenn er auch alle Krankheiten hätte die man nur in einem medizinischen Wörterbuche findet. Zu diesem verzweifelten Entschlusse hat sie der kriechende Eigennuz der jungen Freyer gebracht, die bey einer Heirath nichts als Geld oder höhere Beförderung suchen. Diesen will sie ein Schnippchen drehen, wenn sie einmal Wittwe ist. Kommen sie alsdenn zu ihrem Gelde gekrochen, so wird sie — die Rache wird gros seyn. Ich vergebe es ihr auch gerne, denn die Männer sind das elendeste, eigennützigste Volk.

Theatraliſches Quodlibet.

Sechſte Sammlung.

Monat Oktober 1782.

Nachtgedanken eines Gefangenen.

Die Lampe ſtirbt — vom blaſſen Monde zittern
Drey dunkle Stralen noch in dies Gemach.
Hier ſitze ich an jenen ſchwarzen Gittern,
Und denke meinem finſtern Schickſal nach.

Rings um mich ſchlummern auf dem Wall die Stücke
Und harren Ränke voll auf Krieg und Tod —
So ſchlummern Meyneid in der Welt und Tücke,
Und drohn der Tugend Herzenleid und Noth.

In jenem Thurm raast ruhig ein Verrükter,
Lacht ſeine Feſſeln an — ſchläft ruhig ein.
So wird in dieſer Welt ein Narr beglükter
Als alle denkende Sokraten ſeyn.

Was rauſcht? dort unter jenen Caſſamatten
Steigt langſam ein Geſpenſt herauf zu mir —
Herein! ſeyd mir geſellſchaftstheure Schatten,
Kein Menſch meints doch ſo redlich nicht als ihr.

Dort ruhen ſie des Arſenals Ruinen,
Gebaut und durch den Bliz geſtürzt dreymal.
Nichts kann der Tugend ihre Unſchuld dienen,
Sie Stürzt durch der Gewalt Despoten-Stral.

Spricht jener Thurm noch nicht mit ehrnem Munde
Den traurigen Moment der Mitternacht?
Er spricht — nur mir schlägt sie die zwölfte Stunde,
Die Stunde — da kein glüklich Auge wacht.

O meine Nacht ist reich an ernsten Bildern!
Aechzt nicht dem Tode jenes Lazareth?
Dem Tode? — der wird alles Unglük mildern,
Und jede Tugend wird durch ihn erhöht.

Abhandlung über die Frage:

Ob in Betreff des Einflusses auf die Verbesserung der Sitten eine wohleingerichtete Schaubühne mit der Geschichte könne in Vergleichung gezogen werden.

Bekannt ist der Spruch des Seneka: Der Weg der Lehre ist weitschweifig; der Weg des Beispieles aber kurz und fruchtbar. Denn lesen wir etwas, das ein Mensch gethan hat: so schliesen wir alsbald, daß es noch geschehen könne; ja wir fühlen in uns den Trieb, eben dasselbe, so fern es für uns vortheilhaft ist, zu verrichten. Daher hat Cicero die Geschichte eine Lehrmeisterinn des Lebens genannt, die, obschon sie selbst nichts vorschreibt, doch durch die Stimme des Beispieles das Leben der Menschen einrichtet und sicher leitet. Sollte wohl die Schaubühne mit der Geschichte um diese Ehre streiten dürfen? Ich behaupte, daß sie so gar einen Vorzug vor derselben habe. Denn welche Gattung der Beispiele bietet diese dem Leser an, die nicht jene dem Zuschauer vor Augen stellen kann?

Verlangen ſie, meine Leſer, vortrefliche und glänzende Beiſpiele, die durch ihr Licht dem Verſtande vorleuchten? um dieſe zu haben, muß man auswählen. Aber die Geſchichte wählet nicht allezeit aus. Sie nimmt gemeiniglich auf, was ihr das Schikſal anbietet. Die Muſe der Schaubühne hingegen nimmt keine als ausbündige und herrliche Beiſpiele an; denn ſie ſelbſt ſuchet ſie heraus, und zu allem, was ſie ausliefſt, trägt ihr die Vernunft die Fackel vor.

Wünſchen ſie anſehnliche Beiſpiele, welche durch das Gewicht ihres Anſehens bis in die Gemüther eindringen? Die Geſchichte wird zwar dergleichen zu Zeiten darlegen, die ſie doch meiſtens mit geringen zu untermiſchen pflegt, damit ſie nicht in Verdacht komme, als hätte ſie etwas aus Unachtſamkeit übergangen. Die Muſe der Schaubühne hingegen wird nichts als höchſt wichtiges herbeibringen; was gering iſt, wird ſie weglaſſen und mit Fleis übergehen.

Fodern ſie Beiſpiele der Gerechtigkeit, die durch Belohnung der Tugend, und durch Abſtrafung des Laſters, zu jener reizen, von dieſem aber abſchrecken? Solche wird die Geſchichte ſich jederzeit wünſchen; allein nicht ſelten wird ſie auch wider ihren Willen ganz widrige darreichen. Ja ſie wird ſich öfters gezwungen ſehen Tugenden im Elende, Laſter im Schoſe des Glückes vorzuſtellen. Die Auferbauung eines guten Beiſpieles wollte es zwar anderſt haben: allein die Treue der Geſchichterzählung läßt ſolches nicht zu. Unſre Muſe hingegen wird nichts vorbringen, wenn es nicht heilſam iſt. Hat ſie eine Tugend im Verlaufe des Schauſpieles geprüfet, ſo wird ſie den Kranz der Belohnung derſelben am Ende aufſetzen. Hat ſie im Gegentheile dem Laſter einen beglükten Flug gegeben, ſo wird der traurige Ausgang daſſelbe deſto ſchändlicher herun-

ter stürzen. Dieses fodert die Frucht des guten Beispieles, und giebt die Freiheit der Schauspieldichtkunst zu.

Begehren sie Beispiele, so nicht allein für sich selbst die besten sind, sondern welche auch auf die beste Art vorgestellet, und im schönsten Licht angebracht, zugleich den Sinn erleuchten, und das Herz bewegen? In diesem Stücke triumphiret die Schönste der Musen, und siehet die Geschichte weit hinter sich.

Denn wenn die Beispiele schon einen Glanz von sich geben, da man sie zu Hause im Schatten liest, und den Augen platt, ohne Farbe, ohne Verzierungen, kaum mit einigem Wörterschmucke bekleidet, vorgelegt sind: welchen Glanz, welche Stralen werden sie nicht in dem herrlichsten Pracht der Schaubühne von sich werfen, wo sie durch die Personen der Spielenden in ihren eigenen Kleidungen sich zeigen; und wo man sie in dem Schimmer ihrer Würden und Ehrenzeichen, und endlich in der herrlichsten Ausrüstung des Schauplatzes auftreten siehet.

Giebt es Beispiele, die schon ein Leben besitzen, da sie auf lebloses Papier gezeichnet, und an stumme, oder doch ohne Klang redende Buchstaben geheftet sind: welch ein Leben, welch ein Geist muß denn aus ihnen hervorleuchten, wenn sie in den Personen der Schauspieler aufleben, wenn sie sich bewegen, wenn sie mit erhabner Seele, mit klingender Stimme, mit beredtsamen Gebarden vor unserem Angesichte daher steigen. Denn also werden sie auf der Schaubühne vorgestellet. Da sehen, da hören, da erfahren wir alles so lebhaft, so begeistert, daß die Wahrheit nicht selten von der Nachahmung übertroffen zu seyn scheinet. Ja man sollte glauben, die Ordnung der Jahrhunderte sey zurük gesetzet, die weitschichtigen Plätze seyn in den engen Raum der Schaubühne zusammen gezogen, wir seyen auf einmal in jene Oerter und Zeiten, in welchen jede Sache vorgegangen, übersetzet; oder der Schauplatz des Erdbo-

dens erneuere ſich, und die Sachen ſelbſt geſchehen noch einmal vor unſern Augen.

Hier, meine Leſer, lieſt man Ihnen nicht, wie dort in dem Studierzimmer, oder in der Ecke eines Bücherſaales die vortreflichen Thaten jener Heiden vor, welchen die Liebe zum Vaterlande, zu ihren Aeltern und Kindern, zu ihren Gattinnen und Freunden einen unſterblichen Ruhm bey der Nachwelt erworben hat. Vor Ihren Augen ſtehen dieſe Helden; ſie ſind nach einer langen Zeit aus dem Grabe wiederum erwecket, zum Leben zurükberufen, und an das Tageslicht geführet werden. Man ſieht ihre frommen, redlichen und grosmüthigen Bemühungen. Sie opfern ihr Leben auf das neue dem Tode für das Heil des Vaterlandes, ihrer Aeltern, Kinder und Ehegattinnen. Auf ein neues ſtreitet der Bruder mit dem Bruder, ein Freund mit dem andern, nicht deswegen, wer von beyden leben, ſondern wer von beyden ſterben, und durch ſeinen Tod das Leben des andern erkaufen dürfe.

Hier lieſt man nicht aus einem Buche die ſtarkmüthigen Kampfe vor, welche Chriſten von jedem Stand und Alter für den Glauben und die Religion unternommen haben. Vor unſern Blicken glühen die Stirnen, in unſerm Ohre knallen die Donner, mit denen blutdürſtige Tirannen drohen, und eben dieſe Drohungen zerfliegen in den Wind. Traurige Aeltern flehen, und ihr Bitten ſtoſt an unbewegliche Felſen. Bebende Bräute ſind mit heiſen Thränen überſtrömet, und diese haben keine Kraft. Man bietet einem ein Leben mit allen Ergötzungen an; und ein ſchöner Stolz verſchmähet es. Der Tod mit den peinlichſten Werkzeugen ſtellet ſich unter das Angeſicht; und ein unverrüktes Aug heftet den unerſchrocknen Blick darauf. Der Blutsſtab iſt gebrochen, und man empfängt das Todesurtheil mit Dank. Das Schwerd des Henkers verweilet; man reizet es, man läuft ihm entgegen.

Hier entdecket man nicht in verſchiedenen Geſchichtſchreibern entſezliche Schickſale und ſchreckliche Strafen der Vatermörder, Blutſchänder, Verräther und Aufrührer. Man ſtellet Ihnen die Häupter der laſterhaften ſo ſichtbar, als ſie in ihrem Leben waren, oder auch noch deutlicher, als ſie geweſen ſind, vor. In ihrer Gegenwart brennen ſie auf; ſie wüthen, ſie erblaſſen, ſie toben, ſie knirren mit den Zähnen, und Wuth ſchäumt aus ihrem Munde. Indem ſie zuſehen, ſtraft ſie entweder die Gerechtigkeit; oder ſie ſtrafen ſich ſelbſt: da ſie der Augen beraubt, mit dem Schwert durchbohrt, oder durch die brennenden Fackeln der Furien gemartert, das iſt, durch die ſchmerzlichſten Stacheln des Gewiſſens zerfleiſchet werden. Was kann ſchrecklicher, um eine Furcht vor dem Laſter, was kann reizender ſeyn, um Liebe zur Tugend zu erregen, als ſolche Beiſpiele, welche in ſolches Licht verſetzet ſind? Ja die Schaubühne führt ſo gar die Tugenden von den Laſtern, die Laſter von den Tugenden nicht abgeſondert auf, wie es gemeiniglich in der Geſchichte geſchiehet, welche alle einzele Sachen nach einander in der nehmlichen Ordnung, auf demſelben Orte, und zu derſelben Zeit erzehlet, in welchen ſie geſchehen ſind. Das Schauſpiel aber ſetzet eins dem andern entgegen; wie in einem Gemälde Farben auf Farben abſpielen. Und alſo ſiehet man zugleich Herzhafte und Starke mit Feigen und Schwachen, ſanftmüthige Lämmer mit grimmigen Löwen, eingezogene mit ſtolzen Geiſtern, Freygebige mit ſchändlichen Geizhälſen, Geſparſame und Mäſige mit Verſchwendern, Tugendſame mit laſtervollen Böswichtern auftreten. Welch ein ſchöner Glanz muß nicht aus dieſem wechſelweiſen Zuſchauen, und aus dieſer gegenſeitigen Vorſtellung hervorſchimmern, und ſich über die reizende Tugend verbreiten? welch eine häßliche Finſterniß muß nicht das Laſter überziehen?

Euch rufe ich zu Zeugen auf, die ihr sowohl Beispiele leset, als auch auf der Schaubühne anschauet, ihr sollt sagen, ob diejenigen, die hier auftreten, nicht weit mehr rühren, als diejenigen, die aus einer Geschichte erzählet werden? Euch selbst, ihr Geschichtbücher habe ich zu Zeugen, die ihr so selten eine Thräne von euren Lesern erpresset! Und ihr endlich gebt selbst das beste Zeugniß, ihr Schaubühnen, ihr Kampfplätze der Helden, die das Auge der Zuschauer so oft und so häufig befeuchtet hat!

Was war die Ursache, daß Sokrates, den die Stimme des Orakels, das ist der Ausspruch des ganzen Volkes, für den Weisesten erkläret hatte, was war die Ursache, daß dieser Mann den Schauspielen des Euripides beiwohnte? War es nicht diese: daß er die Lehren, die er seinen Schülern einflößete, bey sich überlegte; oder Lehren, die er denselben einflößen wollte, sich sammelte?

Was trieb den Aristoteles, den Scharfsinnigsten unter den Weltweisen an, mit so grosem Fleiße, mit so genauer Ausarbeitung von der Schauspieldichtkunst zu schreiben? War es etwas anders, als damit er, da er in dem Lyceum eine Schule auf die festesten Grundsätze gegründet hatte, noch eine andere auf der Schaubühne errichtete, die er ebenfalls durch die vortreflichsten Gesetze und Regeln befestigte?

Ich übergehe alle ältere und weltliche Zeugnisse und Beispiele. Man sage mir nur: warum hat jener grose Erzbischoff von Mailand, den eine wahre Heiligkeit des Lebens sowohl, als der Lehre vor der Welt so berühmt gemacht, warum hat dieser vortrefliche Kirchenvater seinen Witz und seine Feder zur Ausbesserung der Schauspiele verwendet? Er glaubte — es ist offenbar — daß diese, so fern sie gereiniget wären, für die allgemeine Heilung der Sitten sehr ersprieslich sein würden.

Was war die Urſache, daß jener Verwalter Frankreichs unter Ludwig dem Gerechten, dem ſein Anſehen über alle Mitbürger des Königreiches, und ſein Verſtand über alle Menſchen erhob, daß dieſer groſe Miniſter mit eben jener Hand, die den Zepter über Europa führte, das Sylbenmas ergriff, tragiſche Verſe verfertigte, und, (wenn es doch zu glauben erlaubet iſt) von den Geſchafften und Sorgen, die er zwiſchen dem Staate, der Kirche und dem Kriegsweſen theilte, auch nicht einen geringen Theil der Schauſpielmuſe widmete? Wollte vielleicht derjenige dem Vaterlande Spielwerke vorlegen, der einer ganzen Welt die erſtaunungswürdigſten Schauſpiele vorgeſtellet hatte? Nein! andere Geſinnungen hatte dieſer weiſe Mann. Ein Mann, welcher den heiligen Wiſſenſchaften eine Wohnung mit königlichem Pracht aufrichtete; welcher die franzöſiſche hohe Schule unter dem königlichen Schuz auf feſten Fus ſtellete, eben dieſer, um die Herzen der Könige und Bürger zu unterrichten, wollte auch eine Schule gründen, die mit königlichen und bürgerlichen Beiſpielen auf das ſtärkeſte befeſtiget wäre.

Groſer Ludwig! aus was Urſache haſt du jenen zweiten Fürſten der franzöſiſchen Schaubühne von der Ruhe zur Arbeit berufen, und ſeiner Feder Trauerſpiele abgezwungen, die vor den kleinen adelichen Jungfrauen ſollten abgehandelt werden? Wollteſt du vielleicht dem kindiſchen Alter kindiſche Ergözungen zubereiten? Gewiß nicht! Erhabner waren deine Gedanken. Deine Güte ſtellte dieſen zärten Jungfrauen Beiſpiele und Lehren der Frömmigkeit vor, denen das Glük geringe Heimſteuer mitgetheilet hat, die ſie alsdann in die durchlauchtigſten Familien übertrugen. Aber welche Werke haſt du von dem berühmteſten Künſtler der Trauerſpiele empfangen! O Athalia! O Eſter! O göttliche Gedichte! würden allezeit dieſen ähnliche verfertiget werden: ſo würde man nicht mehr fragen, ob von

der Schule des Schauſpieles für die Sitten etwas nüzliches; ſondern ob für dieſelben etwas ſchädliches herrühren könne?

Das ſeltene Original.

Beſchluß.

Das Gebiet der Mode ſchränkt ſich nicht blos auf die Kleider ein; es erſtrecket ſich auf alle Stände; auch das Reich der Wiſſenſchaften iſt ihr unterworfen. Einſicht und Talente erfinden; Ueberzeugung und Beyfall, noch öfter aber der Trieb der Nachahmung und das Gefallen an dem Neuen, pflanzen fort. Das Seltene wird mit der Zeit gewöhnlich, und das Gewöhnliche wieder ſelten, aber nur in der Meynung der Menſchen, nicht in den Augen der Vernunft. Vor vierhundert Jahren ſtellte ein Gelehrter überhaupt ein ſeltenes Original vor, und zwar mit Gefahr ſeines Lebens; denn er galt entweder für einen Hexenmeiſter, oder für einen Ketzer. Endlich entſeſſelte ſich der menſchliche Verſtand; aber die Freyheit zu denken führte ihn bald auf Abwege. Mancher zweifelte, nicht um die Wahrheit zu finden, ſondern als einer der etwas wagte bewundert zu werden. Unumſtösliche Grundſätze wurden angegriffen; was im Staube angebetet werden ſollte, entheiligte der flügelnde Vorwiz. Um die Welt zu unterrichten machte man ſie ungewis; man ſtach, wenn ich ſo reden darf, den Leuten mit dem Staare zugleich die Augen aus, oder lies ſie ſo lange in die Sonne ſehen, bis ihnen alles ſchwarz ward. Vorurtheile zu beſtreiten iſt ein ruhmwürdiges Geſchäft und es gehört Herz dazu; zumal wenn ein graues Alterthum denenſelben ſein ehrwürdiges Anſehen leihet; aber der Mann, der es unternimmt, muß verſtändig, beſcheiden und redlich ſeyn, ſonſt geräth er ins Labyr-

rinth und kehret seinem Ziele den Rücken zu. Seit dem Thomasius den Pakt mit dem Teufel zernichtet und den Kobolden auf die Spur gekommen, so spukt es weit seltner und man verbrennt keine Hexen mehr. Die gesunde Lehre von der Gewissensfreiheit erhält manchen ehrlichen Mann bey dem Seinigen, der vor diesem hätte ins Elend wandern müssen. Wenn ein Prediger nur sonst in der Lehre rein und im Wandel unbescholten ist, so kann er jezt, ohne Verlust seines guten Rufes, das tausendjahrige Reich und die Wiederbringung aller Dinge glauben.

Unter den Gelehrten giebt es noch immer seltene Originale. Die Bart und Manteltracht ist zwar abgekommen, die heutigen Weltweisen wohnen in keinen Fässern und eben nicht beständig im Schmuze; kein Schriftsteller ist mehr so ausschweifend eitel, daß er die Feder, womit er zehn Bücher geschrieben, zum ewigen Andenken in eine Kirche verehre, allein der Stolz hat dieses Geschlecht nicht verlassen; und wenn dieser aus Gedanken und Geberden hervorblikt, so fällt er seltsam genug ins Aug. Kein General, der eine Schlacht gewonnen, kein Nimrod, der mit fünfzig Hunden und so viel Pferden einen Hirsch aus dem Othem gejaget, kann sich so gros, so vergnügt fühlen, als ein Kritikus, der durch Veränderung einer einzigen Sylbe eine dunkle Stelle im Tacitus aufgekläret. Lob und Tadel ist für die Gelehrten gefährlich. Haben sie einen neuen Einfall, brauchen sie eine neue Wendung, so heist es gleich schöpferisch; und wie muß einem solchen Manne wohl dabey zu Muthe seyn, wenn er vernimmt, er sey ein Schöpfer? bringt er dagegen eine Schrift zur Welt, welche in einem Wochenblatte gemishandelt wird, sogleich regt sich das Mutterherz und kein Schritt ist so unbesonnen, wozu ihn sein entbrannter Eifer nicht verleitet. Der Anblik einer ergrimmten, und mit funkelnden Augen wütenden Frauensperson, dergleichen ich hier eine

habe kennen lernen, iſt doppelt unerträglich; denn ſie tritt aus dem natürlichen Karakter des ſchönen Geſchlechts, welcher die ſanfte Freundlichkeit iſt. Eben ſo etwas Empörendes hat der Zorn eines ſchimpfenden Weltweiſen, deſſen eigenthümlicher Vorzug in der Fertigkeit beſtehen ſollte, die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften zu zähmen. Wenn die Wahrheit als ein gemeinſchaftliches Gut betrachtet, wenn die beurtheilende Feder niemals in Galle getunket, und dadurch die ſtets unangenehme Entdekung der Fehler noch unangenehmer gemacht würde, wie viel ärgerlicher Zwiſt unter den Gelehrten, wie manches gedrukte Denkmal ihrer Schwachheit würde nicht unterbleiben?

Daß Künſte und Wiſſenſchaften dem gemeinen Weſen nüzten, daran hat nicht leicht jemand gezweifelt bis vor etlichen Jahren ein Mann auftrat, der das Uebergewicht ihres Misbrauchs und Schadens öffentlich behauptete. Er that dieſes mit einer recht verführeriſchen Beredſamkeit, und beſtritt die Sache mit ſo vieler Geſchiklichkeit, daß, meiner Vermuthung nach, er eher für einen Kundſchafter in der Reihe der Wiſſenſchaften, als für einen Rebellen anzuſehen iſt. Vielleicht hat er ein ſeltenes Original ſeyn wollen, und geglaubt, wie die Spizfindigkeit in den Finſtern, alſo beſtimme in den aufgeklärten Zeiten das Paradoxe den Werth des ſchönen Geiſtes. Es iſt allemal ein Fehler, durch ſeltene Meinungen berühmt werden zu wollen. Verſchwiſtert ſich mit dieſer Begierde eine erhizte Einbildung und ein ausſchweifender Wiz, ſo fehlet es einem boshaften Akazia ſelten an Gelegenheit ſich luſtig zu machen.

Gewiß, die Menſchen haben oft wunderbare Einfälle. Ich war neulich bey einer Jungfer, welche verſchiedene Heirathen ausgeſchlagen und darüber das fünfzigſte Jahr zurükgelegt hatte. Dieſe erzählte mir mit einer Art des Kummers, wie ſie beſtändig etwas wimmern hörte, und nicht anders glauben könnte, als das es die wehklagende

Stimme der Kinder wäre, welche von ihr nicht zur Welt gebracht worden. Ich richtete sie so gut auf als ich konnte; bin aber versichert, daß, wenn ein gewisser tiefdenkender Philosoph dieses Gewimmer gehöret, er daraus eine wichtige Beobachtung gemacht, und es für Seufzer möglicher Wesen gehalten hätte, deren ausgebliebene Wirklichkeit gewissen Ecken der Welt das Unglük zugezogen, nicht vorgestellet zu werden. In einer weiten Entfernung lassen die Gegenstände sich nicht deutlich erkennen, und das beste Auge kann sich irren. Das ist selbst das Schicksal scharfsinniger Weltweisen; welche es wagen die Natur des Geistes und gewisse Erscheinungen in der Welt zu erklären. Sie arbeiten an der Auflösung eines in tausend Schlingen geflochtenen Knotens; der eine faßt den Faden an diesem, der andere an jenem Ende an, und der Knote verwickelt sich immer mehr — wird immer fester. Wie, wenn es so zusammen hienge? — das ist der ganze Trost; und gleichwohl glaubt der betrogne Verstand bey dem dunkeln Lichte der Hypothesen die Wahrheit zu entdecken. Dieselben folgen sich, wie die Moden; eine wird von der andern verdrungen. Richardson schildert Gemüther; der Methaphysikus schreibt Seelenromans. Beyde erdenken; und beyde gefallen. Wer, so lange eine Meinung herrscht, ihr nicht beipflichtet, auf den weiset man mit Fingern, als auf ein seltenes Original.

Als vor dreihundert Jahren die Wissenschaften aus dem Staube der Barbarey hervortraten, beschäftigten sie zuerst vornemlich das Gedächtnis. Man glaubte lieber, als daß man prüfte; man lernte mehr, als man nachdachte. Die meisten Gelehrten untersuchten Worte und stachen Sylben; die feinen Gedanken der Griechen und Römer wurden minder geschätzet, als ihre reine und zierliche Schreibart. Erasmus war zwar ein schöner Geist; aber diesseits der Alpen war er fast der einzige. Selbst bey der damaligen sogenannten Kirchenverbesserung sowohl als bey

der neuen blieb in verſchiedener Abſicht der Verſtand unter dem Joche der alten Vorurtheile. Gewiſſe Grundſätze wurden verworfen, aber die Folgen beibehalten. Einen Widerſpruch ſuchte man durch den andern zu heben; dem Landesherrn wurden zwey Köpfe aufgeſetzet; bald regierte er als Fürſt, bald als oberſter Biſchof. Noch zu unſerer Zeit wird dieſe ungereimte Sprache geführet; zum klaren Zeugnis, daß, wenn gleich ein alter Schade geheilet iſt, die Narben ſich ſo leicht nicht verlieren.

Hundert Jahre ſind es etwa, als in dem Reiche der Wiſſenſchaften die Vernunft den Thron behauptete. Das erſte Opfer, welches in ihrem Tempel geſchlachtet wurde, war Ariſtoteles und ſein ſcholiaſtiſcher Anhang. um nicht wiederſprochen zu werden, nahm ſie die Mathematik zu Hülfe. Alle Lehren erſchienen in eine Reihe von Folgeſätzen, die wie eine Kette aneinander gefüget wurden; wer die zerriſſenen Glieder dieſer Kette nicht bemerkte, der war am Ende gefangen, und mußte auch wider ſeinen Willen überzeuget ſeyn. Vordem bürdete man den Leuten vorgefaſte Meinungen auf; jezt tyranniſirte man ſie mit geometriſchen Beweiſen. Niemand wollte mehr lernen; ein jeder wollte denken; ſtumpfe Köpfe demonſtrirten, und ehe der Verſtand reif war, ſollte er ſchon Früchte tragen. Vielleicht würde man auf dieſem Wege ſich der vorigen Barbarey wieder genähert haben, wenn das Herz nicht ins Mittel getreten wäre, und ſich des herrſchenden Geſchmaks bemeiſtert hätte. Mit einemmale wollte man empfinden, entzücket, hingeriſſen ſeyn. Das Schöne gefiel. Zum Glük ſind die Alten hierinne die beſten Muſter. Sie wurden wieder hervorgeſucht. Die Aeſthetik, die man, wenigſtens dem Namen nach, vor fünfzig Jahren noch nicht kannte, iſt jezt die Mode-Wiſſenſchaft. Ein Geiſt der nicht zart fühlt und fein ſchmekt, gehöret zu der Zahl der verächtlichſten Gattung ſeltener Originale.

Die Dichtkunst hat dieses eigne, daß sie ganz Gefühl ist; denn das Sinnliche macht ihr Wesen aus. Der Gegenstand begeistert den Dichter; unter der Begeisterung schwärmen die Bilder; diese rühren und erschüttern die Seele; wer bey sich selber bleibt, der hat von Glük zu sagen. Neulich trat ich in Melophils Zimmer; er bemerkte mich nicht, denn er dichtete. Bald sprang er auf, bald sezte er sich nieder; Tasse und Pfeife wurden zerbrochen; alles ward umgestossen; die Dinte floß mit den Versen zugleich aufs Papier. Ich war froh, daß ich kein Dichter war; denn, dachte ich bey mir selbst, sollte es allemal so hergehen, so kostete mir jede Ode wenigstens zwo Aderlässe. Bey solchen Umständen darf es einen nicht befremden, wenn oft die gesunde Vernunft unter einer Last von Blumen und Schönheiten ihr Grab findet; und wie seufzt sie nicht, wenn im glänzenden Schimmer ein leeres Nichts erscheinet, wenn der Dichter sein Talent zum Unsinn oder zur Verführung misbrauchet? erblikt man dagegen in dem Schmuk und prachtvollen Kleide der Musen das Kluge, das Wahre, das Nüzliche, so macht sich das Herz daraus ein wahres Empfindungsfest. Da bewundert man einen Haller, dessen groser Geist sich gleichsam mit der Sprache herumkämpfte, die ihm Worte liefern sollte, um seine starken Gedanken auszudrücken; was für ein sanftes Vergnügen durchwallte einen nicht, wenn die heimliche Kunst eines unnachahmlichen Gellerts die Natur beschlich, sie an der Hand herumführte, jeden Schritt lehrreich machte, und kurz zu sagen, nichts suchte und alles fand? wie reizend, wie erhaben ist nicht ein Cramer, ein Uz, ein Wieland und andere Dichter, welche die Grösse ihrer Gaben und die Anmuth ihres Gesangs nicht zum eiteln Spielwerke brauchen, sondern der Andacht, der Tugend und der Verbesserung der Sitten weyhen. Und sollte ich nicht Klopstoks gedenken? der gewis ein seltenes

Originaler ſter Gröſe und im vortheilhafteſten Verſtande iſt. Ich verehre in ſeinem Herzen den Chriſten, in ſeinem Meſſias den dichteriſchen Pomp und die mehr als raphaelſche Stärke des Schilderns. Ob die Gedanken allemal vollkommen richtig ſind, will ich nicht entſcheiden; ſo viel iſt gewis, daß ſeine neue Versart manchen Zwiſt angerichtet und heut zu Tage die poetiſche Welt darüber in zwo Sekten getheilet hat. So kindiſchklingend, ſo gedankenfeſſelnd, ſo abergläubiſch, ſchwach und gezwungen einigen der Reim vorkömmt, ſo ſteifenmäſig und klappernd, ſo unharmoniſch, ſo griechiſchdeutſch, ſo hart und widrig ſcheinen anderen die reimloſen Verſe. Vielleicht würden jene gerechter ſeyn, wenn ihnen der Reim gehorſamer geweſen wäre, wenn ſie mehr den Geiſt des Homers als die Sprache und das Sylbenmaas deſſelben bewundert hätten. Vielleicht würden die Freunde des Reims ſich billiger erwieſen haben, wenn das Ungewöhnliche ſie nicht ſo ſehr erſchrekt hätte, wenn ſie das Eigenthümliche der Dichtkunſt genauer erwogen hätten. Unter beyden Partheyen lieſe ſich leicht Frieden ſtiften; doch ſolchen vermitteln zu wollen, würde vermuthlich eine eben ſo vergebliche Mühe ſeyn als einen Mohren zu waſchen.

In die Zahl der gelehrten ſeltenen Originale rechnet man auch billig die blinden und knechtiſchen Nachahmer. Groſe Leute haben doppelte Urſache ſich vor Fehlern zu hüten; auch die natürlichen ſo gar werden ihnen nachgemacht. Wenn ein berühmter Lehrer das ſch nicht ausſprechen kann, tritt ſogleich ein Studentchen auf und betet Vergieb uns unſere Fuld. Vor etlichen Jahren ſtarb ein Gottesgelehrter, der in den Denkmalen ſeines Glaubens und ſeiner beſondern Meynung über die Offenbarung noch jezt lebt, dieſer hatte die Gewohnheit eigen ſich mit dem Daumen und Zeigefinger immerwährend von beyden Enden den Mund zuputzen, und faſt alle ſeine An-

hänger puzten auf gleiche Art ihren Mund. Ein Mann, dessen ich schon einmal als eines Wunders der Gelehrsamkeit gedacht, pflegt an statt durchsehen, durchsichtigen, und statt sorgfältig, geflissentlich zu setzen, da doch jenes kein passendes Wort ist und dieses soviel bedeutet als vorsezlich. Indessen schreiben es ihm seine Verehrer getrost nach, und glauben vielleicht seine Verdienste zu besitzen, wenn sie seine Sprachfehler nachahmen. Wer einen Hexameter herausdrechseln, seltsame Beiwörter häufen und durch Partizipien den Verstand verwikeln kann, der hält sich in seinem Herzen schon für einen Milton und glaubt, er zeichne so kühn und so wahr, und mahle so stark und glühend als Zachariä. Wie die Kinder, so fallen die meisten aufs Neue, aufs Bunte; gleich als ob die Wahrheit nicht alt und das Schöne noch ungebohren wäre. Und warum das? man will sich unterscheiden, man will ein seltenes Original seyn.

So viele Muster von allerley Art Schriften auch Deutschland liefert, so suchen wir selbige doch noch bey Ausländern. Dem einen (und dieser hat wohl noch den grösten Anhang) gefällt der spielende Witz der Franzosen, dem andern das tiefe Nachdenken des Engeländers. Ich wünschte nur, daß ein jeder dieser Anhänger die Sprachen dieser Ausländer gründlich erlernte, so brauchte es der unendlichen Uebersetzungen nicht, womit die Welt überschwemmet und wodurch die deutsche Sprache verdorben wird. Welche Misgeburten von Worten und Wortfügungen kommen nicht zum Vorschein, wenn ein Schriftsteller sich schöpferisch geberdet, und der hungrige Buchführer den leichtsinnigen Uebersetzer treibet? — Wir leben überhaupt zu einer Zeit, da, so unerträglich auch das Mittelmäsige ist, dennoch fast alle Menschen von der Autorsucht angestecket sind. Vom Throne bis zur Schäferhütte, wer nur die Feder halten kann, der schreibet Bücher, schreibet Komoedien.

Blos

Blos mit den Verzeichniſſen derſelben, und mit den gelehrten Wochenblättern könnten ganze Ströhme zu gedämmt werden. Ich ſelbſt ſpreche mich von dieſer Krankheit nicht frey. Wenigſtens iſt zu beſorgen, es würde, da ich leſen und ſchreiben kann, die Welt, wenn ſie nicht von mir dieſe paar gedrukten Bogen einer Monatſchrift erhielt, mich für ein ſeltenes Original anſehen. Dieſen Vorwurf habe ich, auf Unkoſten meiner Leſer, zu vermeiden geſuchet.

Der argwöhniſche Ehemann.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Hoaldy von Gotter.*

Das Talent, dramatiſche Werke der Ausländer mit einer ganz neuen Schöpfungskraft auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen daß es in Deutſchland lebt und webt, ganz einheimiſche, aus unſerm eignem Boden entſproſne Frucht zu ſeyn ſcheint; dieſes auſſerordentliche Talent, wer unter unſern vortreflichen Verdeutſchern — wir haben in der That mehrere deren Name Lob iſt — aber wer unter ihnen beſizt dieſes Talent ſo ganz eigenthümlich, ſo auffallend vorzüglich, als der vortrefliche Mann, deſſen Name vor dieſem Hoadlyſchen Luſtſpiel ſteht? wie viele ſchaale Früchte franzöſiſcher Zucht und Pflege ſind, durch die Schöpfung dieſes Mannes, ſtarke, ſaftige Bäume geworden, in deren Schatten wir mit Vergnügen ſizen und uns laben. Wie manches ſogenanntes Meiſterſtück der Franzoſen iſt unter Gotters Händen Meiſterſtück geworden, und hat einen Beweis abgegeben, daß unendlich mehr

* Dieſe Beurtheilung habe ich — bis auf einige Zuſäze — aus Herrn Schinks dramaturgiſchen Fragmenten entlehnet.

zu einem Meisterstück gehöre, als das Original leistet. Jeanette nach Voltaire, * der Eheſcheue nach Dorat,** die falſchen Vertraulichkeiten nach Marivaux *** Mariane nach la Harpe, **** wie weit ſtehen ſie über ihre Originale in Karakteriſtick, Wahrheit des Ausdruks, Feinheit des Witzes, Intereſſe und vorzüglich in ſeiner beneidenswürdigen Leichtigkeit des Dialogs. Verdeutſchungen wie dieſe machen ein halb Hundert unſrer Originale entbehrlich. Sie haben das Verdienſt ganz eigner Schöpfung und verrathen unendlich mehr Originalkopf, als der ganze Praß unſrer urſprünglich deutſchen Schauſpiele. Es gehört unendlich viel Schöpfungskraft dazu, ein Stük, das in Sitten und Karakteren völlig ausländiſch iſt, in Sitten und Karakteren völlig einheimiſch zu machen; es braucht viel Schöpfungskraft einen ſchiefen, verzerrten Plan zu ein zuſammenhängendes Ganzes zu machen, und ſchielichte, krüppelhafte Fraßengeſichter zu gerade, edle Menſchen umzuſchaffen.

Hoadlys Suspicious husband, eins der beſten und unterhaltenſten Luſtſpiele der Engländer, war unſtreitig mehr als ein anderes der Bearbeitung eines ſo vortreflichen Verdeutſchers, als Gotter, werth. Aber es war in der That ein Stük Arbeit, all die dreiſten Zügelloſigkeiten des Ranger — im deutſchen Lizenziat Frank — und all die ſtarken Pinſelſtriche des Engländers in dieſem Luſtſpiel mit Rath und Maas auf deutſchen Grund zu verpflanzen — und all das unſern Sitten Fremde und Anſtöſſige einheimiſch und unanſtöſſig zu machen. Aber auch hier verlies Gottern ſeine Schöpfungskraft nicht. Das Fremde ward einheimiſch, das zu kräftige des Engländers in einer

---

* Nanine ** le Célibataire. *** les Fauſſes confidences **** Mélanie.

gewiſſen Gattung von Malerey weislich gemildert, und die Zügelloſigkeiten des Ranger den guten Sitten näher gebracht. Beſonders ſcheinen mir, — ſo viel ich mich aus einer Lektüre des Originals vor vier Jahren noch dunkel erinnern kann — Reinald und Hedwig von der Aue ganz umgeſchafne Karaktere und ganz Gotters Werk.

Der allgemeine Beyfall, den dies Luſtſpiel in allen berühmten Städten Deutſchlands gefunden hat, iſt ein Beweis, wie ungemein es unterhalten, wie ungemein es die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer an ſich ziehen mus. Auch kann es bey der auſſerordentlichen Mannigfaltigkeit von Karakteren, bey dem Reichthum von komiſchen Situazionen, bey der immerfortdauernden Handlung und Regſamkeit der ſpielenden Perſonen nicht anders als ſchreyend gefallen, und es muß äuſſerſt erbärmlich geſpielt worden ſeyn, wenn es an irgend einem Ort dieſen auſſerordentlichen Beyfall nicht findet.

Der Karakter des argwöhniſchen Ehemanns (Bruno, den zu Wien Herr Brockmann ſpielt) iſt der wahre Karakter eines Selbſtpeinigers, der ſich abmartert, ohne zu wiſſen warum, ſich mit Ideen abquält, von denen keine Grund hat, Verrath ſieht wo keiner iſt, und aus jedem unbedeutenden Vorfall Gift für ſeine miltſüchtigen Grillen ſaugt. Mit einem Wort, Brunos Argwohn iſt Krankheit der Seele, eine bittere, peinliche Krankheit; ſo peinlich, daß er ihrer gern los ſeyn möchte, aber nicht los werden kann. Man kann ſein Weib nicht zärtlicher lieben, für ſein Weib nicht mehr zärtliche Achtung haben, als dieſer zwey und dreyſigjähriger Ehemann. Eben dieſe Liebe, dieſe zärtliche Achtung für ſein Weib iſt es, die ſeine Krankheit noch peinlicher macht. So ſehr ſein Argwohn ihn quält, er ſucht ihn zurükzuhalten; ſucht wenigſtens ihn nicht heftig ausbrechen zu laſſen, um ſie nicht zu beleidigen; bricht er aber

ja einmal schnell und unwillkürlich hervor, wird er einmal heftig; gleich ist er wieder bemüht die Beleidigte gut zu machen.

Brunos Argwohn besteht nicht darinn, daß er seine Frau für untreu und seiner unwerth hält; er besteht darinn, daß sie es einmal werden könne. Dazu kommt, daß seine Frau die gute, aber leichtsinnige Hedwig in sein Haus gebracht hat. Hedwig verräth in ihrem ganzen Betragen den Ton der grossen Welt, alle ihre Manieren verkündigen die Weltdame. Und diese leichtsinnige, ausgelasne Hedwig ist seiner Klara vertraute Freundinn; sie leben ganz in einander, sind ein Herz und eine Seele. Wie zittert er für das Herz seiner Frau! wenn Hedwigs Leichtsinn und Ausgelassenheit sich Klaren mittheilte, es wäre um die Tugend seiner Frau, um seine Ruhe geschehen. Zum Unglük hört er zu eben der Zeit von seiner Frau den Namen Wilhelm im Traum nennen — das ist neues Gift für seine Krankheit, sein Herz ist voller als jemals. Und doch ist er noch immer besorgt, seiner Frau vielleicht Unrecht zu thun, noch immer besorgt sie zu beleidigen. Er läst daher lieber seine Galle an seinem Mündel aus, um nur kälter zu werden, und seine Hitze austoben zu lassen. Erst nachdem er Angeliken fortgeschickt hat, wirft er ihr diesen Wilhelm vor; aber immer mit einem Ton, der sich Mühe giebt zu verbergen, was in ihm kocht. Und als er sich nicht mehr halten kann, was thut er? fährt er sie an? bricht er über sie los? Nein, über Hedwig bricht er los, über ihre Ausgelassenheit geht es her. Klara entwickelt ihm die Ursachen von Hedwigs Besuch, und wie wenig sie es vorhersehen können, daß er ihr so eine angenehme Gesellschaft misgönnen werde; Und Bruno? wird er zornig darüber, wird er bitter? Nichtsweniger: mit dem Ton der innigsten Empfindung bricht er aus: „Es „war eine Zeit, wo Ich Ihnen Gesellschaft genug war.„ Nur wenn er auf Hedwig kömmt wird er hizzig, er will

ſie nicht länger im Hauſe dulden; Klara ſoll ihr ſagen, daß er ſie bitte, befehle ſein Haus zu verlaſſen. Er merkt daß dieſe Hizze Klara beleidigt hat, ſogleich ſucht er ſie wieder zu beruhigen; giebt ihr die beſten Worte, ſchmeichelt ihr, bittet ſie um den Frieden ſeiner kleinen Republik willen, Hedwig mit guter Manier aus dem Hauſe zu ſchaffen.

In allen ſeinen Handlungen verräth ſich ſein Argwohn als Argwohn der Seele, man ſieht nirgends eine Spur, daß er der Tirann des Hauſes iſt; ſein eigner Tirann iſt er, ſonſt Niemandes. — Man mus Mitleiden mit dem unglüklichen Mann haben, wenn man die Unruhe ſeines Herzens bey der Ausforſchung Minettens und Texels mit anſieht. Und als Klara nun ſelbſt kömmt, und er, um ſie zu überrumpeln mit Feuer in ſie dringt, aus der Ruhe aber, mit der Klara alle ſeine Fragen beantwortet, ſieht, daß er ihr wieder Unrecht gethan hat, wird er ärgerlich über ſich ſelbſt; und nur dieſer Aerger über ſich ſelbſt iſt es, der ihm ſo gar Klaras Nähbeutel verdächtig macht. Klara wird darüber empfindlich, das thut ihm weh; zärtlich und rührend bittet er ſie, es nur gut ſeyn zu laſſen; ſie ſoll nur ſagen, was ſo ein Ding koſtet, er will ihr Geld geben, ſo viel ſie verlangt. Klara läſt beim Fortgehen ein Papier fallen, er hebt es haſtig auf, ſieht, daß es unbeſchrieben iſt, und voll Aerger, ihr abermals Unrecht gethan zu haben, wirft er es auf die Erde und tritt es mit Füſſen.

So iſt ſein Karakter die ganze Rolle hindurch immer der nemliche. Alle Augenblik wird er überzeugt, daß Klara unſchuldig iſt, und alle Augenblik bezeugt er ihr ſeine Reue und ſeine Zärtlichkeit. Er bricht zuweilen los — giebt aber den Augenblik gute Worte. Selbſt als er den feſten Beweis von ſeiner Frau Untreu zu haben glaubt, als er ſich von ihr ſcheiden laſſen und ſie ihrem Bruder zurükſchicken will, hat ſein ganzes Betragen immer noch Art, verräth noch immer Liebe, verräth noch immer, daß er am meiſten dabey leidet. Und in der lezten Szene, als

er, von Klaras Unschuld überzeugt, ihr das Unrecht gesteht, das er ihr gethan, sie um Verzeihung bittet, ihr Besserung verspricht: wie verräth sein ganzes Betragen, wie glüklich er nun ist, und wieviel sein Herz während seiner unglüklichen Krankheit gelitten hat!

Wenn dieser kranke, leidende, nur sich selbst martternde Bruno, der, seines quälenden Argwohns ungeachtet, sein Weib, das er zärtlich liebt, so viel als er nur immer vermag, zu schonen sucht: wenn er nun in den Händen des Schauspielers zum unmanierlichen, ungezognen Haustiranen wird; wenn er seinem Weibe statt Vorwürfe Sottisen, statt gutes Zureden Beleidigungen saat; wenn er, statt ihrer zu schonen, ihr alle nur ersinnliche Demüthigungen zufügt, statt zärtliche Unruhe zu verrathen, sie aushönt, und so erniedrigend aushönt, als ob sie gemeinste Dirne wäre; wenn sein ganzes Betragen keine Spur von Liebe zu seinem Weibe, von zärtlicher Achtung für sie, vom feinem Umgang mit ihr verräth; wenn er der unhöflichste, gemeinste Schlag von einem Ehemann ist, dem es recht innig küzzelt seine Frau zu quälen, dem es eine wahre Freude wäre, sie auf einer Untreue zu ertappen, damit er sie nur recht mishandeln könnte; wenn ihm bey dem aufgefangenen Brief an Helwig, der ihm klarer Beweis von der Untreue seiner Frau scheint, statt den ganzen Schmerz des Betrognen zu verrathen, das Gesicht von hönischer Freude glüht, daß er sie nun endlich einmal ertappt hat; wenn er sich gleichsam mit einem gewissen Triumph von ihr scheiden lassen und sie ihrem Bruder schicken will; wenn er überdies komisch, und zwar niedrigkomisch genommen wird, und dadurch die ernsthaften rührenden Szenen in lautes Gelächter verwandelt: ich sage, wenn Bruno dies alles in den Händen des Schauspielers wird, so hat der Schauspieler — er sey wer er wolle — seine Rolle von Grund aus vertölpelt; hat den ganzen Karakter des Bruno zum Unding und Ungeheuer und den Titel der Ko-

módie zu Unsinn gemacht: denn seine Brutalität und komisches Betragen widerspricht demselben gänzlich. Die Komödie müste der brutale, der komische, der unausstehliche Ehemann heissen, wenn sie mit seinem Spiel zusammen stimmen sollte.

Und nicht genug, daß er seinen Karakter so gröblich vertölpelt, er vertölpelt den Karakter der Klara mit. Je wahrer die Schauspielerinn ihre Rolle spielt, je wahrer sie das nachgebende, sanfte mit den Schwachheiten ihres Mannes Gedult habende Weib macht: desto mehr fällt durch seine Brutalität und komisches Wesen ein falsches Licht auf Klaras Karakter. Solch einem Tiranen von einem Manne, solch einer kroteskeu Figur, einem solchen ungezogenem Lärmschläger kann Klara unmöglich so nachgeben, unmöglich seine Mishandlungen so geduldig tragen. Sie wird Empfindlichkeit im höchsten Grade, und innigen bittern Schmerz über diese Tiranneyen äussern und sich eines so lächerlichen Geschöpfes schämen. Und doch ist von allen diesen kein Zug in Klaras Karakter; aber ein solcher komisch brutalisirender Bruno zwingt sie: entweder ihren Karakter falsch zu spielen, oder sich von kunstrichternden Skriblern die Sottise auf den Kopf zu sagen zu lassen: daß sie ohne Empfindung gespielt habe.

Weh einer solchen Schauspielerinn, und weh dem Schauspieler, der auf so einen komisch brutalisirenden Bruno den wahren spielt! Das Publikum einmal an das überladene Spiel gewöhnt, wird den wahren einfachen Karakter des Bruno eiskalt finden; der echte Bruno wird verlieren, weil der falsche sich schon zu tief eingenistet hat. Aber weh der Kunst! wenn es viel solche Schauspieler giebt, die durch eine solche widersinnige Darstellung ihrer Rollen den Geschmak des Publikums verderben, und von der Wahrheit entfernen.

Hedwig von der Aue ist ein feines, geistreiches Frauenzimmer voll Wiz, und schäkernder Laune; eine teutsche Babet, munter bis zum Muthwillen. Die grose Welt hat sie gebildet, die grose Welt war ihre Schule: Sie hat daher all die kleinen Kokketterieen, all die Minauderieen der Damen aus dieser Sphäre. Ihr Ton, ihr Betragen, ihr ganzes Wesen, all die kleinen Aeffereien vom Spielen mit dem Postillion d'Amour an bis zum Fächerschlag verrathen die Dame aus der grosen Welt. Ueber alles fähret ihr Wiz her, überall findet ihr Spott ein Feld sich herum zu tummeln.

Aber seit ihrem Aufenthalt in Schwalbach hat ihr muthwilliger Wiz eine merkliche Abnahme gelitten; sie hat mit der Liebe einen grosen Theil ihrer Munterkeit eingebüst. Aber sie will sich das nicht gestehn, sie bemüht sich also über sich selbst zu spotten, zwingt sich, ihren sonstigen Karakter zu behaupten, um Klara und Angelika nicht merken zu lassen, was in ihrem Herzen vorgeht: Ja selbst da, als die ganze Welt schon ihre Leidenschaft weis, ihre Wahl billigt, und Reinald sein Geständnis ablegt, verlast sie der Ton der grosen Welt nicht. Sie affektirt all die Ziereteyen, all die Prüderie einer Dame, indes ihr das Herz mächtig unter der Schnürbrust klopft.

Die Schauspielerin also, die Hedwig zu spielen übernimmt, mus ja in ihrem ganzen Betragen die Dame verrathen, die die grose Welt kennt, und in der grosen Welt gelebt hat; mus sich ja hüten, ihre Laune in das Gemeine, Platte ausarten zu lassen, sich ja hüten die Dame zur Soubrette zu machen.. Sie zeige in ihrer Laune den Zwang, den sie sich giebt, munter zu seyn. Sie affektire in der lezten Szene all die Prüderie einer Weltdame, und sey erst, wenn Reinald nun ganz gewis der Ihrige ist, die wahre Hedwig wieder — ihre Laune sey alsdann ganz zwanglos, ganz Muthwille.

Lizenziat Frank, den zu Wien wechſelweis Herr Schütz und Herr Dauer ſpielen, iſt ein ganz vortrefliches Gemälde eines wilden, leichtſinnigen Libertins, mit den beſten Zügen von Biederſinn und Ehrlichkeit vermiſcht, eine Art vom teutſchen Tom Jones, der in das Stück ungemein viel Leben bringen muß, wenn er nach aller ſeiner Kunſt mit Wahrheit, mit Natur, die um ſo ſchwerer zu behaupten, je ſeltener dergleichen Karakter ſind — ausgeführet wird.

Reinald iſt nichts weniger, als der Narr des Stüks: er iſt ein Mann ſo geſundes Kopfs als irgend einer; ein angenehmer Geſellſchafter, ein guter Kamerad, gegen die ganze Welt gefällig und dienſtfertig. Aber Dichtkunſt und Liebe haben ſeine Seele ein wenig über die Sphäre des gemeinen Lebens erhoben. Seine Phantaſie iſt nicht ſo ſchlecht und recht, wie anderer Menſchen ihre: ſie gränzt am Idealen; er empfindet nicht ſo gewöhnlich wie wir empfinden: ſein Gefühl iſt Rauſch, Taumel. Was bey uns andern Menſchen Wärme für eine Sache iſt, iſt bey ihm Enthuſiasmus: Freude bey uns, iſt bey ihm Trunkenheit: wo nur irgend eine Szene der ſchönen Natur, irgend ein fröhlicher Auftritt des Lebens wohl thut, ſchwebt er in Wonn' und Entzükken. Seine Seele ſieht alles im Licht der Dichtkunſt und Liebe, Dichtkunſt und Liebe, in eine Seele zuſammen gewebt, gieſt rings um ihn her Schimmer des Morgenroths; er ſieht nichts als immerwährende Freude, und alle Szenen der Natur hauchen Wolluſtſchauer durch ſeine Seele. Fröhlichkeit des Herzens, und der Taumel ſeiner in Lieb und Dichtkunſt verſunkenen Phantaſie machen rund um ihn her die Schöpfung tanzen, ſtreuen Roſen auf ſeinen Pfad, lullen ihn mit Nachtigallenmelodien im Schlaf und wecken ihn mit tauſend Mara-Kehlen. Mahomeds Paradies und das Eliſium der Alten zuſammen geſchmolzen kann kein ſchönerer Aufenthalt ſeyn, als dieſe Erde ihm durch Lieb und Dichtkunſt ſcheint. Daher iſt ſein Ausdruck ſo

poetiſch, ſeine Sprache ſo blumenreich. Wenn Roland in der glatten Menſchenſprache von ſeiner Angelika ſagt, daß ſie ein ſchönes, liebenswürdiges Mädchen und Erbinn von fünfzigtauſend Gulden ſey, ſpricht Reinald von ſeiner Hedwig: „Als der Huldgöttinnen Schönſten, ſo hat ihm „ bey ihrer erſten Erſcheinung eine Stimme aus den Wol„ ken zugerufen: ſchau! ſo ſind Venus Anadiomene, Pe„ trarchs Laure und Werthers Lotte nichts gegen ſie. „ Wenn jener ſich ganz menſchlich ſeiner Glukſeligkeit in Angelikens Liebe freut: ſo „ lebt und ſchwebt dieſer gleich den „ geflügelten Boten der Götter, ſo iſt er leicht und „ heis wie Luft und Feuer.“.

Aber troz dieſer Ueberſpannung ſeiner Seele, troz der Aeuſerung dieſer Ueberſpannung auch in ſeinem äuſerlichen Betragen, iſt Reinald immer ein Mann von Erziehung, ein Mann von Welt; der mit dem Ton des feinern Umgangs genau bekannt iſt, und ſich unmöglich wie ein Narr geberden, und Boks- und Kreuzſprünge machen kann. Sein Betragen muß freilich einigermaſſen die Stimmung ſeiner Seele verrathen — aber der Mann von Welt und Erziehung iſt immer dabey ſichtbar. Seine Art zu reden iſt freilich etwas höher geſtimmt, als unſre Art zu reden, und ſeine Stimme wird — beſonders wann er von ſeiner Hedwig ſpricht — etwas deklamirendes, hüpfendes haben. Er wird gedrungener, raſcher, feuriger ſprechen, als wir ſprechen, die wir nicht von Lieb und Dichtkunſt begeiſtert ſind; aber nie wird er einen gezierten, langſamen, heulenden Ton haben. Es wäre unmöglich, daß die geiſtreiche, wizzige Hedwig einen ſolchen Gaukler von einem Menſchen und einen ſo langweiligen gedehnten Schwäzzer lieben könnte. Auch ſind Wiz und Laune nie gedehnt, und Trunkenheit der Seele ſpricht niemals als wenn ſie einſchlafen wollte.

Kurz, Reinald iſt das frölichſte, launigſte, wizigſte Geſchöpf von der Welt; ein Mann von Erziehung und Lebensart, begeiſtert von Lieb und Dichtkunſt; durch Lieb und Dichtkunſt glüklich wie ein Gott, und bereit jeden ſo glüklich zu machen, als er ſich ſelbſt fühlt; ein Schwärmer, aber ein angenehmer, liebenswürdiger Schwärmer.

So nahm ihn Herr Amor, doch nur etwas zu ernſthaft, da er aber dergleichen Rollen nie zur Uebung erhielt, muß man ſeinen in dieſer Rolle gezeigten Fleiß um ſo mehr loben, je treflicher er ſie memorirer hatte und daher richtig modulirte, welches leztere nie gehörig befolgt werden kann, wenn die Rolle nicht bis auf ein Und ſtudiret iſt.

Der Wunſch mancher Mädchen.

Ein Singſpiel des Herrn Profeſſors Zehnmark zu Brün, in zween Aufzügen mit Muſik von Herrn Hanke. Zum erſtenmale gegeben den 28ten Dezember 1781, und ſeit dieſem wiederhohlt den 14 Jenner, den 28ten Aprill und den 31ten Auguſt.

Die ganz vortrefliche Romanze eines Ungenannten im Taſchenbuch für Dichter ꝛc. ꝛc. erſte Abtheilung 1774 war für Herrn Profeſſor Zehnmark zu reizend, zu verführeriſch, als daß er dieſe nicht hätte auf eine oder die andere Art benuzen ſollen. Was alſo daraus zu machen? Die Sucht nach Operetten iſt die herrſchende — alſo ein Singſpiel. Und der Herr Verfaſſer hatte Recht ſich hinter dieſe Schanze zu begeben, denn da kann uns ein billicher Kritikus nicht ſo leicht zu Leibe, weil, wie Beaumarchais ſagt, dasjenige zum ſingen taugt, was nicht verdient geſprochen zu werden. Taugt meine Arbeit nicht viel, ſo finde ich vielleicht einen guten Tonſezer, welcher derſelben einen Werth zu geben weis, ſo dachte der Herr Profeſſor,

und es gelang ihm; seine Tagsarbeit fiel in Herrn Hawkens Hände, welcher ihr Leben und Beyfall zu verschaffen wuste, denn nur die Musik dieses Mannes, und noch nebenher das komische Gemälde der alten Mutter Sibylle, welches Mad: Amor treflich herzustellen wußte, hat die Zuschauer sicher für den Verlust eines lebhaften Vergnügens dieser Abende schadlos gehalten. — Die Romanze nach welcher Herr Professor Zehnmark arbeitete und nach welcher er etwas bessres hätte liefern können, ist folgende:

Die durch den Teufel bestrafte Sibylle.

Herbey zu meiner Mordgeschichte!
Schaut auf und gafft!
Und hört, was für betrübte Früchte
Die Strenge schafft!
Nicht weit von hier, in unsern Tagen,
Ist es geschehn;
Erstaunt wirds euch der Wandrer sagen,
Der es gesehn.

Verwehrt den Töchtern nicht, ihr Mütter,
Ein zärtlich Herz!
Ihr sagt umsonst, die Lieb ist bitter,
Und kostet Schmerz;
Und warnet, wie vor Krokodillen,
Vor Männern sie.
Es geht euch allen wie Sibyllen;
Man glaubt euch nie.

Ja, ja, Sibylle hieß die Mutter,
War fromm und schlecht,
Dem Teufel trozte sie, wie Luther,
Und hatte Recht;

Wenn ſie mit runzlichtem Geſichte,
Die Stimm' erhebt,
Hätt' er, wie Tochter, Magd und Nichte,
Vor ihr gebebt.

Ihr einzig Kind hieß Kunigunde,
Alt ſechszehn Jahr,
Der Roſe gleich von Wang und Munde,
Und ſchwarz von Haar.
Ein Schwarm von jungen Herrn bemühte
Sich um ſie her;
Es war im Tempel, wo ſie kniete,
Kein Plätzchen leer.

Jedoch ihr Herz ward unter allen
Nur Eines lohn:
Nur Hildebrand konnt' ihr gefallen,
Des Nachbars Sohn.
Sie ſahn ſich oft bey Abendſtunden,
Wie jenes Paar, *
Das einſt in Babylon verbunden
Zum Unglück war.

Herr Hildebrand, der in der Liebe
Noch nichts gethan,
Beweiſt ihr täglich ſeine Triebe,
So gut er kann,
Bringt, weil er in der Apotheke
Proviſor war,

---

* Siehe die ſo alte als anmuthige tragikomiſche Liebesgeſchichte von Thisbus und Pyronne, von unſerm Urgroßvater Peter Squenz in galante Poeterey geſetzt.

Ihr manche zärtliche Schartecke
Voll Zucker dar.
Die Mutter, schlau in Liebeshändeln,
Sah bald es ein;
Das Mädchen wollte nichts, als tändeln
Und müßig seyn;
Im Nähn zerriß der Zwirn, den Rocken
Verwirrte sie,
Der Suppe fehlten oft die Brocken,
Und Salz der Brüh.
„ Kind, sprach sie einst, gesteh' es immer,
„ Du bist verliebt;
„ Ich seh dich oft allein im Zimmer
„ Still und betrübt.
„ Was zauderst du, dich zu erklären;
„ Ich weiß es schon. „ —
Nun ja — ich lieb — in allen Ehren,
Des Nachbars Sohn.
„ Noch nie hast du mich so betrübet,
Rief sie entflammt:
„ Wer hinter seiner Mutter liebet,
„ Der ist verdammt,
„ Laß andre Fleischeswerke treiben
„ Und Böses thun;
„ Du sollst ein Tugendspiegel bleiben,
„ Ich will es nun! —
„ Verwegne, sprich, von dieser Stunde,
„ Kein Wort mit ihm!
(Hier brach aus ihrem vollen Munde
Der Ungestüm.)
„ Und thust du nicht, was ich befohlen,
„ So flieh von hier,
„ So soll dich gleich der Teufel holen!
„ Das schwör ich dir! —

Das gute Mädchen bricht vor Schrecken
In Thränen aus,
Und schleicht, ihr Unglück zu entdecken,
Ins Nachbars Haus;
Aus Ungehorsam nicht — sie wollte
Nur ihm gestehn,
Daß — armer Hildebrand! — sie sollte
Dich nicht mehr sehn!
Dann eilt sie, sich zu Bett zu legen,
Vor Mitternacht,
Liest diesmal ihren Abendsegen
Recht mit Bedacht.
Die Mutter stört im ersten Schlummer
Sie noch voll Wuth:
„ Verschlaf den Kitzel und den Kummer
„ Du Teufelsbrut! „
Ach, aber um die Geisterstunde
Erschallt ins Haus
Ein schrecklich Brüllen: „ Kunigunde
„ Komm, komm heraus! „
Es naht sich rasselnd — Eulen schwirren
Ums Haus und schreyn —
Die Thüre knarrt, die Riegel klirren,
Es kommt herein.
Im Auge Glut, wild von Geberden,
Von Ketten schwer,
Bockfüßig, schleppt es auf der Erde
Den Schweif umher.
Die Weiber badeten vor Jammer
Im Schweiße sich,
Als es vom weiten in der Kammer
An Wänden schlich.
Drauf kam es an der Mutter Lager,
Sie aber spricht:

„ Herr Teufel, nein, ich bin zu mager,
„ Mich such' er nicht.
„ O, will er sich nur dorthin drehen,
„ Dort liegt der Tropf! „
Der Teufel folgt, und stößt im Gehen
Am Kammertopf.
Das Mädchen, zitternd, wie die Taube,
liegt tief im Nest;
Der Teufel, hungrig nach dem Raube,
Ergreift sie fest,
Und hält — nicht in dem Schwefelrachen —
In Armen sie,
Und weiß es so geschickt zu machen,
Daß sie nicht schrie.
Dann huscht er hurtig, wie Gespenster,
Weg, und verschwand,
Ob durch den Schlott, ob durch das Fenster,
Ist unbekannt.
Doch ließ er nicht, wie Teufel pflegen,
Gestank zum Hohn,
Es duftete ja seinetwegen
Der Nachttopf schon.
Halb todt vor Schrecken reckt Sibylle
Zuerst das Ohr,
Dann tief aus ihres Bettes Hülle
Den Kopf hervor;
Ruft Kunigunden ausser Oden;
leer war der Ort,
Leer Kammer, Stube, Küch' und Boden
Das Mädchen fort!
Die ganze Stadt füllt das Gerüchte
Am Morgen gleich:
„ O denkt an eurer Sünden Früchte,
„ Bekehrt euch!

„ Bey

„ Bey Frau Sibyllen war der Teufel! „
Und jeder glaubt,
Die gute Mutter, ohne Zweifel,
Sey selbst geraubt.
Bald aber schmolzen ganz in Thränen
Die jungen Herrn.
Selbst Alte weinten, nur die Schönen
Vernahmens gern.
„ Man las es schon in ihren Augen,
„ Sie war kein Lamm.
„ Was konnte diese Frucht auch taugen?
„ Sie glich dem Stamm. „
Verzweiflung quälet Frau Sibyllen:
„ Auf Einen Schwur
„ Erfüllt der Teufel gleich den Willen,
„ Der mir entfuhr,
„ Und nimmt so sehr sie wiederstrebte,
„ Mein Kind zum Raub;
„ Doch da mein lieber Mann noch lebte,
„ Da war er taub. „
Sie bringt in reuerfüllter Trauer
Neun Monden zu;
Zur Nachtzeit stören kalte Schauer
Sie in der Ruh;
Für alles, was sie sonst beseelte,
Ist sie nun kalt;
Nur, daß sie gern noch Batzen zählte
Und Mägde schalt —.
Da kömmt ein Herr im rothen Kleide,
Verneigt sich tief:
„ Madam, ich meld' euch große Freude:
„ Hier ist ein Brief.
„ Ich soll euch zu Gevatter bitten;
„ O kommt geschwind!

„ Zu lang' hat euer Herz gelitten
„ Um euer Kind. „
Wie? — Welch ein Räthsel? — Welche Zweifel?
„ Nun ja, Madam,
„ Erschreckt euch nicht, ich bin der Teufel,
„ Der sie euch nahm:
„ Das Knäbchen, das sie mir gebohren,
„ Hat sicherlich
„ Nicht Pferdefuß, noch Eselohren,
„ Ist glatt, wie ich. „
Die List, das Enkelchen, die Freude,
Dieß alles bricht
Sibyllens Herz, nach solchem Leide;
Sie lacht und spricht:
„ Er kam zuerst zu meinem Bette,
„ Besinnt er sich?
„ O, daß ich nicht geschrieen hätte!
„ Ich, Thörinn, ich! „
Und nun durchlief das Abentheuer
Das ganze Land.
„ Bedenkt, Sibyllens Ungeheuer
„ War Hildebrand!
„ Ja morgen früh steht sie Gevatter
„ Beym Teufelchen! „
Einstimmig ruste das Geschnatter:
„ Das muß ich sehn! „
Die Schönen hörten die Geschichte,
Mit Tugendwahn
Und bitterm Höhn im Angesichte,
Mitleidig an.
Doch manche klagten unverholen
Ihr Herzeleid:
„ O kam auch Einer uns zu holen!
„ Bald wär' es Zeit! „

Das Roſenfeſt zu Salency.

Singſpiel in drey Aufzügen, mit Muſik des berühmten Gretry. Zum erſtenmale gegeben den 15ten September.

Dieſes Singſpiel von ſo vorzüglicher Güte, ſowohl in Rükſicht der Poeſie als der Muſik, hat noch überdies den Werth daß es eine wahre ländliche Begebenheit liefert, die ſich vor etlichen Jahren in Frankreich zu Salency am Roſenfeſte begab. Eine ſo vortrefliche Arbeit ſowohl von Seiten des Dichters als des Tonſetzers bedarf keiner weitern Zergliederung, da ſie durch eine Reihe von Jahren rühmlichſt bekannt iſt.

Nicht ſo bekannt dürfte meinen Leſern die wirkliche Beſchaffenheit und der Urſprung des Roſenfeſtes zu Salency ſeyn, daher ich folgendes als nähere Beleuchtung deſſen mittheile.

Der Herr Medard, Biſchof von Noyon und Herr von Salency, welcher zu den Zeiten des Clovis lebte, iſt derjenige, der dieſes Feſt eingeſezt hat. Er befahl, man ſollte jährlich einen Hut von Roſen und fünf und zwanzig Livres an Geld demjenigen Mädchen von ſeinen Unterthanen austheilen, welches für das tugendhafteſte von allen Bewohnern des Dorfs erkläret worden wäre. Er wies zu Beſtreitung der Unkoſten einige Hufen Landes von ſeinen Domainengütern an, die jezt das Roſen-Lehn heißen, und deren Ertrag zu den fünf und zwanzig Livres und den Koſten der Krönung verwendet wird. Dieſer Prälat war ſo glüklich, daß er eine von ſeinen Schweſtern einſtimmig zum erſten Roſenmädchen ausrufen hörte, und ihr ſelbſt den rühmlichen Preis ihres unbeſcholtenen Wandels überreichen konnte. Man ſieht noch hinter dem Altar der Kapelle St. Medard, ein Gemälde, wo der Biſchof in ſeinem Pontifical-Gewand vorgeſtellet wird,

wie er den Rosenkranz seiner Schwester auf dem Kopf befestigt, die vor ihm kniet, und in Haaren aufgesetzet ist. Seit dieser Zeit ist der Rosenkranz ununterbrochen die Belohnung der untadelhaften Salencyrin geblieben, die gewöhnlich noch in demselben Jahr einen Mann bekommt. Wenn der Tag des Festes angebrochen ist, so wird erst ein feyerlicher Umgang gehalten, worauf in der Kapelle St. Medard, die Weihung des Rosenhutes vor sich gehet, der mit einem fliegenden, breiten blauen Band geziert ist, woran ein silberner Ring hängt. Dies rührt von Ludwig den 13ten her, welcher auf Bitte des Herrn von Bellon, Herrn von Salency, erlaubte, daß dem Rosenmädchen in seinem Namen gegeben werden dürfte. Der Marquis von Gordes, erster Hauptmann seiner Leibwache, war derjenige, welcher im Namen Sr. Maj. dem tugendhaften Mädchen das blaue Band, und den silbernen Ring überbrachte. Als im Jahr 1766 Herr Pelletier de Morfontaine, Intendant von Soißons, seine Generalschaft bereisete, hielt er sich zu Salency auf. Der Amtmann ersuchte ihn, auf Bitte des Dorfs, den Kranz dem Mädchen zu überreichen, welches gewählt werden würde, und der Intendant machte sich nicht allein ein Vergnügen daraus, das Rosenmädchen zu dem Altar zu führen, sondern er hatte auch noch die Grosmuth, sie mit einer Rente von 40 Thalern zu beschenken, die nach ihrem Tod an die andern Rosenmädchen zurükfallt, deren jede sie ein ganzes Jahr genießen soll. Die Ehre der Krönung hat jezt zu einem Prozes zwischen dem Huthsherrn und seinen Unterthanen Anlaß gegeben. leztere behaupten, ihnen käme das Recht zu, die drey Mädchen zu wählen, welche um den Preiß streiten, und der Herr habe nur die Macht, diejenige zu ernennen, welche den Kranz erhalten soll. Der Herr aber behauptet, ihm komme auch das Recht der Wahl, alleine und ohne Zu-

thun seiner Vasallen zu. Die Sache war vor kurzem noch beym Parlamente anhängig, und soll jezt entschieden seyn. Der endlich ergangene Spruch ist mir unbekannt; aber soviel ist gewiß, daß die Unterthanen gewonnen haben, wenn sich anderst die Gerechtigkeit bey dieser Streitsache hat billig finden lassen.

Gedanken über eine alte Schreibfeder.

Hier seh ich einen grosen Platz vor mir, wohin der Unrath aus der Sadt geführt wird. — Wenn aller Unrath hieher kommt, so werdet ihr entsezlich gros werden, ihr Misthaufen.

Wer weis, ob nicht unter diesem Schutte allerley begraben liegt, das noch nüzlich wäre, und wer weis, ob nicht manches noch lange sorgfaltig aufbewahrt werden wird, das schon längst hieher gehörte.

Was liegt hier? — Eine alte Schreibfeder. Laß sehen, wie siehst du aus? Miserabel; alt, verrunzelt, stumpf, völlig verbraucht, und voller Zähne. — Wie wiedersprechend manche Dinge in der Natur sind. Die Menschen werden unbrauchbar, wenn sie die Zähne verlieren und die Federn sind nichts mehr nuz, wenn sie Zähne bekommen. —. Arme Feder! dir geht es wie vielen Menschen. Wer weis auf welchem kostbaren Tische, auf welchem silbernen Schreibzeug du ehehin gelegen bist, welche vornehme Hand mit brillantnen Ringen geschmükt dich ehehin gebraucht hat, nun kamst du auf den Mist. — So muß oft mancher treue Bedienter, der, so lang er brauchbar war, verbrämte Livrey trug, im Alter verlassen und elend seine Tage beschließen.

Ich will dich mit mir nehmen, du gute alte Feder! vielleicht verdienst du, daß man dich aufbewahrt und ehrt. — Vielleicht hat dich ein Vater gebraucht, seinem Sohne

in ferne Länder gute Lehren, Lehren der Tugend nachzuschicken; vielleicht haben sie gefruchtet, und du warst also ein Werkzeug des Guten. — Vielleicht hast du einem armen Dichter gedienet, dessen Gesänge der Tugend und des Vergnügens du zu Papier brachtest, damit er kümmerlich leben konnte. — Vielleicht hat dich ein tugendhaftes Mädchen gebraucht einem verdienstvollem Jünglinge zu gestehen, daß sie ihn liebe.

Aber! — welcher Gedanke! — wer weis, was du auch Böses angerichtet hast!

Vielleicht hast du eine Eheverbindniß zu Papier gebracht, das sich blos auf Eigennuz gründete, das zwey Personen lebenslang unglüklich machte — Vielleicht hat dich ein Advokat gebraucht zu Verdrehung der gerechten Sache! — Vielleicht wurde durch dich ein falsches Referat gemacht! — Vielleicht hat ein boshafter Kunstrichter die Ehre seines Nachstens tödlich durch dich verletzet! — Vielleicht hat ein getaufter Jude dich gebraucht, den sauren Verdienst seines Mitmenschen zu erwuchern! — Vielleicht ward das Todesurtheil eines Unglüklichen mit dir unterschrieben, der noch zu leben verdient hätte? — Vielleicht — — — —

Kehre wieder auf den Mist, alte Feder! Geschieht dir Unrecht, so tröste dich mit den Menschen: es geht ihnen oft auch nicht besser.

Lob des Rauchtabaks.

Von eines Rauchers Leyer soll ein Lied zur Ehre des Rauchtabaks ertönen! Kommt ihr Musen und Grazien, helft mir einen Gegenstand besingen, der der feurigsten Hymne würdig ist. Und du, einziger Pflegvater von Neun wohlgerathnen Töchtern, Apoll! rühre selbst meine Saiten, es gilt ein' Gesang zu deinem Ruhme.

Was? — ihr Kinder des Parnaſſes, ihr laufſt davon und haltet die Naſen zu? auch du Phöbus entflieheſt und wikelſt deine Leyer in einen Mantel ein? Kannſt du nicht Tabak rauchen? Kannſt du dieſen herrlichen Geruch nicht vertragen? meinetwegen, laufſt Alle! ich brauche euch nicht.

So kommt denn ihr, ihr ſchnurrbärtigen Grenadier, auf deren narbichten Geſichtern Muth und Unerſchrockenheit ſitzet, und ihr, ihr abgelebten Invaliden, deren einzige Labſal des Alters ein ſtumpfes brennendes Pfeifgen iſt, und ihr, ihr alten runzlichten Weiber der neuen Welt und der Schuliz, die am Abend vor ihren Thüren andächtig ſchmauchen, und ihr, ihr wenige Mädchen aus Weſtphalen — Ober und Niederſachſen, die ihr euren Geliebten zu gefallen liebreich ſchmauchen gelern habt; ihr Alle kommt, laßt mich mitten unter euch ſitzen und umdampft mich, daß der Rauch zu Wolken werde, mit majeſtätiſchem Pompe gen Himmel ſteige, und den Luftkreis mit ſüßem Geruch erfülle. — Seyd ihr ſchon hier? willkommen, willkommen! ohne Komplimente. — Sezt euch — und raucht.

Ha welch ein liebreicher ſubſtantiöſer Duft! wie wohlriechend! Er belebt meine Sinnen und entflammt meinen Geiſt.

Ertöne meine Leyer! brich aus mein Geſang!

Heil allen Ländern wo guter Tabak wächst! das beſte Kraut der Erde, der Sorgenvertreiber, der Weisheit Lehrer und der Panzer der Tugend.

Heil dem Manne, der ſeinen Werth erforſchte, und dreymal Heil ihm, der die erſte Pfeife rauchte!

Wenn am thauenden Morgen die güldenen Sonnenſtrahlen auf jedem Gräschen tauſendfach ſich beſpiegeln, wie herrlich ſchmeckt da ein Pfeifchen Tabak.

So, wie die Liebe zum Herzen den Weg findet, ſo ſchleicht der Rauch durch den engſten Kanal in den Mund, und ſo, wie der Rauch in der Luft vergeht, ſo verſchwinden Gram und Sorgen.

Wenn der denkende Mann sich frühe von seinem Lager erhebt, die Zeit nützet, und im Nachtgewande beym Thee sich mit unterrichtenden Todten unterhält, giebt es etwas bessers, seine Sinnen in gute Verfassung zu setzen, als eine Pfeife Tabak? durch seinen erleuchtenden Genuß werden die dunkelsten Geheimnisse helle, und die tiefsinnigsten Wahrheiten verständlich.

Wenn im nassen Winter giftige Nebel Felder und Wohnungen bedecken, was ist gesünder als eine Pfeife Tabak? Katharre, Schnuppen und Husten prallen ohnmächtig zurük, und entfernen sich mit Unwillen.

Wenn der lehrbegierige sich einen gründlichen Begriff von der Welt und dem Leben der Menschen machen will, hat er einen bessern Unterricht nöthig, als seine Pfeife? — Die Pfeife ist die Welt; und der Rauch ist das Leben. Der flüchtige schnell vergehende Dampf ist das Bild unsres Glückes, und das unvermerkt in Asche sich verwandelnde Kraut, ist unser und unseres Lebens Sinnbild. — Schnell kann eine Pfeife erkalten, und das Feuer ausgehn; klug ist der, der sein Leben genießt, weil er noch genießen kann.

Nie werdet ihr, ihr Verächter des Rauchtabaks reine Einsichten erlangen. Nie werdet ihr erkennen, daß die ganze Welt nichts mehr sey, als eine Tabakpfeife, und daß die Menschen nichts anders als Tabak sind! — Unwiedersprechlich ist dieser Satz, und ohne den mindesten Zweifel.

Giebt es nicht gute und schlechte, nüzliche und schädliche, edle und unedle Menschen? giebt es nicht auch guten und schlechten, nüzlichen und schädlichen Tabak? giebt es nicht köstlichen Knaster, giebt es nicht auch verfälschten? giebt es nicht gute türkische Blatter? giebt es nicht auch türkischen pfundweis zusammengeschmitten, daß man von einer einzigen Pfeife Lunge und Leber verlieren möchte?

und besonders der Virginia — Gott behüte uns in allen Gnaden — — — —!

Unwiederlegbar ist das Sinnbild des Schnupftabaks. Edle große Blätter werden so klein wie Staub gemacht, und mit dem Athem in die Luftlöcher des Gesichts eingezogen — Werden nicht viele Menschen kleiner gemacht, als Schnupftabak, und sie sammt dem ihrigen als Prisen verschnupft? — Wie gut würde es aussehen um die Erde, wenn es keine Schnupfer mehr gäbe, und kein Schnupftabak mehr gemacht würde;

Welche Phantasie! ich sehe in die Zukunft.

Bald wird die grose Pfeife der Welt durch den Sturmwind der Leidenschaften heftiger in Feuer gesezt und ausgeraucht werden. Dann — dann wird guter und schlechter Tabak, Knaster und Lausewenzel, Raucher und Schnupfer sich in Asche verwandeln, und daraus nur das Salz gezogen werden.

Mädchen! höret, o höret was euch gut ist. Vermahnet eure Liebhaber zum Rauchen, aber vierbietet ihnen das Schnupfen. Wer nicht rauchet, den jagt weit von euch, denn er schnupft gewiß. Glaubt mir: indeß der Raucher bey seiner Pfeife die Welt, und was er ist, überdenkt, seinen Pflichten nachforscht und sich zum klugen und gesunden Menschen raucht, so gehen andere hin, parfumiren sich, flattern herum, schnupfen und — verschnupfen.

Ein Schnupfer langt in jede Dose, — Mädchens! zieht diese Wahrheit in Erwegung — aber ein Raucher hält sich seinen eigenen Tabak.

Verlachet diejenigen, welche das Parfumiren für Wohlgeruch, und das Rauchen für Gestank halten; ihr Geruch ist verdorben. Gesezt sie hätten Recht diese Spötterinnen: ists nicht besser, einen treuen nach Tabak rieckenden Liebhaber zu haben, als einen wohlriechenden ungetreuen?

Gesezt — ja, so! — eure Pfeifen sind ausgelöscht? Nun, so muß ich aufhören.

Logogryphen.*

Ich will einen Verſuch damit wagen; finden ſie Leſer, ſo kann ich auch Räthſel darauf folgen laſſen.

Erſtes Logogryph. **

So wie ich bin, ganz in vier Theilen,
So bin ich Luſt und Wunſch vom Menſchen und vom Thier,
Und kann man meinen Pfad auf ſcheucher Flucht ereilen;
So tönets ſchön im Luſtrevier.
Raupt mir mein erſtes Glied — ſchnell werd ich vom Entzücken
Das Scheuſal einer ſanften Flur.
Nur noch ein Galgenthier ſezt ſich auf meinen Rücken,
Durch deſſen Klaggeſchrey manch Weib in Schrecken fuhr.
Nehmt mir das zweyte noch — wie freut ſich Celimene!
Sie drükt mich ſchwarzes Ding an ihr empfindſam Herz,
Sie lächelt hold um ſich, die liebesvolle Schöne,
Vom Auge fliehet Gram und Schmerz.
Sieh Leſer, hier bin ich in einem einz'gen Nu!
Des Junkers Luſt und Koſt; und — halt die Naſe zu!

---

* Ich nehme ein Wort an, das, wenn ich es in ſeine Buchſtaben oder Sylben trenne, einen andern Verſtand hervorbringt, z. B. Mohr. Werfe ich das M weg, ſo heißt es Ohr. Die Erklärung dieſer drey ** folgt im zweyten Theile.

Zweytes Logogryph.

Ich bin ein Wesen das aus 5 Theilen zusammengesetzet ist. Nimm mich ganz Leser, so stöhre ich die Ruhe deines Hauses und zänke mit der ganzen Welt. Willst du mich aber unter einer vortheilhaftern Gestalt kennen lernen, so schneide mir das erste Glied ab. Nun hast du ein Ding, das die edelsten Geschöpfe belebet, und das keine grimmigern Feinde hat, als Aerzte und Wundärzte, wiewohl sie es nicht immer so bös meynen — denn oft ist es Schlendrian und Unwissenheit, bisweilen Eigennuz, besonders von den leztern.

Drittes Logogryph.

Läßt du meine vier Füße ganz, wiewohl man eigentlich nur drey sieht; so bin ich der Abgott der Schönen, der Stüßer, der Narren und der Klugen, der meisten Menschen einzige Beschäftigung. Willst du mir aber den ersten nicht gönnen, so lache ich deiner Wuth, denn dadurch machst du mich unsterblich, ich ersteige den Parnaß, trinke aus der Hypokrene, und bin einer von den ersten Lieblingen des Apollo.

Maximen.

Bist du so glüklich einen Neider zu haben, so laß ihn zu beruhigen, eine schwache Seite sehen. Mit Scharfsicht wird er sonst selber eine aufsuchen, und da möchtest du so Wohlfeil nicht wegkommen.

Gegen den, der Uebles von dir denkt, vertheidige dich nicht, er wird dir doch nicht glauben. Bist du schuldlos, so sey gutes Muths; bald reden Thaten für dich; der Anlaß, sein Herz oder seine Fähigkeit zu zeigen, findet sich immer.

Ein groſes Verdienſt zeugt allemal Feinde.

Es hängt von den Weibern ab, aus ihren Liebhabern Böſewichter oder Helden zu machen. Findet man bey einem Volke keine Tugenden, keine groſen Eigenſchaften, ſo kömmt es allein daher, weil ſie die Weiber nicht verlangen.

Die Geſetze können Sklaven machen; aber vereiniget Sitten mit den Geſetzen, und ihr habt freye und tugendhafte Menſchen.

Der Pracht iſt das größte Hinternis der Ehen.

Perſonen lächerlich zu machen, iſt wider die Menſchlichkeit. Alle Beleidigung iſt zu verzeihen, nur dieſe nicht, die dem Beleidigten das lezte Gut, die Achtung raubt.

Die Kriegskunſt iſt die Kunſt die Menſchen zu vernichten, und die Politik, die Kunſt ſie zu betrügen.

Wenn die Mädchen ſchwach ſind, ſo werden die Männer Schelme.

In einem wohl eingerichten Staate muß kein Allmoſen ſtatt finden. Der groſe Schach Abas gründete bey ſo vielen nüzlichen Einrichtungen kein Spital. Man fragte ihn um die Urſache. Ich will nicht, antwortete er, daß man in Perſien Spitäler nöthig habe.

Nunmehr iſt man überzeugt, daß ſich ein groſer Held, ein guter König, und ein ehrlicher Mann miteinander vertragen können.

Es iſt immer Grimaſſe, wenn der Wiz die Empfindung nach machen will.

Belohnung, Strafe, Ehre, Schande ſind vier Gottheiten die Tugend auszubreiten und groſe Männer hervor zu bringen.

Kein Menſch kann ohne ſtarke und lebhafte Leidenſchaften Genie werden.

Die politische Verbindung ist die Mutter der Menschheit. Ausser ihr würden Menschen nie Menschen geworden seyn.

Das allersicherste Mittel die Menschen zu bessern, ist die Einführung einer vollkommenen Kinderzucht.

Jemehr ein Herr Fehler hat, desto weniger soll er sich mit seinen Bedienten vertraut machen.

Es ist besser den Verbrechen vorzubeugen, als sie zu bestrafen.

Der Pracht macht früh oder spät Nationen zu entnervte Juwelen Händler.

Geburt und Glüks-Güther schliessen die Talente zwar nicht aus, allein sie geben sie auch nicht.

Ueberall wo die Wissenschaften den Weg zu Ansehn oder Glük bahnen, werden sie mit Fortgang getrieben.

Den Poeten ist das harte Schicksal zu Theil worden, daß sie meist am zierlichsten von denen schreiben, die es am wenigsten verdienen.

Anekdoten.

In einer Residenz ward — ich weis nicht mehr, welches Stück aufgeführt. Der Schauspieler, der die Rolle eines tölpischen Landjunkers sehr natürlich spielte, erhielt ungemein Beyfall. „ Nu was sagen Sie, sagte einer von den Zuschauern zu seinem Nachtbar, spielt der Schauspieler heute seine Rolle nicht ganz vortreflich? „ das thut er allemal, erwiederte der andere, so oft die Natur ein Flegel ist.

Ein Schauspieler lag auf den Tod; der Arzt kündigte ihm sein herannahendes Ende an; hierüber fieng dieser bitterlich zu weinen an. Fassen sie sich mein Freund, redete ihm der Arzt sanft zu, sterben ist ja ein allgemeines loos. „ Ach es ist nicht das lieber Herr Doktor, antwor-

tete der Schauspieler, meine Thränen haben einen ganz andern Grund. Ich habe in meinem Leben so manche Rolle verhunzt, und das Publikum hat mir doch applaudirt, die Rolle, die ich jzt spielen soll, werd ich ganz gewis auch verhunzen, aber ich komme zu einem Publikum, von dem ich sehr befürchte, daß es mir nicht applaudiren wird. „

Zwischen einem Geck vom Stande und einem Lustigmacher auf dem Theater gab es in einer Assamblee, wo jeder sich für sein Geld divertirte, einen Rangstreit. Jener verlangte schlechterdings, daß dieser, weil kein Plaz mehr an der Tafel war, vor ihm aufstehen sollte. Der Schauspieler weigerte sich mit dem Bedeuten, daß er hier so viel Recht habe, wie Ihro Gnaden. „ So viel Recht, schrie der Herr von hizig, — zwischen einen Narren wie ihr und zwischen mir, sollt ich denken, wär doch ein groser Unterschied? „ Allerdings ein sehr groser antwortete dieser ganz kaltblütig, denn ich spiele den Narren, und Sie sind's. „

An meinen Freund.

Ich wünsche dir das grose Loos
In Utrechts Lotterie,
Ein hübsches Mädchen in den Schoos
Und Freunde von Genie!
Ein gutes Buch und Rebensaft,
Gereift am alten Rhein,
Ein Haus und eine Nachbarschaft,
Wo keine Narren seyn!

Ende des ersten Theils

Innhalt
dieſes erſten Theils.

Zueignungsſchrift. — An das Publikum.
Ankündigung oder Einleitung. . . . Seite 1
Der ehrliche Verbrecher. 3
Vorrede des Verfaſſers dieſes Schauſpiels. . . 5
Anekdote dieſes Schauſpiel betreffend. . . 11
Mein Wunſch nach Leſung des ehrlichen Verbrechers. 12
Ueber Emilia Galotti. 12
Wie Emilia Galotti entſtand. 13
An Madam Amor, als Claudia Galotti. . . 14
Prolog und 14
Epilog zur Emilia Galotti. 15
Auf Herrn Bodenburg. 16
Der Fanatiſmus, oder: Jean Calas. . . 17
Kurze Geſchichte vom Tode des Jean Calas. . 20
Grabſchrift auf Calas. 36
Grabſchrift auf Voltairen. 36
Etwas die junge Indianerinn betreffend. . . 37
Der Frühling, eine Wochenſchrift in der Monatſchrift. 39. 77
Auf die Frage eines albernen Critikus. . . 48
Brief über das Theater und die Schauſpieler. . 50
Robert und Kalliſte, oder: der Triumph der Treue. 67
Gianetta Montaldi, von Schink und nach Schink. . 70
Leſſing in mein Stammbuch. 76
Litteratur. Schreiben eines Königsberger Gelehrten. 88
Der Bach, ein ländliches Gedicht. . . . 89
Amaliens lezte Stunden. 92
Voltaire an den König von Preuſſen. . . 94
Scherz und Ernſt. 96. 143
Die Schönen. 97
Ueber den Prolog von Cramer. 98

Prolog zum Clavigo. . . . Seite 123
Das seltene Original. . . 130. 179. 207. 249
An einen Offizier. 144
Ein Advokat an seinen Sohn. . . . 144
Der blaue Montag. 145
Ueber den Edelknaben des Herrn Engel. . . 147
An Mad. Amor als Frau von Detmund. . 169
Gedanken über eine Hinrichtung. . . . 189
Grabschrift. 192
Mein Schneider. 193
Gedanken über den Einflus des guten Geschmakes auf den Staat und die Religion. . . . 194
Betrachtungen an einem Sommerabend. . 218
Ueber Clavigo. 226
Pariser Rezensionen dieses Trauerspiels. . 232
Etwas meinen Nachbar betreffend. . . 236
Star, der Hagestolz, hat sich vermählet. . 238
Frauenzimmer welche sich zu verheirathen gedenken. 239
Nachtgedanken eines Gefangenen. . . 241
Abhandlung ꝛc. eine wohleingerichtete Schaubühne betreffend. 242
Ueber den argwöhnischen Ehemann, Lustspiel. . 257
Ueber den Wunsch mancher Madchen, Singspiel. 267
Das Rosenfest zu Salency. 275
Gedanken über eine alte Schreibfeder. . . 277
Lob des Rauchtabaks. 278
Logogryphen. 282
Maximen. 283
Anekdoten. 11. 48. 285
An meinen Freund. 286
Lied eines Savoyarden von der Zufriedenheit, wird ganz zu Ende nach Seite 286 gebunden.

Theatraliſches
QUODLIBET
für
Schauſpieler
und
Schauſpielliebhaber.

Geſammlet und herausgegeben
von
G** F** L**.
Deutſcher Schauſpieler.

Zweyter Theil.

Warſchau, bey Peter Duſour, königl: Buchdrucker,
1782 — 83.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ex Biblioth. Universitat. Frider. Gui. Berolin.

Zueignungsschrift
an die Adler.

Erlauchte Vögel!

Da es vergebens seyn würde, unter dem menschlichen Geschlechte, Wesen zu suchen, welche gute Augen haben; so eigne ich folgendes abgebrochene und fortgesezte Werkgen Euch als Geschöpfen zu, deren Augen durch die Wolken dringen und muthig in die Sonne schauen. Ich weiß zwar wohl daß Ihr Eures guten Gesichtes ohngeachtet, diese Zueignungsschrift nicht werdet lesen können; aber ein Herr, an dem ich sie hätte richten mögen, würde sie eben so wenig lesen, und überdieß wird man mich auch keiner kriechenden Schmeicheley beschuldigen können, wie alle unsere Schriftsteller, deren Unsinn der Dummheit Weyhrauch streuet, manchen Thoren Ihro Excellenz, und oft den Unverstand Ihro Gnaden heißt.

Außerdem ist ja wohl nichts natürlicher als daß ich Euch, Erlauchten Vögeln, mein Werk zuschreibe, da Ihr nicht nur die Könige der gefiederten Geschöpfe,

sondern selbst unsere Vettern und Brüder geworden seyd, nachdem uns von mehr als tausend Schriftstellern versichert worden, Ihr wäret von eben der Natur wie wir. Ohne Zweifel werden dieselben meine Wahl mit ihrem Beyfalle beehren und stolz darauf thun, daß ich endlich Muth genug habe, Euch dieses Buch, zum Zeichen des Bundes, den sie mit Euch eingehen wollen, zuzueignen.

Ich bin, obwohl ohne Fänge, Federn oder Schnabel, Ew: Hoheiten, (denn Ihr flieget ja recht sehr hoch)

unterthänig gehorsamster Diener
und wohlgeneigter Bruder

ZNERO! HEIRDEIRF BEI!TTOG.

Vorrede.

Ich habe so geschrieben, wie ich gesehen habe: Ohne Ordnung und Verbindung: bald dieses bald jenes. Das Publikum ist mit mehr als zuviel methodisch geschriebenen Büchern überschwemmt, die, indem sie allzu metaphysisch und mit einer Menge Beschreibungen und Eintheilungen angefüllt sind, den freyen Lauf des Verstandes hemmen, und verursachen, daß er in sich selbst verwirrt und verdrießlich wird. Vernünftige Leute werden mir ihren Beyfall nicht versagen; aber da sie eine so geringe Anzahl ausmachen, daß sie fast vor nichts zu rechnen, so kann ich mir wohl keinen allzugroßen versprechen: was liegt daran!

Man wird wenigstens nicht sehen, daß ich, wie alle Thoren unserer Zeiten, mit einem Fernglas die Gegenstände untersuche und sie mit trotzigen und verächtlichen Gebärden betrachte. Mein scharfes Gesicht, meine hellen Augen, die nur durch einen Taylor, konnten verdunkelt werden, sehen die Dinge so wie sie sind, ohne Grosthun und ohne Vorurtheil. Ich schimpfe weder die Blinden noch die Einäugigen, aber ich bedaure sie und behaupte, daß die Blendung, welches der Gegenstand des folgenden kleinen Werkes ist, die Ursache ist, daß weder unsere Schriftstel-

ler, noch unſere Richter; weder unſere Hofleute, noch unſere Kriegsmänner mehr das ſind, was ſie waren. Ich habe hiebey niemand vor Augen; denn ich habe allzuviel ſchwache Geiſter, allzuviel Unwiſſende geſehen, als daß ich mich des einen mehr, als des andern, erinnern ſollte. Kann man ſich wohl aller Mücken und aller Sommervögel erinnern, die man in einem Garten ſieht, wenn die ganze Luft davon bedeckt iſt?

Wann man keinen Geſchmack an dieſem Werke findet, deſto beſſer iſt es. Es iſt ein Beweis, daß ich deutlich geſehen habe; ob man wohl, da ich noch jung, nach einem verjährten Schlendrian, mich einer ächten Klarheit unfähig halten könnte. Ich bin, wie man weis, ein S*** und nicht weniger als zwey und dreyſig Jahre alt.

Theatraliſches Quodlibet.

Sammlung

für den

Monat November 1782.

Die Blendung.

Ego autem neminem nomino: quare irafci mihi nemo poterit, niſi qui ante de ſe voluerit confiteri.

Cicero pro Leg: Man:

Die Blendung iſt keine ſo ſeltene Krankheit, die nur an einigen Orten regieret, und nur einige Tage währet. Kaum fangen unſere ſchwachen Augen an ſich zu öffnen, als ſie plötzlich von einem Glanze gerühret, die Gegenſtände verwirrt erkennen. Ohne Zweifel verurſachet der ſchleunige Ausgang, aus dem Schooſe der Mutter, in das feurige Licht der Sonnen dieſen traurigen Zufall. Denn ich, der ich mitten in der Nacht gebohren wurde, und durch die Vorſicht einer geſchickten Hebamme das Licht des Tages erſt nach zweyen Wochen, und nur ſtuffenweis zu ſehen bekam, wurde vor der Blendung verwahret. Ich wurde bald dieſes koſtbaren Vortheils gewahr. Kaum

war ich drey Jahr alt, als ich meine Spielgesellen mitten unter ihrem kindischen Zeitvertreib über die Schönheit eines Dinges ein Geschrey erheben hörte, so ich für Staub hielt, so wie sie im Gegentheil etwas verachteten, dessen Pracht mich beynahe eben so sehr, als der Sterne ihrer in Vergnügen setzte.

Was für eine Lust ist es nicht, wenn man sich, mit einem durchdringenden Gesichte, auf einem mit Ferngläsern, Brillen und Vergrößerungsgläsern angefüllten Erdkreis befindet, und im Stande ist, durch sich selbst und blos durch Hülfe seiner Augen, die unmerklichsten und entferntesten Gegenstände zu erkennen! Wie vielmal habe ich nicht eine unaussprechliche Freude empfunden, wenn ich, mitten unter dem größten Haufen, mich allein für fähig halten konnte, auch so gar die Wesen der Dinge zu erkennen, ihre Farben zu unterscheiden, und daran, mit einem Augenblick, Theile zu zergliedern, die tausend Zuschauer nicht einmal für wirklich hielten!

Der Verstand, der nicht wenig von den Sinnen und ihren Werkzeugen abhängt, folgte der Lebhaftigkeit meiner Augen mit gleichen Schritten. Gleich diesen wurde er fein und durchdringend, und setzte mich frühzeitig in Stand, die geheimsten Triebfedern zu entdecken, vermittelst welcher die Reiche dieser Welt und ihre Beherrscher ihre Rollen spielen, und welche dieses ganze Weltgebäude, wie ein Pickelhering seine Puppe, in Bewegung setzen. Ich schöpfte meine Einsichten keinesweges aus Büchern. Und was würde ich auch wohl darinnen gefunden haben? Eitelkeiten, Thorheiten und Irrthümer, die stets von andern abgeschrieben und nur wieder in ein anderes Gewand eingehüllet sind. V** der auf einem Haufen von Ungründlichkeit und Widerspruch, wie auf einem Goldberge prächtig erhaben sitzt, würde mir schamlos gesagt haben, es sey kein Unterschied zwischen der Religion und der Gottlosigkeit; er

würde mir Stellen aus der Geschichtskunde erzählet haben, die Niemand je gewußt hat, und die selbst den Zeitgenossen seiner Helden unbekannt waren. Er würde mit Neuton erklären wollen und ihn verdunkeln, und unter dem Deckmantel einer verführerischen Schreibart, würde er mir tausend falsche und unflähtige Gedanken vorgeleget haben.

C.** würde mir durch seine bundscheckigte Schaumkelle (Ecumoir) Dünste in den Kopf gejagt, und mich durch ein lächerliches Sopha in eine Schwermuth versezt haben, die vermögend gewesen wäre, meine Galle gegen das ganze menschliche Geschlecht zu erhizen, und zu machen, daß ich allen Schriftstellern eben so, wie dem Teufel entsaget hätte.

Die Verfasser der En*** würden mich unter der Last der allerunerträchligsten Abhandlungen erstickt, und weiter nichts gethan, als ein ganzes schon vor vielen Jahren gedrucktes deutsches Wörterbuch wiederhohlt haben.

Die Akad** diese Art Menschen, die nicht fähig allein zu denken, die eine Gemeinschaft der Leidenschaften und Vorurtheile errichteten, und die zum öftern einander selbst nicht verstunden, würden, durch ihre allzu große Bemühung, die Wissenschaften zu distilliren und auszuputzen, meine Vernunft mit einer Fluth von Worten ersäuft haben.

Die elenden Poeten, welche an dem Fuße des Parnasses herum schnarren, und selbst das Laster in ein Sylbenmaas bringen, würden, indem sie meinen Geist ermuntern wollen, mein Herz verkehrt haben.

Unsere romanenhafte Philosophen, deren gesunde Vernunft nun im Schlummer liegt, würden mir endlich in ihrer Weltgeschichte eben so glaubwürdige Verwandlungen, als des Ovid seine, erzählt haben; und unsere theologischen Stuzer, deren ganzes Wissen im Disputiren bestehet,

würden mein Gehirne mit nichts als Zänkereyen, Räthseln und Ungewißheiten angefüllt haben.

Daher entschloß ich mich, durch den Anblick der mit Thorheiten und Widerspruch angefüllten Bücher abgeschröckt, vielmehr die Menschen selbst, als ihre Schriften zu lesen. Eine Schrift ist nichts als die Schaale, aber das Herz ist das Wesen selbst, und das Mark so man untersuchen muß. Ich habe die Handlungen durchblättert, und bin bis in das Innerste der Gedanken gedrungen. Die menschliche Seele ward mir eine Gallerie auf der ich, nach Belieben, auf und niederspazierte. Was für Entdeckungen! Welch eine Menge von unbekannten Gemählden! Was für eine Vermischung von Lastern, die man für Farben der Tugend ausschreyet! Ich wette, daß die neue Welt nicht fruchtbarer ist, als die so ich gesehen habe. Allein, wenn ich auch gleich oftmalen Geld und Edelgesteine gefunden habe, so sammelte ich doch noch öfters Staub und Unflath. Oft habe ich tausend Handlungen filtriren müssen, ehe ich eine reine bekam. Ich glaube nicht, daß ein Meer oder ein Irrgarten schwerer zu durchwandern sey, als das Herz des Menschen. Die Ursachen seiner Handlungen, und seine Art zu handeln, verändern fast alle Augenblicke seine Gestalt, so wie seine Neigungen.

Die Wahrheit, die das fürnehmste Geschäfte eines jeden Menschen seyn soll, hat meine Mühe belohnt. Denn während daß die Welt, leider! von ihren Irrthümern und Vorurtheilen betrogen, den Schatten für das Licht hält, und sich von einem Haufen Menschen, deren Absichten man nur zufälliger Weise errathen kann, bey der Nase herum führen läßt; so erkenne ich sie durchaus, solchergestalt, daß der Körper der schwachen Sterblichen meinen Augen so durchsichtig, wie Crystall, wird: ich sehe bis ins Innerste der Seele. Wohl dem, der nicht geblendet ist!

Dieſe unſelige Blendung iſt es, die die Höfe mit Thoren, und die Reiche mit eben ſo ungeſitteten als unfähigen Einwohnern bevölkert. Dieſe iſt es, die uns unſer Jahrhundert als wunderbar vorſtellet, und das lächerliche unſern Augen entziehet, ſo es zu dem ſchlechteſten Weltalter macht. Sie iſt es, die uns die Larve der Religion für die Religion ſelbſten darbietet, und uns bey dem reinſten Gottesdienſte, unter einen Haufen Heuchler führt. Sie iſt es, die heut zu Tage Leute an die Spitze der Kriegsheere ſtellt, die kaum ihre Marketender zu ſeyn verdienten; die Räuber für Helden, Stutzer für Abgeſandte anſiehet. Sie iſt es, die uns das Gift, ſo in böſen Schriften liegt, verborgen hält, und die da macht, daß wir gottloſe Schriftſteller, welche verdienten erſtickt zu werden, für liebenswürdige Männer halten; die gegenwärtig einen Theil Europens in Brand ſetzet, und kleine Anforderungen, ſehr geringer Stücke Landes, um welcher willen man ſich erwürget, aufreibet und zernichtet, in unſern Augen groß macht. Sie iſt es, die uns verleitet die Soldaten, Menſchen wie wir, für Docken anzuſehen, die ſich nach den Trieben unſers Eigenſinnes und unſers Ehrgeizes bewegen müſſen. Sie iſt es endlich die da macht, daß wir läppiſche und gottloſe Romanen, in denen weder geſunder Verſtand noch Tugend anzutreffen, für etwas koſtbares und prächtiges halten.

Alle falſche Schlüſſe, ſo man aus den Grundſätzen und Sitten der Geſellſchaft ziehet, ſind Folgen der Blendung. Hätte man dieſe nicht, ſo würde man ſich vor den Vorurtheilen verwahren, und Gegenſtände nicht göttlich erheben, welche mit Füßen getreten zu werden verdienten. Die Welt gleichet durch dieſe unſelige Blendung dem Spital der dreyhundert Brüder; jeder tappet, indem er gehen will, und ergreift nicht ſelten einen Stein, indem er einen Schatz zu erhaſchen glaubt; oft ſcheitert man an einer Klippe, die man zu erreichen für ein Glück gehalten hat.

Viele Weltweiſe haben geglaubt, unſer Leben wäre ein ſteter Traum. Ich wundere mich darüber ganz und gar nicht. Unſere Geſetze, unſer Geſchmack, unſere Gewohnheiten zeigen nichts, als Träumer an. Allein das ſchlimmſte von der Sache iſt, daß wir, gleich den Haſen mit offnen Augen ſchlummern. Eine dem Staar ähnliche Entkräftung des Geſichtes macht, daß wir alles doppelt, oder anders ſehen, als es wirklich iſt.

Die prächtige Morgenröthe entwiſchet euren Blicken, ob ſie euch gleich die ſchönſten Farben und die herrlichſte Vermiſchung derſelben vor Augen ſtellt. Die Veſte des Himmels rühret euch nicht, ob ſie gleich ein mit allem, was die Natur fürtreffliches hat, ausgeziertes Gezelt iſt; Gold, Silber und Edelgeſteine ſind daran verſchwendet. Ebbe und Fluth bewegen die ſilbernen Wellen des Meeres, und ihr wendet eure Augen auf ſchwache Abbildungen aller dieſer Schönheiten, und bewundert einige Kupferſtiche oder Verzierungen, die ihr Bild in einer Opera nur unvollkommen vorſtellen. Woher kommt dieſe Ausſchweifung? Ihr habt die Blendung.

Einige ſuchen Einwohner in dem Mond, die nicht darinnen ſind; andere glauben an einer Mücke Schönheiten zu finden, die ihr nur das Vergröſſerungsglas beyleget. Die Egyptier finden Gott in einer Zwiebel; die Römer halten die Eigenliebe für Tugend; die Zulins, die Ausgelaſſenheit für Freyheit, die Schwelgerey für Wolluſt. Hat die Welt wohl gute Augen?

Was mich anbelangt, der ich weder den Staar noch trübe Augen habe, ich habe geſehen, wie ein jeder von den Farben eben ſo verſchieden urtheilte, als ſein Geſchmack verſchieden war. Ich habe geſehen, wie der Hoheprieſter das göttlich verehrte, was der Richter Heucheley nennte; wie der Rathsherr das für Eifer hielt; was der Soldat

Phantaſey hieß; wie der Offizier das für Tapferkeit achtete, was der Mönch für Zaghaftigkeit ausgab.

Ich habe die, ſo man für Weiſe hielt, mitten unter den Fackeln, bey hellem Sonnenſchein, wie im Finſtern tappen und ſich ermüden ſehen, indem ſie einem Schatten vom Glücke nachjagten, und eine Sache ſuchten, die unmöglich zu finden war.

Ich habe geſehen, wie man einige Körner Staub, ſo man Gold nennte, einem erleuchteten Verſtand, einem großmüthigen Herzen vorzog, und, mit einem Worte, vergötterte.

Ich habe geſehen, wie man den Unverſtand für eine Ehre hielt, und ihn gleich einer Blume oder einem Bändgen für Mode annahm, und wie er der Jugend Unterweiſung gab, Schüler in allen Staaten formirte, ſich räucherte und friſirte.

Ich habe die Titel Hoheit und Excellenz bey Männern ſtolz einher treten ſehen, deren Tugenden incognito giengen.

Ich habe geſehen, wie der unter einem ſchwarzen Kleide verborgenen Eitelkeit, eben ſo viel Ehre erwieſen wurde, als der Gottesfurcht.

Ich habe zehn oder zwanzig elende Jahre, eben ſo gern durchleben ſehen, als wären es mehr Jahrhunderte geweſen, die doch alle zu nichts anders angewendet wurden, als ein Glück zu bauen, ſo etwan zwey oder drey Minuten dauerte.

Ich habe die Religion unter tauſend Namen, und unter tauſend verſchiedenen Geſtalten geſehen, wie ſie bey einem blutdürſtigen P** Eifer, bey einem aufgeblaſenen C**** Demuth, bey einem epicuriſchen Gleisner Buße heißt.

Ich habe Finanzräthe und Oberaufſeher geſehen, die mit den erhobenen Gefällen ihre Töchter an Herzoge und Grafen verkauften.

Ich habe Eroberer gesehen, die mit ihrem Blute um einige Felsen und Hügel stritten, sie endlich mit Sturm eroberten, und zulezt ohne Umstände wieder räumten.

Ich habe Bücher gesehen, die nur einen Tag dauerten, und wie die Blumen, zu früh ausschlugen, Mittags florirten, und am Abend abstelen. Ich habe andere gesehen, die gleich armen Waisen, alle Kramladen und Caffehäuser durchstrichen, ohne jemand zu finden, der das Herz gehabt hätte, sich für ihren Vater zu bekennen.

Ich habe gesehen, wie der Herzog sich mit Fontanschen und dreyfachen Spitzen, in Essenzen von Ambra und Bisam badete, wie ein Rauchfaß hin und her gieng, diesen einbalsamirte, jenem einen Schlag gab, mit einem Worte, nichts als Rauch machte.

Ich habe den Stuzer nach der Mode bey dem Minister zur Sonnenblume werden, wie dieser gehen, wie dieser stille stehen, ja selbst wie dieser sich rauspern sehen.

Ich habe gesehen, wie die meisten Damen, gleich jenen Blumen die man Nachtschatten nennt, sich nur des Abends in den Armen ihrer Liebhaber aufschlossen, des Morgens aber so fest zusammen zogen, als es die strengste Tugend nur immer thun könnte. Mag es mir wohl verarget werden, daß ich alles dieses gesehen habe? In diesem Falle müßte man meinen Augen den Prozeß machen: denn ich kann nichts dafür, daß sie so gut sehen. Kein Wiesel kündiget deswegen einer Katze den Krieg an, weil diese ein bessers und durchdringenders Gesicht hat wie jenes.

Ich habe die gesunde Vernunft, bey Leuten von vierzig Jahren, die man für Philosophen ausgab, und die im Hauptwerke doch nichts, als zweybeinigte Thiere waren, in ihrer ersten Kindheit gesehen.

Es giebt in der Sacriſtey ſo gut Marionetten, als auf der Schaubühne, und genug Nichtswürdige, die die Religion eben ſo, wie ein Luſtſtück ſpielen.

Das Grabmal eines Mufti würde nichts prächtiges haben, wenn es nicht von Weibern mit großen Brüſten und gewölbten Buſen umgeben wäre. Die Religion und Nächſtenliebe würden keine gar zu gute Geſtalt haben, wenn ſie nicht alle beede mit der Frechheit einer Buhlerinn, und in dem Aufputze einer verführeriſchen Frauen erſchienen. Hier entdecke ich Derwiſe, die die Gegenſtände, die ſie nicht wirklich beſitzen können, wenigſtens im Gemählde haben wollen. Dieſer Anblick erinnert ſie ohne Unterlaß an die Schönheiten, denen ihr Herz noch anhängt. Bernini ſoll ſeine Geliebte in vielen Kirchen wie eine Magdalena gekleidet haben. Thun unſere Talopins nicht das nähmliche?

Warum werden die Armen, von welchen die Diener des Allerhöchſten ſagen, daß ſie Gottes-Freunde wären, wie Böſewichte begraben, da man für den Reichen vom Morgen bis zum Abend die Glocken läutet, die Tempel ausſchmücket, allenthalben Rauchwerk anzündet, und durch Predigten ſie ſeelig preiſet? Den Armen wirft man geſchwinde in ein elendes Loch, und auch dieſes wird ihm mit harter Mühe vergönnt. Was für einen triebſeligen Anblick geben unſere — — — —

Ein ſchlechtes Kreuz, ſo man aus Reſpekt trägt, iſt ein verehrungswürdiger Gegenſtand, aber ein Kreuz von Rubinen, ſo ein P** aus Stolz trägt, wird ein den Ohrengehängen ähnlicher Geſchmuck.

Die Fortſetzung folgt.

Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti:

an

Herrn Friedrich Wilhelm Gotter,

Archivarius zu Gotha. *

Wird nicht die Dame, die, beym Thee,
Emilien, die ihr vergöttert,
Mit pomadirter Hand durchblättert;
Bald ihr petit nez retroussé
Beym Schnickschnack der Orsina rümpfet;
Bald anmuthsvoll die Achsel zückt,
Wenn sie das Reh im Garn erblickt,
Und auf den Odoardo schimpfet,
Der sich für unsre Welt nicht schickt;
Wird sie nicht glauben: eingeimpfet
Sey ihr allein von der Natur
Gefühl, Geschmack — ihr wäret nur
Geschwätzige Enthusiasten? —

Wären solche ungereimte Urtheile über das neueste Meisterstück unserer tragischen Bühne, die Sie, H. H, so treffend gezüchtigt haben, nur auf den Zirkel unsrer halb französischen Welt eingeschränkt: so ließe sich blos darüber lachen. Aber welchem Verdrusse sieht sich der Kenner ausgesetzt, wenn er auf die sich so sehr durchkreuzenden, so schiefen Urtheile unsers Publikums horcht? So sehr sie ihm für den wahren innern Werth des beurtheilten Stücks bürgen — denn über etwas Alltägliches ist man

* Geschrieben im Jahr 1773.

bald

bald einig — so viel traurige Gedanken müssen doch bey ihm über ein Publikum entstehen, für das solche Werke noch carior sind. Mit Recht bemerkten sie einst, daß Galotti für uns noch viel zu früh gekommen sey. Wie wenig Kunstrichtern haben noch die Grundsätze der Dramaturgie eingeleuchtet! Wie unentschlüßig ist noch ein groser Theil unsrer Zuschauer über seinen dramatischen Geschmack! Er empfindet die Langeweile, die ihm französische Haranguen machen; und bebt vor der Shakespearischen Natur zurück. Ugolino und Hermannsschlacht werden fast nur von Kunstrichtern gelesen, weil sie nicht gesehn werden können. Galotti läßt sich vorstellen, und ist nun schon oft vorgestellt worden. Aber eben dies ist ihr nachtheilig gewesen. Unser sonst so nachbetendes Publikum pflegt ins Theater ohne alle Vorurtheile zu kommen, und den Dichter über den Schauspieler fast ganz zu vergessen. Nun empfindet man aber die Unvollkommenheiten unsrer Bühnen nicht mehr, als überhaupt in Trauerspielen, und vornämlich in solchen, wie diesem, wo jede Rolle einen Meister erfodert. Es würde beleidigend seyn, wenn ich es durch Beyspiele erweisen wollte, wie keine unsrer Schauspielergesellschaften Lessingen völlige Gnüge leisten kann. Orsina und Odoardo, die beyden Rollen, worinnen des Dichters Genie am meisten glanzt, müssen auf allen den Bühnen misverstanden werden, wo keine Madame Seiler und kein Eckhof mit dem Dichter wetteifern. Wie sehr beneide ich Sie um das Glück, eine solche Aufführung der Galotti zu sehn! O daß sie ihr erhabner Verfasser selbst sehen könnte!

Das kann und wird und muß zu mehr Emilien
Den Dichter unsres Volks begeistern,
Der in des alten Britten Geist
Uns durch des Lebens Scene führet,

Uns durch das Labyrinth der Leidenschaften reißt,
Uns lächeln läßt und mächtig rührt;
Der, als ein Biedermann, sich dreist
Den stolzen Nachbarnationen,
Und ihren Julien und Desdemonen
Emilien zur Rechten stellt,
Und seine Deutschen schadlos hält. —

Unser Shakespear wird einst, wie der brittische, seine Kommendatoren finden, die seine Schönheiten — kein leichtes Geschäft! — auseinandersetzen werden! Ich wage es blos, diejenigen seiner Leser und Zuschauer, die ihn mit Leichtsinn oder Vorurtheilen betrachtet haben, auf die vornehmsten Schönheiten aufmerksam zu machen. Ich werde nicht ein Stück unterstützen, das keiner kritischen Unterstützung bedarf, sondern nur diejenigen beschämen, die gegen seine Vorzüge die Augen nicht öffnen wollen oder können.

Tragödien schreiben, hieß sonst eine außerordentliche, unerhörte, seltne Begebenheit, eine heroische Mordgeschichte in pathetische Reden einkleiden. Der Zuschauer selbst verlangte, wie beym Roman, eine ungewöhnliche Avanture, und ertheilte den tragischen Dichtern das Privilegium der Unwahrscheinlichkeit. Ja er bewunderte wohl gar ein Trauerspiel desto mehr, je unnatürlicher es darinnen hergieng. Jezt denken die Zuschauer philosophischer, und hoffentlich werden Dramaturgie und Galotti auch unsre jungen Dichter philosophischer denken lehren, wenn uns anders Apollo noch tragischen Zuwachs schenken will. Die Geschichte der Virginia ward bey mehrern Nationen nur deswegen bearbeitet, weil ein Vater seine Tochter ermordet. Desto lehrreicher ist es, daß uns Herr Leßing an einer so bekannten Geschichte zeigt, daß das Grausende des Themas allein noch kein Trauerspiel mache. Schaudern

würden wir, aber gewiß nicht sympathisiren, wenn wir nicht empfänden, daß wir an des Vaters Stelle selbst den Dolch zucken würden. Hier dürfen wir uns nur ganz in seinen ungestümen Charakter versetzen, um seine schreckliche That wahrscheinlich zu finden. Virginius war zwar auch ein Krieger, gleich dem Odoardo; aber er erscheint in allen Virginien nur am Ende, und ohne eigenthümlichen Charakter. Alle Virginiendichter stützen sich auf den eignen Entschluß der Virginia, lieber ihr Leben als ihre Ehre aufzuopfern; sie wollen uns durch ihren Heldenmuth, durch ihre Ehrliebe in Erstaunen setzen. Aber beyde Bewegungsgründe erzeugen nur eine kalte Bewundrung, zu geschweigen, daß sie bey einer stoischen Römerinn eine Wahrscheinlichkeit haben, die in einem Stücke nach heutigen Sitten gar sehr geschwächt wird. Was sollen nicht die Damen du bon vieux tems gethan haben, ihre Ehre zu schützen! Heutzutage liest man die Lukretiengeschichten lieber in einer Romanze als in einem Heldenromane, und niemand wird es beklagen, daß Schlegel seine Lukretia nicht vollendet hat. Nicht blos Damen, sondern auch Kunstrichter haben zwar über die Galotti ausgerufen: So, wie Du, ersticht sich keine wieder! aber ihr Entschluß ist mit nichten bloßer Heroismus. Die Liebe zur Tugend ist bey ihr nicht blos Rede, sondern wahrer Affekt. Dazu kömmt ihre natürliche, nicht blos weibliche, sondern ausschweifende Furcht, die ihr auf den ersten Anblick alles schwärzer mahlt. Daraus fließt ihr Mistrauen gegen sich selbst, das zwar in Rücksicht auf ihre Frömmigkeit übertrieben scheint, aber in Ansehung ihrer Schüchternheit sehr begreiflich ist. Alle ihre Affekten erhöht der Eindruck, den die plötzliche Nachricht von Appianis Ermordung auf sie machen muß, und der so heftig ist, daß er sich sogar nicht einmal in Worten äußert. Hier muß man den Dichter bewundern, der uns auf die Heftigkeit des Schmerzens

über Appianis Verlust aus den Entschlüssen, die er bey der Galotti hervorbringt, schließen läßt. Klagen über Appianis Tod würden uns nur aufgehalten haben, und es ist der Natur der menschlichen Seele gemäß, daß zwey heftige Affekten, die unmittelbar auf einander folgen, wenn sie sich nicht wiederstreiten, in einen zusammenfließen, und man, wenn man den Ausbruch des ersten nicht gesehn, dann den vereinigten Affekt oft in Ansehung der Sache, die die Vereinigung veranlaßt, zu heftig finden muß. Die größte Wahrscheinlichkeit in der Virginien entspringt aus der Lage der Umstände. Virginius sieht alle Wege zur Rettung seiner Tochter abgeschnitten; das Volk, das sich seiner annahm, verläßt ihn; schon soll Virginia mit Gewalt weggeführt werden. — Wenn ein Recensent sagt, daß man nach Appianis Morde, nach der dadurch vernichteten Heyrath gar nicht mehr wisse, woher man die Katastrophe erwarten solle, so beweißt dies eben Lessings künstliche Anlage. Galotti ist ganz verlassen, und wir können die Katastrophe nur aus ihrem und ihres Vaters Charakter erwarten. Dennoch haben viele mit dem Odoardo gefragt: (S. 389) „Was? dahin wäre es gekommen?„ Ein Odoardo, meynten sie, sollte doch wohl mehr auf die Tugend einer solchen Tochter bauen. Es ist wahr, er kennt den Werth seiner Tochter, aber ein Glauben an eine unüberwindliche Tugend, die anhaltenden Versuchungen nicht unterliegt, reimt sich mit seinem argwöhnischen Charakter nicht. Selbst ihre großen Gesinnungen überraschen ihn daher: „Ha! wenn du so denkst! S. 388. Sehr natürlich sind sie für ihn nur Oel ins Feuer. Die Freude, eine ähnliche Denkungsart bey einem andern gefunden zu haben, bey einem andern, bey dem wir sie nicht vermutheten, muß unsern Entschluß beschleunigen, und der Wage den Ausschlag geben. Könnte er, fragt man weiter, sich nicht einstweilen damit beruhigen, daß ihm immer noch Mittel

genug übrig bleiben würden, sie aus dem Hause des Kanzlers zu erlösen? List ist seine Sache nicht, und Gewalt — ja, die kann entweder fehlschlagen, oder zu spät kommen. Ueberhaupt hängt er ganz von den Eindrücken des Gegenwärtigen ab; die gegenwärtige Gefahr muß bey ihm mehr wirken, als alle zukünftige Hofnung. Ferner, wie stufenweise hat man ihn nicht aufgebracht! Man will ihm seine Tochter vorenthalten, dann verwilligt ihm der Prinz wieder alles, auf einmal hört er, seine Tochter soll in Verwahrung gebracht werden. Welches Feuer muß jezt der Gedanken entzünden, die Tochter in der Gewalt eines Verführers zu lassen. Nun kömmt noch die Beschuldigung hinzu, Appiani sey von einem begünstigten Nebenbuhler ermordet worden. Das Haus des Kanzlers ist nichts weniger, als ein unschuldiges Haus. Unstreitig hatten die Töchter des Kanzlers dem Prinzen zu Maitressen gedient, und bekleideten nun das Amt der Kupplerinnen. Die Worte des Odoardo: (S. 382) „ Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edlen Paares kenne ich „ aus dem Munde eines Eckhof, musten dem Zuschauer Licht genug geben. Noch deutlicher sagt Emilia: „ Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungeen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten! Ist es nun unstreitig, daß in einem solchen Hause auch der Reinste, der Züchtigste nicht immer über seine Sinnen, über sein Blut gebieten kann — man denke sich ein Haus, wie das, worein Jenny in der Miß Fanny Wilkes gebracht wird — so darf uns Emiliens Besorgniß nicht befremden, die durch ihre Zaghaftigkeit und Abscheu vor dem Laster noch mehr vermehrt wird. Es heißt ja: Begieb dich nicht in Versuchung,

auf daß du nicht darinnen umkommeſt! Odoardo ſchreitet nicht gleich zu der entſetzlichen That, die Tochter will ihm zuvorkommen, ſie fordert ihn mit bittern Vorwürfen auf. Er ſieht ſich mit ihr allein; denn die Mutter hat der Dichter ſehr glücklich entfernt. Und nun geſchieht der Stoß ſo raſch als möglich. Wie tief drückt ſich dann ſein Ausruf ein „Gott, was habe ich gethan!„ Emilie und Odoardo, vortreflich geſpielt, müßen uns ſelbſt für Emilien ſo bange machen, (Denn, geſetzt, Emiliens Furcht wäre auch noch ſo ungegründet, ſo iſt doch eben ihre Heftigkeit anſteckend, und der vortrefliche Ausdruck mußte uns hindern, darüber nachzudenken daß wir geneigt wären, ſelbſt, wie Zelon im Cißides und Paches, freundſchaftliche Mörder an ihr zu werden. Dann wird uns der Dolchſtoß auf einen Augenblick beruhigen, und nun der Schmerz über das ſchreckliche Rettungsmittel deſto heftiger wüten. Man wende nicht ein, daß der Prinz noch mehr Gewalt anwenden könnte, um der That noch mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben. Noch mehr Gewalt würde den Charakter des Prinzen unwahrſcheinlich, würde ihn zu gräßlich machen.

Die Kathaſtrophe thut deſto ſtärker Wirkung, je raſcher der ganze lezte Akt ſpielt, je kürzer die Scene, je freyer ſie von unnöthigen Verzierungen iſt. Wir werden weder mit Parentationen noch Exekutionen aufgehalten. Odoardo ſagt: „Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wieder „ mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale „ Tragödie zu beſchließen? Sie irren ſich!„ Und Marinellis ganzes Endurtheil lautet alſo: „Elender! Nein, „ dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen! Geh, „ dich auf ewig zu verbergen!„

Insgemein bringen Schauſpiele nach dem gewöhnlichen Leiſten mit einer Menge von Triebrädern wenig hervor, hier wird durch wenige viel bewirkt. Dies iſt nicht von der Anzahl der ſpielenden Perſonen zu verſtehen, ſon-

dern von den Handlungen, die ihnen der Dichter aufgetragen. Keine Person ist mit Handlung überladen, und dennoch keine müßig. Nicht alle Personen äußern zu gleicher Zeit gleiche Thatigkeit, und doch gelangen wir zum Ziele. Ohne labyrinthische Verwirrung, ohne abstechende Situationen, ohne unnatürliche Theaterstreiche hat die ganze Oekonomie des Stücks die größte Einfalt und den beneidigungswürdigsten Reichthum. Alles hängt vortreflich zusammen, ohne durch grobe und verworrne Faden zusammengeflickt zu seyn. Wir werden auf natürlichen Stufen bis ans Ende fortgeleitet. Der Prinz hat Emilien nur einmal gesehen, und schon ist seine Liebe zur heftigsten Leidenschaft entbrannt. Allerhand kleine Vorfälle, ja, fast alles, was ihn umgiebt, muß sein Feuer immer mehr anfachen. Nachdem es in helle Flammen ausgebrochen, empfängt er die betrübende Nachricht, daß sie noch heute einem andern zu Theil werden soll. Wer wird unter solchen Umständen nicht jeden Vorschlag begierig ergreifen? Es kömmt jezt nur darauf an, diese Heyrath vors erste aufzuhalten. Ein verschmitzter Vertrauter thut Vorschläge, und weis ihnen den Anstrich unschuldiger Mittel zu geben. Der Bräutigam soll durch den Auftrag einer plötzlichen Gesandschaft entfernt werden. Aber das Mittel schlägt fehl; nun läßt sich der Prinz schon eher zu einen bereden, das mehr den Schein der Gewaltthätigkeit hat. Jedoch noch vorher hatte er selbst einen Schritt gethan, der hernach alle Anschläge vereiteln muß. Er hatte der Galotti noch nie eine Erklärung seiner Liebe thun können, er geht ihr im Ungestüm seiner Leidenschaft in die Kirche nach. Ein so öffentlicher Ausbruch zieht ihm nachher den allgemeinen Verdacht des Publikums zu, und unterwürft ihn ganz den Fesseln, die ihm sein Günstling bereitet. Kaum ist das Bubenstück verübt, so geht es dem Prinzen und seinem Kammerherrn, wie allen Verbrechern, die den Verdacht gerne von sich ableh-

nen möchten; alle Maasregeln, die sie deswegen ergreifen, müssen vielmehr beytragen, sie zu verrathen. Alle Zufälle, von dem lezten Worte des sterbenden Appiani an bis zur zerrütteten Phantasie und der rachgierigen Wut der Orsina, müssen sich vereinigen, ihre Absichten zu zernichten. Alles scheitert durch ihre lezte Unbesonnenheit. Sie konnten es gelassen abwarten, ob Emilie auch wirklich in ein Kloster gehen werde, sie konnten gewalsamere Mittel bis dahin versparen, wenn sie wirklich darinnen seyn würde. Ihre raschen Procedurен, und noch mehr der Vorwand, den sie zu offenbaren Ungerechtigkeiten brauchen, müssen die Einfältigsten und Kaltblütigsten, geschweige einen Odoardo, gegen sie aufbringen.

Jede Scene bringt uns dem endlichen Ausgang näher, keine unnüße Episode führt uns irre. Den Auftritt des Kamillo Rota würde man nur uneigentlich eine Episode nennen; es ist eine malende Scene, aber auch nur die einzige dieser Art im ganzen Stück. Der Dichter hat sie um eines Zuges willen angebracht, aber um eines Zuges willen, der dem Schluße des ersten Aufzugs für Herz und Verstand ein ungleich größer Gewicht giebt, als die Sprüche, womit der Engländer seine tragischen Akte zu schließen pflegt. Schon hat sich die Leidenschaft des Prinzen so sehr bemeistert, daß er, ohne alle Untersuchung, sogleich ein Todesurtheil unterschreiben will. Wie zügellos muß eine Leidenschaft seyn, die einen Prinzen von sonst nicht unmenschlichen Gesinnungen in einem solchen Grade zerstreut! Welch schrecklicher Gedanke, daß die redlichsten Unterthanen Opfer solcher Leidenschaften werden können! Alexander und Solimann würgten in der Trunkenheit, allein der Rausch jeder Leidenschaft macht Fürsten zu Tyrannen. Welcher vortrefliche Unterricht für Regenten! Sie sollten über ihre Leidenschaften noch weit mehr als der Privatmann wachen, denn

Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi. Wie dankt man dem weisen Rota, daß er das Bluturtheil nicht mit sich genommen! wir sprechen ihm von Grund des Herzens nach: „Recht gern? Ein Todesurtheil recht gern? „Ich hätt' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines „einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht „gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche „Recht gern! „

Man hat Lessingen schon oft in der Kunst der Exposition bewundert, in der Kunst seine Personen in eine solche Lage zu versetzen, daß der Zuschauer ganz unvermerkt mit ihnen bekannt wird, ohne daß er langweiligen und unwahrscheinlichen Erzählungen ausgesetzt seyn darf. Lessing versteht die Mittel der dramatischen Ankündigung aus der Natur der Handlung selbst zu schöpfen, und eben dadurch kann er jedesmal ohne Zwang das Verdienst der Neuheit haben. Bittschriften, Briefe, Kammerherrn — nichts kann natürlicher bey einem Prinzen angewand werden, die Handlung einzuleiten. Doch selbst die Scene des ganzen Trauerspiels, Italien, hat ihm ein eben so individuelles Mittel an die Hand gegeben, als der Wirth in der Minna ist. In Italien, der Nährerinn aller schönen Künste, gehört der Künstler zu dem Gefolge eines Fürsten, und hat einen Zutritt zu ihm, der uns Andre befremdet. Ein Maler, dem die Orsina zu malen aufgetragen worden, erscheint daher, und bringt — von Ohngefehr — das Portrait der Galotti mit. Der Prinz glänzt hier als ein Kenner und Beschützer der Künste, der Maler als ein Genie, das seine Würde kennt, und Herr Lessing als ein Mann, der einen Laokoon schreiben könnte, wenn er noch keinen geschrieben hätte. Wer kann hier wohl noch einen Kunstrichter hören, der Maler und Bild zu den Fehlern in dem Plane rechnet?

Wenn der Beruf der tragischen Muse einzig und allein darinnen bestünde, eine Lehrerinn der Könige zu seyn: so hätte sie auch, in diesem Betracht, ihre Bestimmung nur selten so treu erfüllt, als hier. Tyrannenschulen haben wir endlich auf der Bühne genug. Indessen gehören gekrönte Wütriche doch nur, gleich den Misgeburten, zu den Ausnahmen der Natur; Lessings Prinz von Guastalla ist nicht einmal ein Appius; er hat zugleich an unserm Mitleid und Unwillen Antheil. Es mangelt ihm nicht an guten Einsichten und an einem weichen Herzen, bey dem die Erziehung nicht fruchtlos gewesen, und das den Eindrükken der Tugend eben so wohl als den Leidenschaften offen steht. Er scheint schon seit einiger Zeit ein Wollüstling gewesen zu seyn: aber bis zur Ankunft der Orsina steht dieser sein Fehler ziemlich in Schatten. Insgemein hält man dies auch für das verzeihlichste Laster an einem Fürsten, zumal wenn er auf eine so feine Art liebt, wie dieser Prinz. Ja seine Liebe gegen Emilien ist gar nicht von der leichtsinnigen, von der blos körperlichen Art, wie seine übrigen Liebeshändel gewesen seyn mögen. Er wagt es nur schüchtern, ihr die Liebe zu erklären. Daß er gar nicht wieder geliebt werde, weis er nicht deutlich genug, und ein Prinz kann doch nie ganz den Gedanken vertilgen, daß man ihm nicht widerstehen könne. Marinellis abscheuliche Anstalten werden ins Werk gesetzt, ehe er darein gewilligt. Das gehäßige Licht fällt hier ganz auf Marinelli. Denn dem Prinzen kommt der Gedanke, sich derjenigen mit Gewalt zu bemächtigen, die ihn nicht wieder liebt, so wenig ein, daß er sich vor Marinellis Unternehmungen entsetzt, daß er (S. 317) kaum wagen will sie anzureden, daß er (S. 322) um Verzeihung bittet. Man lese nur die erste Scene des vierten Akts, um einen Prinzen zu bedauern, der Schritt vor Schritt ins Verderben geführt wird, der eben wegen seiner Gemüthsunruhe zulezt keiner eignen Entschlies-

ſungen mehr fähig iſt, ſondern ſich der Leitung eines Andern ganz überlaſſen muß. Wie fürchterlich wird ſeine Schwäche durch den Gebrauch, den ein argliſtiger Hofmann davon zu machen weis! Jedes Blat macht die wichtige Maxime anſchauend, daß ein Prinz von nicht gemeinen Einſichten, bey manchen natürlichen guten Eigenſchaften ſeines Herzens, doch ein Spiel böſer Hofleute werden kann, ſobald er ihnen, die auf allen Seiten im Hinterhalt liegen, Schwächen merken läßt, die ſie faſſen können. Die meiſten Vorwürfe verdient der Prinz von Guaſtalla wegen des unumſchränkten Vertrauens, daß er einem Marinelli ſchenkt, das er nicht zurücknimmt, obgleich einmal über das andre der wahre Marinelli hindurchleuchtet, ob ihn gleich Camillo Rota mehr denn einmal gewarnt haben mag. Iſt der Fürſt in der Wahl ſeiner Günſtlinge unbeſonnen, o dann trifft ein, was der Sultan im goldenen Spiegel ausruft: „ Ein Fürſt muß ein Gott ſeyn, oder er muß „ betrogen werden, wenn die, ſo ihn umgeben, ſich ver„ abreden, ihn zu betrügen! „ Der erſte Schritt zum Laſter iſt für einen Fürſten ſo gut, wie ein jählinger Sprung in den Abgrund; nur ein Wunder könnte ihn retten. Auch dieſen Satz findet man hier zur Gnüge erörtert. Daß Hektore Gonza mit Orſinen bricht, das verzeihen wir einer beſſern Leidenſchaft um deſto leichter, da ihn ohnedies das leidige Staatsintereſſe nöthigen würde, mit ihr zu brechen, da ſie ſelbſt wohl gar verlangen könnte, (S. 259) neben der Gemahlinn ihren Platz zu behalten, und da ſie durch ihre eigne Schuld ſchon angefangen hatte, ihm unleidlich zu werden. Aber grauſam iſt die Gewohnheit der Fürſten, derer auch noch zu ſpotten, denen ſie ihre Gunſt entziehen, und in ſolche Grauſamkeit verfällt auch dieſer Prinz. In dem lezten Akte hat er manchem Leſer und Zuſchauer zu unthätig geſchienen; aber auch ſeine Unthätigkeit hat ihr Intereſſe. Die Verwirrung der Umſtände zerſtreut ihn zu

sehr, und überhaupt nimmt die Thätigkeit der Fürsten in dem Maase ab, in dem die Gewalt des Favoriten steigt. Marinelli muss nun sogar das Wort für ihn führen. Einzelne Sittenlehren für die Fürsten, lassen sich in Menge aus der Galotti sammeln. Nur ein paar Beyspiele! S. 243: „Die traurigen Geschäffte, und man beneidet uns „noch! — Das glaub' ich, wenn wir allen helfen könnten: „dann wären wir zu beneiden. „ S. 255: „In meinem Gebiete soll die Kunst nicht nach Brode gehen; bis „ich selbst keines habe. „ S. 262: Mit euren ersten „Häusern! in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die „Langeweile, und nicht selten die Dürftigkeit herrscht!„ „S. 264! „O ein Fürst hat keinen Freund, kann keinen „Freund haben! „ S. 291: „In der Sprache der Galanterie wird eine Höflichkeit zur Empfindung, eine „Schmeicheley zur Betheurung, ein Einfall zum Wunsche, „ein Wunsch zum Vorsatze. Nichts klingt in dieser „Sprache wie Alles, und Alles ist in ihr so viel als Nichts.“ Bey der Nachricht von Appianis Tode sagt der Prinz: „Wenn sie mir vorher gesagt hätten, daß es dem Grafen „das Leben kosten werde — Nein, nein! und wenn es „mir selbst das Leben gekostet hätte! “

Der Sittenspruch, womit sich das ganze Stück schliest: „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß „Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in „ihren Freund verstellen? “ fliest natürlich aus dem Charakter des Marinelli, der nicht, wie Klaudius in den Virginien, ein müßiger Konfident, sondern das Triebrad der ganzen Handlung, ist. Ein vortrefliches Ideal eines Hofmanns! Man setze für Marinelli Olivarez, und es wird alles stehen bleiben können. Zwar ist Marinelli nur noch Kammerherr; aber wie oft werden aus solchen Kammerherren Minister! Zwar ist der Spielraum seiner Geschäftigkeit klein; aber wie leicht ist der Schluß vom klei-

nern aufs größere, und welche Aehnlichkeit in Ansehung der vielen kleinen Höfe, die immer Miniaturkopien der größern sind, findet sich zwischen Italien und Deutschland! Wie verlieren der Homme à la cour des Chauvrau, und der Ambitieux des Destouches gegen Marinelli! Kriechende Schmeicheley, unverschämte Heucheley, feiner Spott, Gefühllosigkeit, Feigheit, Doppelsinn (er war auch Orsinens Vertrauter gewesen) Neid, Tücke, Meuchelmord — übertüncht mit allem dem Aeußerlichen, das nöthig ist, um an Höfen zu gleißen, verbunden mit Geschmeidigkeit, Entschlossenheit, Lebhaftigkeit, Weltkenntniß — das ist sein Portrait. Anfangs haßt er den Appiani blos, wie kleinen Seelen stets das Verdienst im Wege steht; anfangs hat er noch schwächere Gründe, ihn zu hassen, als Jago den Kaßio: aber, ehe dieser Haß recht wirksam wird, geht der so vortreflich geschilderte Wortwechsel mit dem Appiani vor. Feigheit und Rachsucht tragen nun dazu bey, seinen Durst nach Appianis Verderben stärker zu reizen. Er verdient die ganze Invective der Klaudia: „Ha, Mörder! „ feiger, elender Mörder! nicht tapfer genug, mit eigner „ Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu „ lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche „ Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich, „ dich, Kuppler!“ Einige gehen so weit, zu sagen, daß er den Prinzen verdunkle. Gewiß so wenig als Jago den Othello, als Marwood die Sara. Um soviel stärker Mitleid interessiret, als Haß, um so viel größer ist der Antheil, den wir an dem Prinzen nehmen. Es könnte scheinen, als ob Marinelli das Uebergewicht an Feinheit und Scharfsinn des Verstandes hätte. Allein ohne die Leidenschaft des Prinzen würde er es gewiß nicht haben. Wie oft sieht dieser, unerachtet des Nebels, der seine Augen hindert, durch alle Hüllen des Marinelli hindurch. Alle Intriguen

des Marinelli sind nicht so wohl fein als arglistig angelegt, bey aller seiner Verschmitztheit ist er ein kleiner Geist. Die einzige Scene mit Appiani setzt ihn so herab, daß er keine einzige Person des Stücks verdunkeln kann. Und wäre er ein Richelieu am Verstande, so würden wir ihn wegen des Gebrauchs, den er davon macht, nur desto mehr hassen, und eine hassenswürdige Person ist nie eine Hauptperson.

Wie überhaupt an einem Schauspiele nichts willkührlicher seyn kann, als die Ueberschrift: so werdens auch nie Regeln ausmachen, ob ein Trauerspiel von der thätigsten oder von der leidentsten Person überschrieben werden soll; und nur französirende Kritiker werden sich noch sehr dabey aufhalten. Richard der dritte hat seinen Namen von der wirksamsten Person; hingegen müßte, wenn dies das Gesetz wäre, Eduard der dritte Mortimer, und Kanut Ulfo heißen. Der Charakter der Emilia Galotti interessirt, gleich der Desdemona, nicht durch Handlungen, sondern durch ihre Leiden. Von dieser Seite betrachtet sind Frauenzimmer die besten tragischen Personen, da sie die Natur mehr zu leiden als zu handeln bestimmt, und uns ein gewisses Mitleid gegen sie eingepflanzt hat. Emiliens Leiden sind uns desto empfindlicher, je liebenswürdiger uns ihr Charakter geworden. Wir lieben sie gleich den Iphigenien, Elektren u. s. w. Ihre Zärtlichkeit, ihre Unterwürfigkeit gegen ihre Aeltern, ihre fromme Unschuld, ihre Bescheidenheit, alle ihre Tugenden äußern sich nicht in kalten Reden, wie bey der Virginia, sondern theilen uns die Wärme des Herzens mit, aus dem sie quellen, und bezaubern selbst durch die Züge weiblicher Schwachheit, die darunter gemischt sind. Gewiß nicht bloß aus Beschreibung Andrer, wie ein Recensent meynt, sondern um dessen willen, was wir von ihr selbst sehen und hören, lieben wir die Galotti. Nicht jeder Mahler besitzt die Talente eines Al-

bano, und ſo verſtehen wenige unſrer dramatiſchen Dichter, die weibliche Tugend in ihrer ganzen Schönheit ſo zu zeichnen, wie Herr Leßing. Wir lieben Emilien bey ihm ſo ſehr, daß wir ſie noch öfter zu ſehen wünſchten. Nicht ihren Charakter genauer kennen zu lernen, der entwickelt genug iſt, ſondern weil wir mit ihr vorzüglich ſympathiſiren, wünſchten wir ihr mehrere Scenen. Allein, wenn leidende Perſonen oft und viel reden ſo entſtehen daraus ſo lange Klagen, wie man in der Miß Sara hört, und die bey aller Leßingiſchen Beredſamkeit doch lang dünken. Mit dem Prinzen ſelbſt kommt ſie auf der Bühne nur einmal, und auch das nur ſehr kurz zuſammen. Wer kann wohl von einem Leßing glauben, daß einem Leßing eine längre Zuſammenkunft zu ſchwer zu bearbeiten geweſen ſeyn würde? das Mittel für Emilien, das ohne dies groß genug iſt, würde dadurch zwar einen Zuwachs bekommen haben, aber auf den Charakter des Prinzen ein ſolcher Schatten geworfen worden ſeyn, daß er uns ganz ſchwarz erſchiene. Sie leidet durch das ganze Stück vollkommen unſchuldig, aber wir würden ihren Tod minder beweinen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt durch ihren Tod noch eine Art von Schuld zuzöge. Ihre Furcht ſteigt zu einer ſolchen Heftigkeit, daß ſie alles Vertrauen auf Gott verläßt, daß ſie einen Entſchluß faßt, den Klariſſe nie gefaßt haben würde. Aber Klariſſe hatte auch mehr Dreiſtigkeit, ſie zog ſich durch dieſelbe ihr ganzes Unglück zu. Emiliens Furcht, die ihren Selbſtmord wahrſcheinlich machen hilft, iſt freilich etwas heftiger, als die gewöhnliche Schüchternheit ihres Geſchlechtes, als die Zaghaftigkeit einer Agneſe. Sie iſt Temperamentsfehler, durch die Aufſicht eines ſolchen bourru bienfaiſant, wie ihr Vater iſt, verſtärkt. Dazu brauchte es keinen Mangel an Kenntniſſen. Galotti mag auch immer nicht den Scharfſinn der gewöhnlichen tragiſchen Prinzeßinnen haben — verdient ſie deswegen weniger Mitleid? Oder kommt ſie nicht vielmehr der Natur noch

näher? Aber über ihre Furchtsamkeit hat sich auch ihre Mutter S. 366 zur Genüge erklärt.

Ihr Vater Odoardo hat auch den blödsten Augen einleichten müssen. Wie Virginius, ist er ein Krieger gewesen, und Herr Leßing hat aus seinem Berufe mehrere Bestimmungen seines Charakters gezogen, die ihn von den alltäglichen Vätern, zumal des Trauerspiels, unterscheiden. Große Tugenden vereinigen sich in ihm mit großen Fehlern. Er ist bieder und gut, voll treuherziger Redlichkeit und heißer Ehrliebe. Aber gegenüber stehen rauhe Strenge, ungestüme Hitze, auffahrende Ungedult, unbiegsame Beharrlichkeit, schneller Argwohn, eigensinniger Haß alles Zwanges, Mangel an Zurückhaltung. Er übertrifft den Skiolto in der Kalliste und den Akasto in der Wayse weit. Auch die Ankündigung dieses Charakters könnte nicht meisterhafter seyn. Der plötzliche Morgenbesuch, den er aus Ungedult eben so schnell macht als endigt, entfaltet uns sogleich seine vornehmsten Eigenschaften. Sehr glücklich nimmt der Dichter auch an, daß er schon zuvor mancherley Ursache gehabt habe, den Prinzen zu hassen.

Die Mutter der Galotti, Klaudia, ist nicht blos milder und nachsichtsvoller, als der Vater, wie etwa die Frau von Kapellet. Sie unterscheidet sich auch noch durch Liebe der großen Welt und durch weiblichen Ehrgeiz obgleich beyde bey ihr noch nicht zu der Thorheit gestiegen sind, wie bey Marthen im Aerntekranz.

So kurze Zeit auch Appiani für uns sichtbar ist, so schätzen wir ihn doch ungleich mehr als den Icilius in den Virginien. Denn wir versprechen uns, nach seiner ganzen ersten Anlage, nichts minder von ihm, als einen Grandison. Der Dichter wollte uns übrigens seinen Charakter nicht mehr auseinandersetzen, weil sonst das Mitleid, welches seine Ermordung erregt, denjenigen Grad der Betrübniß überstiegen haben würde, der sich für die

Mitte

Mitte des Trauerſpiels gehört. Daß er aber mitten im Stück aufgeopfert wird, hat ſehr große Vortheile. Lebte er noch, wie Icilius, am Ende des Trauerſpiels, ſo müßte er entweder mit unthätigen Händen da ſtehn, oder die Kataſtrophe hintertreiben, oder, ohne daß wir viel darauf merken würden, ſich etwa erſtechen. Er hat ſich dem Odoardo vornämlich durch den Vorſatz empfohlen, den Hof zu meiden. Seine ahndungsvolle Schwermuth erregt in uns bange Erwartungen, und leiſtet wichtigere Dienſte, als der Traum der Galotti, zumal da in den Trauerſpielen ſchon ſo oft geträumt worden.

Orſina allein würde die Emilia über alle Virginien erheben. Die Häßlichkeit des Marinelli etwas zu mildern, mußten ihm untergeordnete Böſewichter zur Seite geſtellt werden; dazu dienen Angelo und Pirro. Aber, um auch ſeinen Ränken entgegen zu arbeiten, mußte ein andrer ſchwarzer Charakter zu ſeinem Gegenbilde gemacht werden. In völlig gleichem Grade durfte dieſer aber nicht böſe ſeyn, wenn nicht Einförmigkeit entſtehen ſollte. Gemildert erſcheint ſchon die Bosheit in jeder weiblichen Rolle; hier aber wird auch billig die nämliche Dame das Mittel Marinellis Abſichten zu hintertreiben, die er ſelbſt hintergeht. Um der Wahrſcheinlichkeit willen werden ihr nur weibliche Laſter beygelegt, als da ſind: Stolz, Hohn, Schadenfreude, Rachſucht wegen einer fehlgeſchlagenen Hoffnung. Alle dieſe erzeugen zuſammen eine Schwermuth, die nahe an den Wahnſinn gränzt, und die Schwermuth, giebt wiederum jenen einen Grad von Heftigkeit, die ſie männlichen Laſtern ähnlich macht. Wenn ſie ſich daher zuweilen hart und auffallend ausdrückt, ſo iſt jede ihrer Impertinenzen ein vortreflicher Zug. Sie war unſtreitig vor ihrem Trübſinne auffahrend und ſtolz; jetzt muß ſie es doppelt ſeyn. Man denke ſich den natürlichen Anſatz zu Schwärmerey, (S. 250) den uns der Prinz von ihr ſchon im erſten Akte andeutet, (aber frei-

lich haben dies-viele Leſer und Zuſchauer ſchon wieder vergeſſen, wenn Orſina im vierten Akte zum erſtenmal erſcheint); man denke ſich die Zeit, ſeitdem der Prinz ſchon gleichgültig gegen ſie geworden, die wenigſtens ſchon einen Monat beträgt, (S. 251); man denke ſich, daß ſie den Prinzen im guten Ernſte geliebt, (S. 258); man denke ſich, daß ihr der Prinz ſchon vorher Gelegenheit zu Argwohn gegeben, (S. 265): ſo darf man ſich nicht wundern, daß die ausgebliebne Antwort auf ihren Brief ſie antreibt, dem Prinzen auf das Luſtſchloß zu folgen, (S. 341) wo ſonſt Liebe und Entzücken ihrer warteten, und daß ſie mit Dolch und Gift gewaffnet kommt, feſt entſchloſſen, (S. 363) ſich damit zu rächen, falls ſie verſchmäht werden ſollte. Ihre Entſchlüſſe ſind nicht Frauenzimmermäßig, ſo wenig als die reine Quelle ihrer Schwärmerey die Lektüre. Die Bücher haben ihr den Reſt gegeben, heißt es; ſie haben ſie zur Philoſophinn gemacht, wie die Romane das eine Madchen in Steelens zartlichen Ehemanne zur romantiſchen Thörinn. Daher verfällt ſie nicht ſowohl auf phantaſtiſche Ideen, als auf die Laune zu philoſophiren. Ich habe viele Perſonen gefunden, denen der philoſophiſche Anſtrich dieſer Rolle, der ſie von ähnlichen ſo vortheilhaft unterſcheidet, beſchwerlich geweſen iſt. Aber ſie vergaßen, daß hier weder Lear noch Hamlet, ſondern ein weiblicher Philoſoph prediget. Ihre Philoſophie iſt ſo fürchterlich, als die der ſich raſendſtellenden Henriette im poetiſchen Dorfjunker komiſch iſt. Größtentheils ſpricht ſie nur wie in großer Zerſtreuung, und die Funken der Leidenſchaft fahren nur wie unter der Aſche auf. Zuletzt (S. 364) bricht ſie einmal in eine helle Flamme aus, aber dieſe heftigſte Stelle iſt um nichts heftiger, als was Marwood (S. 62) bey geſundem Verſtande ſagt. Die Zerrüttung in Orſinens Verſtand mäßigt unſern Haß gegen ſie, daß ſie uns kein ſolch Ungeheuer als Marwood dünkt.

Sie erregt das bey uns menſchliche Gefühl, das bey dem Anblicke ſolcher Perſonen zu erwachen pflegt, und wir hören auf, ihr die fehlgeſchlagne Hoffnung zu gönnen. Muß doch ſelbſt Marinelli (S. 259) ſagen: „Sie hat mich ſonderbar gerührt!„ Ihr Lachen (S 353) thut die ſchrecklichſte Wirkung, wir ſchaudern über ihre gänzliche Vergeſſenheit. Uebrigens iſt das Mitleid, das wir ihr ſchenken, nur ein allgemeines; wir ſind nicht vorher für ſie intereſſirt, vielmehr wiſſen wir, daß ihr Herz nie einer zärtlichen Liebe fähig war. Warum, fragt man, entfernt ſie ſich ſo ſchnell, ſie, die ſo ungeſtüm herbeykam? Vor den Prinzen ſelbſt zu kommen, ſieht ſie keine Mittel, daß meint ſie (S. 363) mit der verfagten Gelegenheit. Nach Art ſolcher Perſonen iſt ſie nach einem ſo heftigen Sturm, als der iſt, den Sie 364 ausgeſtanden, nun einige Zeit in ſich gekehrt; in dieſem Zuſtande übereilt ſie Odoardo, der ſie ſo eilfertig mit Klaudien von der Bühne treibt. Herr Leßing würde die Rolle haben ſchreiben können, wenn auch keine Olivia des Richardſon vorhanden wäre. Aber die Veranlaſſung kann ſie ihm vielleicht auf die nämliche Art gegeben haben, wie die Geſchichte der Virginia die Idee des ganzen Stücks. Wenn er indeſſen auch nichts gethan hätte, als daß er die Olivia glücklich auf die Bühne gebracht, (und er hat gewiß noch vielmehr gethan) ſo würde ſchon das unſterblichen Ruhms genug ſeyn. Seitdem Klementina auf dem Theater erſchienen, bekam wohl mancher Luſt, auch die Olivia zu bearbeiten, aber jeder Andrer würde vielleicht bey ihr eben ſo unüberſteigliche Schwierigkeiten, als bey Klementinen, gefunden haben. Daraus folgt die Lehre, daß man ſich endlich überzeugen ſollte, wie ſich nicht aus jeder tragiſchen Perſon der Geſchichte oder des Romans gleich ein Trauerſpiel zimmern laſſe, und wie man daher öfters, nach Leßings Beyſpiele, ſolche Perſonen nur zu einzelnen Rollen benutzen ſollte.

Die Schönheiten des Details sind so mannichfaltig und auffallend, daß ich es den Scholiasten künftiger Jahrhunderte überlassen will, darüber zu kommentiren. Je wahrer und charakteristischer die Sprache ist, destomehr müssen hier Stellen, aus dem Zusammenhange gehoben, verlieren; und solche Citationen würde man mit Recht nach Johnson den Ziegelsteinen vergleichen, die einer vorwiese, um von einem zu verkaufenden Palaste eine Idee zu machen. Jedem ist, wie er es zuerst gelesen, (zumal wenn er nie einem Shakespear gelesen hätte) unstreitig eben so zu Muthe gewesen, wie einem Ritter, wenn er das erstemal in einen bezauberten Palast tritt. Er kennt die Macht der Fee, die ihn hervorgebracht, und zweifelt doch, ob das alles wirklich sey, was er erblickt. Ungewiß, was er zuerst bewundern soll, steht er staunend da. „ Nichts ist im ganzen Stücke, sagt ein Recensent mit „ Recht, das nicht so zuzienge, wie es in der Wahrheit „ sich zugetragen hätte. Da ist kein einziges Wort, „ welches wegen des Zuschauers gesagt zu seyn schiene.“ Die Sitten, nicht allein des Charakters, sondern selbst des Landes, der Religion, des Hofes u. s. w. sprechen aus jedem Worte. Die Sprache ist gewählter und studirter, als in andern prosaischen Trauerspielen, weil lauter Leute von Welt und Erziehung auftreten. Da die Frage noch immer sehr streitig ist, ob das sogenannte heroische Trauerspiel in Prosa geschrieben werden dürfe, oder nicht, so scheint Herr Lessing hier allen Vorwürfen dadurch vorgebeugt zu haben, daß er eine Mittelgattung zwischen dem bürgerlichen und heroischen Trauerspiel versucht hat. Da keine Helden des Alterthums darinnen spielen, da der Staat des Prinzen klein und also auch das Staatsinteresse geringe ist, so ist dieses Trauerspiel für die tragische Gattung gerade das, was das Destouschische Lustspiel für die komische ist. Insgemein artet bey andern Verfassern die

edlere Sprache des Trauerſpieles in proſaiſche Poeſie aus, aber Herr Leßing bleibt ſtets der Natur getreu. Man weis ſeinen Grundſatz aus der Dramaturgie, bey der Ueberſetzung aus dem Eſſex des Banks: „Ich habe mich „ mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor dem Platten.“ Aber er hat auch erfahren müſſen, was er dort, wie im prophetiſchen Geiſte, von manchem Recenſenten der Galotti geſchrieben: „Lieber giebt es Deutſche, die „ noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ich „ kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläſſigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, „ die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit „ ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreuete, um „ den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahren Anſchein der augenblicklichen Eingebung „ zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen „ Faden, und wollen ſich krank darüber lachen.“ Möchten doch dieſe lehrreiche Stelle alle diejenigen beherzigen, welche das Huſch! Huſch! und ähnliche familiäre Ausdrücke pöbelhaft gefunden haben. Die körnigten alten deutſchen Wörter, welche ſelbſt dem dogmatiſchen Stil des Herrn Leßing ſonſt ſoviel Kraft geben, ſind hier um deſtomehr an ihrem Orte, jemehr die Bühne Gelegenheit giebt, ſolche Kernausdrücke wieder unter das Volk zu bringen. Ein elender Einwurf iſt es, wenn man ſagt, daß ſie im gemeinen Leben nicht üblich ſind; denn darinnen liegt die große Kunſt des dramatiſchen Dialogs, die Natur treu auszudrucken, und doch nicht zu ſprechen, wie es jedem einfallen würde. Goldoniſcher Dialog wird in der Komödie fade, geſchweige dann im Trauerſpiel. Eine Bemerkung kann ich hier nicht übergehen, die ich Ihnen, und Sie einer Dame zu danken haben. Emilia Galotti eröffnet ſich mit dem ſchönen Zuge, daß der Prinz unter einer Menge Bittſchriften, die er durchſieht, gerade eine

eine finden muß, die von einer andern Emilia unterzeichnet ist. Ein aufmerksamer Leser der Dramaturgie wird sich hierbey an die Stelle in dem Auszuge aus dem spanischen Essex erinnern: „Nun ist Elisabeth allein, und „ setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verlieb„ten Kummers entschlagen, und anständigeren Sorgen „ überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände „ nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines „ Grafen! Muß es denn eben, sagt sie, von einem Gra„fen seyn, was mir zuerst vorkömmt!“ So wie man in den Auszügen, die uns die Dramaturgie gegeben, Lessingens Scharfsichtigkeit bewundert hat, das Gute da zu sehen, wo es jeder Andrer übersehen würde; so verdient gewiß auch die Kunst Bewunderung, einen schönen Zug, der einem Andern nur entwischte, sich zu eigen zu machen.

Länger will ich Betrachtungen nicht ausdehnen, die Ihnen schon zu lang werden gedäucht haben, wofern Sie nicht nachsichtsvoll sich an die Stelle solcher Leser versetzt, für die sie eigentlich geschrieben sind. Ihnen und andern Lesern Ihrer Gattung will ich, Ihre Geduld einigermaßen zu belohnen, statt eines Nachtisches, einige Briefe anhängen, welche uns die Neue Hamburger Zeitung gleich bey der ersten Erscheinung der Emilia mittheilte, und die, wenn Sie sie auch schon gelesen hätten, Ihnen doch zum zweytenmal gefallen, und Sie bewegen werden, um ihrentwillen auch meine Bogen mit aufzuheben.

Diese Briefe folgen in künftiger Sammlung.

Gedanken

auf dem Gottesacker am Tage Aller Seelen.

Endlich auch eine ernsthafte Beschäftigung! — Schade, daß sie nur des Jahrs einmal geschieht!

Würde wohl der Besuch dieses düstern Haines so zahlreich ausfallen, wenn diesen Tag öffentliche Lustbarkeiten erlaubt wären? Schwerlich; die meisten Menschen sind nur dann andächtig, wenn sie nicht üppig seyn können: sie beten und sündigen aus Gewohnheit.

Ihr, die ihr hier versammelt seyd, seyd ihr wohl alle in gleicher Absicht da?

Seyd ihr alle hier, um euch eurer Hinfälligkeit zu erinnern, dem Gedächtniß verblichener Verwandten und Bekannten eine Thräne zu weihen, und einen Seufzer für sie gen Himmel zu schicken? — Mir scheint es nicht, eure Mienen haben nicht alle die Gestalten ernsthafter Betrachtungen.

Manche Menschen haben es in der Unempfindlichkeit weit gebracht. Sie sehen ihre Angehörigen ohne sonderliche Rührung sterben, begleiten sie mit kaltem Blute zur Ruhe, und steigen so gleichgültig und galant über die Gräber hinweg, als wenn sie über Maulwurfshaufen in einem Garten weghüpften — als wenn sie nicht zu den Sterblichen gehörten.

Verliert euch aus meinem Gesichte, ihr Gefühllose! die ihr vielleicht auf dem Tanzsaal seyn würdet, wenn ihr eine ähnliche Versammlung dort zu finden wüßtet.

Meine Sinnen sollen sich nur mit euch beschäftigen, ihr gefühlvollen zärtlichen Seelen, die ihr auf den Gräbern, vom Todesschauer umgeben, euch eures gewissen Schicksals erinnert, und in tiefer Andacht für die Verstorbenen eure Seufzer zum Vater aller Wesen sendet!

Nichts störe euch in eurer lieblichen Schwermuth! Bedenket, daß ihr an einem Ort seyd, wo jeder Staub schon lebendig gewesen, wo auch eure Hülle wieder zu Staub werden soll — an einem Orte, wo die Wuth der Leidenschaften ihr endliches Ziel findet, wo die ärgsten

Feinde im Frieden beysammen liegen, und die Asche vereinigen, welche ihre uneinigen Seelen umgab.

Diese Gedanken werden euren Handlungen die gehörigen Schranken seßen, und eure Begierden im Zaum halten. —

Welch ein rührender Anblik! Hier kniet ein junger Mann, und nezt das Grab seiner Gattin mit Thränen. — Dort weint eine zärtliche Mutter auf die Gruft ihrer Tochter, die der Todt in der schönsten Blüthe ihrer Jahre dahin graft. — Hier beklagt eine Schweſter ihren Bruder — dort knien drey kleine Kinder und beten mit aufgereckten Händen für ihre Mutter! — O Gott welch eine Wolluſt der Seele! —

Auch ich will meine Pflicht erfüllen, ſpricht hier ein dankbarer Sohn zu ſich. Zur Erde ihr Kniee, auf die Gruft des beßten Vaters. — Hier ruth er, der mir das Leben gab, durch deſſen Sorgfalt ich erwachſen bin — Deſſen Lehren meinen Geiſt bildeten, und meinem Herzen die Tugend einprägten — hier modert das, was mir auf der Welt am theuerſten war. — Rollet ihr Thränen, dränget euch durch den Sand hinein auf ſeine Asche, und verſieget nie.

Du, der du die Seelen der Gerechten ſammelſt, ſammle auch einſtens dieſe Gebeine, und laß mich meinen Erzeuger bey dir wieder finden.

Ruhe wohl beßter Vater! —

Wann wird das allgemeine Loos der Menſchen auch mich treffen? — Was iſt das Leben? was iſt der Tod? was iſt die Ewigkeit?

† † †

Entſchlafne Sinnen! kommt zurük;
Werft endlich einen düſtern Blick
In ungewißheitsvolle Zeiten.

Der schwache Körper kracht und bricht:
Wir aber überdenken nicht
Die Zukunft dunkler Ewigkeiten.

† † †

Der Muth entfällt, die Kraft entweicht,
Der Augenblik so jezt verstreicht
Hat würklich unser Ziel verkürzet.
So schnell fährt unser Leben hin,
Bis uns des Schicksals Eigensinn
In Sarg und finstre Gräber stürzet.

† † †

Der Tod, für den sich auch zulezt
Die menschliche Natur entsezt,
Zerstört doch einst den Bau der Glieder;
So geht des Schöpfers Meisterstück
In sein gewes'nes Nichts zurück:
So stirbt der Mensch, und kommt nicht wieder.

† † †

Ihr Grüfte! öfnet einen Riß,
Ich will durch Nacht und Finsterniß
Den Rest verdorrter Leichen schauen.
Der Anblick scheinet fürchterlich,
Ich seh' mein Bild — ich sehe mich
Im Voraus schon nicht ohne Grauen.

† † †

Da liegt der Mensch in Asch' und Staub,
Die Schönheit ist des Moders Raub,
Der Hochmuth muß die Erde küssen;
Dem Mächtigen gebricht die Kraft,
Dem Weisen ist die Wissenschaft,
Dem Reichen der Genuß entrissen.

† † †

Iſt das der Menſch, dem alles weicht,
Dem kein Geſchöpf der Erde gleicht,
Dem keine ganze Welt vergnüget?
Der Menſch, der ſeiner ſelbſt vergißt,
Und eher nicht zufrieden iſt,
Bis er in Sand und Erde lieget?

† † †

So fährt er hin — ſo hört er auf:
Sein ſorgenvoller Lebenslauf
Hat endlich dieſes Ziel gefunden.
Er hoft, er wünſchet, denkt und ſinnt,
Und eh' er einen Schluß verbind't,
So iſt ſein ganzes Seyn verſchwunden.

† † †

Soll unſer Leben länger nicht,
Als bis der ſchwache Körper bricht,
Nur eine kurze Zeit beſtehen?
Und ſoll der Geiſt, der uns beſeelt,
Wenn ihm die alte Wohnung fehlt,
Ins dunkle Reich der Schatten gehen?

† † †

Wie! läßt ein Wink, der uns gebeut,
Ein harter Schluß der Ewigkeit
Die Menſchen ohne Hofnung ſterben?
Entdeckt der Schöpfer ſeine Macht,
Die er durch uns herfür gebracht,
Aufs neu, bey unſerem Verderben?

† † †

Wo iſt ein Schluß, der uns beweißt:
Daß der vom Leib getreunte Geiſt
Sich nicht, wie dieſer ſtirbt, verlieret?
Wo hat uns noch von ſeiner Kraft
Und von der Seele Eigenſchaft
Ein Weiſer deutlich überführet?

† † †

Hier ſpricht Natur und Beyfall: Nein!
Die Seele muß unſterblich ſeyn,
Und auch nach unſerm Tod beſtehen;
Sie, die ein denkend Weſen iſt,
Wird, wann ſie unſern Leib vermißt,
Kein Grab in ſeiner Aſche ſehen.

† † †

Tritt ſelber auf, verborgner Geiſt!
Sag': wer dich alſo denken heißt,
Und wer dich dieſe Hofnung lehret!
Du ſchweigeſt unerkanntes Licht?
Warum wird uns dein Weſen nicht
Als in der Ewigkeit erkläret?

† † †

Nichts bringet dieſen Geiſt zur Ruh;
Er nimmt nur an Verlangen zu,
So lange ihn der Körper bindet;
Gewiß, ſein Trieb geht viel zu weit,
Er ſuchet in der Ewigkeit
Die Ruhe, die er hier nicht findet.

† † †

Wär' unserm Geist die Denkungskraft
Von Gott und seiner Eigenschaft,
Von Pflicht und Ewigkeit verborgen;
So würd' der Mensch für sonst nichts mehr,
Als wie er zeitlich, glüklich wär,
Und für kein ander Leben sorgen.

† † †

Wer aber bringt uns auf die Spur?
Die Allmacht würkt auf die Natur;
Wer glaubt, daß diese trügen sollte?
Die Hofnung ist ja allgemein —
Der Schöpfer müßte grausam seyn
Wenn er uns doch verderben wollte.

† † †

Zwar seine Macht ist unumschränkt,
Weil alles, was man von ihm denkt,
Die schwachen Sinnen übersteiget;
Wir seh'n ihn nur in Dunkelheit,
Bis endlich Licht und Ewigkeit
Uns seine Absicht näher zeiget.

† † †

O Wesen, dem kein Wesen gleicht!
So, wie dich kein Begriff erreicht,
So, wie dich keine Sinne fassen;
So unbegreiflich stell' ich mir
Auch wieder deine Güte für —
Du kannst mich nicht verderben lassen.

† † †

Mein Glaube baut auf diesen Grund,
Und mit ihm will ich alle Stund
Natur und Todesfurcht bestreiten.
Brich schwacher Körper, wann du willt!
Die Seele die du eingehüllt,
Wird dich nicht in das Grab begleiten.

† † †

Und wenn ein ewig Machtwort spricht:
Daß ich die unterlaßne Pflicht
Im Feuer seines Zorns soll büssen;
So kann es doch nicht ewig seyn —
Zulezt wird meine Seele rein
Und wieder göttlich werden müssen.

Eine rußische Anekdote.

Als Katharina Alexiewna auf den rußischen Thron kam, war das Frauenzimmer in einem wirklichen Stande der Knechtschaft; doch diese weise Monarchin suchte bey ihren Unterthanen, wie in andern Theilen Europens, vermischte Gesellschaften einzuführen; sie änderte die Kleidung des Frauenzimmers, und führte die englischen Moden ein; anstatt der Pelze brachte sie Damast und Taffet auf, und anstatt der Zobelkappen Cornetten und Comoden. Die Schönen befanden sich nun nicht mehr in abgesonderte Zimmer verschlossen, sie sahen Gesellschaften, besuchten einander, und waren bey jeder Ergözlichkeit zu gegen.

Allein da die Gesetze, welche zu diesem Endzwecke abgefasset wurden, an ein rohes Volk gerichtet waren, so ist die Art, wie die Verordnungen lauteten, ziemlich drol-

ligt. Gesellschaften waren unter ihnen ganz unbekannt; die Czarin begnügte sich solche einzuführen, denn sie zugleich galant und artig zu machen, das fand sie unmöglich. Es kam also eine Verordnung nach ihren Begriffen von Lebensart heraus, die ich als eine Seltenheit, und weil sie, so viel mir wissend, im Deutschen noch nie erschienen, meinen Lesern vorlegen will.

I. Die Person, in dessen Hause Gesellschaft gegeben wird, soll es durch Aushängung eines Zettels, oder durch eine andere öffendliche Nachricht den Personen beyderley Geschlechts zu wissen machen.

II. Die Gesellschaft soll nicht vor vier oder fünf Uhr Nachmittags angehen, und nicht länger als bis zehn Uhr des Nachts dauern.

III. Der Herr des Hauses soll nicht verbunden seyn, seine Gäste zu empfangen, ihnen das Geleite zu geben, oder sie zu unterhalten: allein, ob er gleich von diesem allen befreyet ist, so muß er doch für Sitze, Lichter, gebrannte Wässer, und alle andere Bedürfnisse sorgen, die die Gesellschaft fodern möchte; auf gleiche Weise muß er sie mit Karten, Würfeln, und allem, was man zum Spielen nöthig hat, versehen.

IV. Es soll keine gewisse Stunde weder zum Kommen noch zum Weggehn bestimmt seyn, man hat genug gethan, wenn man nur in der Gesellschaft erschienen ist.

V. Jedermann soll die Freyheit haben, zu sitzen, herum zu gehen, oder zu spielen, wie es ihm beliebt; kein Mensch soll ihn daran hindern, oder sich über das, was der andere thut, aufhalten. Die Uebertreter dieses Gesezes müssen zur Strafe den großen Adler (ein starker Becher voll mit Brandewein) ausleeren. Auch soll es genug seyn, die Gesellschaft beym Ankommen und Weggehen zu grüßen.

VI. Die Freyheit, in Gesellschaften einzutreten, steht nicht nur Personen vom Stande, Edelleuten und Offizieren von höherm Range zu, sondern auch Kaufleuten, Künstlern, und Kanzleybeamten, sammt ihren Frauen und Kindern.

VII. Den Bedienten, die Hausbedienten, wo Gesellschaft gegeben wird, ausgenommen, soll ein eigenes Zimmer angewiesen seyn, damit die Gäste Raum genug behalten, und nicht gestöhret werden.

VIII. Keine Dame soll sich, unter was immer für einem Vorwande, betrinken, und der Cavalier wenigstens bis 9 Uhr nüchtern seyn.

IX. Die Damen, welche Frage und Antwort, oder um Pfander u. s. w. spielen, sollen nicht muthwillig seyn; keine Mannsperson soll berechtigt seyn, einen Kuß zu erzwingen, und niemand soll in Gesellschaft seine Frau schlagen, unter der Strafe, daß er in Hinkunft auf immer davon ausgeschlossen bleibt.

So lauten die Gesetze, welche in Absicht auf die damaligen Gesellschaften gegeben wurden, und ihrer wahren Gestalt nach das Ansehen des Lächerlichen und der Satyre mit sich führen: allein die Artigkeit sezt sich nur nach und nach in einem Lande fest, und diese Regeln, obschon sie der Lebensart eines einfältigen aufrichtigen Bauers entsprechen, waren die Grundlage zur jezigen verfeinerten rußischen Lebensart.

Anekdoten.

Zu Hannover ward Weidmanns allegorisches Drama Doktor Faust aufgeführet. Als das Stück zu Ende war sagte einer beym Herausgehen zu seinem Nachbar: „Das ist doch sonderbar, daß der Verfasser sein Stück ein Drama genannt hat, da es doch ein Trau-

erſpiel iſt, weil alle darinn ſterben. „ Sie ſterben freylich, ſagte der andere, aber ſie ſterben alle ſelig, und darum heiſt es ein Drama.

Man fragte einen Lakay, ob ſein Herr ordentlich lebe? Sehr ordentlich, antwortete er, denn er iſt alle Tage um dieſelbe Stunde betrunken.

Man drang in Karl den Vten daß er ſich der Neigung überlaſſen ſollte, die er für die Gemahlinn eines ſeiner beſten Generale gefaſſet hatte. Gott bewahre mich, antwortete er, daß ich die Ehre eines Mannes verletzen ſollte, der die meinige mit dem Degen in der Fauſt vertheidiget.

Ein niederträchtiger Menſch war zu vielen Reichthümern gekommen, und hatte keine Mittel geſcheuet, ſie zu erlangen. Er ſagte einmal zu einem tugendhaften aber armen Mann: „ Es müſſe ſehr viel Größe der Seele darzu gehören die zeitlichen Güter zu verachten. O! nein, antwortete dieſer, man darf ſie nur in ihren Händen ſehen.

An meinen Freund.

Du, den der Freundſchaft Sympathie,
An mich gebunden,
Gefühle, wie bey dir, hat nie
Mein Herz empfunden.
Genieß der Jugend Glücke,
Und einſt des Alters Ruh,
Und ſterb' ich einſt; ſo drücke
Mir ſelbſt die Augen zu.

Theatraliſches Quodlibet.

Sammlung

für den

Monat December 1782.

Prokuleius.

Vivet extento Procaleius ævo,
Notus in fratres animi paterni.
Hor.

Ein Vater ſtarb, und lies bey ſeinem Sterben
Drey Söhne ſeine Güther erben.
Sie theilten ſich. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüſteneyen.
Zwey Brüder von den dreyen
Verlohren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.
Der dritte hört's. Er ſprach: „ Ich will den Segen,
Den ich, ſeit unſer Vater ſtarb,
Durch Glük gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie ſollten elend ſeyn?
Sie? meine Brüder? Ich allein
Der Glükliche? — Verarmte Brüder!
Kommt, theilt von neuem! „ — Und ſie theilten wieder.

Der brave Mann, wenn ihr ihn noch nicht kennt,
Hies Prokulejus. Freylich brennt
Der blinde Heide jezt beym Satan in der Hölle:
Doch ihr, die ihr ihm diese Stelle
Aus christlicher Barmherzigkeit
Zuzugestehn, so willig seyd,
Und Tugenden, die ihr miskennt,
Nur glänzende Schandthaten nennt,
Weil sie nicht aus dem Glauben kamen:
Geht hin, und thut desgleichen. Amen!

F. Y. Z.

Die Blendung.

Fortsetzung.

Dom Superbo mit seinem blassen Gesichte, eingefallenen Augen und gefalteter Stirne, würde nicht das Herz haben, seine Vorfahren Taglöhner oder Schuster zu nennen, er würde sich nicht getrauen die Strohhütte, wo er auf einem Bund Stroh das Licht der Welt erblickte, auch nur von der Seite anzuschauen. Allein er weis sich deswegen andächtig schadlos zu halten: er spricht blos von den großen Männern seines Ordens; er redet von nichts, als von der Menge seiner Klöster, die er Häuser nennt. Seine Gesellschaft ist seine Familie geworden. Er hat keine andern Väter, Oheime und Vettern als alle die durch List und Betrug zur höhern Würde erhabene Derwise. Schon will er seyn, was sie gewesen sind. Er verdorret für langer Weile, die er Buße nennt; er hat keinen andern Ehrgeiz, als seine Brüder zu beherrschen. Er mag dem heiligen Amte beywohnen, er mag predigen, er mag die

Schuldigen losſprechen: alles geſchieht in dieſer Abſicht. Hier habe ich den beſten unter den Derwiſen geſchildert.

Dom Celeno führt ſeine Weichlichkeit von Haus zu Haus ſpazieren, ißt die ganze Woche über mit den Weltlichen, ſcherzt mit ihren Weibern, und behält ſich hernach einen Tag vor, an welchem er ſie herunter macht, und wie Höllenbrände abmahlet. Verflucht, ſagt er, ſey, wer die Wege dieſer Welt wandelt. Dieſer iſt unter allen Bonzen am wenigſten undankbar.

Wie viele Derwiſe ſitzen an einer Tafel, zwiſchen einer frechen Venus, und einem ſchwärmenden Bachus, wo ſie ihre Gebete verſäumen, und alles vergeſſen, was ihnen die ganze Woche über in ihren geiſtlichen Unterredungen geſagt worden iſt. Man ſieht nichts als Weltleute, ſtatt jener, die der Welt abgeſtorben, und nun ſich nicht getrauen, die Auzen in die Höhe zu richten.

Ein Pfarrer rennt, von des Tages Laſt und Hitze gedrückt, von einem Flecken zum andern, und bringt ſein Leben in den Geſchäften eines eben ſo mühſamen, als heiligen Amtes zu. Ein P** kennt keine andere Arbeit, als die Speiſen zu verdauen, räuſpert ſich in der Kirche, ſchneuzt ſich in Seiden, trinkt aus Porcellan, ſchläft auf Sammet. Sind der Pfarrer und der P** Diener eines Gottes?

Biſor liegt, ſo lange er auf der Welt iſt, mit Gott, und ſeit dem er P** iſt, mit allen Menſchen im Streite, und Bartol und Cujaz ſind ſein Brevier. Er kauft Prozeſſe, um das Vergnügen zu haben, zu chicaniren. Warum hat Biſor nicht beſſer geſehen? er würde ein Anwald (Patron) ſeyn.

Arcas giebt ſich für einen Apoſtel aus, und Arcas hält alle Tage eine verſchwenderiſche Tafel von zwanzig bis dreyſig Couverts, und noch muß es ein Prieſter oder Edelmann ſeyn, wer mit ihm ſpeiſen will. Thut die

Augen auf, so werdet ihr da einen hoffärtigen P ** erblicken, wo andere einen Seelenhirten und die Stütze der Armuth sehen. Mein Gesicht wird niemalen nach der Mode seyn.

Was erblicke ich? die Verbindungsbriefe getrauen sich wieder ans Licht zu treten; die Liga zeigt sich meinen Augen ganz eigentlich. Wenn der Rath unterliegt, so ist der Schwärmgeist mitten unter uns. Jeder Kirchendiener wird nach seinen Leidenschaften urtheilen und Unruhen erregen. Wie viel Vergrößerungsgläßer sehen nicht das nehmliche Unglück?

Scharfsichtige Männer sehen bey einem neu erbauten Gotteshause Unheil vor und ihr heiliger Eifer entbrennt, sie wollen Misbräuche tilgen, eine aufrührische Gemeinde zur Ehre Gottes besänftigen, und ihre Triebfedern sind Eigennutz, Stolz und Uebermuth.

Es giebt Herren die Wochenweis, andere die Jahrweis, viele die Jahrhundertweis zahlen; Niemand aber zahlt voraus.

Die in den entlegensten Wäldern versteckten Einsiedler beten, fasten, sprechen mit keinen Menschen, und ihr Procurator geht spazieren, ißt und trinkt, und ist guter Dinge: wäre es nicht besser, wenn einer stürbe, denn daß sie alle verderben?

Die Sprachgitter in den Frauenklöstern scheinen Oeffnungen für die Leidenschaften, die Neuigkeiten und die Moden zu seyn. Hier dringt die weltliche Liebe ein in Gestalt eines Cylinders; dort schleicht sich der Neid ein, in Form einer Scheere. Madame Comode ist Pförtnerin; sie weiset kein Laster ab, so den Eintritt ins Kloster verlangt; sie bereitet vielmehr jedem eine Celle, und oft nährt sie solche mit Zwieback und Zuckerbrod.

Hermandine ſtirbt für Verdruß, daß ſie in zwanzig Jahren, ſo lange ſie Aebtiſſin war, keine Verbeſſerung in dem Kloſter einführen können. Hermandine wollte ſich alleine luſtig machen, und die Nonnen ſollten beten, um nicht auf ihre Handlungen Acht haben zu können. Hermandine hatte ſcharfe Augen, alle aber, die ihre Beweggründe nicht entdecken konnten, waren ſtockblind.

Julianus Apoſtata wollte dadurch, daß er alle Schulen verſperren lies, die Unwiſſenheit aller Orten einführen, und es gelang ihm nicht; Julianus würde damit heut zu Tage ohnfehlbar zu Stande kommen, wenn er die große Schule zu Cardos öffnen lies, woraus man ein Gerippe gemacht hat.

Valerian, ein eingefleiſchter Böſewicht, hat ſeiner menſchlichen Seele Abſchied gegeben, und ihre Stelle mit der verabſcheuungswürdigſten Bosheit erſezt. Unempfindlich gegen alle Regungen der Menſchlichkeit, gehet ſein Dichten und Trachten blos auf das Verderben ſeiner Brüder. Er ſpürt alle Gelegenheiten aus, Böſes zu thun, und wenn es ihm gelungen hat, freuet er ſich vom Grunde des Herzens. Valerian wird entweder gehangen, oder ein großer Herr.

Was iſt das für eine Rechtſchaffenheit, die blos eigener Mund rühmet? Was für Güte des Herzens, die man nicht empfindet? Wie kann man ſie kennen, wer kann ſie loben? Vielleicht der, dem ein heiliges Ehrenwort gegeben und doch nicht gehalten wird? jemehr dieſe Tugenden unſichtbar, jemehr werden ſie von der Selbſtheit betheuert. Vielleicht* gehört es mit zum Ceremoniel eines Unternehmers, Tugenden zu beſitzen, die incognito bleiben.

---

* Dieſes Vielleicht werde ich nach Verlauf einiger flüchtigen Tage durch gründliche Beyſpiele in ein Wirklich verwandeln, das der Menſchheit zur Schande exiſtirt

Was für liebenswürdige Kinder, was für Wunder des Verstandes sind nicht diese junge Herren! sagt ein Hauſe von Höflingen. Ich trete näher, und erblicke kleine Hunde, die in kurzem Bullenbeißer abgeben werden.

Die Großen thun wohl, wenn sie sich zum öftern verläugnen lassen, sie müssen erröthen, wenn sie sich sehen lassen.

Lysander hat ein doppeltes Kinn, dreyfache Equipage, vierfache Argliſt. Als er eine reiche Erbschaft erhielt, suchte er seinen Ruf nicht mehr auf hinfällige Tugenden zu gründen, sondern auf Tonnen Goldes. Möchte er doch noch dreyſig Jahre leben, er würde sich selbſten Altäre bauen. Lysander verdiente nicht ein Mensch zu seyn, er wußte sich zu einer Gottheit zu erheben.

Janus ist heute in dem Kloſter, morgen in liederlichen Winkeln, faſtet und sündiget wechſelweis. Die Buße ist ein Quartanfieber, so ihn alle drey Tage überfällt. Er weint zu den Füßen seiner Maitreſſe, so wie er gestern vor einem Kreuze kniend geweint hat. Er lieſt das Mädchen von Orleans eben so andächtig, als er gerade den Pſalter hergebetet. Janus will sich Niemand zum Feind machen; er dient ein halbes Jahr Gott, das andere dem Teufel.

Zu viel Verstand verträgt sich nicht mit der Kunſt Land und Leute zu regieren. Die Bewegung schadet den Staaten oft eben soviel, als die Ruhe.

Cleander erhebt sich über seine Geburt, und spielt endlich die fürnehmſte Rolle. Er spielt die Rolle eines Premier-Miniſters, und ohngeachtet der Lobeserhebungen, womit man ihn überhäuft, war Cleander doch der geſchickteſte, Miniſter zu werden, und der unfähigſte, es zu seyn. Viele kriegende und argliſtige Streiche, wenig Einſicht und ein kleiner Verstand, schildern mit wenigen seine Seele und seinen Karakter. Er ist erſt vor wenigen

Monaten gestorben, und man denket weniger an ihn, als an die so vor tausend Jahren gelebet haben.

Ein Urtheil ohne Gesicht, ist ein Urtheil ohne Kenntniß. Malarüe wird für den Gott der Erden gehalten, weil er nur von ferne gesehen wird. Es gehet mit den Großen, wie mit den Ferngläsern.

Wenn ich mich schlage, so komme ich bey dem König in Ungnade; schlage ich mich nicht, so verliere ich meine Ehre. Wer an dieser Gewohnheit nichts ausschweifendes wahrnimmt, sieht nicht wohl.

Man hält die Menschen entweder alle für gut, oder alle für böse, weil man ihr Schatten und Licht nicht siehet. Man beschreibt zum öftern das Leben eines Fürsten, den man einen Tyrannen nennt, und mahlt sich selbsten.

Agrapos, ein Finanzier, blendet die ganze Welt mit seinem Hausgeräthe, seinen Kleidern und seiner Equipage. Er streckt nur einen, mit einem schimmernden Rubin geschmückten Finger aus, so schweigen alle; er ziehet eine, mit Diamanten besetzte Tabakdose heraus, und die falschen Schlüsse werden gültig. Agrapos ist nur ein Phosphorus, der aus der schmutzigsten Materie zubereitet ist, und nur zu Nachtzeit glänzet.

Trossulus weis keine Neuigkeiten; er weis nicht einmal, daß seit zween Jahren aufs neue zu Warschau deutsches Schauspiel ist, und daß die deutschen Schauspieler gute Stücke geben, daß sie alle Monat dreyzehenmal spielen; er getrauet sich nicht von den gemeinsten Sachen zu reden, aus Furcht seine Würde in Gefahr zu setzen; er grüßt alle, die sich ihm nähern, mit der Mine eines Beschützers; er hütet sich, einen Mann vom Stande, Graf oder Staroſt zu nennen, sondern er heißt ihn den Herrn N* eben wie einen Schneider oder Schuster. Thut Trossulus unrecht? er ist der erste Bediente des Sekretärs von Sr. Excellenz dem Herrn Bothschafter.

Warum läßt sich ein Mensch, der kein gnädiger Herr ist, und dem dieser Titel niemals gebührt hat, also nennen? warum stellt er denen, die dumm oder niederträchtig genug sind, ihm die Gnade zu geben, nicht ihre Niederträchtigkeit oder Unwissenheit vor? Man sieht sich selbst nicht, und man will sich nicht sehen.

Jasmin räuspert von weitem, bewundert seinen Schatten, antwortet nur mit einsylbigten Wörtern, und sieht alles über die Achsel an. Jasmin ist des Asurs Lakey, ein kleiner Kerl mit Unverschämtheiten ausgefüttert. wie der Herr, so der Knecht.

Vier oder fünf Fuß lange Leute sind allemal hochtrabender und hartnäckiger, als Männer von sechs bis sieben Schuhen. Sie denken sich, wegen ihrer kleinen Leibesgestalt, durch einen stolzen Karakter schadlos zu halten; und weil sie fürchten, es möchte sie jedermann auf den Kopf treten, so suchen sie sich über alle Welt zu erheben. So macht es der Roßkäfer; er hebt seinen Schwanz, um alle, die ihm nahe kommen, zu stechen.

Sanoc läßt alle Leute Stunden lang in dem Vorgemach passen, und unterdessen schmückt sich Sanoc, und macht sich einen guten Geruch. Man denkt er sey mit den wichtigsten Dingen beschäftigt; man entschuldigt ihn; man bedauert ihn; man überdenkt, was man ihm zu sagen hat. Allein fort! man muß morgen, übermorgen, die andere Woche wiederkommen; denn Sr. Exellenz, die mit größter Behändigkeit durchs Vorgemach, und an den Nachttisch seiner Maitresse eilet, hat nicht Zeit Audienz zu ertheilen: man kommt wieder, man wartet, endlich erscheint die Gottheit, und Niemand wird geholfen.

Wo gehen Sie hin Arist? Sie suchen einen Mann von Verdiensten in großen Palläsien, deren Schönheit Reisende in Verwunderung sezt. Vertreiben Sie die Einbung, Sie werden bald einen andern Weg nehmen.

Sie werden auf dieſes vierte Stockwerk ſteigen, und daſelbſt werden Sie den klugen, den geſchickten Mann antreffen, den ſie nöthig haben. Die ſchönſten Pallaſte ſind gemeiniglich nichts anders, als ſehr artige Vogelhäuſer, worinn Papegeye von allen Farben ſchwätzen und kiefen.

Die Perſer beten alle Morgen die Sonne an; die Chineſer werfen ſich alle Tage vor ihren Götzenbildern zur Erde; die Muſelmänner ruffen zu verſchiedenen Stunden die Hülfe des wahren Gottes an; die Juden haben ihren Sabbath, die Chriſten ihren Sonntag. Nerinde allein bringt mitten unter ſo viel Religionen ganze Jahre hin, ohne ſeinen Schöpfer zu bekennen. Er legt ſich zu Bette wie ein Hund, und ſtehet auf wie ein Hund. Ich wette er iſt ein Zulin.

Organ kömmt in einer Stadt an; er erkundigt ſich ſchon unter den Thoren, ob es Mädchens giebt; er kömmt in den Gaſthof, und ſchon hat er ſich bemüht, die Mägde zu umarmen. Morgen ſind alle Gläſer und Wände mit Zweydeutigkeiten und Verſen bedekt, die die gröbſten Ausſchweifungen verrathen; und gleich dieſen Abend werden alle verdächtige Oerter beſucht. Beym Mittag- und Abendeſſen, in Geſellſchaften, und wo er ſich ſonſt befindet, wird ſtets von Liebeshändeln geſprochen. Das ganze Haus erſchallt von ſchandbaren Worten, alle gute Weibſen fliehen vor ihm, ſperren ſich ein, erröthen und getrauen ſich nicht wieder zum Vorſchein zu kommen. Man muß die Blendung wohl recht ſtark haben, wenn man nicht ſiehet, daß Organ ein Teſan iſt.

Die Unbedachtſamkeit verderbt die beſten Händel. Cleon hatte Verſtand, er ſchwätzte ungemein artig; allein Cleon hat in boshaften Verſen, für deren Verfaſſer er ſich bekennt, den Myſan, einen Abt, der in großem Anſehen ſtehet, herunterlaufen laſſen, ohne ſich vorher zu erkundigen, ob ein Abt auch verzeihen kann. Cleon wird das

Licht nicht wieder zu sehen bekommen. Ein aufgebrachter Monarch würde ihn nur drey Monate im Gefängniſſe laſſen; ein Miniſter drey Jahre, ein Finanzier ſechſe; aber ein Abt wird ihn auf ewig drinnen laſſen.

Ein Königreich iſt ein Fuhrwerk: die Miniſter ſind die Räder; das Volk die Pferde; der Souverän der Kutſcher.

Die Fürſten ſollen die Lobserhebungen in die Claſſe der Contrabande ſetzen: mannigmalen kann man ſie hingehen laſſen, aber niemalen muß man denen trauen, die ſie feil haben.

Die Kirche ſagt alle Jahr einmal zu ihren Kindern: Erinnert Euch, daß Ihr Staub und Aſche ſeyd. Dieſe nehmliche Ceremonie ſollte in Anſehung der Großen, alle Tage wiederhohlt werden, und ins beſondere gegen die Finanziers, die, ob ſie gleich Koth ſind, ſich dennoch einbilden, ſie wären Gold; ſo bildet man ſich öfters ein, das zu ſeyn, womit man umgehet.

Ein Magazin von Scherz und Annehmlichkeit, mit Steinen, Spitzen, Schönpfläſtergen und Mäſchgen geziert, iſt ein gepuztes Frauenzimmer; ein Haufen von Elend, liſtiger Streiche, Eigenſinn und Leidenſchaften, iſt ein Frauenzimmer im Nachthabit. Das Auge, ſo dieſe zwey Geſichtpunkte nicht zu vereinigen weis, hat kein deutliches Bild von dem ſchönen Geſchlechte.

Da eine Frau nur die Hälfte eines Mannes iſt, ſo iſt ſie auch nur die Hälfte ſeiner Tugenden: die Frau ſelöſt empfindet es, und darum verlangt ſie ſo ſehr nach der Vereinigung mit dem Manne.

Phalaris ſcheint völlig wieder euch aufgebracht zu ſeyn; ſie will euch nicht mehr ſehen; ihr Thürhüter hat Befehl, euch nicht wieder ins Haus zu laſſen. Welch eine Wuth! Welch eine Rache! Ihr irret, Phalaris

verſtellt ſich, ſie will nur ſehen ob ſie euch den Kopf verwirrt hat, und ob ihr ſie liebet.

Mallebranche ſah alles im Gott; die Frau ſieht alles in dem Manne.

Philomele reizte jedermann durch die Anmuth ihres Geſichtes; ſie lächelt und jeder wird entzückt. Morgen ſoll ſie in einer brillianten Geſellſchaft erſcheinen; die Stunde kommt, alles lauft herbey. Ein Prinz tritt zu Philomelen und macht ihr ein wunderbares Compliment; allein es fehlt am Verſtande, man weis nichts zu antworten: Man darf ſich nicht wundern; Philomele iſt nichts als eine ſchöne Figur, die an einem Feuerſchirm, oder einer ſpaniſchen Wand erſehen worden.

Es giebt feierliche Leute, die ſtets eine Auszierung einer Kirche oder Schaubühne vorzuſtellen ſcheinen. Sie lachen niemalen, ſie tragen die Naſe hoch, ſie ſehen nie unterwärts, ſie reden nur ſpruchweis, ſie ertheilen ihr Gutachten wie Befehle, ſie klatſchen zum Zeichen des Beyfalls, wie ein Schulfuchs Schillinge austheilt, ſie wiſſen, wie weit ſie ihre Beſuche begleiten ſollen, und wie viel krumme Linien zu einer Verbeugung gehören, ſie haben einen Calender von allen Galatägen und Wohlſtandsbeſuchen, ſie weiſen jedem Kleide einen gewiſſen Tag an, da ſie ſich öffentlich darinn ſehen loſſen, ſo wie man den Soldaten eine gewiſſe Stunde anweiſt. Haben dieſe Leute Verdienſte? Nein.

Celie ordnet ihre Bänder, wie ein Philoſoph ſeine Bücher. Heut durchwandert ihr Auge die violetten, morgen die rothen Farben. Jeder hat ſeinen Sinn, der eine für den Nachttiſch, der andere für die Bibliothek.

Phillis weis, daß ſie krank iſt, ohne zu wiſſen, wo es ihr fehlt, und ordnet ihre Unpäßlichkeiten auf alle Tage in der Woche mit einer bewundernswürdigen Richtigkeit: Schnuppen, Kopfwehe und Uebelkeiten ſtehen ihr

immer zu Dienſten, vertreiben ihr die Zeit, und geben Stoff zur Unterredung. Iſt es nicht billig, daß die Weiber, die keine Verrichtungen haben, ſich aus allen dergleichen Nichtswürdigkeiten wichtige Geſchäfte machen?

Es iſt eine Sprache, die nur den Frauensperſonen eigen iſt, und das iſt die Sprache der Kleinmuth. Stets wären ſie bald geſtorben, ſtets wäre ihr Wagen bald umgeſchmiſſen worden, ſtets haben ſie unleidentliche Schmerzen empfunden, ſtets haben ſie fürchterliche Träume gehabt, ſtets haben ſie mit Verräthern, Treuloſen, Plauderern und Kabaliſten zu thun. Heftige Ausdrücke! Aber laßt uns deswegen nicht bange werden: es darf nur ein Hund oder Vogel krepiren, ſo kann die herzhafteſte Frau gleich in Ohnmachten und Verzweiflung fallen.

Für wen ſehen ſie mich an? Was unterſtehen ſie ſich? Fort! ich befehle es ihnen u. ſ. f. — iſt das A. B. C. verbuhlter Weibſen. Sie fangen ihr Handwerk mit Erlernung dieſer Redensarten an, und bringen ſie hernach ſelbſt, in dem Augenblick, da ſie am liebſten wollen vexirt ſeyn, wieder an. Der Widerſtand iſt das Gewürze. Wenn Miſſe ſich die Hand ohne Umſtände küſſen läßt, ſo bleibts dabey; allein, wenn ſich Miſſe wehrt, die Hand zurük zieht, ſo wird ſie das Vergnügen haben, ſich zwey Stunden lang gequält zu ſehen, und tauſend Küſſe für einen zu bekommen; und das will ſie.

Et fugit ad Salices & ſe cupit ante videri. Sie verbirgt ſich hinter einen Baum, ſagt Virgil, und verlangt geſehen zu werden. Die Weibſen ſind immer die nähmlichen geweſen.

Die Fortſetzung folgt.

Briefe über Emilia Galotti.

Erstes Schreiben.

Es warten wohl mehrere neugierige Leser, und vielleicht gar Leserinnen, auf Ihr Exemplar der Emilia Galotti, und ich würde unrecht thun, wenn ich Andern das Vergnügen länger vorenthalten wollte, das (freylich aus verschiedenen Ursachen) jeder Leser dabey fühlen muß. Ich schicke es Ihnen also zurük, ob ich es gleich nur einmal durchgelesen, und vielleicht zu flüchtig, um Ihnen, Ihrer Foderung nach, etwas darüber sagen zu können, was nicht ein jeder davon sagen wird, nämlich, das es den ausgearbeitesten Stücken den Vorzug streitig macht.

Warum aber der Verfasser das männliche Geschlecht den weiblichen nachzusetzen angefangen hat, deswegen mag er sich rechtfertigen. Sehen Sie seine Minna und seine Emilia gegen seinen Tellheim, Werner, und Odoardo; dieser ihre große Seite beruht auf Schwachheit, und man möchte sagen, ihre Tugenden entspringen aus ihren eignen Lastern, da uns jener Tugenden nur zuweilen aus Schwachheiten entstehn. Herr Leßing fängt erst an, die männlichen Tugenden den weiblichen nachzusetzen; denn sein Sir Sampson, sein Waitwell, sind Männer von einer ganz andern Tugend. Diese sind sanft, die Gutheit, der Trieb zur Uebereinstimmung scheint die Triebfeder ihrer Rechtschaffenheit zu seyn; jene sind rauh, und der Stolz, die Unbiegsamkeit scheinen die Triebfedern ihrer Größe zu seyn. Sollte Leßing, seitdem er die Sampsons und Waitwells gedacht hat, aus Erfahrung eines andern überzeugt worden seyn: so wünsche ich meines Theils in diesem Stücke nicht so durch ihn überzeugt zu werden, als ich gern durch ihn von den Gränzen der Malerey und Dichtkunst überzeugt, und von so mancher andern Wahrheit durch

seinen ihm eignen Scharfsinn überzeugt worden bin. Wollten Sie Lessingen wohl damit rechtfertigen, daß Tellheim und Odoardo Soldaten sind? Läßt sich nicht selbst hieraus schließen, daß er nur den Soldaten noch Größe zutraut, weil ihr Stand nämlich Thätigkeit erfodert, die solche Rauhigkeit und durch sie solche Tugenden, oder vielmehr Größen, erlangen können, und daß er den Männern aus den übrigen Ständen auch vielleicht das nicht einmal zutrauen mag? Der Rath Camillo Rota ist ein Mann, den wir durch das, was der Prinz von ihm sagt, einigermaßen zu kennen glauben, und das, was er selber sagt, könnte zwar diesen Vorwurf in etwas wiederlegen, allein Lessing findet nicht vor gut, uns nachher mit diesem Manne bekannt werden zu lassen. Freilich wird er nach dem jetzigen Gange des Stücks nicht vermißt; aber sollte Lessing ihm nicht haben einen Weg bahnen können, ihn uns näher bekannt zu machen, wenn es ihm daran gelegen gewesen wäre, diesen Charakter auszuführen, oder, wenn er ihn so wahr hielt, als seine Tellheims, Werners und Odoardos, oder seine noch bessern Frauenzimmer ihm sind? Der Verfasser sagt auch durch den Odoardo ganz deutlich: „Ha, wenn du so denkest! — Laß dich umarmen, meine „Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber „Sie vergriff sich im Tone: sie nahm ihn zu fein. Sonst „ist alles besser an euch, als an uns." Wie ist es aber zu machen, um den mehresten Männern Gelegenheit zu verschaffen, wenigsten so zu werden, wie man durch den Soldatenstand nur werden kann, da nicht alle Menschen Soldaten seyn können, und, weil das Faustrecht nicht mehr ist, auch nicht mehr alle seyn müssen? Doch, wie gesagt, darüber mag er sich zu rechtfertigen wissen; Sie sagen ganz gewiß, er kann, wenn er will, und ich will vors erste nicht daran zweifeln. Odoardo und Klaudia

handeln in der Situation, in die ſie uns Leßing geſetzt, wie Tellheim und Minna in eben der Situation handeln würden, und Odoardo und Klaudia würden in der Situation, in der wir jene kennen, ſich eben ſo betragen. Tellheim und Minna, die wir haben ſich lieben, zanken und verheyrathen ſehen, lernen wir itzt als Vater und Mutter einer Tochter kennen, wie ſolche Aeltern ſie nur haben können, die in großer Gefahr iſt, wobey ſich ſo verheyrathete Aeltern nur ſo betragen können. Aus des Prinzen Unterredungen mit dem Maler Conti, und aus ſo manchen andern Zuge, den Sie ſo gut und beſſer als ich bemerkt haben werden, ſieht man, daß des armen Prinzen Erziehung ſo viele Fäden vor und rückwärts in ſeinem Herzen geſponnen, daß ein elender Kammerherr Marinelli mit ſeinem Herzen machen kann, was er will. Er ſcheint uns in ſeiner Jugend von Pfaffen, Dichtern, praktiſchen Künſtlern, Sophiſten und alten Betſchweſtern erzogen zu ſeyn, und verdient, daß wir ihm und ſeinen Unterthanen wünſchen, wenn der Verfaſſer recht haben ſollte, daß er von Odoardos, Tellheims, nebſt Contis und ihres gleichen erzogen wäre; und er wäre ein Muſter von Prinz geworden.

Der Herr Kammerherr Marinelli erregt Verachtung bis zum Eckel: das ſoll er auch, der Elende! Sein Meuchelmörder Angelo iſt ein viel beſſrer Kerl, und verdient weit eher Kammerherr zu ſeyn, als er, der ſich, um noch verächtlicher zu werden, erſt ſeiner bedienen muß, und nicht ohne ihn fertig werden kann. Herr Leßing läßt Angelo unter Odoardo gedie[illegible]aben. Welcher abermaliger Stoß fürs männliche Geſch[illegible]t! Dieſer Böſewicht hält freilich ſeine Meuchelmörderey für ein erlaubtes Handwerk; kann er aber dafür, daß er ſo lange ungeradebrecht geblieben iſt, bis er durch wiederhohltes Morden, und vielleicht ſehr oft für Rechnung von Marinellis, es dafür zu halten angefangen?

Daß die Gräfin Orsina die Maitresse des Prinzen geworden, scheinen ausser Marinelli noch andre Hofleute veranstaltet zu haben. Diese Orsina ist ein weiblich männlicher Charakter, wie sie Herr Lessing izt zu schildern angefangen; sie hält, wie Lessings Männer, steif auf Ehre, und ist zugleich verachtend. Daß sie das, was andre nur nicht verachten dürfen, gern besitzen will, nämlich den Prinzen, ob sie ihn gleich selbst vielleicht nicht achtet und nicht liebt; daß sie auf die arme Galotti argwöhnisch und eifersüchtig ist; daß sie sich freut, wenn es bey dem guten Alten zu wirken anfängt, und dadurch Unglück über Freund und Feind bringt; das ist weiblich: aber was für ein Meisterstück von einem Weibe!

Es ist überflüßig, von dem Dialoge des Stücks etwas zu sagen. Wer kann, wie Herr Lessing, so unwillkührlich willkührlich sprechen lassen, als seine verschiedne Personen in der Minna und in diesem Stücke vom Anfang bis Ende reden? Daß die Gräfinn auf Dosalo kömmt, ist sehr richtig acheminirt, und denjenigen, der etwas dagegen haben wollte, würde man für den Verfasser mit der Orsina Worten wiederlegen können: „Wie er da steht, „der Herr Marchese! Was er für Augen macht! Wun„dert sich das Gehirnchen? und worüber dann?“

Man soll sich, wie ich höre, ins Ohr sagen, dieses Stück sey im Shakespearschen Tone geschrieben. Wenn wahr so viel heißt, als Shakespear, und Shakespear so viel als wahr, so mag es seyn! Man nenne mir ein Stück, das so viel Mitleid, schreckenvolle Erwartung, Verachtung, Abscheu, Zuneigung, Gewogenheit darbietet, so warmen Antheil vom Anfange bis zu Ende zu nehmen zwingt, als dies, und es soll mir auch Shakespearisch heißen. Ich will der Reflexionen, die es fournirt, und der Absicht nicht erwähnen, denn es soll nur eine Stunde amüsiren; so heißt es zwar aber —

Von

Von den vielen Stellen, ich weis nicht, ob ich sie frappante, oder schleichende nennen soll, fällt mir keine bey, als nur: Appiani strömt vom Lobe Odoardos über, und nun sagt die liebenswürdige Tochter, was sie schon ihrer Mutter einmal gesagt hatte: „Und er wollte mich nicht „erwarten!“ Welch ein Meisterzug! Von einem Manne, der so das menschliche Herz zu entfalten weis — ich mag nicht daran denken, wenn es wahr wäre, daß die Männer nur so sind, wie sie dieser Herzensentfalter in seinen zwey letzten Meisterstücken fürs Theater gebildet hat, und sind sie nur so, so sind wir zu beklagen, daß wir nicht in unsrer Jugend Kriegsdienste genommen haben. Ich hätte beynahe noch Lust, mich werben zu lassen. Ich ärgre mich, daß meine erste Jugend mich dazu ungeschickt gemacht hat.

Nächstens ein Mehrers, und Ihre Antwort soll mich belehren, welchen Punkt ich verfehlt, aus dem Sie dieses Stück nach Ihrer gewöhnlichen gründlichen Kenntniß betrachten.

Ich bin ꝛc.

Zweytes Schreiben.

Schreiben Sie es meinem gestrigen Aerger zu, wenn ich, ohne Ihre Antwort zu erwarten, heute schon wieder an Sie schreibe. Ich habe voller Aerger meine gestrigen Einwürfe gegen Lessing überdacht, und ich kann nun begreifen, wie Galle das beste ist, was wir haben, und kann mit Appiani sagen: „Ha, das hat gut gethan. Mein „Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich an„ders und besser.“ Sie wissen am besten, daß ich nicht aus Stolz etwas Appiani nachsage, der gewiß von manchem Leser, und noch gewisser von mancher Leserinn, für

einen scharmanten Mann gehalten wird. Ist es auch wohl eine so große Ehre, ein Appiani zu seyn? Höchstens keine andre, als daß solche junge Männerchen einst nicht allein Odoardos, sondern so gar Grandisons werden können (denn wir wissen eben so wenig wie alt der Bräutigam der Emilia ist, als wir wissen, wie alt Grandison ist, wenn ihn Richardson mit uns bekannt werden läßt) Ich sage, werden können — können aber auch ganz etwas entgegengesetztes werden. Die mehresten Appianis bleiben unvollendet stehen, oft nur einen Schritt vom Ziel. Am zuträglichsten ist es den mehresten unter ihnen, (vielleicht auch andern) wenn sie in den Lehrjahren sterben, deswegen können sie doch alt werden. Klaudia zeigt sich am deutlichsten, daß sie eine sehr einsichtsvolle Frau ist, wenn sie Appiani frägt: „ sollte es Sie reuen, daß es das Ziel „ ihrer Wünsche gewesen? “ Denn sie sind gut und böse, groß und klein, starck und schwach, haben Ahndungen und deuten Träume, sind leichtsinnig und schwermüthig, abergläubisch und Freygeist, sind kühn und feige, weichlich, eitel und stolz, und wer weis was noch. Im Vorbeygehen gesagt, dieser Mischmasch von Mensch möchte, wenn ich nicht irre, ein Mensch von Geschmack seyn. Sie werden aber von Odoardos vorzüglich für ihre Töchter zu Männern gewählt. Es ist auch nicht zu vermuthen, daß eine Emilia ganz unangenehm, vielweniger unglücklich mit solchen Männern leben könne, besonders wenn sie schön und reich sind, und sich ihrer Geburt bewußt seyn können.

Emiliens Geburt und Umstände haben ihre Schönheit bey einem Appiani, wenn er glauben kann, er opfre seiner Seits vieles auf: und seine Aufwallung für den Vater, der heiße Wunsch, einem so ausgezeichneten braven Mann anzugehören, können sie sehr erhöhen. Es ist kein sonderlicher Vorzug, ein Appiani zu seyn, den der

Dichter, ſo wie Herr Leßing gethan, nur übers Theater führen kann, um im Vorbeygehen den tragiſchen Holzſtoß gleichſam nur von ungefehr mit den Haken näher zuſammenzurücken, damit er gemächlicher angezündet werden kann. Das heißt, es iſt keine Ehre, einen Charakter zu haben, der keiner iſt, und deswegen dem dramatiſchen Dichter nicht nutzen kann. Dieſer muß zu ſeinem Gebäude rauhe Materialien haben, die ſich binden. Herr Leßing iſt Künſtler genug, dieſen glatten Appianiſchen Stein, auf dem aller Kalk abgeleitet, ſo zu nutzen, wie er nur genutzt werden kann. Unerachtet ſeiner Glätte verſchiebt er die andern Steine nicht, wodurch ſo manches andre tragiſche Gebäude zur elenden Ruine wird, in der jede prächtige Möbel deſto übler angebracht iſt. Ich fühle mich heute anders und beſſer! Der Aerger hat mir Nerve gegeben, wie dem Trinker der Brandtwein, ohne welchen er ſchwankend und bebend iſt. Wir brauchen uns nicht anwerben zu laſſen, und ich ſehe nun ein, daß Herr Leßing hier abermals den Soldaten als großen Mann erſcheinen läßt, nicht weil er in andern Ständen keinen großen Mann für möglich hält, ſondern weil er keinen andern, als den Soldaten, zu ſeiner Abſicht für theatraliſch richtig hält. Der dramatiſche Dichter kann nicht allein nicht alle mögliche Dinge, ſondern auch nicht alle wirkliche Dinge zu ſeiner Abſicht gebrauchen. — Wenn er nur ſelten menſchliche Handlungen auf die Bühne bringen darf, (und das darf er, glaube ich, auch nur) und nicht jede alltägliche Geſchichte; ſo muß er ſie durch nicht alltägliche Charaktere begehen laſſen. Es müſſen äußerſt determinirte und wahrſcheinlich determinirt ſeyn kömende Charaktere ſeyn. Dieſe Wahrſcheinlichkeit kann dem Zuſchauer nicht durch langweilige Erzählungen beygebracht werden, wenn es nicht aufhören ſoll, ein mittelmäßig gutes Drama zu ſeyn, geſchweige ein Leßingiſches. Wodurch kann alſo dieſe

Wahrscheinlichkeit besser gegeben werden, als durch den Beruf? Und wo ist ein Beruf, von dem allgemein geglaubt wird, daß er die strengsten Begriffe von Ehre und Rechtschaffenheit habe, als vor den Soldaten, bey denen die Ehre die einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen ausmacht, und sie uns zu den außerordentlichsten Handlungen fähig glauben läßt?

Hier darf nicht allein der Dichter das Vorurtheil zu Hülfe nehmen, er muß es so gar annehmen, wenn er auch der ehrlichste Mann ist, sonst verfehlt er die Absicht, welche nicht ist, direkte zu bessern, vielweniger zu schaden, sondern auf die vernünftigste und sittlichste Art zu vergnügen.

Wenn auch die Fabel dieses neuen Lessingischen Meisterstücks eine wirkliche bürgerliche Geschichte wäre, von der der Dichter alle Umstände treulich beybehalten könnten, nur daß er den Bürger Odoardo in den Soldaten Odoardo umgeschaffen hätte; so würde er nichts anders gethan haben, als was er hat thun müssen, um das daraus zu machen, was es ist. Scene, Kleidung und sonstige Hülfsmittel zur Täuschung helfen dem Dichter nichts, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit, so wie bey Herrn Leßing, in der Hauptanlage herrscht. Deswegen können seine leßten Stücke, wenn sie auch von mittelmäßigen Schauspielern gespielt werden, gefallen. Und diese nothwendige Wahrscheinlichkeit der Charaktere, die der Dichter geben muß, und Herr Leßing so meisterlich zu geben weis, dürfte auch Ursache seyn, warum mir seine weibliche Charaktere so vorzüglich gut, und nicht dramatisch sondern moralisch besser als die männlichen geschienen. Ich sage geschienen, denn sie sind es nicht weiter, als sie es nach den Geseßen, die sich Herr Leßing in dieser Kunst gemacht zu haben scheint, seyn können. Sie sind seine Ursachen zu den Wirkungen, seine leidenden Personen. Es scheint dem Herrn Leßing, un-

geachtet der allgemeinen moraliſchen Wahrheit, daß es leidende Männer giebt, nicht ſo theatraliſch wahr, als eine leidende Frauensperſon, und eine Leſſingiſche unſchuldig leidende Frauensperſon iſt ein Geſchöpf (Ihnen darf ich es wohl ſagen) das mich ganz hinreißt. Ich rufe, wie ein Appiani: Was für ein Mädchen, mein Herr Leßing, Ihre Emilie! das Muſter aller menſchlichen Tugend, glaube ich, ein Engel wird mir in ihr gezeigt. Da es meine eigene Mitleidszähre iſt, die mich nicht deutlich ſehen läßt, fange ich an neidiſch zu werden, und glaube die Männer wären dem groſſen Manne das nicht, was die Frauen ſind; denke nicht daran, daß Odoardo es ſagt, die Natur habe das Frauenzimmer zum Meiſterſtücke machen wollen, daß alles beſſer an ihnen wäre, als an den Männern; vergeſſe, daß es Odoardo ſagt, in einer Stunde ſagt, wo ſeine Tochter Geſinnungen äußerte, die ſeinen Stolz nähren, und nicht Herr Leßing es ſagt. Und man ſehe, wenn ſeine Frauensperſonen nicht die leidende, ſondern die wirkende Perſonen ſind, was für Menſchen ſie werden! Wenn uns unſre Nachſicht einen Augenblick verläßt, ſo werden ſeine Marwoods, ſeine Orſinen nicht wirkende Menſchen, ſondern weibliche Teufel. Vielleicht, weil ſie nach der ihnen in der Natur angewieſenen Stelle nicht wirken ſollen, und zu weit gehen, wenn ihnen unglücklicher Weiſe die Gelegenheit zu Händen kömmt; und nun iſt nichts übernatürliches und nichts unnatürliches an Orſinen. Es hat dem Dichter nicht ſoviel gekoſtet, ſie boshaft zu ſchildern, als ſie weiblich zu ſchildern, und künſtlich auszumalen. Weil Herr Leßing keine leidende Männer für theatraliſch richtig halten mag, kann Camillo Rota auch zu weiter nichts dienen, als etwa zum Nagel, an dem der Dichter des Prinzen Herz zur nähern Beſchauung aufhängt. Seine Sampſons und Waitwells mögen ihm vielleicht ſelbſt nicht mehr dramatiſch wahr ſcheinen; und welche Red-

lichkeit, wenn Herr Leßing durch seine neuere Meisterstücke gleichsam öffentlich erklärt, daß die Thränen, die bey seiner Sara so oft geflossen, und unerachtet allen dem noch lange fließen werden, nicht durchgängig verdient sind!

Daß ich doch gestern so unbesonnen gewesen, eine Beschuldigung zu äußern, die in sich so falsch ist! Aber so sind wir Beurtheiler! Was der Meister in der Kunst Jahre lang bearbeitet, das glauben wir, beym ersten Durchlesen ganz zu übersehen und beurtheilen zu können. Noch gut, wenn wir uns nur den andern Morgen richtiger besinnen! ich bitte Sie im voraus um Verzeihung, daß ich morgen noch einiges über dieses Stück zu Ihrer Beurtheilung anmerken werde. Ich habe nun ein eignes Exemplar, und werde es zum zweyten und drittenmale mit mehrerer Muse lesen.

Ich bin ꝛc.

Drittes Schreiben.

Ich habe seit meinem letztern Brief daß Stück noch einmal gelesen, und ich finde von dem Prinzen und Marinelli noch zu sagen, daß sie, wie Hacken und Spaden, vom Dichter gebraucht werden, das Haus Odoardo zu zerstören. Wie richtig sind die entgegengesetzten Kräfte berechnet! Diese Hacken und Spaden werden nicht angesetzt, und das Gebäude kracht, reißt. Welche schreckenvolle Erwartung erfüllt uns nach und nach! Es sinkt. Orsina kömmt, ich kann nicht hinsehen, sie kömmt dem Gebäude näher, sie setzt stärker an (weil sie nicht, wie jene, fürchtet, unter den Trümmern mit verschüttet zu werden) — nun fällt es schrecklich zu Hauf. — Dennoch werde ich wieder ruhig, jammre und winsle nicht mehr, nach Art der Zuschauer, die Sie kennen, die die furchsamsten und entschlossensten

unter den Zuschauen sind, ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend. — Ich bediene mich der Worte der Klaudia, wenn sie dem Odoardo den Seelenzustand ihrer Tochter schildert, um den Eindruck zu beschreiben, den dieses Stück und der Ausgang desselben auf mich gemacht. Nachdem ich gesehen, wie es zugegangen, bin ich ganz ruhig, daß der Vater die Tochter ermordet. Doch hiervon ein mehreres, wenn ich mit den noch übrigen Personen fertig seyn werde.

Klaudia ist die Frau des Odoardo, und so wie eine Frau eines Odoardo Galotti seyn kann. Herr Lessing läßt sie treulich die Dienste einer guten Hausfrau verrichten; in den Scenen zwischen ihr und der Emilia, dem Appiani, dem Odoardo, u. s. w. und durch ihren Monolog thut sie Herrn Leßing die Dienste. Sie zieht die Fenstergardinen zurechte, stäubt die Möbeln ab, um den Fremden (den Zuschauern) die innere Einrichtung des Hauses, soviel als sich in einigen Stunden davon übersehen läßt, zu zeigen, und macht ihnen den Aufenthalt, so viel möglich, gemächlicher.

Marinelli ist durch die Begriffe, die man von einem müßigen leerköpfigen Kammerherrn, der der Favorit seines Prinzen ist, zu haben pflegt, gerechtfertiget.

Angelo hat unter dem Odoardo gedient, daher das Menschliche in seinem teuflischen Handwerk. Er hat dadurch etwas militärisches, einige Droiture. Er mag auch wohl nicht nur Meuchelmörder, sondern auch Kämpfer seyn, wenn es die Gelegenheit erfoderte. Hätte er stets unter dem Odoardo bey demselben gedient, so wie Just beym Tellheim, er wäre, wo nicht besser, doch wenigstens so gut, als dieser, der nicht zu geringern Bosheiten alle Anlage hat.

Der livreebediente Pirro ist ein weit schlechterer Mensch, der nicht vor, nicht ruckwärts zu gehen vermögend

ist. Einer von denen Leuten, die das Hühnchen nicht können schlachten sehen, vielweniger selber schlachten. Dennoch aber, wenn es geschehen, sehr begierig sind mit davon zu essen.

Nach allen diesen dramatisch richtig gewählten Charakteren, die die äußerste Wahrscheinlichkeit haben, giebt der Dichter dem Einzelnen und dem Ganzen des Stücks annoch die größte Warscheinlichkeit dadurch, daß die Scene in Italien, und die spielenden Personen katholisch sind.

Aber der Maler Conti, wozu der? Muß denn Herr Leßing, der so berufne Dramaturgist, muß der Episoden haben, und gleich zu Anfang des Stücks? Wahrlich, wer schon gleich zu Anfang nicht ohne sie fertig werden kann, der thäte besser, er beliebe ganz davon. — Sie haben recht, mein Herr Kritiker! Daß doch keine Emilia gemacht worden wäre, weil Sie keine machen können, und doch so gerne wollten, damit die Aktricen und Zuschauerinnen — Der Neid mag die Gelehrsamkeit und Künste Empor gebracht haben, aber nicht solcher Neid, der Bosheit, gemeine Bosheit ist. Der Maler Conti ist nicht allein lokal wahr und schicklich, sondern auch als die äußerste Gefälligkeit von Herrn Leßing für die Zuschauer anzusehen. Denn außer, daß der Maler ein Licht über das erst noch angehende Stück verbreitet, und manches auf die allerschlaueste Art acheminiren hilft, so hat er auch das Gute, daß er dem Untersucher seines Stücks den Leitfaden gleichsam durch diesen Künstler in die Hände giebt, wie er die Geheimnisse aufsuchen soll, wodurch ein jedes Drama gefallen oder misfallen kann.

Die ganze Unterredung zwischen dem Maler und dem Prinzen kann, wo die Rede von seiner Kunst ist, mit einigen sehr wenigen Abänderungen auch von dem Drama gelten. Treten Sie so, sagte Conti zum Prin-

zen, wenn dieser das Gemälde betrachten soll. Das kann auch dem Kritiker gesagt werden. Treten Sie so, Herr Kritiker, stellen Sie sich an die Stelle, wo Sie stehen müssen, um das Stück aus dem gehörigen Gesichtspunkt ganz und in seinen einzelnen Theilen in dem wahren Lichte zu sehen, und dann urtheilen Sie! Urtheilen Sie, daß — Doch urtheilen Sie, wie es ihnen beliebt. Allein mit wem rede ich, als ob ich mit einem schaalen Recensenten mich zankte? Ich hätte beynahe vergessen, daß ich mit Ihnen rede: verzeihen Sie diese Ausschweifung. Es scheint mir beynahe möglich, daß der Dichter das ganze Stück schon fertig hatte, ehe er die Malerscene, die eine leere Episode seyn soll, hineingebracht hat. Ich will damit sagen, daß er sie nicht aus Noth gemacht hat.

Wie schlau stehet alles an seiner Stelle in diesem Stück, und wie sehr macht uns der Dichter mit diesen seltenen Menschen und ihren seltenen Handlungen bekannt! nicht sowohl durch das, was es uns auf die künstlichste Art sehen und hören läßt, als durch das, was er uns auf eine weit künstlichere Art, möchte ich sagen, nicht sehen und nicht hören läßt. Ich werde für heute abbrechen müssen, und mein künftiges Schreiben (denn nun lasse ich Sie nicht, bis ich ausgeschwatzt habe) soll dasjenige enthalten, was ich glaube, daß den Tod der Emilia und die vorhergehende Scene nach meiner Meinung näher aufklären und rechtfertigen kann, warum ich, nachdem ich gesehen, wie es zugegangen, ganz ruhig bin, daß der Vater seine Tochter wie eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.

Viertes Schreiben.

Ich sehe, wie es zugegangen ꝛc. Hr. L. wollte sehen, wie sich ein Mann von Ehre und Gewissen aus einer Handlung wickelt, wo er bedroth ist, äußerst beschimpft zu werden, ohne sich von seinem nach den Gesetzen der Ehre selbst Genugthuung verschaffen zu dürfen, und nicht einmal die Gesetze gegen seinen Beleidiger zur Hülfe zu haben hoffen zu können; weil sein Beleidiger der Prinz, der Souverain des Gesetzes selber ist, und nennt ihn Obrist Odoardo Galotti. In eine Handlung bringt der Dichter diesen Mann also, die niemand als der, der seine Tochter unschuldig in diesen Abgrud gestürzt, oder die Tochter, oder er der Obriste Galotti als Vater selber endigen kann, wenn die Ehre des Hauses Galotti dabey gerettet seyn soll.

Odoardo ist der Mann, (wir sehen es aus allem was er thut und was er gethan haben soll) der, wenn er nur seine Tochter zu sprechen kriegen kann, dem kurzsichtigen Wollüstling zeigen wird, wie man einen angethanen Schimpf rächt, oder einen angedrohten ausweicht, und ihn lehren wird, daß der, der kein Gesetz achtet, so mächtig sey, als der kein Gesetz hat.

Sie kömmt die Tochter, und sie muß kommen, weil der Prinz doch noch immer gern rechtschaffen seyn mögte, sie kömmt — Die Ehre des Obristen sieht sie als vom Himmel zugeführt, um diesen beschimpfenden Handel zu endigen.

Er glaubt, nun nichts thun zu dürfen, als was die Umstände erfodern, sich erst von der annoch unbefleckten Unschuld seiner Galottischen Emilia zu versichern, gegen welche Orsina, Marinelli und der Prinz ihm Verdacht erregt haben. Er wird davon überführt, und zugleich, daß seine würdige Tochter auch weis, daß jeder Mensch

einen Willen hat, wodurch er andrer Wollen zuvor kommen kann; auch daß sie jener bösem Willen zuvor kommen will. Odoardos Droitüre fodert aber noch mehr Versichrung, daß seiner jungen zarten Tochter bezeigte Gesinnungen ganz und in allem Betracht ungeheuchelt, auch unübereilt sind. Er reißt ihr den Dolch wieder aus der Hand, und neckt sie gleichsam. Keine andre Töne können von solchem Vater angeben werden, als die dieser Vater angiebt, um seiner Tochter Herz ganz durchsehen zu können, und die Haarnadel ist hier so richtig als in der besten Frisur à la port Mahon angebracht. Er kann es ihr noch immer nicht zutrauen — könnte wohl, wenn nicht den noch erst beleidigt zu werden bedrohten Vater, der sich schon beleidigt glaubende Kriegsmann überwände. Der Vater bekämpft den Obristen. Er steht an. Die Tochter bringt alles auf, was ihren Entschluß rechtfertigt: Verführung, Sinnlichkeit, Religion, Märtyrer und Heilige — Hier hätte der Dichter den Kardinal Guise, der die Ligue kommandirte (wenn Kardinäle Väter seyn dürften) richtig zustossen lassen. Der Obriste muß aber durch eine ihm natürliche Schwärmerey dahin gebracht werden, wo ihn Herr L. hin haben will. Ohngeachtet unser Obrist nicht ohne Religion ist, muß die Tochter erst sagen: „Du „ noch hier? (zur Rose) Herunter mit dir! Du gehö„ rest nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, „ das ich werden soll!“ Der Vater versetzt: O, meine Tochter! — Dieß o, meine Tochter! studiere der Akteur recht, denn es ist die Lunte, die die Kartaune, die nun ganz geladen ist, anzündet, und endlich losbrennt, und uns durch den Knall betäubt. Diese Kartaune mag dem Stückgießer Mühe genug gekostet haben, und Jahre sind vielleicht darüber hingegangen, ehe er die Lader und Anzünder so gefunden, wie er sie gesucht. Pöller lassen sich geschwinder machen, just um so viel geschwinder, als sie von weniger Wirkung sind, wie die Kartaunen. Der

Akteur ſtudiere es recht! Die Tochter ſoll darauf ſagen können, was ſie ſagt, nämlich: „O, mein Vater, wenn „ ich ſie erriethe! Doch nein; das wollen ſie auch nicht. „ Warum zauderten ſie ſonſt? (in einem bittern Tone, „ in dem ſie die Roſe zerpflückt.) Ehedem wohl gab es „ einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu ret„ ten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenk„ te — ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle ſolche „ Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es „ keinen mehr!“

Was? ſchreit der Obriſte dem Vater zu, und antwortet ſich ſelber. „Doch!“ Der betäubte Vater ſagt zwar: „meine Tochter,“ Aber — doch! iſt einmal geſagt, und gethan alſo — Doch!*** „Gott, was hab' ich ge„ than!“ — ſagt nun der Vater nur. Der feuervolle Obriſte iſt durch den tödlichen Stoß, den die geliebteſte Tochter gekriegt, gleich einem Funken, der zuletzt unter der Aſche nur glimmt; und der zärtlichſte gefühlvollſte Vater ſagt: Gott, was hab ich gethan! Emilia bringt den Vater durch ihre Antwort: „Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert“ dahin, daß ſein beynahe erlöſchter Obriſter wieder auflebt, und ſeine tapfre Fauſt in die natürliche Hand legen kann, die ſie um der Wohlthat zu küſſen verlangt.

Und nun ſie Hand in Hand ſtehen, antwortet der Odoardo dem hereintretenden Prinzen, ſeine Emilia befinde ſich ſehr wohl; ſehr wohl! und ſo die ganze Scene durch, „ bis ſie ſtirbt. „Zieh hin — Nun da, Prinz! Gefällt ſie „ ihnen noch? Reizt ſie noch ihre Lüſte? noch, in dieſem „ Blute, das wieder Sie um Rache ſchreyt?“ — Das Uebrige erlaube mir Herr L. zu umſchreiben: Nun haben Sie geſehen, Herr Prinz, wie ein rechtſchaffner Mann, der Ihnen eine Gelegenheit hat geben helfen, ihr Herz zu miſslenken, und alſo auch ſeinen eignen Begriffen von

Ehre und Recht nicht entgegen zu handeln oder handlen zu laſſen nöthig hat, ſich beträgt, wenn ihm, ſo wie mir, mitgeſpielt wird. Sie glauben vielleicht, daß ich nun den Stahl wieder mich ſelbſt kehren werde, um der Strafe auszuweichen, die ich mir dadurch zugezogen, daß ich nur nach meinen Begriffen richtig, aber nach den Begriffen der heilſamen und jedem heilig ſeyn ſollenden Geſetze ſtrafbar gehandelt habe: Nein, auch das thut kein rechtſchaffner Mann, Sie irren ſich, wenn Sie das glauben! Hier! Hier liegt er, der blutge Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefre mich ſelbſt ins Gefängniß. Ich gehe und erwarte Sie als Richter. Sie mein Herr Prinz, ſind es nun einmal, der Richter im Lande iſt, und Recht und Gerechtigkeit ausüben ſoll. Dieſer ihr großer Vorzug, den Sie gegen mich ehrlichen Mann und Vater theils ſchon durch den Tod des Appiani gröblich mißbraucht, theils durch die vorgehabte Schändung meiner Tochter mißbrauchen wollen, haben mich dieſen Handel nicht anders endigen laſſen können, als ich ihn geendigt habe, und wegen alles dieſes, o fürchten Sie ſich, Prinz! erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller.

Sie zanken gewiß nicht, wenn Sie hören, daß Ihr Theimotheus, (den Sie noch acht Tage wenigſtens bey mir auf dem Lande laſſen müſſen) geſagt, er wolle lieber ein ſolcher Tochter Mörder, als ein ſolcher Prinz ſeyn. Wir wollen ihm wünſchen, daß er keines von beyden werde; daß die Vorſehung bey einem braven Herze ihm auch die Tapferkeit verleihe, ſeiner Frau zu widerſtehen, wenn ſie je mit der Tochter zur laſtervollen Reſidenz des Prinzen ziehen will. Wir wollen es ihm vom Himmel erflehen, weil es eine ſeltene Sache iſt, daß der bravſte Mann auch Muth genug habe, ſeine eigne Frau zu regieren. — Das „wie eine ſchaale Tragödie ſich endigen,

würde ich, wenn ich Akteur wäre, in der Hitze, worein mich die Umstände gesetzt, vielleicht vergessen, und ich glaube kein Zuschauer würde es vermissen, selbst der Dichter nicht, wohl aber beym Lesen.

Durch die Kritik zu zeigen neue Wege,
Die sich der Dichter wählen würde,
Wenn er nicht lieber eigne gienge,
Das wäre Meisterwerk;
Die neuen Wege zu entdecken,
Die Dichter, welch' Erfinder sind, betreten,
Das wär' nicht kleinen Beyfalls werth:
Doch Wege, hundertmal gewiesen,
Zum hundert erstenmal zu weisen,
Und trift man auch dabey auf unbemerkte Stege,
Die Seitwärts laufen, wiederkehren,
Was ist denn das?

Ich möchte den Verfasser wohl kennen, um zu sehen, ob ihn solche Arbeiten so sehr amüsiren, daß es ihm für alle die schaalen und halb schaalen Beurtheilungen und unvollkommene Aufführung einsteht.

Ich bin ꝛc.

Die Geschichte des rußischen Kaisers Johann (Iwan) des Dritten.

Der rußische Zar Iwan, Bruder des Zaren und nachmaligen Kaisers, Peters I. hinterlies von seiner Gemahlinn, Proscovia Fedorowna Soltikow, zwey merkwürdige Töchter, Catharina Iwanowna, oder Iwanowna, gebohren am 19 October 1691, und den

ſelben nächſte Schweſter, Anna Iwanowna. Die erſte wurde am 19 April 1716. mit Karl Leopold, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin vermählet, und aus dieſer Ehe entſtund die Prinzeſſin Anna, welche am 3ten Julii 1739. mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel zu Bevern, ehelich verbunden wurde; und am 12ten Auguſt 1740. zu St. Petersburg den Prinzen Iwan oder Johann gebahr. Seiner Großmuttet Schweſter, Anna, damalige Kaiſerinn von Rußland, erklärte ihn am 5 October zu Ihrem Nachfolger auf dem rußiſchen Throne. Weil aber der Prinz erſt ein paar Monate alt war, ſo verordnete Sie den Tag hernach oder am 6ten October, den Herzog Ernſt Johann von Curland zum vormundſchaftlichen Regenten des rußiſchen Reichs, bis der Prinz Johann das 17te Jahr erreicht haben würde. Das Manifeſt wurde erſt am 18ten October und alſo einen Tag nach dem Tode der Kaiſerinn Anna gedrukt.

Dieſes Manifeſt trat zugleich mit einem andern ans Licht, in welchem im Namen des unmündigen Kaiſers, Johann des Dritten, nicht nur der Tod der Kaiſerinn Anna, ſondern auch ihre Verordnung wegen der vormundſchaftlichen Regentſchaft öffentlich bekannt gemacht wurde.

Auf dieſe Regierungsveränderung ward eine große goldene Schaumünze geprägt, die im Golde 29 Species Dukaten wiegt. Auf der rechten Seite derſelben erblickt man das Bildnis der Kaiſerinn Anna und auf der Rückſeite eben dieſelbe als gegen Himmel fahrend, wie ſie dem Prinzen Johann, welchen ihr die Prinzeſſinn Anna darhält, die rußiſche Kaiſer Krone aufs Haupt ſetzet.

Das Bildniß des unmündigen Kaiſers ward auch, nebſt ſeinem Namen, auf gangbaren Münzen in Gold

und Silber ausgeprägt, die heutiges Tages insgesammt zu den Seltenheiten gehören; insonderheit die Dukaten. Daß sein Name in den Kirchengebethen eben so wohl als in den öffentlichen Verordnungen und Befehlen vorkömmt, verstehet sich von selbst.

Wie die Frau Mutter des jungen Kaisers dem Herzog von Curland die Vormund und Regentschaft genommen, und sich derselben unter dem Titel eines Großfürsten von Rußland selbst unterzogen habe, ist eine weltbekannte Sache. Eben so bekannt ist es wie die Prinzessinn Elisabeth sich in der Nacht vom 24ten auf den 25ten November 1741. des rußischen Throns bemächtiget und den jungen Kaiser Johann eben so wohl, als dessen Aeltern gefangen genommen hat. Die neue Kaiserinn suchte die Denkmäler der Kaiserwürde Johanns zu vertilgen, daher wurden alle goldene und silberne Schaumünzen und Geldsorten, die unter seinem Namen und mit seinem Bildnisse ausgegangen waren, eingezogen und eingeschmolzen, und 1750. wurden so gar die Bücher, in welchen sein Name vorkam, nicht mehr geduldet; wenigstens müste sein Name in denselben ausgetilget werden.

Der unschuldige Johann, welcher in seinen Windeln der Kaiserinn Elisabeth ein Vivat lächelnd zurief, wurde mit seinen unglücklichen Aeltern anfänglich nach Riga in die dasige Citadelle, hierauf nach der Dünamünder Schanze, und alsdann nach der Stadt Oranienburg im Gouvernement Woronesch gebracht. Hier hatte er mit seinen Aeltern, und Geschwistern den Herrn von Korff zum wachthabenden Offizier, welcher so, wie an seinen Aeltern, also auch an ihm Menschenliebe bewies, aber dadurch dem Hof zu St. Petersburg verdächtig und also abgelöset wurde. So lange Johann bey seinen Aeltern war, wurde er von diesen einigermaßen unterrichtet; als aber diese ungefähr im 8ten Jahre seines Alters von Oranienburg nach

Kolmo-

Kolmogori 80 Werste von Archangel gebracht wurden, woselbst seine Frau Mutter im Märzmonate 1746 starb, sein Herr Vater aber nebst seinen übrig gebliebenen Geschwistern noch ohnlängst lebten, fiel aller Unterricht auf beständig weg, und er gerieth in die allergrößte Unwissenheit.

Der Prinz blieb zu Oranienburg als seine Aeltern nach Kolmogori gebracht wurden. Es fand sich aber ein Mönch, der es unternahm, mit ihm zu flüchten; er kam auch glüklich mit ihm bis Smolensk, hier aber ward er verrathen und angehalten. Das Schicksal des Mönches ist mir nicht bekannt, man kann es aber leicht errathen. Der Prinz ward in die Festung Schlüsselburg gebracht, in welcher er auch bis an seinen Tod geblieben ist. Seine Wohnung war in den Casematen der Festung, und die kleinen Fenster des Gewölbes in welchen er eingesperret wurde waren verschlossen, so, daß kein Tageslicht in diese fast unterirdische Wohnung kam, sondern der Prinz beständig Licht brennen mußte.

Daher und weil er weder eine Uhr hatte, noch schlagen hörte, wußte er auch den Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht. Ein Hauptmann und ein Lieutenannt, welche seine Wächter waren, wurden mit ihm eingeschlossen und bekamen den schriftlichen kaiserlichen Befehl, daß, wenn jemals eine Empörung zum Besten des Prinzen entstehen sollte, welche schlechterdings nicht anderst als durch die Ermordung desselben erstickt werden könnte, so sollten sie in diesem Nothfalle solches äusserste Mittel ergreifen. Von aussen wurde das Gefängniß durch eine Soldaten Wache bewacht. Es hat eine Zeit gegeben, da die wachthabenden Offiziers mit dem Prinzen nichts haben sprechen, ihm auch nicht antworten durfen. Da er nun sonst keinen Menschen als diese Offiziers und einige Soldaten sah, mit niemanden reden, weder lesen noch schreiben durf-

te, solches auch nicht gelernt und keine Bücher hatte: so ist nicht zu verwundern, daß er sich gewöhnt habe tiefsinnig blos seinen eigenen Phantasien nachzuhängen.

So lange die Kaiserinn Elisabeth gelebet hat, ist er nur einmal aus seinem Gefängnisse ans Tagelicht gekommen, und in einem verdeckten Wagen nach St. Peterburg gebracht worden, woselbst die Kaiserinn ihn zum erstenmale in des Großkanzler, Grafen Warenzow, und zum zweytenmale in des Grafen Peter Schuwalow Hause gesehen und einige Worte mit ihm gesprochen hat, ohne daß er gewußt, wer die Person sey, welche mit ihm spreche. Weil er beständig in dem Gefängnisse eingeschlossen war, und nicht an die freye Luft kam: so hatte er eine sehr feine Haut. Als der Bart bey ihm hervor kam, ließ er denselben wachsen, und machte viel daraus.

Bis 1762 gieng, ausser der angeführten, gar keine Veränderung mit ihm vor. Im Märzmonate dieses Jahrs war der neue Kaiser Peter der Dritte neugierig, den Prinzen zu sehen. Er reisete also an einem Tage früh Morgens, in Gesellschaft des General en Chef und Generalpolizeymeisters, Baron von Korff, des Alexander Marischkin, des von Ungern und des Staatsrath Wolkof, nach Schlüsselburg mit Fuhrleutepferden, welches so geheim zugieng, daß selbst des Kaisers Oheim, Herzog Georg Ludwig von Holstein erst des Mittags erfuhr, daß der Kaiser verreiset sey. Der Kaiser, welcher sich für einen Offizier ausgab, hatte von sich selbst einen Befehl an den Commandanten zu Schlüsselburg mitgenommen, ihm alles zu zeigen. Er gieng also mit seinen Begleitern zu dem Prinzen Johann in die Casematte, in welcher er sich aufhielt, und fand, daß sie eine erträgliche Wohnung ausmachte, auch mit Meubeln von der geringsten Art nothdürftig versehen war. Die Kleidung des Prinzen war zwar von ganz geringer Art, je-

doch nicht zerrissen, auch ganz rein, wie sich denn der Prinz am Leibe und in der Wäsche ganz rein hielt. Er war äusserst unwissend und redete verwirrt. Bald sagte er, er sey der Kaiser Iwan, bald aber versicherte er, dieser sey nicht mehr in der Welt, sein Geist aber sey in ihn gefahren. Als er zum erstenmale auf Befragen wer er sey, zur Antwort gab, er sey der Kaiser Iwan: fragte man ihn weiter, wie er sich einbilden könne ein Prinz, ja Kaiser zu seyn? woher er solches wisse? Hierauf sagte er, das wisse er von seinen Aeltern und von den Soldaten. Man fuhr fort, ihn zu fragen: was er von seinen Aeltern wisse? Er versicherte, daß er sich derselben noch erinnere, klagte aber sehr, daß die Kaiserinn Elisabeth ihn so wohl als seine Aeltern immer schlecht unterhalten lassen, und erzählte, daß, als er noch bey seinen Aeltern gewesen, diese ein paar Jahre lang unter der Aufsicht und Vorsorge eines Offiziers gestanden hätten, welcher der einzige gewesen der Güte und Liebe an ihnen bewiesen habe. Hier schlug dem General von Korff, welcher dieser Offizier gewesen war, das Herz; und er fragte den Prinzen, ob er diesen Offizier noch kenne? Nein, antwortete der Prinz, ich kenne ihn nicht mehr, denn es ist schon lange her, ich war dazumal noch ein Kind: allein seinen Namen hab ich wohl behalten, er hieß Korff. Der General wurde wehmüthig. Der Prinz hatte auch vom Großfürsten und desselben Gemahlinn gehöret, und weil er versicherte, daß er wieder auf den Thron zu kommen hoffte, so wurde er gefragt; was er in solchem Falle mit dem Großfürsten und der Großfürstinn machen wollte? Er antwortete, er würde sie hinrichten lassen. Das verdroß den Kaiser Peter, der aber doch beschloß, daß er für den unglücklichen Prinzen in der Festung ein besonders kleines Haus erbauen lassen und ihn in demselben auf einen bessern Fuß unterhalten wolle. Sein Oheim, Herzog

Ludwig August von Holstein rieth ihm, daß er den Prinzen nebst dem Herzog Anton Ulrich und desselben übrigen Kindern in Freyheit setzen, nach Deutschland schicken und ihnen eine ansehnliche Pension geben möchte; allein dieser Vorschlag gefiel dem Kaiser nicht.

Kaiser Peter der dritte starb. Nicht lange hernach als seine Gemahlinn, Catharina die Zweyte, den Thron bestiegen hatte, thaten einige Personen der Kaiserinn den unsinnigen Vorschlag, daß sie sich mit dem Prinzen Iwan vermählen möchte. Ich nenne diesen Vorschlag unsinnig, denn der Prinz war nicht nur viel jünger als die Kaiserinn, sondern auch völlig unwissend, ja blödsinnig. Nichts destoweniger wollte selbst der Synod der Kaiserinn eben diese Vermählung anrathen; allein die Monarchin bauete diesem Vorschlag vor. Damals wurde der Prinz ingeheim nach Kexholm gebracht und daselbst ungefähr einen Monat lang verwahret. Um eben diese Zeit war auch die Kaiserinn neugierig, ihn zu sehen; ich weis aber weder wo sie ihn gesehen hat, noch was bey dieser Gelegenheit vorgefallen ist. Es wird aber im Namen der Monarchin etwas davon in ihrem Manifest vom 17ten August 1764. erzählet. Die Kaiserinn veränderte die Offiziers, welche den Prinzen bewachten, und gab ihn unter die Aufsicht des Capitain Wlaßiew und Lieutenant Tschekin. Diese Offiziers waren die unglücklichen Werkzeuge des gewaltsamen Todes des Prinzen, dessen Ursache und Beschaffenheit nunmehr zu erzählen ist.

Ein Unterlieutenant vom smolenskischen Infanterieregiment Namens Wastley Mirowitsch, von Geburt ein Ukrainer, und Enkel des Mirowitsch, welcher es mit dem aufrührerischen Mazeppa hielt, war darüber mißvergnügt, daß die eingezogenen Güter seines Großvaters ihm auf seine Bitte nicht zurückgegeben wurden, und daß er am kaiserlichen Hofe den Zutritt nicht erlan-

gen konnte, den er ſich wünſchte. Er beſchloß alſo, ſich zu rächen, und weil er wußte, wie oft es ſchon gelungen war, daß durch wenig bedeutende Perſonen große Staatsveränderungen in Rußland zu Stande gebracht worden: ſo faßte er den Vorſatz auch etwas zu wagen, und den gefangenen Prinzen Johann, den er nie geſehen hatte, deſſen Beſchaffenheit er auch nicht kannte, auf den rußiſchen Thron zu erheben, dadurch aber ſich ſelbſt zu einen großen Mann zu machen. Zum Gehülfen bey dieſer verwägenen Unternehmung erwählte er einen andern Lieutenant Namens Apollon Uſchakow, von wolkolnzkiſchen Infanterieregiment, und beyde gelobten und beſchworen ihr Vorhaben feyerlich vor dem Altar in der Kirche unſerer lieben Frauen von Caſan zu St. Petersburg. Allein Uſchakow ertrunk, wie es ſcheint, zu des Mirowitſch Unglücke, in einem Fluße, als er am 19 May 1764. vom Kriegskollegio mit Krongeldern nach Smolensk geſchicket wurde. Mirowitſch war alſo allein; entdeckte aber ſein Vorhaben einem einfaltigen Gruſiner, Namens Semen Tſchewaridſew, welcher auch Unterlieutenant war; floßete auch dem Hoflaquai Tichon Kaſatkin mißvergnügte Geſinnung ein. Weil er, wenn die Reihe an ihn kam, mit einem Kommando vom ſmolenskiſchen Regimente, welches in Poſad von Schlüſelburg lag, in die Feſtung auf eine Woche zu Verſtarkung der Wache geſchicket wurde, ſo ließ er ſich bey einem Spaziergang auf dem Wall das Gewölbe zeigen, in welchem der Prinz Iwan verwahret wurde; auch daſelbige einige Tage vor dem Ausbruche ſeiner Unternehmung mit Nummer 1 bezeichnen. Er beſchloß ſein Vorhaben zu der Zeit auszuführen, als die Kaiſerinn im Sommer des Jahres 1764. nach Eſthland, Liefland und Curland gereiſet war. Er ſezte nicht nur im Namen der Kaiſerinn einen falſchen Befehl auf, durch den er nachmals

das unter ihm stehende Kommando Soldaten betrog, sondern er fassete auch zugleich mit dem Uschakow, als derselbige noch lebte, ein Manifest ba, welches sie beyde unterschrieben, und sobald sie den Prinzen Johann in Freyheit gesetzt haben würden, drucken zu lassen gedachten. In diesem Manifeste war die Kaiserinn auf das allerhäßlichste beschrieben, um sie den Einwohnern des Reichs verhaßt zu machen, ihre eigene That aber zu beschönen. Es waren eben zwey Jahre seit der Regierungsveränderung verflossen, durch welche die Kaiserinn, Catharina die Zweyte auf den Thron gekommen war, und nun gedachte Mirowitsch etwas Aehnliches auszuführen. Die Woche während welcher er mit einem Commando seines Regiments in der Festung Schlüsselburg war, verstrich, ohne daß er Gelegenheit fand sein Vorhaben werkstellig zu machen; er wußte es aber dahin zubringen, daß er für seine Person nicht abgelöset wurde, sondern bey dem neuen Commando von seinem Regiment in der Festung blieb. In der hellen Sommernacht von 4ten auf den 5ten Julius entdeckte er sein Vorhaben 3 Korporalen und eben so viel Soldaten vom Commando des smolenskischen Regiments, und überredete sie, sich zur Ausführung desselben gebrauchen zu lassen. Hierauf lies er um 2 Uhr nach Mitternacht das ganze Commando plötzlich aus dem Schlafe aufwecken, sich in Ordnung stellen und das Gewehr scharf laden. Von diesem Geräusch erwachte der Commandant Berednikof, gieng aus seiner Wohnung, und erkundigte sich selbst beym Mirowitsch was er vorhabe. Dieser versetzte ihm mit dem Flintenkolbe einen Schlag auf den Kopf, von welchem er zu Boden fiel, und lies ihn alsdann durch einige Soldaten bewachen; hierauf griff er mit denen übrigen Soldaten die kleine Mannschaft von der ordentlichen Besatzung an, welche die Wache bey dem Prinzen Johann hatte, und lies auf die-

ſelbe feuern. Eben damals aber fiel nicht nur ein gewöhnlicher ſtarker Nebel welcher ihm hinderlich war, ſondern es kamen auch die beyden Offiziers welche mit dem Prinzen eingeſchloſſen waren, aus der Caſemate heraus, führeten ihre Wache an, und lieſen dieſelbige wieder Feuer auf Mirowitſch und ſein Commando geben. Dieſe Schüſſe thaten zwar eben ſo wenig Schaden als die erſten, allein die Soldaten des Mirowitſch wurden doch durch dieſelben ſtutzig gemacht, zogen ſich zurück, und verlangten den ſchriftlichen Befehl zu ſehen, vermöge deſſen er ſie zum Angriffe gebrauche. Er las ihnen den obenerwähnten kaiſerlichen Befehl, welchen er erdichtet hatte, vor, that Verheiſſungen und Drohungen hinzu, und bewegte die Soldaten dadurch, daß ſie von einer Baſtion eine Kanone mit allem Zugehör nahmen, und gegen die Palliſaden richteten, die den Zugang zu dem Gewölbe, in welchem der Prinz Iwan war, verſchloſſen. Als der Hauptmann Wlaßiew und Lieutenant Tſchekin dieſe Anſtalten wahrnahmen, zweifelten ſie daran daß ſie den Sturm des Mirowitſch würden abſchlagen können, und vereinbarten ſich dem Prinzen das Leben zu nehmen und dadurch die Abſichten des Mirowitſch zu vereiteln. Sie kehrten alſo in das Gewölbe zurück, und näherten ſich mit bloßen Degen dem Bette des Prinzen, der ungeachtet des Lärmens, welcher drauſſen vorgieng, ganz ruhig ſchlief. Der erſte Stich, welchen ſie ihm in der Verwirrung gaben, gieng ins dicke Bein und der folgende in den Arm, welchen der von dem erſten Stich erwachte Prinz verhütet, die folgenden aber trafen ſeine Bruſt und das Herz, und tödteten ihn. So ſtarb der Unſchuldige, der niemals einen Menſchen beleidiget hatte, als er 24 Jahre weniger 5 Wochen und einigen Tagen alt war, nachdem er vom 2ten Jahre ſeines Alters an in der Gefangenſchaft gelebet hatte.

So bald er tod war, öffneten die beyden Offiziers das Gefängniß, und ließen den Mirowitsch und seine Soldaten in dasselbige hinein. Als jener den erblasten Prinzen in seinem Blute liegen sah, wurde er äusserst gerühret. Er erholte sich, und fieng an, mit enthusiastischem Eifer den unglücklichen Prinzen zu beklagen, und ihm ein Lobrede zu halten. Man hätte erwarten sollen, daß er in der Wuth entweder die Offiziers oder sich selbst umgebracht haben würde: er that aber weder das eine noch das andere, sondern gab vielmehr seinen Degen gutwillig an die Offiziers ab, und sich selbst zum Gefangenen.

Noch an eben demselben Tage drung das Gerücht von dieser traurigen Begebenheit bis St. Petersburg durch, und als es am folgenden Tage von allen Seiten bestatiget wurde, war die Betrübniß und der Unwille allgemein. Es ist nicht zu beschreiben, wie dreist und heftig selbst der gemeine Russe von dieser Begebenheit auf öffentlicher Straße urtheilte. Die erste Nachricht von derselben bekam der kaiserliche wirkliche geheime Rath, Senator und Oberhofmeister des Großfürsten, Herr von Panin, welcher sich bey dem Großfürsten auf dem Lustschlosse zu Zarskoe Selo aufhielt. Er schickte so gleich den Oberstlieutenant Kaschkin nach Schlüsselburg ab, um daselbst Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und an die Kaiserinn einen Courier.

Der Leichnam des ermordeten Prinzen wurde in dem Schafpelze, in welchem er auf dem Bette gelegen hatte und erstochen war, und in einem gemeinem Sarge in die Kirche der Festung gebracht, und der Zulauf der Menschen, welche ihn besahen und beweinten, war ungemein groß. Daher erfolgte ein Befehl, den Sarg zu verschliessen, welcher hierauf mit dem Körper ganz in der Stille nach dem Kloster Tichfina gebracht, und daselbst begraben wurde. Dieses Kloster liegt 200 Werste von St.

Petersburg, in der nowgorodschen Guberne. Auch unter den Garderegimentern verursachte die Ermordung des Prinzen eine groſse Bewegung, welche in der Nacht von 13ten auf den 14ten Julii so starck war, daſs man die allerschlimmsten Folgen besorgte. Diesen aber wurde dadurch vorgebeuget, daſs der Fürst Alexander Golizin unter die bey St. Petersburg campirenden Feldregimenter Pulver und Bley öffentlich austheilen lies, welches die Garderegimenter im Zaume hielt, und alles beruhigte. Der Senator, Iwan Neplujew wollte sich die Untersuchung der Sache zu eigenen und auf 40 Personen, auf welche er Verdacht geworfen hatte, daſs sie an dem Aufruhre Theil haben möchten, gefangen nehmen lassen, allein der Oberhofmeister, Herr von Panin übernahm die Untersuchung, und verfuhr nach andern Maaſsregeln.

Ueber zwey Fragen ist sehr gestritten worden, die erste: ob Mirowitsch ausser den oben genannten geringen Leuten wichtigere Theilnehmer an seiner That gehabt habe, durch die er angefeuert worden sey, und von denen er Unterstützung erwartet habe, so bald er, wie seine Absicht war, den Prinzen von Schlüsselburg nach St. Petersburg zum Artilleriecorps gebracht haben würde; die zweyte: ob der Hof auf irgend eine Weise Antheil an dieser That gehabt habe. Das erste haben viele für wahrscheinlich gehalten, man hat auch erzählt, daſs in derselben Nacht, da dieser Aufruhr vorgieng, unterschiedene mit Leuten besetzte Böte die Newa hinauf nach Schlüsselburg gegangen wären, und sich in der Gegend der Festung aufgehalten hätten, um, wie man meint, den befreyten Prinzen nach St. Petersburg zu bringen. Ich habe aber hievon gar keine Gewiſsheit erlangen können, nur Mirowitsch ist bis an seinem Tode bey der Versicherung geblieben, daſs ausser denen Leuten, welche er angege-

ben und in dem Manifest vom 15ten September genannt sind, sonst kein Mitgenosse seiner That vorhanden sey. Viele wollten zwar seine ungemeine große Standhaftigkeit, welche er in der Gefangenschaft, beym Verhöre und bey seiner Hinrichtung am 15ten September bewiesen, als ein Zeichen ansehen, daß ihm von geheimen Mitgenossen die stärkste Hoffnung zur Erhaltung seines Lebens gemacht worden sey; man kann aber diese seine Standhaftigkeit eben so gut aus seiner enthusiastischen Gemüthsart herleiten, die er auf mehr als eine Weise an den Tag gelegt hat. Den Verdacht, daß der Hof seine Unternehmung auf irgend einige Weise befördert habe, schlägt nicht nur seine öffentliche Bestrafung, sondern auch und vornämlich das abscheuliche Manifest nieder, welches er nebst dem Uschakow aufgesetzet und unterschrieben, und davon er einige Abschriften in der Tasche hatte. Es wurde ihm bey seiner Gefangennehmung abgenommen, und dem Herrn von Panin zugeschickt; dieser aber fand in demselben solche giftige und erschreckliche Lästerungen, die er gegen die höchste Person der Kaiserinn ausgeschüttet hatte, daß er für nöthig hielt, diese Papiere der Monarchinn selbst zuzuschicken, damit sie von derselben eigenhändig vernichtet würden. Daß die oft genannten Offiziers den Prinzen erstochen, war eine Folge des unter der Kaiserinn Elisabeth ertheilten, und nachmals nicht ausdrücklich wieder aufgehobenen Befehls, dessen oben gedacht worden, und der allerdings seinen guten politischen Grund hatte. Unterdessen machten sich doch die Offiziers durch ihre That beym Publikum so verhaßt, daß, als sie nachmals am Hofe erschienen, jedermann Verachtung und Abscheu gegen sie äußerte. Als die Kaiserinn von dieser Begebenheit Nachricht bekam, befahl sie, daß der Generallieutenant und Ritter von Weymarn sich nach Schlüsselburg begeben, und alles an Ort und Stelle genau untersuchen

ſollte. Als dieſe Unterſuchung geendiget war, wurden die Acten derſelben einer anſehnlichen Verſammlung zum Endurtheile vorgelegt, welche aus dem dirigirenden Senat, dem dirigirenden Synod, den drey erſten Klaſſen der Standespersonen, und den Präſidenten der Kollegien beſtund.

Logogryphen.

Das erſte des ſechſten Stückes 1ſten Theiles, Seite 282 war das Wort Haas. Laſſe ich das H weg, ſo iſt es Aas, und das A weg, As oder Aß, oder welches hier gemeint iſt, das Pickaß oder die Spadille.

Das zweyte iſt das Wort Hader, Ader.

Das dritte: Puß, Uß.

Viertes Logogryph.

Ich bin ein Weſen, das aus ſieben Stücken beſteht. Merke dir es Leſer, ſieben iſt eine bedenkliche Zahl, aber die leztern beyde ſchleppe ich häufig in Deutſchland nach, welches mich oft ein wenig langweilig macht. Gut, wirf ſie alſo weg. Da erhebe ich mich zur Gottheit, und nur ihrer allein bin ich würdig; die Menſchen verdienen mich nicht, und können mich nie verdienen. Hier ſind nur Wunder des Allerhöchſten. Doch laſſe ich mich dabey auf einer andern Seite gleichwohl zu den Menſchen herab. Da werde ich ein erfahrner tapferer Kriegsmann, und von mir führt eine große Anzahl bärtiger Krieger ihren Namen, die dem Tode kühn in das Geſicht traten. So kannſt du mich auch noch in allem Handel und Wandel gebrauchen, denn der Käufer fragt vor allen Dingen nach mir. Raube mir auch noch das erſte Stück, da bin ich von weit größerer Wichtigkeit für den größten Theil der Menſchen. Denn ich werde eine Pflanze die ganzen Nationen

fast ihre einzige Nahrung giebt; und misbrauchen sie mich, so rächе ich mich auf eine grausame Weise an ihnen. Ich verrücke ihnen das Gehirn, trockne ihren Körper aus, und quäle sie mit stechenden Schmerzen. Nimmst du mir noch ein Glied, so bin ich für Sicilien die größte Delikatesse und Zierde, und nicht allein für diese Insel; kein Großer kann mich in Polen entbehren, und an stillen Sommerabenden ergötze ich den Gaum vieler Conversationen; durch mich ist manches Liebesband geknüpfet, und manche gute und böse Ehe beschlossen worden; doch bin ich immer dabey ein unangenehmes und gefährliches Ding. Was trotzen aber die Sterblichen nicht? Du darfst nur izt die beyden lezten schleppenden Theile wieder hinzusetzen, so kannst du dich mit Hülfe dieses glatten Dinges auf meinem Rücken recht angenehm vergnügen. Allein ich will dir dabey ein wenig Hurtigkeit und Leichtigkeit rathen, sonst steh ich dir nicht gut dafür, daß dir nicht das Gehirn aus dem Kopfe springt. Nicht allein drücket man mich mit diesem Geschöpfe, o! es hat einen weit größern Nutzen. Ein Ding, das die Menschen am allernothwendigsten gebrauchen, das aber auch, Dank sey es der Vorsicht, eben deswegen am häufigsten auf unserer Erdkugel gefunden wird. Nenn ihm eine Verrichtung die es nicht leisten kann; es pfeift, tödet, belebet, du hast es in deinem Leibe, und an deinem Leibe. Du wirst wenig Thiere sehen, wo du es nicht findest. Genug. Ich könnte noch das vorhergehende Stück dazu nehmen, aber was würde da alles aus mir? da wäre ich bald ein Narr, bald ein Weiser, da schmachtet die Jugend nach mir; da bin ich der liebste Wunsch aller Deutschen.

An Herrn G—f von B*.

Die beßte Gattin raubte Dir
Des Todes Riesenhand;
Doch weine nicht: wir haben hier
Nicht unser Vaterland.

Maximen

um deſto eher Glük in der deutſchen Welt, im Monde zu machen.

Schwatze von allem zuverſichtlich und troßig was du nicht verſtehſt.

Sage, daß du alles auf der Welt weißt.

Verachte alles mit Hohngelächter.

Sey ein frommer Heuchler bey Greiſen und Frauen.

Sey allen alles; Chriſt, Atheiſt, Naturaliſt und Deiſt, wie dir der Mann aufſtößt.

Schmeichle allen, den Männern ſo unverſchämt wie den Weibern, denn hier ſind alle Manner Weiber.

Erhebe die geringſte Kleinigkeit, die du verrichteſt, zu dem wichtigſten und ermüdendſten Staatsgeſchäfte.

Vor allen Großen lecke den Staub; vor den Kleinern kannſt du dich deſto dicker brüſten.

Sage überall, daß du nicht kriechen kannſt, und krieche in dem Augenblicke. Doch ſey Tyrann gegen deinen Bedienten und Untergebene.

Habe das Wort Patriotismus alle Augenblicke im Munde, es bedeutet immer gut Quartier und guten Lohn.

Kleide und trage dich in allem ſo prächtig als es dein Beutel geſtattet nach der neuſten Mode.

Oder mache ein ſeltenes Original. Du mußt bemerkt werden. Dies iſt deine Abſicht.

Unternimm alles, wenn du auch noch keine Sylbe in deinem Leben davon gehört haſt. Ein einziger Mann muß alles können.

Lies fleißig die bons mots, damit du alle Tage mit etwas Neuem überraſchen, und Bäuche erſchüttern kannſt.

So lies auch vorher eine hiſtoriſche Anekdote oder laß dir eine erzählen, ehe du zu jemanden zur Tafel oder in Geſellſchaft gehſt. Das Ding wohl angebracht, thut große Wirkung.

Die hiſtoire du jour mußt du auf dem Nagel herzuſagen wiſſen.

So mußt du auch unſere galanten Frauen und Fräulein kennen. Dieß iſt ein intereſſanter Stoff zu den innigſten Geſprächen, und vermehret bisweilen ſelbſt die Anzahl der galanten Frauenzimmer.

Du mußt die Titel von den neueſten deutſchen und auch einigen franzöſiſchen Büchern wiſſen, damit du entweder mit Hyperbel loben oder tadeln kannſt.

Du mußt überhaupt ein Criticus encyclopediens ſeyn.

Von verbotenen Büchern mußt du genaue Kenntniß haben. Kannſt du ein wenig mit dem Schachern dabey umgehen, ſo wird es deinem Beutel und deinem Glücke wohlthun.

Mache den Bellettriſten, und bekömmſt du ein neues Buch ein paar Minuten eher, ſo laufe mit brennendem Kopfe und lege es deinem Mezänaten zu Füſſen.

Von Rechtsgelartheit, Medizin, Naturlehre, Mathematik ꝛc. ꝛc. brauchſt du nichts zu wiſſen. Ein paar Anekdoten, ein paar Titel aus den ſchönen Wiſſenſchaften, ein bischen Geſchwätz von Muſik — wirf dich noch dabey zur Erde hin — weiter brauchſt du nichts mehr. Es wird in deiner Küche rauchen und in deiner Börſe glänzen.

Rede von allen Leuten Böſes, nur von denen nicht, wo du dich gerade befindeſt.

Von den Geiſtlichen muſt du bey Gelegenheit viele luſtige Schwänke zu erzählen wiſſen.

Läugne alles was du geredet haſt, ſo bald dich einer zur Rede ſtellet, und betäube ihn mit übertriebenen Lobſprüchen.

Deinen Feinden ſchade nicht öffentlich, ſondern ganz geheim, durch die zehnte, zwölfte Hand. Untergrabe ihren guten Namen. Haſt du bewieſen, daß Betragen und Herz ſchlecht iſt, greife nun ihren Verſtand an. Beſtich deine Freunde, damit ſie dir Beyſtand leiſten. Seinen Feinden muß man keine Einkünfte zulaſſen, man muß ſie zerſchmettern.

Haſſe jeden, der dir eine Wohlthat erwieſen hat, er hat deine Eigenliebe beleidiget.

Gegen deinen größten Wohlthäter und Vorgeſezten mußt du dich mit ſeinen Feinden verſchwören, um ihm zu ſchaden. Du kannſt dabey Titel und Lohn gewinnen; und das iſt die einzige Abſicht des Weiſen.

Du mußt dich unabläßig über die Menge Geſchäfte beſchweren. Du mußt Tag und Nacht nicht einen Augenblik Muſe finden, wenn du auch in 8 Tagen nicht eine halbe Seite auf das Papier ſezeſt.

Du mußt nie die Wahrheit ſagen.

Du mußt den Leuten ein ganzes Ideal ſeyn, und dich von deinem böſen Herzen, von deiner Unwiſſenheit und deinem Unverſtande nie überraſchen laſſen.

Kannſt du nicht mit Glük ein Hanswurſt ſeyn, ſo ſey oft ein finſterer Sauertopf; ſo hält man dich für einen Philoſophen.

Mit der Regierung mußt du immer unzufrieden ſeyn, nichts muß dir gefallen; alles mußt du reformiren wollen.

Die fremden Potentaten mußt du allezeit loben.

Ueberhaupt mußt du alles Fremde loben, und alles Einheimiſche verachten.

Geſelle dich fleißig zu den politiſchen Reformatoren.

Neue Einrichtungen vom Einheimiſchen ſchmähe, und dulte ja nicht das dein Nebenbruder Verſtand und Kenntniß beſize.

Landwirthschaft, Oekonomie und Comerz muß immer auf der Zunge seyn. Im Kopfe hast du so nichts davon nöthig.

Eine gute Tafel, ein Kuß, Equipage und Spiel müssen dein Leben seyn. Dem Staate dienst du mit dem Munde, oder wenn du etwann einem ehrlichen Manne etwas von seinem kleinen Brode durch Abläugnen nehmen und ihm dafür ausstudierte Grobheiten sagen kannst.

Schimpfe deinen Kollegen, behandle ihn als einen unsinnigen Witzling, breite es bey Hof und in der Stadt aus. Dann schleiche dich in sein Haus, preise seine erhabene Weisheit, setze dich mit ihm in den Wagen, umarme ihn mit eben so viel Entzücken als seine Gemahlinn, und fahre mit ihm aufs Land, um mit doppeltem Hasse wider ihn zurük zu kehren.

So steigst du in die Höhe, so schmausest du aus den Finanzen, und bist ein patriotischer Biedermann des Staates, wenigstens wirst du für einen geschickten und ehrlichen Mann gehalten.

Zur Verdauung.

Ein Bürger zu Birmingaton, in der Grafschaft Warwick, verlohr seine Frau am Dienstage, lies sie am Mittwoche begraben, und am Donnerstage heyrathete er auch wieder: und, da diese seine zweite Frau ihm am Freytage einen jungen Sohn brachte, den er nicht erwartete, so hieng er sich am Sonnabende auf.

An meinen Freund.

O Bruder! unter Einem Stein
Sollt' unser beyder Asche seyn,
Und schaudernd sollt' einmal der müde Wand'rer lesen,
Welch' treue Freunde hier verwesen!

Theatraliſches Quodlibet.

Sammlung

für den

Monat Januarius 1783.

Zum Neuen Jahre.

Dem Vater des Vaterlandes.

✲

Mit Ruhm bekröntes Haupt, Herr, deſſen weiſer Rath
Das Glük der Republik ſo oft erhöhet hat —
Doch ich bin viel zu ſchwach Dich würdig zu erheben:
Ich bitt' um Deine Gunſt und bete für Dein Leben.

✲ ✲

Dich preiſet der Menſchenfreund, Dich ehrt der Patriot.
Der Arme flieht zu Dir, Du tilgeſt ſeine Noth.
Gerettet kehrt er um, fleht für Dein Heil zu Gott.

✲ ✲ ✲

O Du dem hinter ſtillen Mauren,
Von Dir geſchützt, der Arme Thränen weiht,
Nie ſollſt Du um verlohr'ne Tage trauren,
Du lebſt beglükt in alle Ewigkeit.

Meinem Freunde A – Z.

Ich wünsch' Dir in der neuen Zeit,
Jerusalems Beredsamkeit.
Die Sprachen aus dem Orient,
Wie sie ein Michaelis kennt.
Latein und Griechisch weiter nicht,
Wie Heyne und Erneſti spricht.
Französisch, Englisch, Welsch nur so,
Wie Voltaire, Hum' und Metaſtaſio.
Schwing Dich zu einem Antiquar,
Wie einstens Winkelmann es war.
Zum Schönen hab solch ein Gesicht,
Wie Mengs und Füeßlin, weiter nicht.
Der Weisheit populären Ton
Entlehn vom Kant und Mendelsohn.
Geschichte nur so obenhin,
Wie Gatterer und Häberlin.
Geographie wie Büsching nur,
Und Hallers Kenntniß der Natur.
Musik begehre nicht zuviel,
Nur Bachs und Löhleins Saitenspiel,
Und Klopstocks ziemliches Genie,
Zu einen bischen Poesie.
Und endlich noch zum Zeitvertreib,
Wielands Musarion zum Weib.

Meinen übrigen Freunden und Bekannten.

An B – Y. Hast Du der Freunde zwey, bist Du in Wahrheit reich;
Hast Du derselben drey, ist Dir kein König gleich.
Vom vierten sage nichts, die Sache ist zu rar,
Daß Freunde theuer seyn, merk Dir im neuen Jahr.

An C — L. Sey ohne Freund, wie viel verliert Dein Leben!
Dies ist des weisen Gellerts Lehr.
Ich stimm ihm bey, doch sez ich noch darneben:
Und ohne Freundinn noch vielmehr!
Darum, mein Freund! wähl Dir nach Gellerts Lehren
Ja einen Freund, so wie er sich,
Und soll Dein Glük sich mehr wie seines mehren,
Wähl dies Jahr eine Freundinn, so wie ich.

An D — W. Ein Weibchen hübsch und wohl gebrüst,
Von rechten muntern Wesen,
Wird bald von Dir als Frau geküßt,
Und dazu auserlesen:
Allein, nimm Dich dies Jahr in Acht,
Sie liebet die Caressen,
Hast Du es ihr nicht recht gemacht,
Giebt sie Dir nichts zu essen.

An E — W. Besitz ein gutes Buch und auch ein schönes Weib,
So hast Du Tag und Nacht den besten Zeitvertreib,
So wohl für Deinen Geist, als auch für Deinen Leib.

An F — U. Dich will die Blonde nicht? das wäre zum Erstaunen!
Gut! — laß die Närrinn gehn, und halte Dich zur Braunen.

An G — T. Ein Mädchen, wie ein Engel,
Ein Landgut, wie ein Schloß,
Zehn Keller, ohne Mängel,
Ein zugeritt'nes Roß:
Dies alles und noch mehr, Herr Bruder wünsch ich Dir,
Und den Gebrauch davon erlaubst Du doch auch

An H — S. Die Schöne die vernünftig liebet
Und edel denkt, die werde Dein;
Was kann, wenn sie ihr Herz Dir giebet,
Zu Deinem Glücke übrig seyn?

An J — R. Freund suche nicht Dein Glük zu zwingen!
Du weißt, wie jede Dame ist.
Man muß ihr keinen Kuß aufdringen:
Sie kommt schon von sich selbst und küßt.

An K — Q. Mit einem Mädchen, Freund, das reizend ist und schön,
Das stets gefällig, niemals spröde,
Das nicht zu wild und nicht zu blöde,
Mußt Du in diesem Jahr zum Traualtare gehn.

An L — P. Liebster Bruder einen Wunsch
Hab' ich für uns Beyde.
Mach' mir eine Bowle Punsch,
Ich besuch Dich heute.
Wenn ich erst getrunken habe,
So empfang ich auch die Gabe,
Dir in diesen schönen Tagen
Sehr viel Schönes vorzusagen.

An M — O. Ein Mädchen, das Verstand und Witz,
In deren Herz der Tugend Sitz,
Die jede Stunde weis zu nützen,
Wenn and're vor dem Spiegel sitzen;
Die zärtlich denkt und zärtlich küßt,
Und ihre Pflicht doch nicht vergißt;
Die, Freund, die wünsch' ich dies Jahr Dir,
Ich weis, Du gönnst mein Lisel mir.

An N — N. Dir, der der Freundschaft Werth in seiner Größe kennt,
Den jedes edle Herz verehrungswürdig nennt:
Dir sey auch dieses Jahr, mit freudigem Versuch,
Die Menschenhuld dein Fleiß, und die Natur
Dein Buch.

Du biſt Dir ſelbſt Dein Glük, das keine Fälle mindern;
Was Dir Dein Schickſal gönnt, wird Dir kein Neid verhindern.

An Herrn Capitain R ***.

Soll eine Schöne nie Dein kriegriſch Herz beſitzen?
Soll es Bellona ſtets für Amors Pfeilen ſchützen,
Die es bisher allein gefeſſelt hält?
Nein! Amor ſelbſt hat ſchon erzählt: er hätte
Nun gegen Dich ein Mädchen aufgeſtellt,
Schön wie die Grazien — und reich dazu —. Ich wette
Die Schöne ſiegt; mein kühner Held.

An Herrn Hofrath B **.

Stets müſſe Deine Wiſſenſchaft
Des Todes Rechte hindern;
Mit neuer Kraft
Die Kranken ſtärk'n und Ihre Quaalen lindern.

An die Fräulein von P **.

In dem Schooß der Tugend, kleine Freundinn! blühe,
Unter Deiner Mutter-Händen auf.
Werde ſanft wie Sie: ſchlieſſe frühe
Jeder Tugend Deine junge Seele auf.

An Madam A ** Z.

Dir Anna wünſch' ich viele Treu
Und einen treuen Mann dabey.
Dem Mann viel Geld, Dir viel Geſchmeide,
Ihm viel zu thun, und Dir viel Freude.

An Mademoiſelle B ** N.

Bärbchen nimm doch dieſes Jahr
Deiner Schürze beſſer wahr.

An Mademoiselle C **** F.

Dir Mädchen, das so schlau nach hübschen Knaben schielt,
Das ofte mit dem Hund, noch öfter mit sich spielte,
Dir wünsch' ich einen schönen Mann,
Der besser mit Dir spielen kann.

* * *

Den' Mädchens, die sich spröde stellen,
Und doch im Herzen zartlich seyn,
Wünsch' ich verschwieg'ne Junggesellen,
Um sich im Stillen zu erfreun.

═══

Es treffen Aller Wünsche ein —
Damit sie Alle glüklich seyn! ! ! ! ! ! ! ! !

Die Blendung.

Fortsetzung.

Es giebt Weiber, die man für chinesische Gözzen halten möchte. Ihr Kopf bewegt sich nach dem Takt, und diese Bewegung wird von einer frostigen Ernsthaftigkeit begleitet. Sie schnupfen Taba°, und schneuzen sich, wie nach dem Schnürgen, und dies ist täglich ihre ganze Beschäftigung. Ihr Lachen drukt blos Spötterey und Bosheit aus. Sie sehen ihr Zimmer für einen Tempel an, wo man weder lachen noch reden darf, wo ihnen ein jeder Weyhrauch opfern soll. Jedermann wird auf diesen Fuß gehalten. Der Mann, die Schwestern, die Kinder zittern, wenn sie reden. Dergleichen Weiber sind schlimmer, als die Precieuses ridicules.

Lisette plaudert, so lang der liebe Tag währet, schneidt tausend Gesichter, heult und schäkert in einem Augenblick. Bald greift sie nach der Tabakdose, bald

nach ihrem Spiegel, bald nach der Uhr, womit ſie tändelt. Sie weis alle Neuigkeiten, ſie puzt ſich nach der neueſten Mode, ſie vexirt die artigſten Kavaliers. Liſette iſt das artigſte Püpgen, ſo man auf einen Kamin ſtellen könnte.

Was hat Philoctet der Clorine gethan? Sie iſt voll Ungedult, voll Wuth, ſie ſpeyt tauſend Schimpfwörter über ihn aus. Ha, ha, ich weis es! Er hat juſt um vier Uhr zu ihr kommen ſollen, und kam erſt um vier Uhr und zwey Minuten.

Die Galanterie iſt eine Wiſſenſchaft, die ihren Anfang, Wachsthum und Vollkommenheit hat. Man hat eine gewiſſe Art Liebesbriefgen zu ſchreiben, und ſie in geheim hin und her fliegen zu laſſen, zu ſeufzen, zu ſingen, zu gähnen, ſich zu entrüſten, die Finger auszuſtrecken, die Zähne zu zeigen, mit den Augen zu winken, ein Bändgen anzuheften, eine Feder aufzuſetzen, einem flitiegenden Kleid Reize beyzulegen, und einem unordenslichen Haarpuz Anmuth zu geben. Durch lauter ſolche Spielwerke werden junge Leute ins Garn gezogen. Man hat Mühe ſich gegen eine Frau zu verwahren, die auf einmal regnet, hagelt, blizt und donnert.

Man beklagt ſich über die Abweſenheit; und eben dieſe iſt es einzig und allein, die die Liebe unterhält. Sperret den Verliebteſten mit ſeiner Geliebten acht Tage lang zuſammen, ſie werden einander nach Verlauf dieſer Zeit nicht mehr lieben, oder ſie ſind Romanhelden.

Was für eine Marter iſt es nicht, wenn man ſich zur ſchlimmen Stunde bey einer Eigenſinnigen befindet, ihre Dünſte einſchlukken, ihren Eigenſinn loben, ihre Schwachheiten verehren, und endlich, wie ihre Wanduhr, nach ihrem Gutdünken ſtehen und ſchlagen muß!! Die Verliebten haben nie recht geſehen, ſonſt wüſten ſie, daß das wahre Vergnügen in der Unabhängigkeit beſtehet, und daß einjeder, deſſen Schritte abgemeſſen ſind, und

der an eine Minute gebunden iſt, keine Wolluſt mehr empfindet.

Das Frauenvolk haſſet nichts ſo ſehr, als die Gleichgültigkeit: ſaget lieber was Böſes von ihnen, als gar nichts. Wie oft ſind ſie ſchon gegen Mannsleute entbrennt, die ihnen ſonſt übel begegneten, da ſie hingegen Schmeichlern und Seufzenden kein Gehör gaben. Die Eigenliebe findet ihre Rechnung dabey, halsſtarrige Herzen zu beugen.

Petronella hat an nichts eine größere Freude, als an den kleinen Abendmahlzeiten. Dabey ſpielt ſie alle Rollen. Bald ſtellt ſie eine Herzoginn, bald eine Baroneſſe, bald eine Betſchweſter, bald eine Buhlerinn, bald eine Blödſinnige, bald eine Weltweiſe, bald ein Schäfchen, bald einen Wildfang für. Petronella iſt ein Kunſtfeuer, welches nun eine Garbe, ein Stern, ein Funke, und zulezt ein Rauch iſt.

Es lautet pöbelhaft zu ſagen; mein Mann; aber es iſt hochadelich wenn man ſpricht; der Herr * *.

Nein, ich werde mich vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen; man würde mit Fingern auf mich deuten, man würde mich ausziſchen, ſpricht Coline: ich hatte geſtern des Unglük mich in einem Putze auf dem öffentlichen Spaziergang ſehen zu laſſen, der ſchon ſeit zweyen Tagen nicht mehr Mode iſt.

Die Baroneſſe von * * ſeufzt in ihrer abgelegenen Wohnung, daß ſie ihre abgelebten Reizungen nicht mehr in den öffentlichen Aſſembleen ſpazieren führen kann, und wird durch den Beſuch eines jungen Kavaliers, mit einer weiſſen Feder, der den Staroſt ſpielt, und der ſich unter einem wohlausgeſonnenen Vorwand, mit rothen Abſäzen in ihr Gemach einſchleicht, und ſie mit vielen einnehmenden

Komplimenten bezaubert, auf einmal wieder jung. Man führt ein munteres Gespräch, und drey Stunden darnach speiset man ganz alleine mit einander, als ob man sich schon seit langer Zeit gekannt hätte. Den andern Morgen erscheinet der Kavalier wieder, aber traurig, bestürzt: sein Vater ruft ihn zurük; er hat kein Geld; er muß wieder nach Gaskonien; er muß seine göttliche Baronesse verlassen, die so schön, wie die Liebe, so vernünftig, wie ein Engel ist. Diese zärtlichen Ausdrücke, mit einer Zähre und einem Seufzer begleitet, haben die Kraft, ein mit Gold angefülltes Käsichen zu öffnen. Nehmen Sie heraus, sagt die Baronesse, bleiben Sie hier, und besorgen ihre Angelegenheiten, (welche darinnen bestehen, daß Sie mich besuchen, und **) ich schätze mich glüklich Ihnen ein Gefallen erweisen zu können. Der Kavalier weigert sich; eine solche Grosmuth sezt ihn in Erstaunen; endlich streckt er seine Hand nach dem Golde aus, welches er weit mehr als seine Baronesse liebt; er füllt seine Säkke und eilt zur Manette, die von ihm unterhalten wird, mit welcher er die Alte auslacht, und sich auf ihre Kosten lustig macht.

Die Liebe ist nun nichts anders mehr als eine Münze, die aus einer Hand in die and're geht. Das Frauenzimmer sagt zu jedem ihrer Liebhaber, die sie dem Duzend nach hat: Ich bete nur sie auf der Welt an; der Liebhaber sagt eben dieses zu jeder von seinen Maitressen. Da nun dieses also ist, so wird Niemand betrogen.

Die gnädige Frau von F* M* ist ganz allein zu B *** und läst ihre Blikke allenthalben herum spazieren, als ein Tekan sich ihr nähert. Er ist entzükt daß er sie hier antrift; er will sie begleiten; er erkundigt sich, wenn ihr Gemal nicht zugegen ist; er spricht von Liebe, und schlägt ihr eine Zusammenkunft vor. Welch ein Original! sagt die gnädige Frau, da sie allein

ist; wie unbedachtsam! In einer Viertelstunde hat er mir mehr vorgeschwäzt, als unsre Zulins dem Frauenzimmer, mit dem sie den vertrautesten Umgang haben, in zehn Jahren vorsagen.

Chevalier ** geht zur Frau Hofräthin, ohne zu fragen, ob sie zu Hause ist: er singt die Treppe hinauf, vexirt das Kammerkäzchen und sagt ihr was zärtliches vor, welches die gnädige Frau hört; er reißt dem Bedienten, welchen er in dem Vorgemach antrift einen Zierrath aus dem Knopfloch und puzt sich damit; er dringt endlich ins Gemach, gukt erst in den Spiegel ehe er der Frau vom Hause ein Kompliment macht; bükt sich auf einem Fuße, schwäzt und trillert zu gleicher Zeit; sezt sich nieder, steht wieder auf, und durchwandert endlich zwanzig and're Häuser, wo er die nemliche Rolle spielt. Kann man ein schön'res Muster von einem Haasenfuße sehen?

„ Ey, das schöne Kind! starb es nicht erst vor einem „ Jahr? Die Gräfinn glänzt wie eine Sonne; sie mach„ te gestern einen solchen Eindruck in mich, daß ich es „ lebenslang nicht vergessen werde. Ich möchte toll wer„ den; ich habe meine Wintertabatiere verlohren, und die „ Feder an meiner Desobligeante zerbrochen, als ich sie „ suchte. Die Fürstin von ** erwartet mich heute Abend „ bey Tafel; sie ist ein altes runzlichtes Weib, bey der „ man nichts bessers thun kann, als daß man seinen Spas „ mit einem Papagey hat, der ziemlich wakker plaudert; „ allein sie gilt viel bey dem Minister, und ich will eine „ Bedienung haben. Schlichts Fabeln kommen heraus; „ auf meine Seele, das ist ein göttliches Buch, ich habe „ die erste Seite, gelesen. Ich weis nicht, wie sich der „ amerikanische Krieg noch endigen wird. Der Gräfin „ von *** ihr Kleid ist nach dem besten Geschmak von „ der Welt. Die Russen haben jezt fürtreffliches Geschüz. „ Die Madam H** that gestern Wunder als Sängerin,

„ aber die Madam B **** ist unnachahmlich. Ich „ denke in acht Tagen abzureisen. Man lakirt jezt zu „ Warschau ganz unvergleichlich. Die Londner Neuig„ keiten fangen an wichtig zu werden. „ So lauten die Gespräche der Stuzer; sie sind weder ordentlich noch zusammenhangend, und doch giebt man sich mit dergleichen zertrümmerten Reden ein Ansehn, macht sich beliebt, und wird wohl gar für einen Mann von Verstand gehalten. Ists Mittag oder Mitternacht?

Amadis kommt von der Armee zurück, und in ein Haus wo große Gesellschaft ist; jedermann steht vom Spiel auf, drängt sich zu ihm, betrachtet ihn, verlangt Neuigkeiten von ihm. Amadis erzählt keine andere, als die er selber macht. Die Kugeln haben um seine Ohren herumgesauset; zwey Pferde, die sich noch ganz wohl befinden, sind ihm unter dem Leibe geblieben; drey von seinen Bedienten, die noch am Leben, sind an seiner Seite umgekommen.

Der Krieg ist wie das Pharao. Blos die, welche Licht und Karten hergeben, gewinnen dabey.

Die Tesans wollen einen entlegenen Feind schlagen, und haben das Vermögen es zu thun; aber der Anfang dazu wird damit gemacht, daß sie sich selbst aufreiben, indem sie den Marsch antreten. Sie führen eine Menge Raubvögel mit sich, die ihr Eingeweide anfressen, ihnen die Schwindsucht an Hals hängen, und sie ausser Stand sezzen, sich auf ihren Posten lang zu erhalten und fortzurücken.

Es ist gerade, als wollte man eine Komödie auf seine eigene Kosten halten, und dem Publiko was zu lachen machen, wenn man bey den Armeen Schaubühnen errichtet, die sonst an nichts denken sollten, als sich tapfer zu schlagen, und unter sich ein gutes Verständniß zu erhalten. So nüzlich auch sonst Militair-Personen Komödien seyn

mögen, ſo müſſen ſie ſelbe doch zur Zeit ihres Berufs wo nicht gleich eifrig, doch eben ſo ſehr fliehen als die Mädchen. Und doch was liebt unſer Militair mehr als ſich zu unterhalten und unterhalten zu laſſen? Von dem Schauplaz in die Laufgräben, von der Geliebten zum Sturm, ſind nicht Stuffen die ein Held betritt, obſchon dieſe Grundſäze noch einige Ausnahme leiden, denn — nulla Regula ſine Exceptione. Die Profeſſion der Helden erfordert Leute die ganz von ihrem Handwerk eingenommen, nichts denken, als dieſes, mit nichts ſich beſchäftigen, als mit dieſem. Hatte Karl der Zwölfte einen Nachttiſch? Sah Turenne den Seiltänzern zu?

Jeder Dienſt, wo junge Leute nichts zu thun haben, als auf die Wache zu ziehen, und die Waffenübungen zu machen, iſt kein guter Dienſt. Jedes Regiment ſollte einen Aufſeher haben, der darüber halten ſollte, daß die Wiſſenſchaften von ihnen getrieben würden, und geſchikte Leute, ſie in ſolchen zu unterrichten. Die Kriegskunſt kann niemalen ohne die Kenntniß der Geſchichte, der Geographie, der Mechanik und der Geometrie beſtehen. Aronce iſt ſeit dreyſig Jahren Offizier, und hat nie ein Buch aufgemacht. Er iſt Vormittags aufgeſtanden, hat Tabak geraucht, von nichts als Schwelgerey geſprochen, alle lüderliche Winkel durchſtrichen; dieß ſind ſeine Beſchäftigungen, dieß iſt ſein Leben.

Man beklagt ſich über den Mangel guter Generale. Aber können ſie denn wie die Schwämme in einem Augenblik wachſen, wenn ſie keine Schulen haben, worinn ſie gebildet werden? Man wird Major mit fünfzehn, galant mit ſechzehn, ein Haaſenfuß mit achtzehn, unverſchämt mit zwanzig Jahren: man hört Niemand mehr an; man überläßt ſich den Ausſchweifungen; man wird hoffärtig; man findet ſich bey allen Mezzen, bey allen Schmauſereyen, bey allen Spielen ein. Fällt ein Krieg ein, ſo zieht man eben ſo maſchinenmäßig

zu Feld, als das Pferd ſo man reitet, wenn die meiſten nicht lieber gar nach Haus zur Mutter gehen. Man arbeitet blos, wie man ſich im Lager eben das Vergnügen ſchaffen möge, das man im Frieden genoß. Die Maitreſſen kommen herbey, die Spieltiſche werden beſucht, die Saufgelage eröfnet. An einer ſchwer beſezten Tafel werden jeden Tag drey Stunden verborben, und von dieſer eilt man zur Maitreſſe. Die Zeit zum ſtudiren kommt niemals, und wenn man auch etwas weniges lieſt, ſo durchblättert man ein paar Romane. Fürtrefliche Bücher die Kriegskunſt zu lernen! Wären Leute, die ſo handeln, die ſo leſen, nicht tüchtiger, wenn ſie ſtockblind wären?

Atlas ſchreitet gleich zu Thätlichkeiten; er überläßt ſeinen Feinden das Zukünftige und bleibt beym Gegenwärtigen. Er weis ſich in Kleinigkeiten einzulaſſen, ohne, welch ein Wunder! ſeine großen Gedanken zu ſchwächen. Es hat mit dem Krieg juſt die Beſchaffenheit, wie mit einer ſchweren Krankheit. Die Kriegsmänner ſind wie ſolche, die lange Zeit brauchen, bis ſie geſund werden. Es giebt bey den Kriegsheeren Hirſche, Krebſe und Schildkröten.

Wie ſeltſam ſind doch unſere Zeiten! wie viel auſſerordentliche und abſcheuliche Ereigniſſe, wie viel erſtaunende Bosheiten erleben wir nicht! Wer dies vor 60 Jahren prophezeiht hätte, würde der nicht für toll gehalten worden ſeyn? Die Zeiten kommen immer wieder, aber können wohl ähnlichere kommen? und wenn dieſes geſchähe, würden die Menſchen nicht Tiger und Leoparden werden?

Es iſt nicht genug daß Königreiche einander bekriegen; auch Privatperſonen müſſen einander in den Haaren liegen. Haß und Neid hörten bey den Römern ſo bald auf, als es auf das Wohl des Vaterlandes ankam. Allein

das Vaterland iſt bey uns nichts mehr, als ein leerer Nachen, oder wir haben vielmehr kein anderes, als unſer eigenes Intereſſe.

Ein Menſch erhebt ſich plözlich, ſo wie ſich ſein Vater emporgeſchwungen hat; ſein Ehrgeiz geht blos darauf, wo er allen Leuten Fallen legen möchte; der Gram verzehrt ihn, wenn er den Znerol ſieht, der in dem herrlichſten Ruffe ſtehet; er verfolget ihn, er verleumdet ihn. Znerol ſieht ruhig zu, und jener fällt in die Grube, die er dieſem gegraben hat. Es giebt noch Augen, die gut ſehen.

Was iſt das Schickſal der Waffen! Einer wird bewundert, der Andere geſchlagen; dieſer plündert, jener verwüſtet; wie viel andere ſtürzen ſich ins Waſſer, um dem Feuer zu entgehen!

Typhas, der ſechs Monate Offizier und 18 Jahre alt iſt, verlangt, mitten unter der größten Hizze des Krieges, ſeinen Abſchied, um, wie er ſagt, ſeine Angelegenheiten zu beſorgen, und ſich nach Geld um zu ſehen. Typhas erhält ſein Geſuch; er reiſet fort und macht 100 Meilen, um 100 Dukaten aufzutreiben, ſo viel höchſtens ſeine ganze Familie ſchaffen kann. Endlich kommt er mit 30 Dukaten wieder zum Regiment, nachdem er 70 in den Wirthshäuſern, und beſonders mit Mägden, deren er ſich lange Zeit erinnern wird, durchgebracht hat. War es wohl der Mühe werth, dieſe Reiſe zu thun? Und wie viele Typhas ſind nicht unter den Armeen, die, ſo wie ihre Befehlshaber, abgedankt zu werden verdienten?

Ungeſtüm in eine Kirche treten, mehr Gott zu ſpotten, als ihn zu verehren; darinn, als wenn man keinen Kopf hätte, einer Buhlſchweſter nachrennen; ſeine Zeit theils in dem B **, theils auf dem Caffehauſe zu bringen; den Mund nicht aufthun, ohne Wind zu machen, und ärgerliches Zeug zu reden; alten Leuten ins Wort fallen

und ſie auslachen; alles verachten, was keine rothe, blaue oder gelbe Aufſchläge trägt; ein hölliſches Gepolter in den Schenken machen; mit ſeinen Bedienten wie mit Hunden reden; nicht bezahlen wollen was man ſchuldig iſt: iſt dieſes nicht das Bild vieler Offiziere in den Beſatzungen, ſo laſſe ich mirs gefallen, wenn man mich für blind hält.

Wenn tauſend Würmer ſich in einem Käſe krümmen, und um einen gröſsern Raum herum ſchlagen, ſo kommt ein Hungriger, verſchlingt den Käs und die Würmer. Die Gründe des Stärkern ſind allezeit die beſten.

Man rükt vor, man zieht ſich zurük, man lauft einander nach wie die Kinder, wenn ſie der blinden Mäuſe ſpielen, ohne daſs man ſich erwiſchen kann. Mangel und Krankheiten, die die Soldaten ohne Unterſchied treffen, überheben ſolche der Mühe im Streit zu ſterben.

Ein Pfarrer ſieht Tode, die er einſcharren — ein Spitalvorſteher ſieht Sterbende, die er umkommen läſst. Man überläſst einander, um groſse Zinſen, das Recht und die Kunſt laulichtes Waſſer in Brühe zu verwandeln.

Caramel ſteigt, ganz von ſich ſelbſt und den Annehmlichkeiten ſeines Amtes eingenommen, von der Poſtkutſche. Vor ihm her gehen drey, vermöge ihres Standes, unverſchämte Bediente, die ihren Herrn für einen Miniſter halten. Caramel kann den Wein, den man ihm in dem Wirthshauſe giebt, nicht trinken; er ruft: St. Louis! dieſer muſs ihm Burgunder und Malaga bringen. Er grüſst nur mit den Augen, erhebt ſein Haupt mit einer wichtigen Mine, und ſchreit ohne Unterlas nach ſeinem Wagen, ſeinen Leuten, ſeinen Pferden. Hat er Unrecht? Er hat eine Baaſe, die bey einem Fürſten Kammerfrau nach der Mode, und aus einem Bedienten, wel-

cher er noch vor zwey Jahren war, iſt er Kommiſſair (Futterliferant) geworden.

Forli macht ſich mit zehntauſend Dukaten, die er dem Kriegsherr abgeſtohlen, unſichtbar. Seine Spizbüberey wird in den Zeitungen bekannt gemacht, und ein Preis auf ſeinen Kopf geſezt. Er giebt tauſend Dukaten; die Zeitungen wiederruffen; Forli wird auf einmal ein Gallant homme, und gleich fährt er mit ſeiner Equipage in Cardos herum, und beſpriſt alle Offiziere mit Koth, mit deren Verluſt er ſich bereichert hat. Das Gold iſt der größte Wundersmann den ich kenne. Die Feinde des Forli werden ihm ihre Aufwartungen machen, und zum öftern bey ihm ſpeiſen.

Der Krieg ſtürzt rechtſchaffene Leute in den Tod, und giebt dem lüderlichen Geſindel das Leben.

Gewiſſe Fürſten gleichen den Waſſergüſſen: ſie reiſſen Bäume, Menſchen, und ſelbſt das Land, durch welches ſie ziehen, mit fort.

Olympe, eine Heldin voll Muths, gleich den Cäſarn, ſieht mit einem ruhigen Blik, wie ihre Staaten, ihr Pallaſt, und beynahe ſelbſt ihre Perſon, das Spiel der Waffen wird. Doch zieht ſie den Kürzern. Je nun! wie kann ſie es ändern? Olympe weis blos die Herzen zu erobern; allein zum Siegen muß man ſich des Vermögens anderer bemächtigen.

Die Höfe ſind wie Schwämme, die mehr einſchlukken, als von ſich geben. Man würde oft ein kleiner Monarch in dem Seinigen ſeyn, und man giebt auf einer untergrabenen Schaubühne einen Sklaven ab. Man erduldet in einer Zeit von 20 bis 30 Jahren Unfälle, Strapazen, Schmach und Körbe. Feine Vortheile!

An dem Hofe wird man niemalen weder alt, noch beſſer. Dies iſt das Herkommen.

Der Hof ist ein Land, das immer mit Eiß bedekt ist, wo man nur mit Schlittschuen fortkommen kann. Allein wie viele Leute fallen nicht, weil sie mit dergleichen Beinkleidern nicht zu gehen wissen?

Man muß entweder der Großen ihr Hofnarr oder ihr Popanz seyn; sie belustigen oder in Furcht halten.

Ein guter Magen und ein böses Herz haben zum öftern das Glük eines Höflings gemacht. Man liebt einen Schmarozer, der für keinen Menschen nichts ausbittet.

Viele Hofleute haben das Schikſal der Pomeranzen; man saugt sie aus und wirft sie weg.

Ein Günstling ist wie ein Mensch, der in den lezten Zügen liegt, er muß alle Augenblike des Urtheils zum Tode gewartig seyn.

Wie viele Leute giebt es nicht an Höfen die mit der Religion ihr Spiel treiben; so wie mit Karten, so mit den heiligsten Sachen. Ihre Mine sagt oft zum Traurigen: ich will euren Wunsch befördern; und zum Armen: euch soll geholfen werden; während das Herz im Taumel des Spottes versenkt liegt.

Die Freunde an den Höfen sind allezeit schwach, die Feinde immer mächtig. Die Parthie ist ungleich.

Cephas stirbt so reich an Tugenden, als an Jahren. Er war ein Mann von wizzigen Einfallen, und gelangte mit Lachen zu einer Würde, die andere nur mit Thränen erhielten. Er wußte allen, die zu ihm kamen, die Stirne aufzuheitern, und das ernſthafte seines Amtes in Frölichkeit zu verwandlen: so daß er, wenn man den P** K** ausnimmt, der gern alle Jahr Erzbischöfe gewesen wäre, von allen Nationen, deren Vater er zu seyn schien, beweinet wird. Wird Cephas einen würdigen Nachfolger haben? Ja! seine Stelle wird mit einem

Mann beſezt, der voll guten Verſtandes und Tugenden iſt, ſo daß ſelbſt Pasquin kein Wort einzuwenden hat, und Jedermann zufrieden iſt.

Die Fortſetzung folgt.

Die ſchöne Warſchauerinn.

(Im Original)

Die ſchöne Wienerinn.

Die ſchöne Wienerinn, gehört zu denen Stücken die auf der Wiener Nationalbühne vorzüglich gut geſpielt werden. Das, und daß das Stück für Wien ſehr lokal und auf wirkliche Stadt Anekdoten gegründet iſt, mag wohl ganz allein die Urſach ſeyn, daß es ein Lieblingsſtück des Wiener Publikums und eine nie fehlſchlagende Lokſpeiſe für die Füllung des Schauſpielhauſes und ſo auch natürlich der Theatralkaſſa iſt. Für ein Faſchingsſtück — zu welchem Behuf es nur geſchrieben zu ſeyn ſcheint — in dem man doch eigentlich nur lachen und nicht denken will, mag es denn auch gelten: denn ſonſt iſt es gerade zu ein maites Stück, und Weidmanns unbedeutendſte Arbeit, wie wohl es ihr ſonſt nicht an Zügen fehlt, die komiſches Talent verrathen. Zwar hat Herr Weidmann das Unglück, weder bey den wieneriſchen, noch bey auswärtigen Kunſtrichtern für das zu gelten, wofür er doch immer gelten könnte, wenn er nur ſelbſt dafür gelten wollte — wenn er ſich nicht muthwillig um die Ehre dafür zu gelten brächte: für einen brauchbaren komiſchen Schriftſteller. Aber ich glaube dem ungeachtet nicht ohne Grund, daß er es ſeyn könnte, ſeyn würde: wenn er nur nicht zu viel ſchriebe; wenn ihm nur nicht eine Priſe Toback nehmen, und ein Stück ſchreiben einerley Ding wäre.

Ich weis nicht, wie lange Herr Weidmann eigentlich ſchon für das Theater ſchreibt, aber erſchrocken bin ich, als ich vor zween Jahren das Verzeichniß ſeiner theatraliſchen Arbeiten fand und ihn als den Verfaſſer von wenigſten ein Duzend Trauer-Luſt- und Schauſpielen, — ſeine Opern, neuen allegoriſchen und hiſtoriſchen Dramen nicht einmal mitgerechnet, — kennen lernte. Jezt begreife ich es ganz leicht, warum es ſeinen Stücken ſo ſehr an Plan, Reife, und wahren Intereſſe fehlt: warum ſie immer nur Ideen zu Stücken und nie Stücke ſelbſt ſind. Wie wäre es möglich, bey einer ſolchen Schnell- und Vielſchreiberey, auch mit dem vortreflichſten Talent etwas vollendetes und anziehendes zu machen! Ganz natürlich, daß unſ're Kunſtrichter Feſtigkeit des Plans und der Karaktere, Kraft des Entwickelns und Durchſetzens, und die Kunſt, ſeinen Geſchöpfen Intereſſe zu geben, gänzlich in ſeinen Schauſpielen vermiſſen. Wer ſo ſchnell und ſo viel ſchreibt, kann unmöglich eine einzige von dieſen Eigenſchaften zeigen. Und wem es vollends, wie Herrn Weidmann, an Geduldt fehlt ſeinen Plan zu ordnen, an Stätigkeit ſein Stück reif werden zu laſſen, an Sitzefleiſch es zu feilen; für den ſind dieſe Eigenſchaften nun gar Terra incognita, zu der er nie hinkömmt. Herr Weidmann mag es denn nun auch dafür haben, daß er faſt von allen unſern Kunſtrichtern gänzlich verkannt wird, faſt bey allen nur für einen ſchreibſüchtigen Schriftſteller ohne alles Talent gilt. Denn unſ're Kunſtrichter urtheilen nun einmal — und haben im Grunde auch ganz recht — nicht nach dem einzelnen Guten, was ein Schriftſteller hat, ſondern nach dem überwiegenden Böſen, was er durch Leichtſinn und Schreibeſeligkeit in ſein Werk bringt. Ein Fall, in dem ſich Herr Weidmann nicht befinden dürfte, wenn er nur ſelbſt anders wollte, oder jemals gewollt hätte.

Er hat z. E. keine üble Anlage, Lokalthorheiten von ihrer lächerlichen Seite zu zeigen; ich finde davon in manchem seiner Stücke, sehr vortheilhafte Spuren. Aber wie wenig weis er diese Anlage recht zu nützen, wie wenig versteht er sie auszubilden! Es ist nicht genug zu beobachten, man muß auch mit dem philosophischen Kopf beobachten, der allein den wahren Beobachter macht: muß das philosophisch Beobachtete auch philosophisch darzustellen, das ist, menschlichen Bildern ähnlich, und dadurch menschlichen Geschöpfen interessant zu machen wissen. Aber eben an diesem philosophischen Kopf, das philosophisch Beobachtete philosophisch darzustellen, fehlt es Herrn Weidmann, und muß ihm daran fehlen, weil man unmöglich so auf dem Flug philosophisch beobachten, das heißt, das Beobachtete von allen seinen Seiten bemerken, prüfen und vergleichen kann, um die interessanteste, drammatischte Seite desselben auszufinden, und eben durch diese Ausfindung es der menschlichen Gesellschaft nüzlich zu machen. Denn wenn man nicht so beobachtet, nicht so das Beobachtete aufstellt: so hilft alles beobachten nichts, und alle Darstellung des Beobachteten wird entweder nur ein kales Gemälde ohne Leben, oder eine Karrikatur, der ich kalt und mit Ekel zuschaue. Der wahre komische Dichter will nicht nur belustigen, nicht nur lachen machen. Blos belustigen, blos lachen machen, das kann jeder: dazu brauchts weder von Seiten des Dichters, noch des Schauspielers viel Kopf, sonst wären viele unserer Spaßmacher große Genies, was sie doch gewiß nicht sind: aber mit diesem belustigen, mit diesem lachen machen der Thorheit einen empfindlichen Streich geben, daß sie nach den Backen fassend; weh! schreyt: aus diesem belustigen, aus diesem lachen machen den Vortheil ziehen, daß der Narr mitten unter dem Lachen, seine Schellenkappe, und jedes langöhrigte Thier seine Ohren faßt, und sich so mit seinen Schellen und Ohren ausge-

gisch sieht; das ist das Werk des wahren komischen Dichters, und das kann nur der Mann von Talent: das kann nur der, der — was eigentlich nur allein in jedem Betracht den wahren Dichter macht — Philosoph ist. Ohne diese Philosophie gebe ich nicht eine taube Nuß um die lächerlichsten Situationen, und die witzigsten Einfälle des Dichters: ich kann unmöglich lachen, weil mir alle Augenblik einfällt, daß ich über etwas Dummes lache, weil es ihm überall an dem Salz fehlt, was ihm nur die Philosophie geben kann, an dem anziehenden, was es nur durch diesen philosophischen Geist bekömmt.

Schon in der Anwendung des Beobachteten muß sich der philosophische Kopf äußern. Nicht alles, was sich beobachten läßt, ist deswegen auch werth aufgestellt zu werden. Es giebt so viel alltägliche Dinge im Leben, so viel — wenn ich mich so ausdrücken darf — werkeltaglächerliches, das man zu beobachten Gelegenheit hat, das aber eben deswegen, weil es so alltäglich, so werkeltaglächerlich ist, der Mühe nicht lohnt auf einen Standtpunkt gestellt zu werden, von dem es ein ganzes Volk interessiren soll, da es doch wegen seiner Alltäglichkeit nicht interessiren kann. Aber selbst, wenn dieses Beobachtete des Auffallens werth ist, erfordert es noch so ganz die besondre Behandlung und Ausbildung des Dichters, um es auch theatralisch interessant zu machen, daß es unbegreiflich ist, daß es jemals Männern — wenn sie auch nur ein wenig Kopf gehabt haben — hat einfallen können, daß sich eine Komödie so aus dem Ermel schütteln lasse, wie sie sie wirklich aus dem Ermel geschüttelt haben.

Auch in dieser Absicht geht unserm Dichter philosophischer Kopf ab. Entweder stellt er auf, was nicht des Aufstellens werth war, oder er weis selbst das der Aufstellungwerthe nicht theatralisch interessant zu machen: er überhäuft die Züge, überlädt entweder die Karak-

tere; oder ſtellt ſie zu einzeln hin, zeichnet ſie zu flach, um ſo zu wirken, wie ſie nach der wahren Abſicht der Komödie doch eigentlich wirken ſollten. Er beluſtiget alſo nur blos, da er doch, ſeiner Anlage nach, mehr konnte, als blos beluſtigen, da er ſich den Dank auch der Verſtändigen ſeiner Nation verdienen könnte, wenn er nur einmal mehr Sizzefleiſch auf ſeine Arbeiten verwenden, nur einmal weniger zu ſchreiben anfangen wollte.

Was nun die ſchöne Wienerinn — hier Warſchauerinn betrift, ſo hab' ich ſchon geſagt, daß ihr einziges und größtes Verdienſt in den Lokalitäten beſteht, die das Stück wirklich für Wien ganz, aber auch ſonſt für keinen andern Ort einheimiſch und eben deswegen zur Lieblingskomödie des Wiener Publikums machen. Ein nicht zu verachtender Wink für den guten dramatiſchen Kopf, wie intereſſant er ſein Talent dieſer Nazion machen könnte, wenn er ihre Sitten, ihre Karaktere, ihren Ton ſtudirte, und ſie ſo durch die Darſtellung derſelben mit ſich ſelbſt unterhielte. Und in der That es iſt der Mühe werth, dieſe Sitten, dieſe Karaktere, dieſen Ton zu ſtudieren. In keiner Stadt Deutſchlands hat der Schriftſteller, den das Studium der Menſchen intereſſirt, ſo viel Gelegenheit zu dieſem Behuf, als in Wien. Nirgends findet er dieſen Zuſammenfluß von Nazionen, die ſich meiſtentheils nach dem dortigen Ton bilden, und doch immer den Anſtrich ihrer Nazionen beybehalten, aber eben dadurch äußerſt auffallende, intereſſante, des Studiums und der Nachahmung werthe Karaktere herausbringen. Nirgends giebt es dieſe Verſchiedenheit der Stände, und nirgends dieſe Verſchiedenheit des Tons und der Lebensart unter dieſen Ständen; nirgends dieſe auffallende Verſchiedenheit von Zügen, die die Karaktere von einander unterſcheiden; nirgends dieſe abwechſelnde Auftritte von Zerſtreuungen und Beſchäftigungen; nirgends

dieſe Mannigfaltigkeit von Paſſionen, und nirgends tum-melt man ſich auf ſeinen Steckenpferden ſo frank und frey herum, als in Wien. Nirgends treten die Menſchen von den Großen bis zu den Niedrigen mit allen ihren Eigen-heiten dem Beobachter ſo getreu unter die Naſe, daß er ſie mit einem Blik faſſen, und dann ſtudiren und hinwer-fen kann, als in Wien. Vom Hetzliebhaber bis zum ſchönen Geiſt, vom Abbe' bis zur Kammerjungfer, von der Tochter der Freude bis zur Betſchweſter, vom getauf-ten Juden bis zum Zahnarzt, vom Trödelkrämer bis zum Bettelmönch, und von der Hofdame bis zum Stubenmäd-chen: welch eine Gallerie von Gemälden, äußerſt original, äußerſt werth aufgeſtellt zu werden! Nimmt man nun noch dazu das auſſerordentliche Behagen der Nazion, ſich nur immer mit ſich ſelbſt unterhalten zu ſehen; den auſſerordentlichen Hang, nur immer Gemälde aus ihren Familien, aus ihren Häuſern zu ſehen; ja ſo gar, wenn es auf Narren ankömmt, am liebſten die Narren aus ihren eignen Mitteln zu haben; nimmt man noch dazu die auſſerordentliche Gutherzigkeit des Publikums, die Will-fährigkeit, auch das kleinſte Gute mit Dank zu erkennen: ſo kenn ich gar kein Publikum, auſſer dem hieſigen, wo ſich der gute dramatiſche Dichter leichtere und größere Lorbern einerndten könnte, als das wiener.

Ich begreife daher nicht, warum Wiens gute Köpfe dieſe Seite, dem Publikum intereſſant zu werden, ſo wenig, oder doch nicht abwechſelnd genug nützen. Was man noch ja von dortigen Gemälden aufſtellt, iſt meiſt nur über einen Leiſten gezogen, und geht ſelten über die Bauern - Soldaten - und Landjunkerwelt, ſelten über die Szenen des ganz gemeinen Lebens hinaus. Wa-rum wagt man ſich nicht auch an die höhern Stände, an die feinern Sitten? Erſt neuerlich hat ſich der Verfaſſer des Poſtzugs an dieſe höhern Stände gewagt, und in ſei-

ſeiner Freundſchaft der Weiber mit vieler Wahrheit ein Gemälde aufgeſtellt, das jedem, der Wien nur ein wenig kennt, intereſſirt, und von jedem, der bis in dieſe höhern Stände entriren darf, für ein Gemälde erkannt wird, das in Wien zu Hauſe iſt. Folgten mehrere von Wiens guten Köpfen dem Beyſpiel dieſes achtungswerthen Schriftſtellers, ſo könnten ſie wichtige Leute für ihre Nazion werden. Aber freilich blieb dann ihre Arbeit für einige andere Völker Opus inutile.

Doch wieder zur ſchönen Wienerin — Warſchauerinn. Auſſer Wien hat dies Stück nie Glük gemacht, und kann es auch nie machen. Und das nicht ſeiner Lokalitäten wegen, ſondern, weil dieſe Lokalitäten ſein ganzes Verdienſt ausmachen; weil weder Plan, noch Karaktere, noch Sitten, noch Sprache anziehend genug ſind, um einen, der von den Anekdoten, auf die das Stük ſich gründet, von den Karakteren, auf die dieſer oder jener Zug zielt, nichts weis, unterhalten zu können; weil ſelbſt der Wiener nur darum darin lacht, weil er ſich erinnert, auf wen und auf was das zielt, was in dem Stücke vorgeht. Zum Beyſpiel die Poſſe mit den ausblaſenden Waldhörnern, über die man nur dann lachen kann, wenn man weis, daß ſie ſich auf eine wirkliche Anekdote gründet. Eben das gilt von dem Karakter des Frühlings. Wer kann dieſen ſchwindelenden, die Sprache verſtümmelenden, alle Worte herausdrechſelenden Narren von einem Muſikmeiſter lachenswerth finden, wem muß er nicht vielmehr äuſſerſt fat ſcheinen, wenn man ihm nicht ſagt, daß er nichts als die Kopie eines ſolchen liſpelenden Originals ſey?

Was die Karaktere des Stüks betrift, ſo haben ſie entweder zu wenig Eigenheit, oder zu wenig eigentliche Karakteriſtick. Junker Sporner zum Beyſpiel iſt ganz offenbar aus dem Pferdeliebhaber und aus dem Ruſſel in der eiferſüchtigen Ehefrau zuſammen geſchmolzen; ſogar

Ausdrücke und Wendungen des Dialogs sind Cumberland abgebergt. Demungeachtet karakterisirt sich Junker Sporner in seiner Sprache nicht im mindesten vor den andern. Wenn er nicht noch zuweilen Wolf, Hund, Jagd und Waldhorn in sein Gespräch mischte; so wäre sein Dialog geradezu der nemliche, den die andern reden. Sprache, und Karakteristik der Sprache ist überhaupt im ganzen Stük nicht zu finden: sie reden alle ihr Wienerischdeutsch auf einerley Weise, einer wie der andere, die Dame wie ihr Mädchen, der Herr wie sein Diener, den einzigen Narren von Musikmeister ausgenommen, der seine Sprache für sich radebrechet.

Die Gräfin Felsenherz muß einem Fremden, dem ein so unerträglich steifer Karakter nie vorgekommen ist, Karrikatur scheinen. Indes haben mir Leute, auf die ich fussen kann, versichert, daß das Original von dieser vermeinten Karrikatur in Wien, wo nicht noch existire, doch existirt habe; daß diese bis zur Karrikatur getriebene Steifigkeit des Zeremoniels und der Rangstreit wirklich noch zum Theil hier zu Hause sey. Ist das, so hat Wien seine Gründe, darüber zu lachen, so wie wir Ausländer unsre Gründe haben, nicht darüber zu lachen.

Die schöne Wienerinn — Warschauerinn selbst hat, ausserdem daß sie schön ist, weiter gar nichts besonderes an sich, als ihre unbesonnene Gutherzigkeit, dem ersten besten Bettler, der ihr eine klägliche Geschichte von seinem Elende erzählt, auf das erste Wort zu glauben, und ihm nicht etwa einige Gulden, sondern eine ganze gespikte Börse hinzuwerfen. Felsenherzs Verkleidung als Bettler, um die schöne Wienerin, Warschauerin zu sprechen; ist ein Romanstreich, und die rasche Gutherzigkeit der schönen Wienerin Warschauerin gegen den vermeinten Bettler mehr als Unbesonnenheit: Leichtsinn, der von ihrem Verstande nicht die vortheilhaftesten Begriffe

giebt. Die ganze Kataſtrophe des Stüks iſt romanhaft, und wird es um ſo mehr, da ſie nicht im mindeſten vorbereitet iſt. Niemand vermuthet etwas davon; man ſollte vielmehr — wenn je eine Vermuthung ſtatt finden ſoll — eher in St. Omer, den Vater der ſchönen Wienerinn (Warſchauerin,) als in Firſtern vermuthen. Das iſt nun freylich um ſo überraſchender, aber auch um ſo unnatürlicher.

Ueber den Grafen Firſtern, ſagt man, lachen die Wiener vorzüglich darum, weil ſie in ihm die Kopie eines Urbildes aus ihrer Mitte zu ſehn glauben. Das iſt aber wohl nur eine Einbildung der Wiener, denn ſicher zielen weder Dichter noch Schauſpieler mit der Darſtellung dieſes Karakters auf die Traveſtirung dieſes oder jenes vermeinten Urbildes. Auch kenn ich nichts unanſtandigers und unſittlichers, als eine ſolche Perſonaldarſtellung der Lächerlichkeiten irgend eines Mitgliedes des Publikums, ſie mag nun vom Dichter oder vom Schauſpieler herrühren.

Zwar hab ich eben erſt Dichtern und Schauſpielern dieſes Studium der Karaktere aus dem Leben empfohlen; zwar will ich ſelbſt, daß Dichter und Schauſpieler die Lächerlichkeiten lächerlicher Karaktere in der menſchlichen Geſellſchaft auffaſſen, und ſo nach dem Leben ſchildern ſollen: aber dieſe Darſtellung der Karaktere ſoll nie perſonal, nie handgreiflich ſeyn; Dichter und Schauſpieler ſollen dieſe Karaktere nie ſo hinſtellen, daß Jung und Alt, Logen und Parterre mit Fingern darauf zeigen und alles Volk aus einem Munde ſchreit: Das iſt der! Stelle man die beobachtete Thorheit dieſes oder jenes Originals in aller ihrer Lächerlichkeit nach ihrem ganzen Leben auf; nur hüte man ſich ihr gerade das Kleid, die Friſur, die ganze Phiſiognomie anzulegen, die nur einzig und allein dem Original zukommen, dem ſie abgeborgt ſind, und es ſo vor

dem ganzem Volk zur Schau auszuſtellen. Das heißt die Komödie wieder in ihre Kindheit zurükführen und zum Pasquill machen.

Wahrlich es ſtreitet wider alle Geſetze des Wohlſtandes und der Sittlichkeit; es iſt ein Einbruch in die Ruhe des Staats und die Rechte der menſchlichen Geſellſchaft, irgend ein Mitglied derſelben, als Bürger dem öffentlichen Hohne Preis geben: und das geſchieht allemal, wenn die Satyre perſonal wird. Es iſt nur die Thorheit, die ausgeziſcht werden ſoll, aber nie der Menſch, der der Verachtung ausgeſezt werden darf. Es iſt billig, gerecht und für die Menſchheit heilſam, wenn der Kabalenmacher und der Verhezzer, wenn der alte Gek und falſche Andächtler, wenn der Praler und der elende Schriftſteller, wenn alle Art von Thorheit und Gekheit gepeitſcht, gezüchtiget und ausgeziſcht wird; nur müſſen Dichter und Schauſpieler immer Laſter und Thorheit vom Menſchen und Bürger trennen; nur nie dieſen oder jenen Jemand, ſondern nur immer ſeine Verhezzungs- und Kabalenſucht, nur immer ſeine Gekheit und falſche Andächteley, nur immer ſeine Pralſucht und ſeine elende Schriftſtellerey peitſchen, züchtigen und ausziſchen.

Es iſt gut, daß der Thor, deſſen Thorheit gezüchtigt wird, ſich in ſeiner Thorheit erkenne, das er fühle: dieſe Thorheiten ſind mein — dieſer Gek bin ich; aber es fühle auch ſonſt niemand, als dieſer gezüchtigte Thor, daß dieſe Züchtigung ihn betrift. Es iſt gut, daß auch der nicht getrofne Zuſchauer das Lächerliche dieſer Thorheiten ſehe, um ſich vor ihnen zu hüten; aber es iſt nie gut, daß der Zuſchauer das Lächerliche des Menſchen ſehe. Es iſt genug, daß er fühle, wie abgeſchmakt dieſe Thorheiten ſind; aber es iſt nicht gut, daß er das Abgeſchmakte des Mannes fühle, dem das Gemälde eigentlich gilt. Er wird

sonst bald an diesem Manne nur sein Abgeschmaktes sehen, und um dieses Abgeschmakten willen, jedes Gute, was er sonst an sich hat, verkennen; dieser öffentlich ausgezischte Mensch wird der Hohn des Volks bleiben, wird es selbst dann bleiben, wenn er seine ausgezischten Thorheiten ablegt, weil man sich nochimmer des Grundes, warum er sie abgelegt hat, erinnern wird; und siehe da, aller moralischer Zweck der Satyre ist dahin!

Noch mehr, diese personale Darstellung der Thorheiten dieses oder jenen Jemands wird Ursach, daß jeder andere Zuschauer, der die nemliche Thorheiten hat, das Lächerliche dieser Thorheiten, in Anwendung auf sich, nicht mehr fühlt, weil ihm dieser vom Kopf bis zum Fuß aufgestellte Jemand zu erkennen giebt, daß kein Anderer in diesem züchtigendem Gemälde gezüchtiget werde, als dieser Jemand; er wird also nur diesen Jemand und nicht seine Thorheiten abgeschmakt finden. Dadurch fällt die Verbesserung seiner eig'nen Thorheiten von selbst weg; er bleibt der alte Narr, und wird der menschlichen Gesellschaft vielleicht noch lästiger, weil er sich mit aller seiner Narrheit weiser und besser dünkt, da man ihn des öffentlichen Auszischens doch noch nicht würdig gefunden hat. *

Dazu kömmt, daß, wenn diese Personalsatyre auf dem Theater verstattet wird, der würdigste Mann Gefahr läuft, einer Schwachheit, oder einer Narrheit wegen, die er an sich hat, seinen übrigen Verdiensten um die Menschheit und den Staat zum Troz, ausgezischt, und dem

---

* So oft ich aus dem Schauplaz wand're,
Hör ich von Keinem: das war ich!
Ein Lur ist Jeder gegen And're,
Und doch ein Maulwurf gegen sich.

Volk, daß alsdann nichts mehr als seine Lächerlichkeit sieht, auf immer verächtlich gemacht zu werden. Ein Misbrauch, dem Polizey und Moral nicht genug Dämme entgegen seßen können, weil die Bühne dadurch zum Schandpfal herabgewürdigt wird, an dem Verdienst und Rechtschaffenheit — zum ewigen Brandmal für die guten Sitten! — öffentlich ausgehöhnt werden!

Schreiben der Kaiserinn Catharina der Zweyten an den rußischen Senat vom 4ten Junii 1763.

Dieses vortrefliche Schreiben der Kaiserinn Catharina der Zweyten gereicht der Monarchinn zum unsterblichen Ruhm, ist aber doch nur ein Theil ihrer großen Bemühungen zum Nutzen des größten Reiches auf Erden.

Herren Senatores!

Ich will eure patriotischen Gesinnungen für meinen und des Reichs Nutzen nicht in Zweifel ziehen: dieses aber kann ich zu meinem Leidwesen nicht unerinnert lassen, daß die Betreibung der öffentlichen Reichsangelegenheiten keinen solchen Fortgang hat, als wohl zu wünschen wäre. Zum Beweise dessen dienet die einzige heute im Senat abgehandelte Sache des Woywoden Mjásojedow, vieler andern zu geschweigen, wodurch unser eigenes Interesse und das allgemeine Beste nicht wenig gekränket werden. Wenn wir nun bewogen worden, die Ursachen davon zu untersuchen; so haben wir dieselben zu unserm äußersten Mißvergnügen einzig und allein darinn gefunden, daß die Glieder des Senats untereinander in Mißhelligkeiten, Haß und Feindschaft leben. Daher geschieht es, daß einer

des andern Meinung nicht beytreten, noch dieſelbige unterſchreiben will. Daher theilet man ſich in Partheyen, und ſucht allerley Mittel und Wege, einander zu beleidigen. Mit einem Worte: man begehet Sachen, die verſtändigen, gelehrten, und für das gemeine Beſte Sorge tragenden Männern gar nicht anſtändig ſind. Hieraus entſtehet eine gränzenloſe Erbitterung und Trennung: und eben deswegen kann weder unſer eigenes Intereſſe, noch der Nutzen unſerer Unterthanen erhalten werden. Ich bin der Meynung, es werde ein jeder, der ein reines Gewiſſen über ſich zum Richter ſezt, unwiderſprechlich bekennen, daß unſere obige Anmerkung gegründet ſey. Gott der Herzenskündiger weis, wie ſehr wir uns bemühen, die Wohlfahrt unſers geliebten Vaterlandes zu befördern, und die Wahrheit zu ſagen, nichts iſt uns tröſtlicher, als daſſelbe in einem blühenden Wohlſtande zu ſehen, dergeſtalt, daß wir in eurer und aller unſerer getreuen Unterthanen Wohlfahrt unſere eigene Glükſeligkeit ſetzen, und daß unſer gröſtes Vergnügen dieſes iſt, wenn ihr Recht und Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon ausübet, und dieſes die Wirkung hat, daß unſere Unterthanen in Ruhe und Friede leben. Es iſt euch zur Genüge bekannt, wie nüzlich nicht nur unter den vornehmſten Gliedern des Reichs, ſondern auch unter Beamten von mittlern und geringern Stande, die Einträchtigkeit in Betreibung der öffentlichen Geſchäfte ſey, und wie viel Schaden und Nachtheil hingegen einem Reiche aus Trennungen, Uneinigkeiten und Feindſchaft erwachſen könne. Es würde überflüſſig ſeyn, hierüber Beweiſe anzuführen. Ein jeder Verſtändiger kann in den ältern und neuen Geſchichten, inſonderheit der Griechen, unzählbare Beyſpiele der daraus entſtandenen ſchädlichen Folgen ſehen. Es iſt noch dieſes anzuführen, daß Trennungen und Uneinigkeiten unter den Vornehmſten des Reichs auch den geduldigſten und gnädigſten Regen-

ten stündlich zum Zorne reizen, eure Uneinigkeiten aber sind so beschaffen, daß sie vielen zu Unruhen und Beschwerden gereichen. Eine nicht geringe Ursache der Uneinigkeiten ist diese, daß einige die Vorträge anderer, wenn sie auch noch so nüzlich sind, blos deswegen verwerfen, weil sie nicht von ihnen herrühren, ob sie gleich selbst dergleichen zu machen nicht genug Stärke haben. In diesem Falle sollten sie vernünftig erwägen, daß die Naturgaben nicht bey allen Menschen in gleichem Grade angetroffen werden. Einer ist mit denselben von der Natur vorzüglich versehen, da hingegen ein anderer derselben unsäglich weniger besizt. Es sollte also ein jeder in dergleichen Umständen seine eigenen Kräfte ermessen, und mit Wohlanständigkeit, ohne alles Widerstreben und ohne unnüze Einwendungen, dem gesunden Urtheile anderer folgen, damit nüzliche Unternehmungen ihres Zweckes nicht verfehlen möchten. Wenn wir nun hierdurch unsern Willen und Meinung zur Genüge erkläret haben: so wollen wir zum Beschluße noch dieses sagen; daß uns nichts angenehmer seyn kann, als wenn wir sehen werden, daß alle Trennungen, Feindschaft, und der bisher eingewurzelte Haß gänzlich aufhören, hingegen zu unserm und jedermanns Vergnügen, Liebe und Eintracht, und einmüthige Vorsorge für das Beste Unsers geliebten Vaterlandes hergestellet seyn werden, wozu der Höchste seinen Segen verleihen wolle.

Das Original ist von Ihro Majestät der Kaiserin eigenhändig geschrieben und unterschrieben —

Den 4ten Junii 1763.

Catharina.

Betrachtungen eines Greises im Spitale.

Da alter Freund! da laß ſie ruhn deine großen Plane, deine großen politiſchen Träume der wärmſten Einbildungskraft. Was iſts auch mehr? Du biſt im Spitale, und genieſeſt einen Vortheil vor Millionen Menſchen, du kannſt dich mit Weisheit und Betrachtung zu dem lezten Augenblicke der Zeitlichkeit bereiten.

Wahr, da miſcht ſich wieder eine ſchmerzhafte Empfindung unter deinen Troſt! Iſt es denn ſo ſchreckbar, als ein Mann von 60 Jahren in dem Spitale zu raſten?

Nein. Izt darfſt du nicht mehr vor deinen heimtückiſchen Feinden beben, die dich mit giftiger Zunge bey Gönnern verläumdeten, welche der Verläumdung glaubten, dich haßten, dich verfolgten, und niemals Kundſchaft einzogen, ob der Verläumdete nicht aus Haß, aus Groll oder irgend einer ſchandlichern Urſache mit Unrecht verläumdet worden ſey; ſie hören den Kläger und verdammen auf ewig den Beklagten.

Zur Beruhigung ihres Gewiſſens verdammen ſie ihn. Denn in dieſem Falle ſind ſie wieder einer Verbindlichkeit entledigt, dieſem oder jenem Geſchöpfe Gutes zu thun. Es iſt ein unwürdiges Geſchöpf!

Wo gerathe ich hin? Ruhig wollte ich eine kleine Unterredung mit mir ſelbſt halten — da fallen die Nerven wieder in ihre alte Bewegung zurück; ich bin unglüklich.

Der unglükſelige Schulmeiſter! Wer hies ihm meinem Vater von meinem guten Gedächtniſſe, gar vom Studiren vorzuplaudern? Wußte der Elende nicht, daß mein Vater ein armer Mann war? Da ſoll der Bube ſtudiren?

Hätten ſie es unter ſich ſagen mögen. Aber der vorwizzige Knabe lauſchte ihnen zu, fieng ſich an zu brüſten und wollte ſtudiren.

Hätte

Hatte der Schulmeiſter recht geſehn? Das wäre zu erweiſen. Aber in meinem jungen Herzen zündete er einen Stolz an — der böſe Schulmeiſter hat mich in's Spital gebracht.

Er? nicht ganz.

Doch wäre ich ein ehrlicher Handwerksmann geworden, wie mein Vater; ich hätte wenig Bedürfniſſe zu befriedigen gehabt, der Nervenſaft wäre in meine Hände übergegangen, er hätte den Weg nicht zum Gehirne nehmen können; ich wäre kein empfindungsvolles unglükliches Geſchöpf geworden, wäre im Zirkel meiner Gleichen geblieben, hätte dem Staate ſtarke Bürger oder Soldaten gegeben; und wenn nun, wie der Schulmeiſter ſagte, mein Gedächtniſs ſo auſſerordentlich geweſen wäre: ſo hätte ich die Chronik und Zeitung geleſen, meine Kameraden in der Schenke belehret, Europa und den Staat verbeſſert, und den Magiſtrat reformiret.

Oder hätte ich nun ja aus meinem Standt gehen wollen, ein Kaufmann — oft macht man ein plözliches Glük — doch ſelten — ſeine ganze Lebenszeit ein armer Diener, oder auch ein reicher, doch Diener — Mittelding zwiſchen Gelehrten und Handwerksmann, will von beyden etwas wiſſen, und weis von beyden nichts. Mancher prahlet und ſchwazet, daß es ihm Gott verzeihen mag. In monarchiſchen Staaten zwar iſt der Handel ſo groß nicht, etwa im Kriege, und da iſt es Wechſelhandel.

Oder ein Künſtler — werden mit dürren Lobſprüchen geſpeiſet, und hungern; großen Ruhm, und einen ſchlechten Biſſen Brod. A o vertritt nicht Gunſt dem Verdienſte den Weg? Mit Talenten macht man nur ein höchſtmittelmäſſiges Glük; ein arbeitſames, mühſames Leben, gerade daß man nicht die nöthigſten Bedürfniſſe entbehren darf. Es iſt ein Phönix, daß da, wo ſich die Gunſt

vermehret, auch die Verdienste desto größer und glänzender werden.

So studirte ich dann, kämpfte mit Kummer und Elend, sog tausend Vorurtheile ein, lernte jeden andern Stand verachten, und da ich meine Studien vollendet hatte, so war ich zu keinem Weltgeschäfte zu gebrauchen. Ich konnte ein wenig Latein, hatte einige Kenntnisse, aber desto mehr Stolz. Ich Thor!

So wurde ich in die Welt geworfen, und die unangenehmsten Zufälle des Lebens lehrten mich, nach und nach meine Vorurtheile abzulegen.

Aber immer blieb noch in dem Innersten des Herzens die Studireigenliebe verborgen. So sagt ein Accessist der Kanzley zu einem Künstler: Hörts der Herr!

Ich suchte Gönner, fand wenige, verlohr sie wieder, denn das rasche Temperament lief mir immer über die Zunge: bis ich endlich durch tausend Arbeiten, Schweis und Mühe, durch manche Opfer ein kleines Glük erjagte, wo ich vor dem Hunger sicher war.

Oder auch, wenn ich meinen Privatfleis verdoppelte, einem weiblichen Geschöpfe Nahrung geben konnte.

Dies war ein schmeichelhafter Gedanke; er beschäftigte mich manche süße Stunde. Du bist doch ein Mann geworden dessen Frau einen Mantel mit Würde tragen kann, nicht wie unsere Lauferinnen oder Frau Kochinnen, oder Hausjungfern, oder gewisse Frauenzimmer bey denen gewisse Umstände sind, ohne Würde und abusive. Höfliche Leute werden Frau von — zu ihr sagen, und nur Leute ohne Lebensart Madam.

Wir Gelehrten sind schlaue Männer, voll reifer Ueberlegung. — Eine Anverwandte eines Gönners? Da könntest du vielleicht höher steigen? Recht, aber du wirst ein Sklav deines Weibes und deines Gönners.

Ein reiches Mädchen? Luzidor heyrathete Reichthum, und Reichthum bringt ihn izt in die Grube, er hat

mit dem Reichthum Albernheit, Eigenſinn, Geiz und Herrſchſucht geheyrathet.

Oder, der Graf * * verheyrathet alle Jahre ein armes Mädchen, das er in ſeinen Schuz genommen hatte, er giebt Geld und Dienſt, nachdem das Subjekt iſt — Pfui der ſchändlichen Niederträchtigkeit!

Oder ein Koſtmädchen oder Fräulein — Dieſe heyrathen unter 500 Dukaten jährlich nicht; wenn ſie nicht Frauen vorſtellen können, bleiben ſie lieber ledig. Hat doch der ledige Stand auch tauſend Annehmlichkeiten des Herzens und der Seele. Wer wird ſich etwas abgehen laſſen? Dies alles nicht mein lieber Mann! was ſind dies für kleine Vortheile gegen ein ganzes Leben voll Quaal; du kannſt mit einem Steine zween Würfe thun. Nimm ein armes Mädchen, das machſt du glüklich, und ſie dich.

Es leben die Gelehrten! das heiſe ich edel denken.

Ich ſah meine liebe Amalia; artig, rund, friſches Maygrün auf dem der Thau perlet. Ihre Sitten? — unbeſcholten. Ihr Umgang? — blöd und fruchtſam. Ihr Verſtand? — geſund genug. Lektüre? — keine. Deſto beſſer, ſo kann ſie eine Suppe kochen und Seckeln ſtricken. Eitel? — nein! ſie liebt zwar Reinlichkeit, aber ſie haſſet den Pracht. Gelehrig? — ſie wird eine geiſtvolle Mutter ſeyn, und ihren nüzlichen Unterricht erſt anfangen, wenn Kinder unſere Ehe beglücken.

O Amalia! o Amalia! hier liegt der Gelehrte zu deinen Füſſen, du haſt ihn in einen Gecken umgeſchaffen. —

Wir ſind Eheleute. Aber ſehet die mirakuloſeſte Verwandlung in der Welt!

Amalia iſt Weib, ihre Sitten ſind frey, ihr Umgang noch freyer, bis zur Unverſchämtheit. Ihr geſunder Verſtand — hartnäckiger Eigendünkel. Lektüre — noch keine;

aber ſie kann auch keine Suppe kochen, keine Seckeln ſtricken. Nicht Reinlichkeit, ſondern Schmuz, und über dieſen Schmuz ausſchweifenden Pracht. Himmel ich war betrogen und verrathen!

Sie überſchrie mich mit pöbelhaften Schimpfen und Unverſtande. Dummheit regierte unumſchränkt im Hauſe; und weil der Klügere immer nachgeben muß, und gern den öffentlichen Ausbruch vermeidet: ſo kroch ich in einen Winkel zurük, und machte meinem gelehrten Verſtande manchen Bückling, daß ich ſo weiſe gewählet hatte.

Fuhr mir auch bisweilen das Blut in die Zunge, ſo wußte es meine Schwiegermutter bald wieder in ſein Behältniß zurükzubringen.

Himmel! wer kann die Quaalen nachempfinden, mit denen ich zehn Jahre hindurch gemartert ward.

Ich wurde durch meine ſanfte Amalia ein Mährchen der Stadt. Nun brach ich aus, nun faßte ich den Entſchluß mich zu trennen, einen Entſchluß, den ich vier Wochen nach meiner Hochzeit hätte faſſen und ausführen ſollen.

Ich bewog Himmel und Hölle, aber Amalia ſiegte; ihr ſchwarzes Auge ſprach noch Feuer, ihre Geſtalt war die Symmetrie ſelbſt. Ihre alte Geſellſchaft blieb ihr mit der feſteſten Freundſchaft geknüpfet.

Doch wurden wir getrennet. Allein ſie erhielt den Vortheil über mich; ich mußte ſie reichlich verſorgen, je reichlicher ſie mich beleidiget hatte.

Mein guter Name litt dabey. An einigen Gönnern fand ich Froſt und eine düſtre Mine. Vielleicht hatte ich in dem Laufe meines Lebens einigemale ihre Eigenliebe beleidigt; jezt lies man mich es empfinden. Ich beklagte mich darüber mit Demuth, mit Ernſt, endlich mit ein paar bittern Worten; ich hatte meine Gönner verlohren. „ Der Mann lebt nicht mit ſeinem Weibe; es iſt

ein düſtrer menſchenfeindlicher Mann, ſie muß bey einer ſolchen Gemüthsart viel gelitten haben; dies wird die einzige Urſache ſeyn, daß ſie ſich auch einmal überraſchen lies. Das arme Weib iſt zu beklagen. „

In meiner Bedienung wurde ich jubiliret.

Dies ſtürzte mich in eine langwierige Krankheit. Ich genas; aber ein ſchmachtendes Leben war etliche Jahre mein Loos.

Mein Sohn ſöhnte ſich mit ſeiner Mutter aus, da ich mich vollends gänzlich für ihn erſchöpfet, den lezten Heller für ihn verwandt hatte.

Mein Buſenfreund bringt mir auf einmal die Nachricht, daß mir nichts mehr übrig bleibt, als das Spital.

Wohl, da wäre ich. — Iſt es nicht deine Schuld, Thor? Aber was thateſt du? Du wollteſt bisweilen auch Menſch für dich, du wollteſt nicht allein die Pagode der andern ſeyn, die dich ziehen und drehen könnten, wie ſie wollten. Du konnteſt nie eine unverdiente Schmeicheley über deine Zunge bringen, die nicht der Zwang deiner Mine widerlegte. Du ſagteſt oft Wahrheit, und warſt oft vertraulich gegen deine guten Freunde, die von ihrem guten Herzen ſprachen, und dich treuherzig zu machen ſuchten, um auf deine Koſten ihr Glük zu bauen. In der Fröhlichkeit des Herzens entwiſchte dir bisweilen ein Scherz. Du hatteſt immer noch einen kleinen Künſtlerſtolz gegen deine Kenntniſſe. Du wollteſt ein vaterloſes armes weibliches Geſchöpf glüklich machen.

Traurige Erfahrungen! Theurer als alle Schäze Indiens für dein Herz, für — Aber was haſt du zur Schadloshaltung deines Geldes, für den Verluſt deiner ganzen irrdiſchen Glükſeligkeit für Weisheit gelernt?

Ein paar erbärmliche Gemeinwörter.

Daß man ſich durch Wohlthun keine menſchliche Seele verbinden kann. Daß man ewig den Groß-

ſchmeicheln, und ſich nie ein Wort entfahren laſſen darf, das man irgend in Tadel auslegen könnte.

Daß man einen ewigen Feind an dem Menſchen behält, deſſen Eigenliebe man einmal beleidiget hat.

Daß alle Menſchen, wenn ſie nur ſchreiben und leſen können, alles wiſſen, alles beurtheilen wollen, und deine Feinde werden, wenn du ihnen widerſprichſt.

Daß du ſchlechterdings bey deinen Gönnern vermeiden mußt, daß du nicht etwann mit in die Geſellſchaft ihrer Gemahlinnen gezogen werdeſt.

Daß alle Menſchen Komödianten ſind.

Daß du keinen Schriftſteller beleidigen darfſt. Alles iſt Geiſt an ihnen, wo man hinſticht, triſt man den Geiſt.

Daß diejenigen Leute am grauſamſten tyranniſiren, am wenigſten Menſchlichkeit haben, die in den tragiſchen und rührenden Schauſpielen am meiſten weinen.

Daß derjenige das beſte Herz haben will, der den gröbſten Landknecht an Schimpfen und Fluchen übertrift.

Daß du dich deinen Freunden — und wer will nicht Freund ſeyn? — am wenigſten vertrauen ſollſt.

Am allerwenigſten deinem Weibe, wenn ſie eine ſchwache Seite an dir entdecket hat.

Daß dich alles flieht, ſobald dich ein Unfall triſt.

Daß du mehr gehaßt wirſt, wenn du recht, als wenn du unrecht haſt.

Daß das Laſter triumphiret, weil es allgemein' geſchützet wird. Wer wird die unterdrükte Tugend ſchützen?

Daß dein Schulmeiſter in der Ewigkeit noch — doch warum lauſchte ich zu.

Wichtige Wahrheiten! Wahrhaftig, die man auf allen Straßen hören kann, ſo ſchätzbar! für das Glük deines Lebens! O weh mir! Troſt! Troſt! Mein Herz wird

bald unterliegen; in eine beſſere Welt walle ich hinüber, wo Unkeuſchheit, Unmäßigkeit, Verfolgung keine Tugenden ſind.

Ueber die öffentlichen Ergötzlichkeiten.

Schon oft habe ich mit meinen Leſern mich über dieſen Gegenſtand unterhalten wollen — und wenn er anders in dieſen Blättern nicht ganz übergangen werden ſoll, ſo muß es jezt geſchehen.

Unter allen Ergötzlichkeiten des Lebens iſt das Theater unſtreitig eine der angenehmſten und nützlichſten. Ich ſetze dieſe ausgemachte Wahrheit nicht um deswillen voraus, als wenn ich etwas neues zu ſagen glaubte, ſondern nur, um einem oder dem andern meiner Leſer mehr Neigung zu Unterhaltungen dieſer Art einzuflößen, und wo möglich vielen Perſonen das Vorurtheil zu benehmen, daß das Theater nichts weiter ſey, als eine bloße Unterhaltung ohne den geringſten andern Nutzen.

Man leſe die Stücke, ſo heut zu Tage auf die Bühne gebracht werden, man ſehe ſie aufführen, und man erwege die vorkommenden Handlungen und die Reihe der Folgen, die ſo lebhaft und natürlich wie in einem Spiegel vorgeſtellt werden, und man urtheile. Man wird leicht überzeugt werden, daß das Schauſpielhaus eine Schule der Sitten ſey, und daß oft unter der Hülle eines feinen Scherzes mehr Moral verborgen liege, als in einer trocknen und pathetiſchen Abhandlung. Man leſe z. B. den Hausvater vom Diderot, man ſehe ihn vorſtellen, und werde nicht gerührt! Welche Eltern dürfen Anſtand nehmen, ihren Kindern dies Stück ſehen zu laſſen? Es giebt wohl keine beſſere Methode ſie zu belehren, was für Sorge und Kummer die Eltern mit ihnen haben, wie

ſehr es ihre Pflicht ſey, zu gehorchen, und daß nur die Tugend das ächte Glück dieſes Lebens ausmache.' Und ſo könnte man faſt von jedem Stück eine Apologie ſchreiben —

Aber nicht ſo wohl der Beweiß, daß die heutigen Schauſpiele nicht nur unſchädlich, vielmehr nüzlich ſeyen, ſondern die Aufmunterung zu öfterer Beſuchung derſelben iſt mein Gegenſtand.

Wir haben noch viele Eltern und Vorgeſezte von altem Schrot und Korn, die zwar an und für ſich die beſten Leute ſind, die aber an der jezigen Gattung von Schauſpielen gar keinen Geſchmak finden. Es giebt nicht viel mehr zu lachen, ſagen ſie, und des Weinens wegen können wir wohl zu Hauſe bleiben — und weil ſie keinen Geſchmak davon haben, ſo mögen die Ihrigen auch wegbleiben Welches Vorurtheil! Iſt es wohl jungen Gemüthern ſchädlich, ſie gegen die leidende Unſchuld und Tugend empfindſam zu machen? Fühlt man nicht auch in Thränen des Mitleids eine geheime Wolluſt? Iſt es nicht wahr, was Weiſſe ſagt:

„ Und angenehm iſt ſelbſt mein Schmerz
„ Wenn ich für Freuden weine.

Wem iſt es wohl nöthiger als der Jugend, vom ganzen menſchlichen Leben, von der guten und böſen Seite der Menſchen, von ihren Thorheiten und Tugenden eine Kenntniß zu erlangen, um das eine zu meiden, und nach dem andern zu ſtreben? Wird nicht jungen Perſonen in Beyſpielen gezeigt, was ſie verehrungswürdig und lächerlich, was ſie glüklich oder unglüklich machen könne? Sollen ſie dieſes nicht wiſſen? Sollen ſie erſt aus traurig er Erfahrung klug werden, wie leicht die Unſchuld verführt werden könne, und wie ſchnell der Uebergang vom Guten zum Böſen ſey? —

Giebt es eine wohl edlere Art der Unterhaltung, als dieſe, wo das Nüzliche mit dem Angenehmen ſo genau verknüpft iſt? Die verſchiedenen Gattungen der Schauſpiele machen dies Vergnügen noch mannichfaltiger. Die vortrefliche Muſik in unſern Singſpielen erquikt das Ohr, ermuntert den Geiſt, und ſezt uns auſer uns ſelbſt. —

Aber — es liegt mir noch etwas auf dem Herzen — mehr Aufmerkſamkeit möchte ich den meiſten Zuſchauern empfehlen, wenn ſie im Schauſpiel ſind. Wenn ſie nur bedächten, warum ſie da ſind! Es hat mir oft in der Seele weh gethan, wenn ich die artigſten Perſonen oft im nehmlichen Augenblick plaudern hörte, oder herum gaffen ſahe, da die ſchönſten und rührendſten Auftritte vorgeſtellt wurden. Wenn man nun gar welche bey eben den Stellen, wo andern Thränen in den Augen ſtunden, aus vollem Halſe lachen hört — was ſoll man dann ſagen oder denken? Und dies hab ich, zu vieler Schande geſagt, ſchon häufig von Frauenzimmern geſehen und gehört. — Noch mehr. Wenn man die ſanften weiblichen Geſchöpfe in wild aufbrauſender Leidenſchaft eines Trauerſpieles mit Entzücken Beyfall klatſchen hört, wenn ſie dem unmenſchlichen Böſewicht Beyfall zu lächeln. — Pfuy des weichherzigen weiblichen Gefühls!

Ich breche ab, und laſſe meine Leſer das übrige, was ich noch ſagen wollte oder könnte, hinzu denken.

Allgemeine Anmerkungen.

Ein Schelm kann eben das ſagen, was der aufrichtige Mann ſpricht, aber er ſagt es niemals in eben dem Tone.

Lernen Sie doch dieſen Ton kennen, meine Frauenzimmer! Die Sprache der Männer iſt faſt immer gleich, aber

ihre Handlungen ſind ſehr verſchieden. Oefters iſt der, der die theuerſten Verſicherungen macht, ein Böſewicht, und manchmal wird derjenige für einen gehalten, der keiner iſt.

Das Wort: Ich liebe Sie! iſt geſchwind geſagt, aber unter einer ewigen Liebe verſtehen viele nur eine Bekanntſchaft von ein paar Wochen. Die Erfahrung beweißt, daß die Liebenden meiſtentheils Schleichwege zu ihrer Bekanntſchaft einſchlagen, und dieſe ſind immer gefährlich.

Die beliebten ſo genannten tête à tête ſollten ſorgfältig vermieden werden. Wer Anſtand nimmt, ſeine Neigung in Beyſeyn der Eltern und Anverwandten zu geſtehen, hat ſträfliche Abſichten. Der redliche Mann geht den geraden Weg, und wird ſich nie ſchämen ſeine Abſichten denen frey zu entdecken, welche nothwendig darum wiſſen müſſen; auch wieder keine Winkelzuſammenkunft verlangen, das Geſtändniß ſeiner Liebe zu wiederhohlen.

Nur der alſo iſt ſchäzbar, verehrungs- und liebenswerth, der mit freyer Stirne ohne Umſchweife ſeine Geſinnungen erklärt, der nicht mehr aus ſich macht, als er iſt, ſein Anſehen nicht erſt vom Schneider erborgen muß, — und der nicht durch Prahlen einem Mädchen Hofnung zu Dingen macht, die ſie hernach nicht findet, und wodurch ſie klar überzeugt wird, daß ſie hintergangen worden.

Perſonen, die ihr Schickſal mit einander theilen wollen, müſſen keine Geheimniſſe vor einander haben.

Es iſt ſchwer die Sprache der Redlichkeit untrüglich zu kennen, aber doch nicht ſo ſchwer, als man glaubt — wenn man ſich nur Mühe giebt.

Wenn wir nicht mehr betrogen werden könnten: ſo hätten wir nie Urſache, über unſer Schickſal zu klagen.

Herr Desforges in Frankreich lehrt uns die Luft durchſegeln; Herr Hamar in Schweden lehrt uns unter dem Waſſer wandeln; auf der Erde können wir nach Be-

lieben zu Fuße gehen, oder fahren; es giebt so gar Menschen, die, wie man sagt, durch die Erde sehen können, nur den Vorhang des menschlichen Herzens wegzuziehen hat noch niemand erfunden — und wird auch niemand ausfindig machen.

Was würden die Menschen für Augen machen, wenn einer den andern in seiner wahren Gestalt erblikte! — Hier würden Entdeckungen geschehen, worüber man viele Folianten schreiben könnte.

Nuzen wir die Sache, so gut wir können, und begnügen wir uns, den Karakter der Menschen aus ihren Handlungen erforschen zu lernen.

Die Lebensgeschichte des Marschalls von Sachsen sagt, daß dieser Held sich mit der Gräfinn von Loben um deswillen vermählt habe, weil sie Victoria hies. Dieser Zug karakterisirt ihn völlig. Wenn man acht geben will, so wird man an allen Mannspersonen, welche nicht ganz ohne Gefühl und Talent sind, ein Etwas bemerken, daß ihre Leidenschaften kenntlich macht, besonders in der Wahl ihrer weiblichen Bekanntschaften.

Ein Ehrgeiziger wird z. B. die Bildung der Venus an einem Mädchen weniger schäzen, als die Züge der stolzen Juno. Ein Schwäzer wird ein geschwäziges Mädchen immer einem stillen und schüchternen vorziehen; so wie ein denkender ernsthafter Mann einem bescheidenen sittsamen Frauenzimmer eher seine Achtung schenken wird, als einem immerwährenden Plappermaul. Ein Leichtsinniger wird blos von der äusern körperlichen Gestalt eingenommen, ohne sich um die Schönheiten des Geistes zu bekümmern.

Manche Triebfeder der Männer hat auch eine kleine Caprice zum Ursprung, und ich weis nicht, ob ich sie verwerfen, oder rechtfertigen soll, denn ich habe Motiva pro & contra. Wenigstens versichert mir doch Jemand,

daß er, weil seine erste Liebste eine Elisabeth war, unter zwey andern wieder die Elisabeth gewählt habe, und nicht übel dabey gefahren sey.

* * *

Wenn manches Frauenzimmer sich am Abend vorm Schlafengehen selbst befragen wollte: Wie hast du den Tag zugebracht? was würde sie sich antworten können? — Wenn wir annehmen, daß sie in ihrem Gewissen auf jede Frage getreu antwortet, so wird ohngefehr so was herauskommen, wie folget: Wann bist du aufgestanden? Ein Viertel über acht Uhr. Was war deine erste Sorge? das Frühstück. Wie lang hast du dich angezogen? Anderthalb Stund. Was hast du den halben Vormittag gedacht? Nichts. Bist du in der Kirche gewesen? Ja. Hast du gebetet? Ein wenig; die übrige Zeit sah ich mich um, was für Mannspersonen in der Kirche waren, und welchen Frauenzimmern sie Komplimente machten. Auch hab' ich wieder eine neue Mode von Hauben gesehen.

Was thatst du hernach? Von der Kirche weg plauderte ich mit einer Freundinn, und ärgerte mich heimlich, daß sie einen schönern Pelzmantel hatte, als ich. Hat dir das Essen geschmekt? So ziemlich. Was thatst du Nachmittag? Ich gieng spazieren, und schwaßte mit Bekannten, die ich besuchte. Von was habt ihr gesprochen? Da wir am Fenster saßen, von den Leuten die wir sahen; hernach bin ich nach Haus, habe zu Nacht gegessen, und jezt leg' ich mich schlafen.

In einer solchen Unthätigkeit des Leibes und der Seele leben noch viele Frauenzimmer, und wissen nicht, warum sie leben; sie sind zu bemitleiden.

Bruder! wähltest du so eine?

Gott bewahre! die und keine.

Zur Verdauung.

Ein vornehmes und ſehr witziges Frauenzimmer in ** hatte einſtens einen Rechtshandel mit einem gewiſſen Hofmanne, welcher von geringer Herkunft war, und ehedem als Laquey gedienet hatte. Dieſer Mann machte ihr bey dem Prozeſſe ſo viele Chicanen, daß ſie an einem Tage genöthiget ward, ſelbſt deswegen zum Präſidenten der Juſtiz zu fahren. Es war eben jemand bey ihm, und ſie mußte in dem Vorzimmer unter den Bedienten etwas warten. Als der Präſident den, der bey ihm geweſen war, heraus begleitete und dieſe Dame erblikte, ſo ſchalt er ſeine Leute, daß man ſie nicht gleich gemeldet hätte, wendete ſich dann zu ihr und ſagte: Eine Dame, wie ſie; mitten unter Laqueyen! Sie antwortete: Schelten ſie nicht; denn ich finde ſie als ſehr beſcheidene Leute, ſie thun nicht leicht jemanden Uebels, ſo lange ſie noch weiter nichts als Laqueyen ſind.

Eine Frau, welcher der Mann kürzlich geſtorben war, ſtellte ſich ſehr betrübt an, weswegen ihre Nachbarinnen ſie beſtens tröſteten. Nach langen Zureden fuhr ſie heraus: Weibertroſt thuts nicht, es muß Männertroſt ſeyn.

Zween Bürger, gute Freunde und Nachbarn, lebten nebſt ihren Weibern einige Jahre recht vergnügt miteinander. Es begab ſich aber daß aus der einen Ehe der Mann und aus der andern die Frau ſtarb, und einige Zeit hernach verheyratheten ſich die beyden übriggebliebenen. Sie vertrugen ſich aber nicht ſo gut zuſammen, als es in ihren erſten Ehen geſchehen war. Der Mann ſagte daher einſt zu einem ſeiner Bekannten: ich weis nicht wie es zugeht, vor dieſem lebten wir doch ſo verträg-

ſich zuſammen, da wir vier Perſonen waren, und jezt, da wir doch nur unſerer zwey ſind, iſt immer Zank und Streit, das iſt ſehr wunderbar. Nicht ſo wunderbar, antwortete dieſer, ich will ihnen das wohl erklären: Unter den vier Perſonen waren zwey Kluge und zwey Narren, und zum Unglüke ſind die beyden erſtern geſtorben.

Ein Finanzpachter, der ſich auf Koſten des Königs bereichert hatte, wurde abgeſezt. Man thut ſehr Unrecht, daß man mich vertreibt, ſagte er, ich habe meine Angelegenheiten beſorgt, und würde nun auch die Angelegenheiten des Königs beſorgt haben.

Ein Liebhaber der Malerey betrachtete die ſieben Sacramente von Pouſſin gemalt und fand in dem Gemählde, das die Ehe vorſtellt, ſehr viel zu tadeln. Er ſagte dabey zu einem guten Freunde, der bey ihm ſtand: Ich ſehe wohl daß es ſchwer iſt eine gute Ehe zu finden, auch ſo gar in der Malerey.

Lied

Eines ſchwaben Mädchen.

Ich Mädchen bin aus Schwaben
Und ſchön iſt mein Geſicht:
Der Sachſenmädchen Gaben
Die hab' ich freylich nicht.

✲ ✲ ✲

Die Mädchen an der Pleiſſe
Und Elbe prahlen mir
So viel von ihrer Weiſſe
Und Roſenröthe für.

✡ ✡ ✡

Sie können Bücher leſen,
Den Gellert und den Gleim,
Und ihr Gezier und Weſen
Iſt ſüß wie Honigſeim.

✡ ✡ ✡

Romanen, Feenmärchen
Gebunden in Drapd'or,
Lieſt dort das ſüße Herrchen
Dem jungen Mädchen vor.

✡ ✡ ✡

Seht, wie an ihren Wangen
Lyoner Purpur hängt,
Und lüſternes Verlangen
Der Unſchuld Reiz verdrängt.

✡ ✡ ✡

Der Ton, mit dem ſie ſprechen,
Verblendet wie der Bliz,
Der Wiz, womit ſie ſtechen,
Iſt nur Romanenwiz.

✡ ✡ ✡

Mir fehlt zwar dieſe Gabe,
Fein bin ich nicht und ſchlau:
Doch kriegt ein braver Schwabe
An mir 'ne brave Frau.

✡ ✡ ✡

Den Schaz den ich beſize,
Beſiz' ich von Natur,
Mit meinem Mutterwize
Und Unſchuld prang' ich nur.

✡ ✡ ✡

Das Tändeln, Leſen, Gaffen,
Macht Mädgen liederlich;

Mein Mann, für mich geſchaffen,
Der liest einmal für mich.

✡ ✡ ✡

Ich neck' ihn auf dem Schoſe,
Wenn keuſche Lieb' entbrennt,
Und er mich dann die Loſe
Und kleine Schwäbinn nennt.

✡ ✡ ✡

Du lieber Mann aus Schwaben!
Liebſt du dein Vaterland? —
Komm her, du ſollſt mich haben;
Schau, hier iſt meine Hand!

An Madam H **.

Dir, liebes junges Weibchen!
Die, wie ein Turteltäubchen,
Um ihren Garten hüpft:
Und unter ſeine Flügel ſchlüpft;
Bald wird es Dir gelingen,
Das Wiegenlied zu ſingen:
„Heya! Pupeya! „

Proſit das Neue-Jahr!

Nach der Neuen-Mode.

Einſt nießt' ein armer Sünder,
Der auf der Leiter ſtand,
Und Proſit! ſprach der Schinder,
Den Strick in ſeiner Hand. —
Iſt nicht, du falſcher Freund!
Dein Proſit ſo gemeint?

Theatraliſches Quodlibet.

Vierte Sammlung.

Monat Auguſt 1782.

Der blaue Montag.

Den ſchönſten von den Frühlingstagen,
Was es für einer war, will ich genauer ſagen,
Ein Montag in dem Maymonat;
Im May, den überall die Pracht der Blumen ziert,
Und wo das Trauerkleid des Winters ſich verliert,
Der, wenn er heiter iſt, die größten Reize hat,
Den unternahm Martin, (es iſt nicht zu verzeihen!)
Zum blauen Montag einzuweihen,
Kein Urſach zwang ihn ſonſt, er that es recht mit Fleiß.
Wer iſt wohl, der noch nicht der Zünfte Misbrauch weis?
Inzwiſchen muß ich ihm gleichwohl das Zeugniß geben,
Er führte ſonſt kein laſterhaftes Leben.
Allein ſein böſer Trieb ward dießmal nicht beſiegt;
Er geht davon; die Arbeit liegt!
Was für Verwegenheit, ſolch Unrecht auszuüben,
Und ſo den Meiſter zu betrüben,
Der Ehrlich hies, und war!
Gewiß, es gieng zu weit, wie Meiſter Ehrlich glaubte,
Daß er ihm ſo die Koſt, und Gott die Tage raubte.
Wie manches Scheltwort folgt nunmehr Martin nicht nach!
Dieß, hub Herr Ehrlich an und ſprach,
Dieß geht zu weit, ich ſag' es offenbar:

Ich bin zwar auch Geſell geweſen;
Allein ſo arg hab' ichs niemals gemacht:
Den Sonntag nur, und etwa noch die Nacht,
Mehr hab' ich zu der Luſt mir niemals auserleſen.
So gut ich ihm ſonſt war, ſo kehrt ſich iezt mein Sinn;
Den Abſchied geb' ich ihm, ſo wahr ich Ehrlich bin!
Die Nacht bricht ein; nun wird man Wunder ſehen.
Voll gutes Muths kommt der Geſell zu Haus.
Doch Meiſter Ehrlich läßt ihn ſtill zu Bette gehen;
Martin ſchläft auch geruhig aus.
Allein die Ruhe iſt nunmehr von keiner Dauer;
Der Meiſter kommt; mich überfällt ein Schauer.
Er kommt mit Ungeſtüm, ſein Haar ſteht ganz empor,
Er räuſpert ſich und ſchiebt die Mütze von dem Ohr,
Und trift Martin bey ſeiner Arbeit an.
Er fragt. (Mich wundert nur daß er noch reden kann
Bey ſolcher Aergerniß,
Und gleichwohl iſt es ganz gewiß.)
„ Wer, ſpricht Herr Ehrlich zu Martin,
„ Wer gab euch wohl das Recht, den dummen Schluß zu faſſen,
„ Und ſo, wie mir geſchehn, die Arbeit ſtehn zu laſſen?
„ Iſt das erlaubt? Gewiß, das heißt ſchlecht nachgedacht!
„ So arg hab' ichs niemals gemacht. „ —
Doch der Geſell, ſo recht bey gutem Sinn,
War nicht ſo ſehr erſchrocken,
Antwortet ihm vielmehr ganz trocken:
„ Wie? ſoll ich euer Sclave ſeyn?
„ So etwas bildet euch nicht ein.
„ Ihr fragt mich um das Recht; iſt das wohl eine Sache,
„ Da ich dergleichen Luſt nicht zur Gewohnheit mache?
„ Doch müßt ich ja hierzu ein Recht erlangen,
„ So hab' ichs längſt von euch empfangen.
„ Beſinnt euch nur, mein lieber Mann!

„ Ihr wart, wie ich, auch ehedem Geſell;
(Merk auf, nun wird die Sache hell!)
„ Da gieng, wie ihr erzählt, kein Montag euch verlohren,
„ Die Meiſter wurden noch auf andre Art geſchoren. „
Und hier ſchwieg der Geſell. Der Meiſter war ſo klug,
Und dachte bey ſich ſelbſt: das iſt Beweis genug.

* * *

Man pflegt an andern das weit ärger anzuſehen,
Was man ſich nicht geſcheut, wohl zehnfach zu begehen.

Der Edelknabe.

Dieſes Luſtſpiel des Herrn J. J. Engel, dem Verfaſſer des dankbaren Sohns, ward hier zum erſtenmal Donnerſtags den 11ten Julius gegeben.

Einige Kenner warteten mit Sehnſucht auf die endliche Vorſtellung dieſes allerliebſt niedlichen Schauſpieles, welches bereits vor acht Jahren das Licht der Welt zu Berlin erblickte. Endlich hat die Direktion die Wünſche ſo vieler befriedigt, und verdient dafür den wärmſten Dank. Vielleicht würde dieſes Stückchen früher zum Vorſchein gekommen ſeyn, wäre es nur ſo leicht ein Kind zu finden, dem eine ſo wichtige Rolle mit Zuverſicht könnte anvertrauet werden.

Schon der erſte Verſuch dieſes Dichters, von dem man eben ſoviel Genie als Studium rühmen muß, konnte für ein kleines Meiſterſtück in ſeiner Art gelten, da ſich in ſeiner angenehmen ländlichen Schilderung eben ſo ſehr ein philoſophiſcher Kenner des menſchlichen Herzens, als ein glücklicher Beobachter der Sitten verrieth. Dieſe Eigenſchaften verläugnen ſich auch in dem Edelknaben nicht. Es iſt wahr, das Stück hat wenig Handlung; aber wozu eine große Intrigue, wenn der Dichter blos durch ſittliche Gemälde unterrichten und rühren will? — Die Unſchuld und reizende Naivetät des Knaben, ſeine Vertrau-

lichkeit mit dem Fürsten, die zärtliche Liebe zu seiner Mutter interessiren uns demungeachtet auf das lebhafteste. Wie vortreflich ist der Karakter des Fürsten entworfen! Das liebreiche Betragen gegen den kleinen Moritz, und die kluge Güte, da er seine Wohlthaten nicht Unwürdigen erweisen will, sondern die Personen, denen er solche zugedacht, erst ausforschet, flößet dem Zuschauer Hochachtung gegen denselben ein. — Und welches Herz bleibt bey dem unglücklichen Schicksale und der wahrhaft mütterlichen Sorgfalt der Frau von Detmund ungerührt? — Sogar der Karakter des Hauptmanns, des Fähndrichs und Direktors haben ihre eigenthümlichen Züge, ob sie gleich nur eben auf eine Erscheinung da sind.

Die Kunst zu dialogiren versteht der Verfasser vollkommen; seine Sprache ist voll Natur und Anmuth, der Ausdruck leicht, und in den Reden eine Geschmeidigkeit und Bündigkeit, die man bey unsern dramatischen Dichtern nur selten findet. — Wäre es doch möglich, eines solcher Stücke nur aller zween Monate auf unser Theater zu bringen!

Danck, innigen Danck dem Dichter für dieses vortrefliche Stück, für die so schönen Karaktere des Kindes, der Mutter, des Direktors, vorzüglich aber den größten, und diesen im Namen unsers Publikums, für den so liebenswürdigen Karakter des Fürsten! War es wohl anders möglich, als daß bey dessen gezeichneten Zügen von Huld und Ernst, liebvoller Herablassung und Gerechtigkeit das Herz des Publikums an ein ähnliches Original, das in demselben mit so viel Seegen, als vielmal es pocht, immerwährend lebt, und an welches es mit Entzücken erinnert ist, aufmerksam gemacht werden mußte; daß es Thränen der Freude vergoß, weil es den Fürsten, der hier nicht Held, sondern vielmehr ein wohlthätiger Hausvater ist, so gütig und gerecht, mit so viel Munterkeit und Größe zugleich handeln sah.

Nicht nur der Kenner, auch der bloſe Liebhaber, ſelbſt derjenige, der das Theater zum ſeltenſten beſucht, konnte den Fleiß der Schauſpieler nicht verkennen, den ſie auf dieſes Stück verwendet hatten, welche Mühe die Rolle des Edelknaben demjenigen gekoſtet, der ſie dem jungen Werther, Sohn eines hieſigen Jägers, mit ſoviel Unverdroſſenheit, Feinheit und Gefühl durchdacht und erlernet hat. Aber Kenner und Liebhaber müſſen auch den groſſen Vortheil eingeſtehen, den ein ſolches Studium, ein ſo mühſames Nachdenken gewährt.

Es muß ein ſolches Stück gut, ſo wie im Gegentheil dasjenige ſchlecht ausfallen, das nur profeſſionsmäßig, ohne Liebe zur Kunſt, ohne Antheilnehmung und Empfindung einſtudirt, und eben ſo hergeſagt wird.

Und kann es das anders, wenn nicht jeder Schauſpieler, iede Schauſpielerinn vorher dasjenige Stück, in dem ſie auftreten ſollen, ganz mit Aufmerkſamkeit durchleſen, oder wenigſtens bey einer Leſeprobe mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit hören, dann langſam und nachſpührend durchdenken, und endlich mit Intereſſe, mit Wärme ſtudiren; wenn jedes nur ſeine einzelne, platte Rolle überſehen, zum Ueberfluſſe obenhin memoriren, und ſich auf Glück und Unglück der Diskretion des Einſagers überlaſſen will, ſtatt daß ſie jede Rolle der Mitſpielenden, vorzüglich diejenigen, mit denen ſie am meiſten zu thun haben, zugleich ſtudiren, daß ſie auf das genaueſte zu wiſſen ſich bemühen ſollten, in welcher Verbindung jedes mit dieſem oder jenem Karakter ſtehe, oder nicht ſtehe, welches Verhältniß gegen dieſen zu beobachten, gegen jenen mehr oder weniger, oder wohl gar nicht zu beobachten ſey, welche Gattung von Pantomime, von Minenſpiel, welchen Ton, was für ein Betragen man in Gegenwart dieſes, jenes zu wählen habe? daß ſie mit Aemſigkeit und gefälliger Einverſtändniß

zu wiederholtern Proben zuſammen treten, eins das andere mit Eifer auffordern ſollten, dieſe, jene ganze Szene, dieſes Theaterſpiel, dieſe einzelne Aktion, jene Pantomime, dieſen einzigen, beynah unbemerkbaren Blick, jenen bald voll ausgedrückten, bald wieder in der Hälfte unterbrochenen, und mit einem andern verwechſelten, jezt auf ein einziges Wort, ſelbſt zuweilen auf eine einzige Sylbe lautenden Ton mit einander zu konzertiren.

So aber war Weiland eine Zeit, — und vielleicht iſt ſie, troz der heiterern und aufgeklärtern Einſichten, noch nicht ganz verfloſſen — da der Schauſpieler, die Schauſpielerinn blos ihre Rolle von dem Partenſchreiber erhielten, und auſſer dem Titel des Stücks, und dem Namen ihrer Rolle weiter nichts wußten; und wenn es hoch kam, die Rolle eine Woche vor der Aufführung des Stücks bekamen, und eine einzige unaufmerkſame, verdrießliche Probe hatten.

Es war eine ſolche Zeit, da ſelbſt derjenige, dem die Regie oblag, nicht für nothwendig fand, das Stück vor der Rollenvertheilung zu leſen, geſchweige zu ſtudiren, und ſich genügen ließ, aus dem Verzeichniſſe der Perſonen unterrichtet zu ſeyn, daß dieſe ein Vater, jene ein Liebhaber, die wieder eine Soubrette, eine Liebhaberinn, u. d. gl. ſey, und dieſer Kenntniß zufolge jede dieſer Rollen demjenigen Schauſpieler, oder Schauſpielerinn zutheilte, je nachdem eins oder das andere dem Rechte des Engagements gemäß auf dieſe, jene Rolle Anſpruch zu machen hatte. Oft kam auch dieſes nicht in Betracht, ſondern er vertheilte die Rollen je nachdem er dieſer geneigt, jenem abgeneigt war.

Eine Zeit, in der die Akteurs in der nehmlichen Stunde Probe hielten, während welcher der Theater oder Machinenmeiſter ſeine Dekoration aufſtellte, und dieſe ganz natürlich gehindert wurden; in der nicht einmal ein Akt aufmerkſam, ſondern nur zum Verſuch, obs auch gehen

würde, probiret wurde; in der zuweilen zwey, drey, auch wohl mehr Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu erſcheinen für unnöthig fanden, weil ſie entweder ihre Rolle bereits einmal geſpielet oder eine ſo unbedeutende, die ſchlechterdings keiner Probe bedarf, erhalten haben.

Eine traurige, beweinenswürdige Zeit, in der es nichts ungewöhnliches war, nach dem Schluſſe des Stückes vor der Abdankung hinter der Gardine erſt Rath zu halten, welches Stück man auf übermorgen ankündigen ſolle? und welche neue oder wiederhohlte Vorſtellung erſt jezt den übrigen Gliedern bekannt wurde, ja oft erſt aus dem Munde des Ankündigers bekannt wurde.

Daher es denn geſchah, daß Manche ganze Szenen extemporirten, dem ganzen Amphitheater es merken ließen, wie wenig ſie mit ihren Rollen bekannt waren, wie wenig ſie davon haben memoriren oder wiederhohlen können, und welche dann dem Soufleur volle Dutzend von Verwünſchungen in ſein Behältniß hinunter winkten. Es geſchah, daß, weil nur meiſt flüchtige Proben gehalten wurden, mancher auf das Koſtume wenig Zeit verwendet hatte, und daher gerade ſeinen Karakter widrig gekleidet erſchien, jemand zum Fenſter, ſtatt zur Thüre hereinſtieg, jemand früher aufs Maul fiel, ehe der andere ihm den Tod gegeben hatte. Es geſchah, und es geſchah — — lieber Himmel! was geſchah nicht alles!!

Glück zu! Alle dieſe Zeiten ſind vorüber, und dagegen eine ſo angenehme vor uns, in der man nur zu ſehr erkennt, wie nothwendig, wie vortheilhaft es ſey, auf jedes Stück mehr Zeit, als diejenige von einer Vorſtellung zur andern iſt, zu verwenden; in der man auf fleiſſige, wiederhohlte Proben ungemein viel hält; in der man Studium, Mühe, Durchdenken, Konzertiren zu ſchätzen weis, alles das wirklich beobachtet, und — kann es anders ſeyn? — mit Ruhm und Beyfall vom Theater abtritt.

Die schöne Exekution des englischen Edelknabens ist wohl Beweises genug, oder soll ich noch auszeichnen, was vorzüglich ausfallen, den lärmendsten Beyfall entreissen mußte? Nur ganz wenig näher ins Stück; so lakonisch als möglich.

Konnte wohl dem jungen Werther bey dem Besitze seiner richtigen Tongebung, seiner Gegenwart und Aufmerksamkeit, bey dem gehabten Unterrichte die Rolle des Edelknaben mislingen? Freymüthigkeit, Unschuld, Offenherzigkeit war sein Betragen durch das ganze Stück.

Wie ich mir den Edelknaben ganz naiv und richtig ausgeführet denke, will ich durch einige Zergliederung desselben darthun, und man wird leicht sehen wie weit der junge Werther den Karakter im Sinne des Dichters getroffen, wobey ich noch voraus zu setzen habe, daß dieser Knabe mit ausnehmender Unerschrockenheit und heller Stimme das erstemal auf hies'ger Schaubühne erschien, welches, wenn man das Theater in Erwegung zieht, schon eine gute Eigenschafft geübter Schauspieler ist.

Der Fürst befiehlt dem jungen Moriz die Uhr zur Rechten unter dem Spiegel im Kabinette zu hohlen. Der Knabe, der nicht weis was Rechts und Links ist, bringt nicht die verlangte. Der Fürst glaubt er habe sich vorsezlich die mit Brillianten besetzte Uhr gewählet, weil dieser voraus setzt, der Kleine habe seine Absicht, weswegen Er die Uhr hohlen läßt, errathen, aber der Knabe versteht auch diese beziehende Rede nicht, daher ihn der Fürst fragt: „Du weist doch was Rechts und Links ist?„ Der kleine Moriz, der wie schon gesagt, im Augenblicke nicht weis welche die rechte oder linke Hand sey, betrachtet seine Hände forschend in dem er sagt: „ Rechts und Links gnädigster Herr?„ Hier darf der Knabe durchaus nicht die rechte und linke Hand richtig bezeichnen, welches voraus setzte, daß er diesen Unterschied

genau wisse, und dieses soll er nicht, wie die folgende Rede des Fürsten beweist: „Geh, geh, guter Knabe! du magst dieses noch eben so wenig als Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest!„ Durch diesen Zug des Nichtwissens läßt der Dichter deutlich errathen, daß ein noch ganz junger Knabe diese Rolle spielen müsse; und eine Rede des Fürsten, nachdem dieser erwacht und sich alleine glaubt, doch endlich das Kind gewahr wird — „ah! ists möglich? das Kind? — Hat das bey mir, oder hab ich bey ihm wachen sollen?„ — so wie eine andere des Hauptmanns im neunten Auftritt zu seiner Schwester —„ da sieh das Kind an, u.s.f. den drückt der Kummer und der Gram nieder womit du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!„ und mehrere Stellen beweisen das nehmliche, auch liegt darinn der Beweiß für die ganz kleine, niedrige Figur des Knaben.

In der siebenten Scene thut er entzückt das Bekänntiß, seiner Mutter geschrieben zu haben; drückt voll Empfindung die Hand des Fürsten an seine Brust, und sieht mit dem rührendsten Blicke zu ihm hinauf, indem er wünschet, daß seine Mutter von ihm gekannt würde; schüttelt mit dem Kopfe, den Unwillen gegen seinem Bruder zu bezeichnen, welcher in denen Worten: „ah! der Fähndrich! — der Fähndrich!„ sehr merkbar seyn muß, daher diese Worte einen besondern Ton und eine kleine Verziehung des Mundes fodern; und gesteht endlich voll des freyesten Zutrauens, welchen Kummer der Fähndrich seiner Mutter bereits gemacht habe. Kaum bemerkt er die Absicht des Fürsten, ihn zu beschenken, als er schon begierig die Hand hinhält, und noch sind sie ihm nicht ganz hingezählt, die zwölf Dukaten, als er sich ihrer durch die

Frage: „Sollen sie mein gnädigster Herr?„ die er für Freude und Wünschen hastig (doch nur nicht gleich im Anfange das Zählens) herstammelt, versichern will.

Der Monolog des achten Auftritts giebt dem Kinde die schönste Gelegenheit alle seine Geschicklichkeit zu zeigen, wenn es demselben mit höchst nöthiger Aufmerksamkeit, mit gehöriger Modulation und richtigem Gefühle deklamiret. Hier muß der Knabe sich ja nicht übereilen, sondern fein bedachtsam einen Uebergang nach dem andern schattiren, oder es verliert dieses Selbstgespräch seinen so innig rührenden Werth. Um deutlich zu seyn, will ich den ganzen Auftritt, so wie ich mir ihn denke, zusehen und zuhören wünsche, von Wort zu Wort auszeichnen und zergliedern.

Der Fürst verläßt den Knaben mit diesen Worten: „ dießmal soll deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu dir kommen. Gedult!„ und nun ist er allein, bleibt dem Fürsten nachsehend, nachdenkend stehen und sagt: „ Hieher kommen? „ auf eine Stelle des Bodens zeigend und sogleich auf sich deutend „ zu mir? „ überlegend „ Ey wie das? — „ nach einer kleinen Pause schnell „ aber was geht das mich an? wünschend und weiter vortretend „ wenn sie nur kömmt!„ Plötzlich denkt er des Geldes, neugierig und lebhaft zählt er „ Eins, zwey, drey — „ das übrige etwas leiser, doch immer mit zunehmender Freude, bis er endlich am Ende des Zählens freudig verwundernt lebhaft ausruft: „ Zwölf Dukaten zu einer Uhr! — „ und nun mit innigster, auf dem Gesichte äusserst glänzenden Freude „ O Himmel! wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, „ auf die mit Gold gefüllte Hand blickend „ schon gehen hörte, „ die nehmliche Hand gegen das Ohr führend „ schon aufzöge. — „ mit der andern Hand auf selber die Bedeutung ausgedrückt. — Seine

Freude ſchwindet allmählig, er wird nachdenkend „aber„ den Zeigefinger auf den Mund, das Auge ſtaar empor gehoben „was ſagte der Fürſt?„ langſam den Zeigefinger gegen das Kabinett des Fürſten führend und ernſtlich nachdenkend „Er wüßte ſchon, was er thäte, wenn er„ auf ſich deutend „wie ich wäre?„ kleine Pauſe, dann unwillig die Hand von ſich geſtoßen „was denn? — „ noch ein wenig nachdenkend, dann lebhaft den Kopf hebend, die Augen geöfneter, mit dem Zeigefinger lebhaft nach dem Kabinette deutend, mit einem etwas verdrießlichen vollem Tone „Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; „ mit der Hand in gerader Linie vor ſich von der einen zur andern Seite fahrend und wieder aufs Kabinet zurück „Er weiß viel, wie's einem andern thut „ auf ſich deutend „ der in ſeinem Leben noch keine gehabt hat. — Wieder etwas nachdenkend — „aber — erſt ſagte er auch, ein guter Sohn ſollte ſeiner Mutter zu helfen ſuchen. „ In einem traurig zuverſichtlichen Tone „Gewiß dachte er hier wieder an meine Mutter. — „ dieſer Gedanke führt ihn ganz natürlich zu ſeinen Zwölf Dukaten! „ Indem er ſie anſieht und das viel nachdrücklich ausſpricht „ das iſt freylich viel Geld!„ſteigend„gewaltig viel Geld!„ ſehr bedachtſam „ Wenn ſie die hätte, davon könnte ſie „ lebhaft „ lange, „ noch lebhafter „ lange leben. — „ Er drückt das Geld mit beyden Händen gegen die Bruſt und ſpricht ganz entzückt „ Ach, eine Uhr! eine Uhr! — „ Sein Geſicht wird ernſter er läßt die Hände langſam ſinken, und eben ſo wehmüthig und bedenkend ſagt er „ Aber auch eine Mutter! „ noch wehmüthiger „ eine ſo gute Mutter! — „ immer traurig fort „ Sie war noch geſtern ſo niedergeſchlagen. Sie ſah ſo blaß aus, „ bis zu Thränen gerührt „ ſo krank. „ im gleichgültig doch etwas froh

überlegendem Tone „ Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wieder gäbe: ihr wär auf einmal geholfen. — „ Ganz ernstlich in sich überlegend „ Ob ichs denn thue? Ob ichs ihr gebe? „ lebhaft entschlossen „ O ja! O ja! — „ ungeduldig und traurig „ Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereuts mich wieder. — „ Wehmüthig und freudig indem er beyde Hände fest an die Brust drückt „ Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen! — „ Als er kommen hört legt er den Zeigefinger an die Lippe und neugierig wendet er das Gesicht gegen die zu eröfnende Thüre „ Horch! Stille! Wer kömmt da? „ der Thüre ganz nahe „ Wer ists? — „ Herzlich froh auf die Mutter zulaufend ergreift er ihre Hand und küßt sie bey den Worten „ Liebe Mama! — „ recht zärtlich. Dieser Auftritt, so ausgeführt — wenn man mich anders verstanden hat — wen wird und muß er nicht rühren? nicht bis zur äußersten Theilnahme — zu Thränen rühren?

Das dem jungen Werther dieser Monolog nicht nur ganz artig gelang, sondern daß man selben mit ihm durchstudirt hatte, daß er verstand was er sagte, daß die Empfindungen ihm nicht fremd zu seyn schienen, die er hie und da wahrhaft und natürlich ausdrückte, daß das kindische Freuen, nemlich über so viel Geld, die Möglichkeit, seinen Wunsch in kurzem befriedigen zu können, mit demjenigen jedoch verknüpft, ihn seiner Mutter wegen aufzuopfern, indem er sich mit Mißtrauen in sich selbst nur bald nach ihrer Gegenwart sehnet, antheilnehmend ausgeführt wurde, wird jeder Zuschauer mit mir bemerket haben.

Was alles würde ich sagen müssen, wenn ich das Spiel in der Eilften Scene zergliedern und wiederhohlen wollte! Ich will daher nur diejenigen Stellen heraus nehmen, die kraft des auf dieselben zu legenden bald wehmüthigen, bald bittenden, jetzt entzückenden Tones, der

auf jede derselben treffenden Aktion und übereinstimmenden Mine durchgehends gleichen Eindruck verursachen müssen. Sie sind: Sie ist so arm, gnädigster Herr. — Ist sie im Gange? — Beutel und alles? das ist ja wirklich zu viel. — Brauchen? da liebe Mama! — Sie werden doch mich nicht verstossen? —

Und falls diese zween lezteren bey einem der Zuschauer die beynahe unausweichliche Regung nicht zuwege gebracht haben sollten, so bin ich doch für die Wirkung der folgenden gewiß. — Unversehens reißt er bey der Warnung des Fürsten, in der sechzehnten Scene, seinen Blick von demselben los, eilt hastig auf den Direktor zu, den er liebreich ansieht, mit Wärme die Hand küßt, und voll Innigkeit das Versprechen, daß er über sich zu klagen nie Gelegenheit geben würde, äussert: Nein, nein; daß sollen Sie nie Herr Direktor.

Durchdrungen von den Wohlthaten, von der Großmuth des Fürsten, fällt er ihm zu Füßen, oder soll es, und da dieser ihn sprechen zuhören wünschet, bringt er endlich beweglich, indeß daß sein Auge auf seinen Wohlthater unverwandtbar geheftet ist, daß es voll der heissesten Dankbarkeit zu ihm aufglühet, daß wechselsweise sein Mund auf dessen Hand verweilet, mit schluchzend und benezten Augen, in unterbrochenen Sylben stotternd seine Abschiedsrede heraus: Leben Sie wohl, gnädigster Herr! entfernet sich gerührt, und mit betrübten Augen des Fürsten und dem Gesichte des Publikums, mit dem allgemeinen, aufrichtigen Wunsche desselben, daß es ihn doch bald wieder sähe!

Diesen, und das Lob, den Beyfall des ganzen Auditoriums nahm er mit sich, zugleich aber den meinigen, daß ihn dieser nicht verderben, von sich zu sehr einnehmen, nachlaßig, und denjenigen halsstarrigen, unverbesserlichen,

eingebildeten, polyhiſtoriſchen Schauſpielern ähnlich machen möge, die ein zu frühzeitiger, vielleicht nicht allemal ganz verdienter Beyfall, ein wiederhohltes Händeklatſchen gegen ächte Kritik und wohlmeynenden Rath verhärtet, und zu Pedanten in ihrer Kunſt verwandelt hat. Möchte doch unſrem kleinen Werther ſein errungener und von jedem dasmal mit Recht zugeſprochener Beyfall künftig zur Aufmunterung, zu fernerem Fleiße, und anhaltendem Beſtreben, ſich immer mehr und mehr zu vervollkommnern, dienlich, nie aber nachtheilig ſeyn!

Dem Herrn Czike fiel dasmal zu ſeinem Vortheile die Rolle des Direktors zu. Glücklich ward von ihm die Art, mittelſt welcher er bey dem Eintritt zum Fürſten Schüchternheit, und während der Unterredung mit demſelben, Zwang und Verlegenheit ausdrücken mußte, gewählt; denn Sie war natürlich und wahrhaft.

Ob ich mich wohl täuſche, wenn ich vermuthe, daß der Dichter bey dem Entwurfe dieſes Karakters, der Schauſpieler Herr Czike, zu folge ſeines mit der Vorſtellung des Dichters harmonierenden Spiels, und der Wahl ſeiner Begleitung an den erſten Brief der jenigen über die Wieneriſche Schaubühne vom 24ten Wintermonds 1767. gedacht haben dürfte. Ich meine vorzüglich folgende Stelle:

„ Die Künſte ſtehen nicht in derjenigen Achtung,
„ die, mehr als Reichthümer, den fähigen Mann aneifern
„ können. Ein Mahler, glich er auch einem Raphael,
„ würde in dem Vorzimmer des ſtolzen Großen, mit der
„ Schaar der gemeinen Handwerker vermengt, warten
„ müſſen, bis die Reihe an ihn käme, mit dem Haus-
„ hofmeiſter ſeine Rechnung abzuthun. Talente geben
„ hier nicht, wie bey uns, eine beſondere Unterſcheidung;
„ und weniger noch einen Zutritt in die Geſellſchaft des

„ höhern Adels: und man wundert ſich, wenn die jungen
„ Künſtler keine Vanloos, die Gelehrten keine Alemberts,
„ die Dichter keine Chaulieus und Grekpurs werden?
„ Ich habe, wie ſie mich kennen, mich in allen Geſellſchaften
„ nach den Gelehrten dieſer Stadt umgeſehen; ich fand kei-
„ nen. Ich erkundigte mich darnach. Haben Sie denn
„ nicht einige Männer, die in dem Reiche
„ der Wiſſenſchaften berühmt ſind? — Wir ha-
„ ben derer welche — Ich vermuthete ſie alſo hier,
„ oder in ſolchen Geſellſchaften anzutreffen —
„ Sie haben geirret: unſre Gelehrten kommen nicht un-
„ ter uns — Und die Urſache, wenn ich bitten
„ darf — iſt, weil unſre Kreiſe für ſie ausſchlüſſend ſind —
„ Ich begreife das nicht wohl: die Kreiſe des
„ Adels wären für die Gelehrten ausſchlüſ-
„ ſend? — Ja — Sind denn die Gelehrten zu-
„ ſtolz, den Adel ihres Umgangs werth zu
„ halten? — Man lächelte, und ſagte mir mit einer
„ höhnenden Verbeugung: nein! aber wir, wir ſind ſo
„ beſcheiden, uns der Ehre ihres Umgangs nicht würdig
„ zu ſchätzen. — Nun verſtand ich es. Alſo fuhr ich fort,
„ würde der Thorſteher, Voltären, im Fall
„ er hieher käme, die Thüre verſagen — — Um
„ Vergebung, mein Herr! dieſe Ausſchlüſſung ſchrenkt ſich
„ nur auf die Gelehrten der Nation ein: wir haben einem
„ Metaſtaſio nie unſre Thüre verſchloſſen — Das iſt
„ aber, verfolgte ich, ein ſicheres Mittel, unter
„ ihren Gelehrten nie einen Voltär oder Me-
„ taſtaſio zu haben — Das mag ſeyn! verſetzte man
„ mit vieler Gleichgültigkeit; aber um einen Voltär unter
„ uns zu erzielen, dürften wir uns ſchwerlich entſchlüſſen,
„ den Brüdern und Oheimen unſrer Dienſtleute in unſe-
„ ren Kreiſen einen Stuhl ſetzen zu laſſen.

„ Die — — Tunderdentronks verurtheilen ſich alſo
„ ſelbſt zu dem Umgange mit blos Hochgebohrnen...;
„ und bannen die Gelehrten zugleich auf lebenslang an
„ ihre Schreibpulte hin, da ſie, aus dem natürlichen
„ Zuſammenhange der Urſachen und Wirkungen, die ge-
„ wiſſe Ungelenkſamkeit, das geſchraubte Außenwerk, und
„ den altfränkiſchen Bug annehmen müſſen, der beſon-
„ ders die Gelehrten Deutſchlandes unterſcheidet, und ih-
„ re ſonſt liebenswürdigen Talente für den Umgang und
„ die Geſellſchaft unbrauchbar machet.

„ So gar legen ſie es einem Manne, deſſen Berufs-
„ geſchäfte die Wiſſenſchaften ſind, als ein Verbrechen aus,
„ wenn ſein Kleid nach einem neuern Schnitte, ſeine
„ Strümpfe und Stirne ohne Falten ſind. Man ſollte
„ glauben, die Gelehrten hier zu Lande wären beſtimmt,
„ den verlegenen und aus der Mode gekommenen Waa-
„ ren den Abzug zu verſichern; ſo ſehr bleiben ſie in ihrem
„ Anputze, wie in ihren Meynungen, bey dem vorübergehen-
„ den Jahrhunderte. Anathema dem Neuerer, der es wagte,
„ von dem Dünkel ſeines Urältervaters abzugehen, und an
„ der Unfehlbarkeit der ehrwürdigen Vorfahren zu zweifeln!
„ Ich habe ihn — der denken, nicht glauben wollte; der da-
„ für hielt, weil es erlaubt geweſen wäre, die Zahl der
„ Knöpfe an den Röcken zu vermindern, ſo möchte es
„ wohl auch nicht unerlaubt ſeyn, die Vorurtheile zu ver-
„ ringern, ich habe ihn, mit dem Banne aller Herren in
„ US betaſtet, in einer ſittlichen Karikatur auf der hohen
„ Bühne ausſetzen geſehen.

„ Mit einem Worte; die deutſchen Gelehrten über-
„ haupt (denn es giebt doch eine, aber nicht ſtarke Aus-
„ nahme) überhaupt aber ſind ſie ſonſt nichts als Gelehrte.
„ Die Wiſſenſchaften und Grazie des Umgangs werden
„ als Eigenſchaften, die miteinander unverträglich ſind,
„ betrachtet. Die ſchönen Geiſter machen daher nicht,

„ wie bey uns, die Zierde, und das Vergnügen der artig-
„ sten Gesellschaften aus, auf deren Freundschaft Herzoge
„ und Fürsten stolz thun, deren Umgang sie durch wett-
„ eifernde Verbindlichkeiten sich streitig machen; und ein
„ Fremder, der sie besucht, wird in einer unfruchtbaren
„ Unterredung; die noch dazu auf Handwerkssachen
„ hinaus laufen muß, wo der Auftritt nicht eine engli-
„ sche Scene werden soll; kaum wird er für seine Neu-
„ gierde schadlos gehalten. „

So läßt Herr von Sonnenfels einen Ausländer an einen andern schreiben, der weniger dabey gewagt haben konnte, als ich es haben würde, falls ich, da ich diesen Aufsatz zur Einrückung in meine Blätter bestimmt habe, das nähmliche nach meiner Art gesagt, und nicht wörtlich citiret hätte. Das mag mich entschuldigen, daß ich diese ganze, lange, aber hieher so treflich passende, und vielen vielleicht zu wissen nicht unnöthige Stelle eingerücket habe.

Nur das sey mir erlaubt hinzuzudenken, daß, wofern Grosse den Bericht des von Sonnenfelsschen Ausländers auch hier zur Lüge zu machen für gut finden wollten, gewiß auch hier der Schauspieler auf bessere, seinen Stand ehrende, erhebende Sitten bedacht, der Dichter froheren Muths, und öfter begeistert, der Künstler zum hartnäckigsten Fleiße angeeifert, der Gelehrte für seine patriotischen Absichten zum Theile belohnt, alle eines angenehmeren Umgangs, alle geliebt seyn, alle den ersteren manche verdrüßliche, leere, langweilige Stunde zu deren Nutzen und Zufriedenheit ausfüllen würden.

Weg, weit weg mit dem Argwohne, als ob es einem aus diesen um die Ehre zu thun sey, hier oder dort an die Tafel gezogen zu werden! welche Ehre allein, an und für sich betrachtet, den vorausgesetzten Vortheil nicht blos nicht bringen kann, sondern von demselben vielmehr noch entfernen muß; einmal, weil diese Methode: An-

stand, Betragen, kurz Umgang zu bilden, die richtigste, beste, sicherste um so weniger seyn kann, als während dieser Zeit entweder gar nicht, oder so wenig, so unbedeutend gesprochen, Gespräche, die keinem dieser geehrtesten Gäste sich auszuzeichnen Gelegenheit geben, gewöhnlich hervorgenommen, und jedes ganze Aufmerksamkeit mehr auf die Deserte verwendet zu werden pflegt; andertens, weil dem Gelehrten und dem Künstler, dem Dichter und dem Schauspieler die Absicht ihrer Gönner dabey nicht unbekannt seyn kann, die entweder diese ist, daß man sich dadurch den Ruhm, für einen Kenner, Liebhaber, Beförderer der Künste und Wissenschaften, für einen Mäcenaten gehalten zu werden, zu erkaufen, sich noch mehr Ansehen zu verschaffen glaubt; oder, daß man über gewisse Kleinigkeiten seine Neugierde befriedigt, diesen Gelehrten, Künstler, Schauspieler gegen jenen verhezt, einen gegen den andern aufsässig, und Partheyen macht; oder endlich, daß man — welche Absicht eine der gewöhnlichsten, aber zugleich der niedrigsten ist — diesen armen Dichter, jenen bedürftigen Schauspieler, indem man eines besseren Appetits wegen, der Ansprache willen, seine Mahlzeit gegen deren dafür gedungene Spaße verhandelt, blos aus dem Grunde dieser hohen Ehre würdiget, um sich über deren Schicksale lustig zu machen, und zugleich die Verdauung zu befördern.

Das erstemal läßt der Dichter in unserem Stücke den Director vor dem Fürsten erscheinen, und diesen jenes Schüchternheit mit einem Male benehmen. Voll Güte laßt er ihn — im 16ten Auftritte — dem Direktor näher treten, und nachdem dieser die Frage: „Sie sind ein Deutscher? nicht wahr?„ mit Ja beantwortet, denselben aller Verlegenheit, der Ungewißheit in Ansehung seiner Gesinnungen also entreissen:

Der Fürſt.

(Gütig, indem er ihm näher tritt.) Und bin ich doch uch einer! Schämen Sie ſich darum nicht! — Ich woll- nur wünſchen, Sie hätten den alten Franzoſen gekannt; s alte Erbſtück von meinem Vater, das hier am Hofe hte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Der Direktor.

Einigermaaßen. Von Anſehen.

Der Fürſt.

Nicht näher?

Der Direktor.

Nein, Ihro Durchlaucht.

Der Fürſt.

O Schade! das war ein treflicher Mann. — Wenn n das bischen Witz und Sentiment von der Ober- che ſchöpfte; ſo war das übrige ſeines Gehirns eben ht viel: aber ſich geltend zu machen, ſich ein Anſehen zu en — darinn war es der erſte Kopf von Europa. — ey, frey, Herr Direktor! Beſcheidenheit iſt mir lieb; r das, was man Demuth nennt — — unerträglich! — u. ſ. w.

So ſimpel und kurz dieſer Zug zu ſeyn ſcheint, ſo tig und ähnlich kopirt er alle die pralhaften, uneinnische Patrioten, die nicht ſelten manchen verdienſtvol-, redlichen Landsmann zurückgeſcheucht haben, und dazu e Mühe immer noch nicht fruchtlos anwenden würden, s Mistrauen in die vaterländiſchen Produkte, Vorur- le, die ihnen ehedem Schutz angedeihen lieſſen, nicht eits weggeräumt wären.

Diese zwo Reden sind durch das auffallendste Spiel zu heben, indem sie zum Theil unter ironischen Blicken, mit satyrischem Tone, bey denen, weil man nicht mehr für fremden Stoiz und Dummheit eingenommen ist, im geringsten nichts zu wagen, langsam und vernehmlich herzusagen, zum Theil mit einem so ungewöhnlichen, dem Parterr und selbst dem Mitschauspieler unbekannten, Ehrfurcht, Liebe und Zutrauen erweckenden Betragen begleitet, daß es leicht wahrzunehmen, auf welchen Grad der Fürst, selbst beym Direktor, die Illusion gebracht hat.

Es bestätiget das die ungezwungene Nuance, mit der der Direktor von der so täuschend affektirten Schüchternheit, der so lange anhaltenden Verlegenheit, der ängstlichen Besorgniß um Gnade und Ungnade des Fürsten, zu derjenigen, nicht erborgten, sondern wahrhaften Dreustigkeit, in wie fern sie in Gegenwart seines Fürstens erlaubt ist, allmählig übergehet.

So verwechselt er sein furchtsames Betragen mit einem freyeren, seinen zitternden, fieberhaften Ton mit einem festeren, Blicke der Bangigkeit mit solchen, die zwar immer Gefühl der Ehrfurcht ausdrücken, aber doch zu sagen scheinen: „ Muthig mein Herz! ich kann hier bey „ der freymüthigsten Entdeckung meiner Gesinnungen — „ sie sind ja ächt und rechtschaffen — nichts verlieren; „ ich mache mich durch sie gewiß nicht lächerlich! „ und so wird die Frage des Fürsten: Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen? von ihm mit: Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht. voll Eifer und ohne stammeln beantwortet.

Der Fürst.

Nein! als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sies gerne; würden Sies mit Vergnügen thun?

Worauf der Direktor nach der Vorschrift des
ichters sich verbeugend: „Ich finde in meiner
Pflicht mein Vergnügen. „ mit der solidesten
ffenherzigkeit antwortet. Endlich seine lezte, auf die Frage
es Fürsten: „ Wie gefällt ihnen das Kind? „
dieſem gesagte Rede: „O Ihro Durchlaucht —
Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhal-
, wird er mir theurer seyn, als mir mein
gener Sohn ist. — „ mit einer warmen, gefühlvol-
n Aeusserung derjenigen Liebe, die einem Fürsten solcher
enkungsart nicht Beleidigung, die ihm Belohnung ist;
les aber in demjenigen Tone, mit denjenigen Minen,
e. nur die Zunge, die nur das Auge eines redlich denken-
n Mannes sagen, blicken können!

Und nun zu Madam Amor als Frau von Det-
und. Wem sollte wohl diese Frau, besonders in der-
eichen Rollen nicht gefallen? Zärtlichkeit und Empfin-
ung erregte sie beynah in allen Zuschauern, da sie selbst
von eingenommen war. — Mit furchtsamen, zitterndem
Schritte kömmt sie — im neunten Auftritte — von
rem Bruder, dem Hauptmanne begleitet, auf das Zim-
er des Fürsten, und da sie unter angstvollen Blicken
nd ähnlichen Geberden daselbst niemänden, auch nicht
nmal ihr entgegen eilendes Kind wahrnimmt, äussert sie
gen ihren Bruder im tremulirenden Tone ihre Unruhe,
re Besorgnisse: „ Wenn ich nur seine Absicht
üßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte —
„ Kurz darauf erfährt sie, daß der Fürst zu dem
ähndrich geschickt hat, worauf sie unter den Worten:
Ich erschrecke! Sollt' er erfahren haben — — „ ihren
Schrecken mit aller Wahrheit und Richtigkeit ausdrücket.
enn sie fuhr wie vor einem unerwarteten Blitze gählings
rück, und sagte die obigen wenigen Worte langsam und
r sylbenweise, indem sie sie zugleich so, wie wenn das

Herz beklemmt ist, die Brust vor Angst schwillt, der Hals trocknet und sich zusammenzieht halb unvernehmlich herausarbeitete.

Die Freude über die ihrem Kinde erwiesene Gnade von dem Fürsten, über das von demselben erhaltene Geschenk, minderte zwar zum Theil — in dem zehnten Auftritte — ihre Unruhe, ihr trübes Auge ward allmählich heiterer, ihr Blick sanfter; aber ganz verwischte sie den Kummer um ihren älteren Sohn von ihrer Stirne nicht. Sie läßt ihn vielmehr bey der Untersuchung der Veranlassung zu dem Geschenke noch zunehmen. Mit prüfenden Minen: „So gab er dir dieß? „ Und dann: „Sieh mich an! Darf ichs glauben? „ mit demjenigen scharfen, forschenden Blicke, müßte sie bey dem Kinde die Verstellung, falls es auf eine andere, vielleicht gar unerlaubte Art zu seinen zwölf Dukaten gekommen wäre, gewiß aufgelößt, seinem Herzen das gröbste Vergehen abgedrungen haben.

Nun legt es aber seinen Reichthum mit bittendem Auge in ihre Hand, wünschet viel, recht viel zu haben, um ihre Thränen zu trocknen, um sie vergnügt und glücklich machen zu können; auf einmal verschwinden alle Züge der Bangigkeit und des Kummers von ihrem Gesichte, Wonne und Entzücken röthet ihre Wangen, wässert ihre Augen, auf einmal drückt sie ihr dankbares Kind mit Innbrunst an ihr Herz, küsset es mit Heftigkeit hintereinander, und lohnet ihm in dem freyesten Tone mit dem Bekenntnisse, daß sie glücklich sey: „Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürsten. — O du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt! „ In der folgenden — in der eilften Szene — vollendete sie durch ihre Aktion die Zeichnung des Dichters, behauptete vollkommen

den Karakter ihrer Rolle, den Karakter einer rechtschaffenen Mutter, einer würdigen Frau, die dem Andenken ihres Mannes, dessen Verdienste sie, ohne mit denselben zu prahlen und in deren Ansehung dem Fürsten Wohlthaten abzunöthigen, nach ihrem Werthe einsieht, stille, ungeheuchelte Thränen zollt.

Und so gesteht sie, indem ihr der Fürst das Kind zurückgiebt: „Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe — „ ihre Armuth ohne niederträchtig zu wimmern, ohne an den Füssen des Fürsten herum zu kriechen, ohne weibisches Lärmen, geborgte Thränen, Heulen, verzweifelnde, fürchterliche Geberden; kurz, zwar sittsam, rührend, mit nassen Augen, in wehmüthiger Stellung, aber doch mit Anstand, und — beynah sollte ich sagen — selbst mit Würde, die sich die Wittwe des Major von Detmund, ohne von dem Fürsten, in dessen Gegenwart sie sich so beträgt, für einfältig stolz erklärt zu werden, weil sie diese beyzubehalten, so viel noch ihrem Manne schuldig zu seyn sich bewußt ist, immer zu ihrem Vortheile erlauben darf.

Madame Amor hat während der Prüfung, die der Fürst, um mit ihrem Innersten genau bekannt zu werden, mit ihr vornahm, uns durch ihr Verhalten, unser ganzes Mitleid abgezaubert.

Er mag bleiben: beschliesset der Fürst; aber er besorget, daß die Unschuld, das Herz ihres Sohnes durch das üble Beyspiel seiner übrigen Edelknaben, die der Auswurf des jungen Adels, die in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt sind, verführt, verderbt werden könnte; und läßt es doch ganz ihres Gefallens, da sie Bedenken trägt, ihn in dieser Gesellschaft zurück zu lassen. (Alles dieses von Seiten des Fürsten ganz sicher, um sie auch in Rücksicht ihrer moralischen Denkungsart zu prüfen.) Alle

Vorstellungen, die der Fürst nachher wieder gegen ihren Entschluß zu machen versucht ist, werden durch die ihr von dem Dichter in dem Mund gelegte Rede: „ Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ichs nur rette — ob ich es nakkend rette! — „ am meisten aber durch ihr dazu gewähltes Verhalten unterbrochen, entkräftet. So war es: die durch, aus Angst und mütterlicher Besorgniß herfürquellende Thränen benezten Augen, der schwellende Busen, der glühende Antlitz verriethen ihr pochendes Herz. Es macht sie dieses der Wohlanständigkeit vergessen, und nur die Gefahr fühlen, der sie ihr Kind zu entreissen sich für verbunden hält. So tritt sie wider Achtung und Schicklichkeit vor dem Fürsten, an dessen Linke sie stand, vorbey, ergreift eilfertig ihren unschuldigen Sohn, der anderthalb Schritte ungefähr von der Rechten des Fürsten entfernt war, reißt ihn vor dem Angesichte desselben an ihre Seite, und lehnet mit ihrer Linken sein Haupt an ihr klopfendes Herz, dessen Bewegung ihr Verschnauffen und hestiges Athemholen wahrnehmen ließ.

Der Fürst.

Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll da herauskommen, Madame?

Madame Amor mit Ergebenheit, Sanftmuth und Zutrauen in die Vorsehung: „ Was Gott will! Ich weiß nicht. — „ mit Muth und Standhaftigkeit: „ Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag — — „ hier sank Muth und Standhaftigkeit. Genug! und aller Verwunderung, alles Beyfalls werth, daß sie das so lange ausdauern konnte; wiewohl jeder Zuschauer die eingehaltenen Thränen, das zurückgepreßte Schluchzen nicht über-

ſah. Der Schluß dieſer Rede: „in Armuth ſterben.„ entkräftet die Heldinn; ſie iſt auf einmal nur Mutter, ſieht den ſchrecklichen Zuſtand ihres unverſchuldet unglücklichen Kindes prophetiſch voraus, fühlt all ſein künftiges Elend, ſieht ihn darben, verachtet anderer Hülfe erflehen, verſchmachten; die Thränen ſind nicht mehr zurück zu drängen, die Seufzer, das Schluchzen nicht mehr zu erſticken, beyde ſtürzen zugleich heraus, und laſſen zwar noch das Wort Armuth zur Hälfte; aber das Wort ſterben nicht mehr hören. Gut jedoch bin ich für unſer Parterr, daß es den ganzen Schluß dieſer Rede gehört, verſtanden, gefühlt hat; denn es enthielt dasmal lauter Menſchenherzen in ſich, (es waren nur wenige Zuſchauer) und wer weis nicht, ein fühlbares Herz, ein geneigtes, aufmerkſames Ohr, wie communicativ dieſe Organe ſind? und nun da ich glaube von dem Spiele der Madame Amor genug geſagt zu haben, will ich die Zergliederung der übrigen Szenen mir um ſo leichter erlaſſen, als es mir ein herzliches Vergnügen war, von dieſer geübten, ganz vortreflichen Schauſpielerinn dieſe Rolle zu denken, zu ſehen, und, welches alles andere übertrift, zufühlen!

Beyfall zollet mancher Aug'
Dir o Amor! traur'ge Luſt,
Staunen, frohe Traurigkeit,
Wonne, Mitleid, Tugendlieb
Drückſt du tief in dieſe Bruſt!
Stille! Schauer, klatſchet nicht,
Was in eurem Auge ſpricht
Iſt das größte Lobgedicht.

Und nun zur Zergliederung der Rolle des Hauptmanns in der neunten und dreyzehnten Szene. — „Seine Abſichten? „ fährt er in der neunten

ſeine Schweſter an. „Da ſieh das Kind an!„ die Hand gegen den Knaben mit Verdruß nachläſſig hingeſchleudert. Das Kind giebt er dir wieder. „ Kalt, unmitleidig. — Den Kopf ſchüttelnd, und im verweiſenden Tone: „Es war auch wohl, beym Himmel! ſehr thöricht, daß du es herbrachteſt. „ — Höhniſch, den Mund verzogen: „ Was ſoll es dem Fürſten? „ und dann: „Der iſt zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgeſäugt haſt! der wird in ſeinem Leben nicht wachſen! „ verächtlich, bald auf den Knaben, bald auf deſſen Mutter ſehend, mit rügenden Blicken auf die Leztere, die ihr um ſo kränkender ſeyn, um ſo ſtärcker unſer Mitleid für ſie ſeyn muß, da wir in dem ſechſten Auftritte ſelbſt aus dem Munde des Hauptmanns erfahren haben, daß ſie ihr trauriges Schickſal ſich nicht zugezogen, daß ſie es nicht verdient hat. Raſch, polternd, und ohne auf den Schmerz, auf den Kummer und die Beklemmung der Mutter zu merken, giebt er ihr auf den Fall, wenn ſie der Fürſt ja hören ſollte, den unfreundlichen Rath, daß ſie ſich nur nicht auf das Kind einlaſſen ſolle. — „Das iſt umſonſt.„ Mit einer ſtarren Mine, welche ungefähr ſagte: für das Kind iſt keine Hofnung, kein Mittel, keine Hülfe da.

Indem er ihr näher tritt, die Stirne faltet, ihr ſcharf ins Geſichte ſieht, mit dem Kopfe nickend: „ Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! „ den Kopf gegen die linke Seite des Theaters einwärts aufgeworfen, mit beruhigendem Zutrauen, und mit Beyfall gegen ſich ſelbſt: „ Der hat doch noch Wachsthum! der ſieht doch noch einem Manne ähnlich. „ Voll Unwillen und Aergerniß giebt er ihr ſeine Vermuthung zu erkennen, daß der Fürſt die Fehltritte des Fähndrichs erfahren haben dörfte, und läßt dieſe unter der nehmlichen Art dem Zuſchauer bekannt werden, bereuet, mittelſt des unruhigſten

Betragens, daß er ſich je um ihre Kinder bekümmert hat, ſchlägt ſich in Bosheit unſanft vor die Stirne, und geht mit dem Vorſatze, ſich ihrer in ſeinem Leben nie wieder anzunehmen, mit Ungeſtimm und lermenden Geberden haſtig ab.

Im dreyzehnten Auftritte verbirgt er in Gegenwart des Fürſten ſeine Furcht ganz, und ſcheint ſo ruhig, ſo gelaſſen, als ob für keine Seite Ahndung zu befürchten wäre; auf einmal jedoch, als ſich der Fürſt ſchnell gegen ihn wendet, und ihn um ſeine Gedanken in Anſehung ſeines Vetters, des Fähndrichs befragt, läßt er es während der Rede: „ Ich? — was ich denke? „ die er langweilig, verlegen, und mit Aengſtigkeit hervorbringt, merken, wie unvorgeſehn er betretten worden ſey; aber nicht weniger geſchwind iſt er wieder in ſeiner Faſſung, und ſuchet den Fürſten mit verſichernden Minen zu bereden, daß er von dem Fähndriche eher Gutes als Böſes denke. Empfehlend, und gleichſam mit Erfahrung: „ Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun. „ Da er nun darüber an dem Fürſten Beyfall und Wohlgefallen bemerkt zu haben glaubt, ſieht er zugleich den Fähndrich vom Kopfe bis zu den Füſſen, als ob er ihn meſſen, zugleich den Fürſten, als ob er dieſen auf jenes ſchöne, gutgebaute Perſon aufmerkſam machen wollte, an, und mit Bedeutung: „ Und da er auch ziemlich gewachſen iſt — —

Der Fürſt.

— — in ſeiner Aufführung, in ſeinen Sitten — Ich muß mich ſchämen, daß ich nach ſo einer Kleinigkeit frage; — wie iſt er in ſeinen Sitten beſchaffen? „

Der Hauptmann.

Gleichgültig, ſoldatiſch: „ Je nun — dann und wann ein wenig zu luſtig, zu aufgeräumt: „ unbeſorgt, zuverſicht-

lich „ aber — wie Ew. Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten. „ — Im Ganzen war ich mit Herrn Haym in dieser Rolle zufrieden, nur etwas rascher hätte er sie in der Szene mit seiner Schwester nehmen können.

Und nun zum Fürsten. Ich würde noch einige Bogen füllen können, wenn ich alle Schönheiten des Dichters, die in dieser Rolle liegen, auszeichnen wollte; denn ich müßte mich bey jedem einzelnen Gedanken aufhalten. Zwar werde ich in möglichster Kürze Szene für Szene durchgehen; blos jedoch diejenigen Stellen, die nach dem Dichter vorzüglich herauszuheben, andere wieder anmerken, wo der Akteur sich selbst überlassen, ohne Anweisung des Dichters zeigen muß, wie sehr es von dem Schauspieler abhängt, für seinen Karakter Liebe und Hochachtung in dem Zuschauer zu erwecken; zeigen muß, welcher Vortheil es sey, nicht nur seine, auch anderer ihre Rolle, und selbst das ganze Stück, so zu sagen, Wort für Wort, Gedanken für Gedanken, jedes Mitspielenden Karakter, Affekt, Handlung, und ihre Verhältnisse gegen einander, so gar die Stärke oder Schwäche seiner Mitschauspieler durchstudirt zu haben; zeigen muß, daß er ein Schauspieler nach seinem ganzen Werthe in der That sey.

In dem ersten Auftritte gelassen, ohne Unwillen und mit Lächeln: „ Ach! ists möglich? Das Kind? — Hat das bey mir, oder hab ich bey ihm wachen sollen? Was hat man gedacht? „ In dem zweyten: „ O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — „ mit so einer Wärme, die uns Bürge ist, das er im Ernste gewünschet, einen Mann zu haben, der mit Freymüthigkeit und Offenherzigkeit ihm jedesmal die Wahrheit sagt, der, ungeachtet seiner Größe, nach dem ganzen Umfange des Worts sein Freund sey.

Entzückt scheint er am Ende des dritten über die Unschuld des Knabens, und unter dem aufrichtigsten, men-

schenfreundlichsten Wunsche: „ Und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest! — „ Eben so in dem darauf folgenden Monologe — die vierte Szene — besorgt, daß das Kind am Hofe nicht verführt werde.

„ Aber fort soll er? Wohin? „ etwas unruhig; gleichsam sich selbst beschuldigend, mit sich unzufrieden, daß er des Kindes Abtritt vom Hofe zu schleunig beschliessen konnte, ohne zugleich auf eine andere Versorgung desselben bedacht gewesen zu seyn — In der fünften voll Herablassung und Güte; mit Gefühl und Freundlichkeit: „ Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist du noch müde? — Wirf dich immer wieder in deinen Sessel. — Ich erlaube es dir. „

Sechster Auftritt.

Das Kind schläft ein. Der Hauptmann tritt auf, und auf einmal sehen wir in dem Antlitze des Fürsten gemäßigtere Herablassung und Freundlichkeit; Wir sehen deren Stelle sanften Ernst einnehmen. — Der Dichter fordert, daß der den Fürsten vorstellende Schauspieler, nachdem der Hauptmann ihm gesagt hat, daß er seine arme, verlassene Schwester nicht zu besuchen pflege, die Frage: „ Und kommen nie zu ihr hin? — „ gegen diesen mit Verachtung mache. Der vollendete Schauspieler erfüllt nicht nur allein die Vorschrift des Dichters auf das genaueste; sondern der in den gleich darauf folgenden Worten: „ Ich verstehe, Herr Hauptmann. „ verborgene Verweis wird von ihm mit so strafenden Blicken begleitet, gezogen und im bittersten Tone gesprochen, daß der Hauptmann Verwirrung darüber nicht zu affektiren, daß er wirklich verwirrt zu seyn scheinen muß.

Die den in dem ersten Feldzuge gebliebenen Major von Detmund betreffenden Lobsprüche des Hauptmanns hört er vergnügt und mit Beyfall an; aber diesen: „ Er

hatte Herz, wie ein Löwe. „unterbricht er, ohne ihn ganz auszuwarten: „ Und wie ein Mensch! das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — „ mit lachendem Munde, und in einem zu rechte weisenden Tone, der dem Muthe und der Herzhaftigkeit des Majors nach deren ächtem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und den lezteren Lobspruch des Hauptmanns unempfehlend, unangemessen und übertrieben entdeckt.

In der siebenten Szene, sowohl in dem Monologe, der dem Briefe vor und nachgeht, als auch während der Lesung des über vier Seiten langen Briefes muß sich der Schauspieler äusserst hüten, daß er nicht in Monotonie verfällt, daher er ihn mit der abwechslungsreichsten Tongebung herzulesen, während der Lesung desselben eines anziehenden, passenden Minen. und Geberdenspiels sich zu bedienen hat, wenn er anders die Aufmerksamkeit des ganzen Auditoriums auf sich ziehen, und das erwartungsvollste Stillschweigen unterhalten will. Bey dem Schlusse des Briefes, wo die Mutter dem Kinde die äusserste Einschränkung verspricht, um seinen Wunsch, den er aus Bescheidenheit unterdrückt, befriedigen zu können, bey der lezten Ermahnung derselben zur Tugend und Gehorsam muß der Akteur vor Empfindung nicht fortzukommen scheinen, wird engbrüstig, liest langsamer, läßt Athemholen jede Zeile unterbrechen, die Worte: an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsame rührende Thränen theilen, die er mit Anstand von seinen Wangen abzutrocknen hat.

Eilfter Auftritt.

Angekleidet, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlungen, und mit einer Annehmlichkeit, die die Mutter des Knabens in ihrer Fassung erhalten muß, tritt er ein, und mit ruhigen, zufriedenen Blicken dem Kinde ent-

gegen. Er läßt es durch ein kleines Zurückfahren merken, wie sehr ihm die Handlung des Knabens, der seine Mutter einer zu langsamen Nachgiebigkeit in Annehmung des von dem Fürsten erhaltenen, und ihr wieder zugestellten Geschenckes beschuldiget, auffalle.

„Was hör ich? nicht nehmen? —„ theils für sich mit Verwunderung über das heldenmäßige Opfer von dem Kinde, theils wieder mit Verwunderung gegen das Kind zugekehrt, welche leztere jedoch nur erborgt ist, und diesem um so mehr gezeigt wird, als sie die Absicht zu seyn scheint, dessen Herz zu untersuchen. — „Nur gleich bekannt! Hast du's gethan? „ Zwar mit Ernst; aber ohne ihn anzufahren: in einem etwas schärferen, aber nicht im rauhen Tone, der den Knaben nicht nur nicht zurückschreckt, der ihm noch den Muth erhält, die Armuth seiner Mutter, die so naive Entschuldigung, voll Rührung, und voll Hoffnung auf Beyfall und Vergebung vorzubringen.

Der Edelknabe.

„ Brauchen? „ Und sieht vom Fürsten auf seine Mutter, von dieser wieder den Fürsten mit fragenden Blikken an, als ob er, um die erst erhaltenen hundert Dukaten ihr überreichen zu dürfen, dessen Begnehmigung erwartete; worauf der Fürst ihn mit beyfallvollem Lächeln anblicken, und nebst einem sanften Kopfnicken seine Zufriedenheit darüber ihm zuwinken kann. — Mit angenommener Kälte macht er der Mutter seinen Entschluß, das Kind ihr wieder zurück zu geben, bekannt, und ob er es gleich, wie sehr er bey dem Bekänntnisse ihrer Armuth, bey dem so beweglichen Bitten des Knabens, ihn nicht zu verstossen, gerührt ist, nicht verbergen kann, indem er einen Schritt vorwärts tritt, in Geschwindigkeit seine, und dann des Knabens herabrollende Thränen abtrocknet:

ſo giebt er ſich doch alle Mühe, während der ganzen Zeit der Prüfung, die er auf eine ſo empfindliche Weiſe mit der Mutter vorzunehmen für gut findet, ſtandhaft zu ſeyn, um die Wahrſcheinlichkeit derſelben ununterbrochen beyzubehalten.

So läßt er keine ihrer Bewegungen, keine Art ihres Betragens unbemerkt, und unterſucht mit aller Aufmerkſamkeit, mit Mannichfaltigkeit forſchender Blicke ihre Minen, ihre weinenden Augen, damit er nur ja durch Verſtellung nicht hintergangen werde, durch dieſe in ſeinem Urtheile von ihrem Karakter ſich ſelbſt nicht hintergehe.

Nun er aber von der Redlichkeit und Güte deſſelben, von ihrem vortreflichen Herzen vollkommen überzeugt iſt, kann er dem Zwange länger nicht mehr ſich unterwerfen, ſeine Hände fallen auseinander, eilig tritt er näher, ſein Geſicht glüht vor Freude, glüht vor Begierde, ihr zu helfen, und in dem wärmſten Eifer: „ Wie ſoll ich helfen? Wie ſoll ich ihre Umſtände beſſern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es iſt ihr Freund, der vor Ihnen ſteht. „ enthält er ſich kaum, ſie zu umarmen; mit Mühe nur zieht er den rechten Arm wieder zurück, dem die Bewegung, als ob er ſie zu umſchlingen geneigt ſey, bereits entfahren war.

Dreyzehnter Auftritt.

„ — Doch dieſe freye, zuverſichtliche Mine, die Ihnen ſo wohl ſteht — —Ja, ja! Die zeigt entweder ein ſehr edles, oder ein ſehr verdorbenes Herz an; — —„ ungewöhnlich langſam, Wort für Wort; die Augen an den Fähndrich unverwendtbar geheftet, und mit ſo durchdringend ausſpähenden Blicken, die das Gewiſſen des Fähndrichs bewegen, die ihn auſſer Faſſung bringen müſſen. — „ Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

„ und

„ und: „ Viel Böſes ſollte man glauben. „ mit dem nähmlichen Betragen, und einem den Hauptmann nicht weniger beſchuldigenden Tone.

Der Hauptmann.

„ Und da er auch ziemlich gewachſen iſt — „

Der Fürſt.

Nun ja wohl! Da iſt er der gemachteſte Menſch von der Welt. „ Blicke und Ton ſatyriſch, mit einem ironiſchen Lächeln begleitet. Eben ſo: „ Ich muß mich ſchämen, daß ich nach ſo einer Kleinigkeit frage; — „ mit Ernſthaftigkeit: „ — Wie iſt er in ſeinen Sitten beſchaffen? „

Der Hauptmann.

„ — ein wenig zu luſtig, ein wenig zu aufgeräumt; aber wie Ew. Durchlaucht ſchon wiſſen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürſt.

Voll Verwunderung, den Hauptmann ſtarr betrachtend: „ wie ich ſchon weis? „ verdrüßlich lachend, den Kopf mit einem kleinen Aufwerfen von ihm weggewendet, und mit Verachtung: „ Sie lehren mich in der That etwas Neues. — „ — Im ſtrengſten Ernſte befiehlt er dem Fähndriche, dem Hauptmanne den Degen zu geben Aufgebracht, mit ſtrafenden Minen, und im ähnlichen Tone: „ Was kann man von einem Menſchen erwarten, der mit einem Gewiſſen, wie Ihres, ſo frech iſt? „ Beleidigt und verächtlich die Augen vom Fähndriche abziehend: „ Der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weis, wie nichtswürdig er gegen die gütigſte Mutter gehandelt; „ großmüthig ſich erholend: „ Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wiſſen; „ gütig, ſie verſcha-

wend, ihr zur Belohnung: „ und das um Ihrentwillen, Madame! — „ leiser für sich, und gleichsam nur dem Auditorium hörbar mit einem Blick auf das Kind. „ um der Art Willen, wie ichs erfahren habe; — „ Im erhöhterem Tone gegen den Fähndrich: „ um der Grösse des Verbrechens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. —

Im vierzehnten und fünfzehnten Auftritte legt er die rügenden Blicke, den strafenden Ton, kurz, seine ganze Schärfe, die er uns doch stets also zu zeigen hat, daß wir es ihm absehen müssen, es koste ihm Zwang sich ihrer zu bedienen, auf einmal ab, und ist wieder ganz Güte.

Das vorzüglichere des sechzehnten habe ich bereits angemerket. Nur das noch: als er den Knaben dem Direktor vorstellt, und dem ersteren sagt: „ Aber dann mußt du auch wissen, was dieser Mann dir ins künftige seyn wird —„ macht er ihn vorher mit der bedeutendsten Mine aufmerksam, und dann: „ dein größter Wohlthäter, „ hier sezt er ab, und nach einer kleinen Pause, mit gemäßigterer Stimme, doch mit allem Nachdrucke: „ dein Lehrer!

In der lezten Szene endlich mit Heiterkeit und Ruhe des Herzens: „ Ein schöner Morgen! u. s. w. „ freudig, und mit dem fröhlichsten Beyfalle seines Gewissens: „ Ich bin zufrieden mit mir. „ —

— Das konnte Herr Bodenburg seyn, denn die Zuschauer waren es mit ihm. Wären meine Leser nur auch so zufrieden mit dieser meiner Behandlung des englischen Edelknabens! doch, ich höre schon im Geiste voraus tadeln, daß ich diese und jene Stelle übergangen habe. Aber — thun Sie das mit mir, meine Herren! — ich beruhige mich mit Klopstocke:

Beſſer iſt beſſer.

„ Ich bin ein guter Leſer, denn ich ſehe ein, warum „ du das und das geſezt haſt. Ich danke vielmals, „ und gewiß recht aufrichtig; aber ich kenne „ noch beſſere Leſer. Und wie ſind denn dieſe beſchaffen? „ dieſe ſehen auch ein, warum ich das, und „ das, und wieder das, und noch mehr weg- „ gelaſſen habe.

Das ſeltene Original.

Fortſetzung.

Nichts iſt unbilliger, als den Werth der Menſchen nach dem Aeuſſern zu beſtimmen; denn nichts iſt betrüglicher, als das Aeuſſere. Unter einem abgeſchabten Kleide wohnt oft das edelſte Herz, und unter einer ungekämmten Haarmütze der aufgeklärteſte Verſtand. Mancher weis ſich unter Leuten nicht zu behelfen, und hat doch Verdienſte. Ich erinnere mich noch immer eines geſchikten Schulmannes, der, um friſche Luft zu ſchöpfen, einmal aufs Land gefahren war, wo er von ungefehr eine große und vornehme Geſellſchaft antraf. Er merkte bald daß er hier die Eule unter den Vögeln ſeyn würde, und es gehörte eine Art des Zwanges dazu, um ihn zu bewegen, daß er blieb. Die beyden langen Zippel ſeines Halstuches, ſein ſteifer Gang, ſein ernſthaftes Geſicht, und der ausgerkte Zeigefinger, welcher immer mitſprach, waren lauter Dinge die den Muthwillen des anweſenden Frauenzimmers beluſtigten, und man hatte den guten Mann bereits zu den Unkoſten des Gelächters verurtheilet, welches zur Belohnung der Freude dieſes Tages dienen ſollte, als eben ein Bauer vorbeygieng, welchen man ſpaßhaft fragte, ob er die Zeitung läſe, und was ihm von den jezigen amerik-

nischen Händeln däuchte? Freylich, antwortete der schlaue Gevatter Hanns, les ich die Zeitungen, und was soll ich sagen? Es kömmt mir so vor, als wenn die großen Herren miteinander in der Schenke wären und die Lichter ausgelöschet hätten; da geht alles durch einander, und keiner weis recht, wo er hinschlägt, und ob er Feind oder Freund trift. Diese nicht ungeschickte Antwort des Bauers sezte die ganze Gesellschaft in Verwunderung, und gab unserm Schulmanne Gelegenheit davon zu reden, daß man niemanden nach dem äussern Ansehen beurtheilen müßte, und hinter manchen oft mehr fände, als man gesucht hätte. Er sprach so bescheiden und so klug, daß man Halstuch und Zeigefinger vergaß und ihn ersuchte, einmal eine politische Frage aufzuwerfen. Er hatte auch sogleich eine bey der Hand und sie hieß: Worinne kömmt der Däne und der Amerikaner überein, und worinne sind sie unterschieden? Ein jeder legte sich aufs Rathen. Die Kleidung konnte es nicht seyn, ihre Lebensart noch weniger. Sie bekannten alle ihre Unwissenheit, und baten um Unterricht, welcher also lautete: Wenn die Freyheit in den lezten Zügen liegt, so sind sie Trostprediger bey ihrem Sterbebette; darinne kommen beyde überein; hingegen sind sie in der Art des Trostes unterschieden; denn der Amerikaner tröstet bey all seinen Unruhen, so wenig er auch Hofnung zu einer ächten Freyheit hat, doch mit dem Genuße künftiger Freyheit, und der Däne, der sie bereits verlohren, tröstet mit seinen blühenden Wohlstande. Dieser Einfall konnte nicht glüklicher seyn, da der Eigenthümer des Landhauses, wo wir uns befanden, ein gebohrner Däne war. Man erinnerte sich dabey, daß nun bereits hundert und zwanzig Jahre verflossen, da die Stände ihre zu Unrecht, Zwist und Frevel gemißbrauchte Gewalt zu den Füssen eines Königes niedergelegt, in dessen Herzen die Leidenschaften, wie Tropfen eines brausen-

den Geiſtes im ſtillen Waſſer ſich verloren. Huld und Menſchenliebe ſind ſeit der Zeit zugleich mit dem Throne erblich geweſen, und der jezige Beherrſcher deſſelben drükt das Siegel drauf. Wenn der ſpröde Engelländer nach ſeiner Laune lebet, und gegen die, ſo bey jeziger kriegeriſchen Zeit am Ruder ſitzen, Stachelſchriften ausſtreuet; wenn der ſo kecke, als durch harte Erfahrung ſchüchterne Schwede den Scepter unter der Zucht hält; wenn der Pohle auf dem Reichstage Recht und Freyheit behauptet; wenn der nährige Holländer dem ſinkenden Staate erkargte Schätze zollet; wenn der altdeutſche Schweizer über das Familienregiment klaget, und der aufrühriſche Genfer-Bürger in Gefahr ſteht ſein Blut an Fremde zu verkaufen; wenn der ſtrenge Genueſer ſich mit Spekulationen plaget, und der pünktliche Venetianer, bey einer unbeneideten Mittelmäßigkeit, der vorigen Gröſſe vergißt; ſo erfreuet ſich der Däne ſeiner Könige, die ihn glüklich machen. Wo findet man leicht ein mächtiges Königreich, das ſich rühmen kann, ſechzig Jahre lang eines ungeſtörten Friedens genoſſen zu haben? Dännemark iſt unter allen Reichen das unfreieſte, und hat dennoch die größten Vorzüge der Freyheit; denn der Unterthan darf ſich vor nichts fürchten, als vor den Geſetzen. O wie zufrieden leöt man im Schooße der Freyheit! wie glücklich unter Handhabung der Geſetze!! wie ruhig unter dem Schutze eines Königs!!! doch meine Erzehlung führt mich zu weit. Nur dieſes muß ich noch ſagen. Der im Anfang ſo verachtete Schulmann, welcher alle dieſe Betrachtungen anſtellte, gewann bey dem Anweſenden ſo viel Anſehen und Liebe, daß ſie ihn mit Verdruß Abſchied nehmen ſahen, und ſein Beyſpiel beſtätigte das Sprichwort der Ruſſen: Man empfängt den Mann nach dem Kleide, und begleitet ihn nach dem Verſtande.

Wer die Welt kennet, der wundert sich selten. Man sieht so viel Wunderbares, daß einem fast nichts mehr fremde dünket. Oft scheint uns mancher sonderbar, und wir scheinen ihm noch sonderbarer. Zehn Jahre sind es als ich durch eine gewisse Stadt reisete, deren Eroberer, wie ehedem die Römer thaten, ihr nach geraubter Freyheit, die alten Gebräuche zum Troste gelassen. Ich ward zu einem bürgerlichen Gastmahle eingeladen und nahm daselbst, was man mir vorsezte, ohne Bedenken an, bemerkte aber, daß man mich jedesmal mit einer Art der Befremdung ansah. Ich konnte die Strafpredigt, die man mir im Herzen hielt, aus den Augen lesen, ob mir schon mein Versehen ein Räthsel blieb. Zum Glück war ein gewisser Edelmann zugegen, der sich als Kammerjunker in den Vorzimmern dreyer Höfe müde gegähnet hatte und hier seine Tage in Ruhe beschloß; dieser half mir aus dem Traume und belehrte mich, daß, wer eine Speise genösse, ohne deren Annehmung wenigstens sechsmal verbeten zu haben, die größte Unhöflichkeit begienge. Des andern Tages verbesserte ich meine Fehler, und ward zugleich, bey einem zweyten Gastgebot, von dem, was an diesem Orte höflich hies, durch folgende Begebenheit noch näher unterrichtet. Man hatte eben zum Essen Platz genommen, als die Frau des ältesten Burgermeisters, welche man nicht mehr erwartete, in die Stube trat. Der Wirth gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Der Tisch stand an der Wand, und wegen des engen Raums war es unmöglich daß diese Frau an den ihr, der Ordnung nach, zukommenden Platz gelangen konnte, ohne daß der größte Theil der zahlreichen Gesellschaft den seinigen verlassen müßte. Dieses war, nach den Gesetzen des Wohlstandes, eben so wenig erlaubt, als die Bürgermeisterinn einen der untersten Stühle anzuweisen. Ein jeder stand vor seinem Teller unbeweglich, wie ein Marmor, und er-

wartete die Entwikelung eines ſo ſchweren und kizlichen Falles. Endlich nach vielem Bücken und Verneigen ſah die gute Frau ſich genöthigt unterm Tiſch durchzukriechen, und mit zerſtörtem Kopfzeuge, und halb auſſer Athem, kam ſie an der andern Seite hervor, und nahm die ihr gebührende Ehrenſtelle ein. Im Orient übertreibt man die Ehrenbezeugungen; denn der Sklave weis nicht, wie er ſich ſklaviſch genug bezeugen ſoll. Kleine Obrigkeiten nehmen es genau; denn ihnen iſt bange daß man ihren Vorzug vergeſſe. Beydes ſcheint uns ſonderbar, aber beydes iſt natürlich.

Wie die Geſichter, alſo ſind auch die Gemüther der Menſchen unterſchieden. Eine jede Seele hat, ſo zu ſagen, ihre eigene Phyſionomie. Die Natur legt das Bild an; die Erziehung, die Kunſt, die Gewohnheit mahlen es aus. Der Grundriß kann verſchönert, er kann auch verunſtaltet werden. Bey einem jeden Bilde aber ſind Farben, Licht und Schatten anders gemiſcht, und ſelbſt die Hauptzüge ſind ſelten einerley. Hieraus entſtehet die Verſchiedenheit der Karaktere, die Mannigfaltigkeit des Lächerlichen und Thörichten. Wollte ich den Begriff ſeltner Originale dahin ausdehnen, ſo würde die Zahl der vielerley Arten ſich nicht berechnen laſſen. Wie groß iſt nicht die Menge der Thoren in der Welt! Zwar glaubet keiner, daß er es ſey; denn gemeiniglich iſt der Menſch mit ſeinem Verſtande, und ſelten mit ſeinem Glücke zufrieden; daß es indeſſen mehr Narren als Weiſe gebe, lehret die Erfahrung, — und ein Spötter ſchlug einmal, aus dieſem Grunde, auf einem gewiſſen Reichstage das Geſetz vor, daß ins künftige die wenigſten Stimmen gelten ſollten. Die Thoren ſelbſt ſind es nicht immer auf einerley Weiſe. So harmoniſch die Welt iſt, ſo unzuſammenhängend ſind die Gedanken ihrer vernünftigen Bewohner. Im Widerſpruch mit ſich ſelbſt vergißt oft man-

cher, nicht nur wie er denken ſollte, ſondern auch wie er gedacht hat. Ein Frauenzimmer, welches dieſe Wahrheit läugnen wollte, ſtieß in einer Minute zwey Seufzer aus: „ O! wie kurz iſt unſer Leben! und ach! wie lang wird mir die Zeit! „ Sie war eine von den Martyrerinnen, welche der Müßiggang mit der Geiſſel der Langeweile züchtiget. Ihre Klagen beweiſen meinen Satz. Und was iſt wohl wiederſprechender, als der weltübliche Zweykampf? Um eine ſchnöde Begegnung zu ahnden, um mir Genugthuung zu verſchaffen, fordere ich den Beleidiger heraus, daß er, wenn er kann, mich verwunde oder tödte. Dieſes nennt man einen Ehrenhandel. Der Unterthan des Despoten weis, und dieſem Falle gewiß zu ſeinem Beſten, nichts von der Ehre, und belacht daher den rittermäßigen Wahnwitz Bey glücklichern Völkern aber herrſcht das alte Vorurtheil; es ſpottet der ſtrengſten Geſetze, und wird ihrer ſo lange ſpotten, bis alle Regenten ſich vereinigen, daſſelbe durch öffentliche Entehrung der Uebertreter zu vertilgen, ſo wie neulich Joſeph der zweyte ein warnendes und ſchreckendes Beyſpiel gegeben. * Indeſſen vermindern ſich doch die Beyſpiele und auch die Gelegenheiten. Die Höfe morden nicht mehr mit großen Gläſern; kein eingenöthigter Wein erhitzet das Blut und erreget Verdrüßlichkeit. Der Kriegsmann legt ſeine rauhe Wildigkeit ab; er iſt zugleich tapfer und beſcheiden. Da-

---

* Ein Fürſt ward zu Wien von einem andern Edelmanne herausgefordert. Der Fürſt, der die Geſetze kennt und ſie ſo wie ſeinen Monarchen ehrt, verlachte eine ſo alte barbariſche Gewohnheit. Der Kaiſer, ſobald ihm dieſer Vorfall bekannt wird, läßt den Herausforderer auf der Stelle in Ketten ſchlagen und ſchikt ihn Zeitlebens auf die Galeere.

durch verliert ſich der Zunder zu Händeln. Auf hohen Schulen, wo ſonſt die Hofnung der Kirche und des Staats ſchrie und tobte, wezte und das tödtende Eiſen führte, legt eine geſittetere Jugend den Degen ab. Das Rauſen iſt heut zu Tage ein geſcholtenes Handwerk; man verachtet und fliehet den, der es treibt, es ſey denn bey höchſt wichtigen Fällen, wo Sterben Vergnügen und Ehre, Leben aber Schmerz und Schande verbreitet. Ein offenbarer Beweiß, daß in vielen Stücken unſere Zeiten vor den ehmaligen einen Vorzug verdienen.

Das Land der Weißheit und das Land der Thorheit liegen unter einem Himmelsſtriche ganz nahe an einander. Die Einwohner des Landes der Weißheit, welche in den oberen Gegenden, wo das Land der Narren anſtöſſet, zu Hauſe gehören, nehmen vieles von ihren Nachbaren an, und reden, wie gemeiniglich an den Gränzen geſchiehet, eine gemengte Sprache. Aus dieſem Geſchlechte entſpringen verſchiedene Gattungen der ſeltenen Originale, davon ich nur folgendes Beyſpiel anführen will. Ein vornehmer Engelländer hatte ſich vorgeſetzet in den geringſten Dingen nach den abgeſonderſten Begriffen ſeiner Vernunft zu handeln. Zu dem Ende hatte er weder zum Eſſen, noch zum Schlaffen eine gewiſſe Stunde; denn er gab auf die Stimme der Natur acht, und hielt es für billiger daß die Eſſenszeit ſich nach dem Hunger, als daß der Hunger ſich nach der Uhr richte. Ein naher Anverwandter ſtarb ihm, und er ſtellte eine Luſtbarkeit an, um mit ſeinen Freunden über den glüklichen Wechſel, den der Verſtorbene getroffen, fröhlich zu ſeyn. Des Morgens früh, wenn die Sonne aufgieng, ſteckte er den Kopf zum Fenſter hinaus, nicht, wie jener berühmte Arzt, um ſeinen Archäus mit den Ausflüſſen des Weltgeiſtes zu füttern, ſondern um fünfzig Verſe mit ſo lauter Stimme, als ihm nur möglich war, herzuſagen. Dieſes war eine erſprießli-

che Bewegung für seine Lunge, und weil ihm das Griechische viel schnarchender, und daher zu Ausleerung der Brust weit geschickter schien, als eine andere Sprache, so erwählte er zu dieser Gesundheitsübung vorzüglich den Homerus. An statt der Perücke sezte er einen türkischen Bund auf; denn dieser lies sich wachsen, und jene nicht. An der gewöhnlichen Kleidung bemerkte er gar zu viele Gebäude und Anschnürungen, deswegen lies er sich einen Wammes machen, da Rock, Hosen und Strümpfe an einem Stücke sassen; auf diese Weise, sagte er, werde der freye Umlauf des Geblüts viel weniger gehindert. Mit einem Worte; er war so weise, und folgte der Naturlehre so genau, daß ihm die Obrigkeit beynahe einen Vormund gesetzet hätte.

Wer in Kleinigkeiten grübelt, und darüber den Gebräuchen des bürgerlichen Lebens entsaget, der ist allemal auf unrechtem Wege; aber man trägt ihn mit Gedult, besonders wenn Religion und Einfalt die Gefährten seines Irrthums sind. Theophilus bestreuet sein Haar mit keinem Puder, sein Hemd ist ohne Manschetten, er legt den Degen ab, über viel andre, an sich gleichgültige und unsündliche Dinge macht er sich das gröste Bedenken. Das Volk weist mit Fingern auf das seltene Original; er heist ein Phantast. Selbst der Prediger des Orts läutet die Sturmglocke, und will sein geistliches Fischernetz nicht eher wieder auswerfen, bis er das Loch geflicket, so das Beyspiel dieses Verführers gerissen. Gleichwohl meint Theophilus es aufrichtig, seine Absicht ist fromm; nur die herrschende Eitelkeit hat ihn schüchtern gemacht; unbestimmte Triebe täuschen sein redliches Herz. Durch Sanftmuth und Ueberzeugung, ja, vielleicht blosses Stillschweigen würde er in das rechte Geleise kommen; Spott und Verfolgung weyhen ihn zum Märtyrer ein, und befestigen sein Vorurtheil. Indessen bestraft seine

Treue, die allezeit ehrwürdige Treue ſeines irrenden Gewiſſens, den ſchnöden Leichtſinn deſſen, der bey der richtigſten Erkenntniß das ſeinige beflecket. Wo Schiffarth und Handlung blühen, da iſt man tragſamer; aber man iſt es aus keinem lautern Grunde. In Engelland ſezt der Quaker vor dem Könige den Hut auf, und es wird ihm nicht übelgenommen. Der Mennoniſt geht in Holland mit einem Rocke ohne Falten, und niemand ſpottet. Man iſt daſelbſt mit fremden Völkern, und dadurch zugleich mit fremden Arten des Gottesdienſtes bekannt; alles zielet nur auf Geld und Gewinnſt ab; über das andere ſieht man hinweg; ſelbſt Tugend und Gewiſſen ſind feil. Wer dagegen in ſeinem Leben nicht aus dem Neſte ſeiner Vaterſtadt gekommen, wer in den Ringmauern derſelben keinen Fremdling geſehen, der erſchrickt über eine jede ungewöhnliche Ceremonie. In einem ganz proteſtantiſchen Lande hält der kleinſtädtiſche Lutheraner den Kapuziner für ein Geſpenſt mit Pferdefüſſen, und fürchtet ſich für den Schatten eines Catholiken. Dieſer macht das Kreuz wenn er einen Lutheraner erblikt, und kann nicht glauben, das er getauft ſey.

Wer ein ſeltenes Original iſt, der muß leiden, daß man über ihn lache, und, hat er Verſtand, ſo lacht er mit; iſt er es aber in Glaubensſachen, ſo folgen Groll, Bitterkeit und Verachtung. Auf dem Wege der ewigen Wohlfahrt will niemand irren. In einer ſo wichtigen Sache ſein Beſtes zu verſäumen, wäre die gröſte Thorheit, und wer will gerne für einen Thoren gehalten ſeyn? Vielleicht hat man in dieſer Art des Ehrgeizes die Urſache des unvernünftigen Religionshaſſes eben ſowohl zu ſuchen, als in der liebloſen Aufwieglung fanatiſcher und herrſchſüchtiger Geiſtlichen. Dieſer Haß iſt allgemein, und er herrſcht auch unter Chriſten, welche aus Eifer für ihren Glauben, die vornehmſte Pflicht deſſelben verlez-

Die Hauptpartheyen haſſen ſich, und eine jede haſſet hinwiederum die Sekte, ſo unter ihr entſtehet. Selbſt diejenige Parthey, welche von jeher und noch die ſtärkſte iſt, welche das Geſetz der Wahrheit und Reinigkeit zu ihrer Stütze erwählet, ja erblich erhalten, welche die Zweifler mit der geſündeſten Glaubenslehre, mit ihren unumſtößlichen Gründen wiederlegen und zur wahren Lebensquelle zurückführen kann, ſelbſt dieſe Parthey hat die Sekten unter ſich von Anbeginn des Chriſtenthums nicht hindern können. Unterdeſſen iſt es wahr, daß aus dem Schooße anderer, welche die Freyheit haben, denken zu dürfen was ſie wollen, und wer hat im Grunde dieſe nicht? eine gröſſere Zahl von Sekten aufgewachſen; denn welche Freyheit wird nicht gemißbrauchet? Indeſſen iſt auch ſo viel gewiß, wenn man allezeit bey der Hauptſache geblieben wäre, wenn man ſich mehr um den Kern, als um die Schale, mehr um die Lehre als um den Rock des Predigers bekümmert, durch keine Zänkereyen das Gute gehindert, und nicht zu beſtimmende Dinge unbeſtimmt gelaſſen hätte, ſo würde die proteſtantiſche Kirche über ſo viele Spaltungen nicht klagen dürfen. Je weitläuftiger der Lehrbegriff iſt, in deſto mehrern Punkten kann deſſen Umkreiß berühret werden; und von jeglichem geht eine Linie nach dem Mittelpunkt. Doch, bey mehrerer Duldung würden die Angriffe minder heftig, ja oft nicht einmal merklich ſeyn. Der Widerſtand vermehret ihre Kraft, und Streitſchriften waren bisher und ſind ſtets Oel ins Feuer; dem Irrthum, den man gefangen nehmen will, muß man freundlich begegnen; die Wahrheit will zwar gerettet ſeyn; allein, ſie gewinnt insgemein durch die Zeit mehr, als durch die ſtärkſten Waffen. Und, ſelbſt gewiſſe Erſchütterungen ſind ihr vortheilhaft. Die Aſche fällt dadurch von den Kohlen, und was kaum noch glimmte, wird wieder in heilſamen Brand geſetzet.

Die Fortſetzung folgt.

Gedanken über eine Hinrichtung.

Da führen ſie ihn nach der Richtſtatt, den Unglüklichen! — Kaum noch eine Stunde, und er iſt nicht mehr. Er ſoll mit ſeinem Blute ſeine Schuld tilgen. Die ſtrenge Gerechtigkeit hat ſein Verbrechen gewogen, ihn ſtrafwürdig gefunden, und verurtheilt, des Todes zu ſterben.

Dies hat er verdient; die Geſetze ſagen es, die Erhaltung der allgemeinen Sicherheit gebeut es; die traurigſte Nothwendigkeit fodert das Opfer der Rache, und es würde ein Verbrechen ſeyn, ihn leben zu laſſen. Und doch iſt er bedauernswerth, und unglüklich — er iſt ein Menſch.

Warum ward er ein Verbrecher? des elenden ſchnöden Metalls willen, das dem Menſchen alle Bequemlichkeit des Lebens verſchaft, ihm beym groſſen Hauſen Anſehen, Würde, Verſtand und Rechtſchaffenheit giebt; eines Erzes wegen, daß die Neigungen der Menſchen lenkt; das gehe iligte Bündniße zuſammen kütten, und brechen kann; das Eltern und Kinder trennet, und die gröſten Feinde zu Freunden macht; ohne welches öfters der rechtſchaffenſte Mann für einen Schurken, und der klügſte für einen Narren gehalten wird; ohne welches man Gefahr läuft zu verhungern, und mit welchem man Gefahr läuft beſtohlen oder ermordet zu werden.

Zu tauſenden ſtehen ſeine Mitmenſchen an ſeinem Todeswege, die meiſten nur aus Neugierde. Vielleicht ſind manche darunter, die um Geld zu erwerben, einen beſſern Weg einzuſchlagen wußten, der doch im genaueſten Verſtand eben ſo ſträflich iſt, als der, den dieſer Maleſikante beſchritten.

Auch in geſezmäßigen Lebensarten wird grenzenloſe Dieberey begangen, die noch greulicher iſt, weil ſie durch

hundert Ränke mit so vielen Mänteln bedekt wird, daß man glauben sollte, die Ehrlichkeit selbst stecke darunter verborgen — denn es giebt Menschen, die das, was sie von andern erschinden, einen Seegen Gottes nennen.

Woran lag es, daß dieser arme Mißethäter nicht den Weg derer einschlug, die ihn nun kaltblütig zum Tode führen sehen und sträflicher sind als er? — Wie kömmt es, daß bey der Hinrichtung eines Elenden oft das nehmliche Verbrechen wieder begangen wird, weswegen dieser bestraft worden? — Wird nicht der Entzweck der Strafe dadurch verfehlt, und der Spiegel des Abscheues zerbrochen? — Indessen kann die Gerechtigkeit nichts dafür, daß unter ihren Augen heimliche Verbrechen begangen werden, die sie nicht entdecken, und folglich auch nicht bestrafen kann. — Aber es ist doch ein erschreklicher Gedanke für einen Mißethäter, der zum Tode gehen soll, daß es noch größere Verbrecher giebt als er, welche im Ueberfluß und Wolleben sterben, und mit Gepräng begraben werden! — Welch ein Chaos ist die Welt!

Sind die Güter der Erde alle in den Händen rechtmäßiger Besitzer? — Wer kann dies behaupten?

Wie viel Familien giebt es nicht, die durch Bosheit und Ränke um ihr Vermögen gekommen und ins äuserste Elend gebracht worden! — denen es weniger geschmerzt haben würde, wenn eine Diebsrotte sie beraubt hätte; deren Abkömmlinge alle Aussichten zur besten Wohlfahrt hatten; die nun verlassen und verachtet sind, und vielleicht aus Noth und Verzweiflung zu Verbrechern werden.

Wenn ein Geizhals, der durch unmenschlichen Wucher viele seiner Nebenmenschen zu Grunde gerichtet, einem Armen, der vor seiner Thüre hungert, ein Allmosen versagt, wenn hernach dieser, aufgebracht über den Unmenschen, ihm bey Gelegenheit seine Börse gewaltsam abfordert, und jener ihn sodann in Verhaft nehmen läßt, und zum Galgen befördert; wer verdient wohl eher zu hängen?

Die Tugend der Menſchen hängt meiſtens von den Umſtänden ab, worinn ſie ſich befinden. — Jeder Menſch, wenn er ſein Herz zu unterſuchen fähig iſt, wird bemerken, daß er Tugenden und Laſter nicht immer ſich ſelbſt, ſondern deren Verbindungen und Folgen ſeines Geſchiks zu danken hat; — nicht als ob Uebelthaten geſchehen müßten, und im Buche der Vorſehung beſchloſſen wären, ſondern, weil oft der rechtſchaffenſte Menſch durch eine Kette von Unglücksfällen, die ihm ſeine Mitgeſchöpfe ſchmieden, zu Ausſchweifungen und gleichmäßigen Laſtern verleitet wird.

Wer kann verſichern, daß er über 10 Jahre noch eben ſo denken und handeln wird als heute? Oder daß er in Paris eben ſo tugendhaft bleiben wollte, als er es vielleicht in einem pohlniſchen Dorfe ſeyn könnte?

Der gemeinſchaftliche Entzweck der Menſchen iſt: glücklich zu ſeyn. — Nach der Verfaſſung unſerer Zeiten iſt man es ſchon, wenn man die baaren Mittel beſizt, ſich alle Bedürfniße des Lebens zu verſchaffen.

Es giebt barbariſche Leidenſchaften, womit ein Menſch den andern anſtekt. — Ehrgeiz und Eigennuz ſind die ſtärkſten. — Um berühmt und groß in der Welt zu werden, giebts es nur zween Wege: entweder ein großer rechtſchafner Mann; oder ein groſſer Schurke zu werden.

Der Unterſchied der Leidenſchaften oder des Geſchmaks entſcheidet allein über Tugenden und Laſter, nachdem beyde dem allgemeinen Vortheil gemäß oder entgegen ſind. — Gehorchet man dem Eigennuz, ſo entſpringet hieraus die Ungleichheit unſerer Urtheile, und die Namen der Recht- oder Unrechtmäßigkeit, welche man denen Handlungen beylegt, je nachdem ſie ſchädlich oder einträglich ſind. — Im genaueſten Verſtande verleitet oft der Eigennuz den Soldaten zur Verwegenheit; den Kaufmann zum Betrug; das Frauenzimmer zum Gewerbe der Lais; den

Gelehrten zur feilen Schmiererey; und den Hofmann zum Hochverrath.

Als Christen müßen wir demnach die bösen Menschen mehr beklagen als verachten, und uns nur freuen oder Glük wünschen, daß unsre Herzen und natürliche Neigungen von guter Art sind, und daß wir weniger Hang zu solchen Leidenschaften haben, die uns hätten antreiben können unser Glük in fremden Unglüke zu suchen.

Was könnte man einem Verbrecher antworten, wenn er wenige Augenblicke vor seiner Hinrichtung an die Zuschauer eine Rede hielte, ohngefehr wie diese: „Ich „ bin ein Mensch: hatte von der Natur das Recht zu „ leben erhalten, wie ihr; hatte Anspruch auf alle Art „ des Glükes wie ihr; war brauchbar, um mein Brod „ zu verdienen; und ihr — gabt mir weder Beschäfti„ gung zum Verdienst, weder Allmosen zum Unterhalt. „ — Wer freywillig verhungert, ist ein Mörder an sich „ selbst. — Ihr gabt mir nichts, ich nahm' es selbst „ und ward ein Verbrecher, der nun sterben muß. — „ Wohl dann! — Der Himmel lasse Gold regnen, ihr „ werdet noch kärger werden, und ich — werde mehr „ Kameraden bekommen! „

Grabschrift.

Hier liegt der gnädige Herr von Velten.
Die Gnade, die er früh und spat
Dem Bauersmann gespendet hat,
Mag unser lieber Herre Gott ihm dreyfach wieder vergelten!
Denn Seine Gnaden Hochwolgeboren
Zogen den Bauern das Fell über die Ohren.

Theatralisches Quodlibet.

Sammlung

für den

Monat März 1783.

Geschichte

des großen Diamanten zu Petersburg.

Als Götter und Göttinnen ihre Freuden
Noch theilten, Paar bey Paar im Himmel saß,
Und Jupiter, der erste Gott der Heiden,
Noch Nectar trank, Ambrosia noch aß,
Da schon geschah's,
Daß Jupiter, der erste Gott der Heiden,
Ein Staubchen, das bescheiden
An seiner Krone saß,
Selbst fragte: (Götter hörten zu)
„ Was willst du werden, Stäubchen, du? „
Und als das Stäubchen noch bescheiden
Zur Antwort gab: „ Du wollst doch mich
Als Staub nur hier an deiner Krone leiden„
Und's alle Götter hörten, da
Vergaßen alle Götter ihre Freuden,
Und freuten dieses Stäubchens sich.
Und Jupiter, der erste Gott der Heiden,
Sprach sein erhabnes: Werde!
Das Stäubchen sank,
Bey aller Sternen Sphären-Klang
Vom Himmel auf die Erde,

Ward' edel, wurde groß,
Sank näher, sank auf Katharinens Schoos,
Und seiner artigen Bescheidenheit zum Lohne,
Ward es der erste Stein in ihrer Kaiser-Krone.

Die Blendung.

Fortsetzung.

Es giebt Nationen, die sich mit der langen Weile eben so vermählt haben, wie ein Bürger seine Frau eheliget, so daß sie sich niemals trennen. Diejenigen, die zu dergleichen Völkern reisen und nicht Lust haben eine solche Verbindung einzugehen, müssen von Dünsten ersticken; und dies ist die einzige Gelegenheit, bey welcher sie den Mannsleuten von mir erlaubt sind.

Wenn man zu Sadnix nur zu Stroh würde, so wollte ich es noch gelten lassen, aber so wird man gar zu Steine. Die Reden des dasigen Frauenvolks klingen nicht vernünftiger, als eine Glocke ohne Knöppel, und die Mannspersonen sind plumpe Hämmer.

Das Clima wirkt eben so gut in die Pferde, als in die Menschen. Zu Sargos sind sie schwer, zu Narcas leicht und munter.

Es ist eine ganz nützliche Sache um die Liebe zum Vaterland. Wer würde ohne solche das Herz haben, seine ganze Lebenszeit zu Galgar zuzubringen?

Es giebt Länder, die man wie ein schnellfliegender Vogel durchstreichen muß. Man kann den Schocolade zu Margins trinken, wo er sehr gut ist; man kann zu Stübec zu Mittag essen, man speiset daselbst sehr gut; man kann zu Miltau spazieren gehen, die dasigen Gärten sind schön. Man kann zu Saltrop zu Abend speisen, man bekömmt herrliches Essen; man kann endlich zu

Wordoix ſchlafen, man findet niedliche Betten. Viele Leute ſind nur um die Mittagsſtunde erträglich.

Ich kenne nur drey Nazionen in der Welt, die die Kunſt verſtehen, einen Umgang zu pflegen.

Der Pöbel iſt allenthalben Pöbel, ſagt man gemeiniglich. Nichts iſt falſcher. Der teſaniſche Pöbel iſt beſſer, als der Adel in vielen andern Ländern. Er weis zu reden, er macht Reverenzen, er iſt politiſch, er hat Geſchmak, er lieſt.

Cardos, was für eine groſſe Stadt; wie viel verſammelte Leidenſchaften! Jeder beſchäftiget ſich nur mit ſich ſelbſt, und mit ſeinen Angelegenheiten; jeder laßt ſeinem Nachbar die Freyheit zu reden und zu thun, was er will. Man kriecht wie eine Raupe, man flattert wie ein Schmetterling; man rollt in einem Wagen, man wadet im Moraſt; man iſt heute bey einem Prinzen, morgen bey einem Bürger; in einem Viertel der Stadt iſt man andachtig, in dem andern ausgelaſſen. Welche Freyheit!

Faluze iſt juſt das Gegentheil. Sie iſt zugleich eine groſſe und eine kleine Stadt; Sie iſt blos von Spionen bewohnt, die euch auf allen Schritten nachgehen, die euch belauſchen, und die da wiſſen, wo ihr zu Mittag oder zu Abend ſpeiſet, und wenn ihr ſchlafen gehet. Welch eine Inquiſition! Faluze iſt ein wahrhaftes Nonnenkloſter. Ohne Mährgen und Plauderey würde Niemand was zu reden wiſſen, noch geſellſchaftlich ſeyn.

Von rechtswegen ſollte Niemand als ein Teſan ein Stuzer ſeyn; dieß iſt ſeine Rolle. Aber die Sapitis und Kirkas unterſiehen ſich die nehmliche Rolle zu ſpielen, ohne zu wiſſen, daß ſie ſich ſelbſt ſpielen. Kann man die Abzeichnung eines Schildes von einem Wirthshauſe bewundern?

Es giebt ganze Städte, die man Thierhäuſer nennen kann. Man ſieht nichts als Haare und bundſcheckigte

Federn. Man hört nichts als pfeifen, plappern und heulen; man bekommt nichts als Hiebe von Schnäbeln und Fängen.

Bey gewissen Völkern ist alles enthusiastisch. Sie reden und schreiben nur mit Erstaunen und Ausrufungen. Alles hat bey ihnen den höchsten Grad der Vollkommenheit, und die Materien, die sie ausführen, haben sicherlich allemal den geringsten.

Die Einbildungskraft der Algans ist ein wahrer Aetna. Sie wirft Flamen, Salpeter und Kalch aus. Bald wirft sie, wie ein Wirbelwind, alles über den Haufen; bald sezt sie, wie ein Vulkan, alles in Feuer und Flammen. Noch einige Funken mehr, so wären die Algans Narren.

Eine Menge Menschen zeigt sich euch mit offnen Augen, mit aufgesperrten Rachen, mit bleyernen Köpfen und eisernen Kinnbacken. Ihr wundert euch darüber; ihr fragt um die Ursache. Aber was für eine Frage! kennet ihr die Murins nicht? und habt ihr nicht gelesen, was die Reisebeschreiber von ihnen gesagt haben, die von ihnen gestoßen wurden, als sie sie in der Nähe betrachten wollten?

Wo rennst du hin, wildes Volk, oder vielmehr zügelloser Pöbel, der du weder Gott noch die Obrigkeit verehrest, die Gebete deiner Herrschaft verspöttest, und einen Stoff zum Gelächter daraus machest. Der du das Geschicke des Krieges entscheidest, und den Zustand der Finanzen beurtheilest, und die Fremden nur deiner Wuth und deinem Geize aufzuopfern suchest? wo lauffst du hin ohne Ochsen und Widderhörner zu nehmen? Ist es erlaubt ohne diese Zeichen öffentlich zu erscheinen? Hiedurch wirst du die Freyheit von Zargog beweisen, die nur darinn besteht, daß man heulet, sich mit den Fäusten schlägt, alle Jahr thörichter Weise das Bild des großen Alzedans verbrennt, und sich in Citronenwasser und andern tollen Getränken ersäuft.

Die Zulins haben Anfälle vom Henken, wie sie andere Leute vom Fieber haben. Es ist billig daß eine Nazion, die anders lebt als der übrige Theil des menschlichen Geschlechtes, die anders denkt als andere Leute, auf eine ihr eigne und unnachahmlich zu nennende Art sterbe.

Seht die Zulins zwischen fünf und sechs Uhr des Abends ihr werdet zweifeln, ob sie Menschen zu nennen sind. Ich verzeihe ihnen, daß sie des Morgens die ganze Stadt mit einer Kramschürze auslaufen, und Nachmittags Horen vorstellen. Es ist billig daß man zu früh etwas gewinnt, um sich des Abends hübsch ankleiden zu können.

Je heftiger die Zulins gegen die Tesans aufgebracht sind, jemehr Vorzug räumen sie ihnen über sich ein. Wir können gemeiniglich die Verdienste nicht vertragen, die uns Argwohn verursachen. Selten haßt man einen Narren, man vergißt ihn geschwinde.

Cardos hat allemal alles verdorben: es hat die Sitten meines Sohnes verschlimmert, sagt ein tugendhafter Vater; es hat den Beutel meines Neffen gesegnet, spricht ein geiziger Oheim; es hat die Gesundheit meines Mündlings ruinirt, sagt ein erzürnter Vormund. Thut die Augen auf so werdet ihr sehen, daß der Vorsatz sich zu ruiniren und auf Kosten seiner Gesundheit lustig zu machen schon gefaßt war, ehe man nach Cardos kam.

Man verliert auf Reisen gemeiniglich die Tugenden, die man besaß, und nimmt Thorheiten an, die man nicht hatte. Und was für Thorheiten! besonders wenn sich ein Zulin beyfallen läßt, einen Tesan nachzumachen, da giebt es Stoff genug zum todlachen.

Vorgemach, welches Wort! wer mag es erfunden haben? Bin ich denn nicht eben so ein Mensch wie Fafas? Und weil er ein ganz goldenes Kleid trägt, weil er sich pudert, weil er sich schminkt und einen guten Geruch macht, so kann ich ihn nicht sprechen, und ich soll in dem

sogenannten Vorgemach umkommen. Sieht man wohl daß ein Löwe den andern beym Eingang in seine Höle warten läßt, oder daß sichs eine Maus für eine Schande hält einer andern zu begegnen? Nein, ganz gewiß nicht! Aber diese Thiere sind auch schätzbarer, als viele unserer Männergen mit ihren Vorzimmern. Der Löwe würde seine schöne Mähne nicht gegen des Larix seine vertauschen, so treflich sie auch mit Pomade beschmieret seyn mag; und die Maus würde ihre Augen nicht für des Grabon seine geben, der nur Ziffern sieht, die er erst zusammen Buchstabiren muß. Es giebt Spiegel für den Leib, aber nicht für die Seele: dieß ist das Unglück.

Man beurtheilt die Menschen selten anders, als nach der Elle.... Er ist groß, das heißt: lang; Er ist wohlgewachsen, d. i. er hat eine einnehmende Bildung; damit kann er auf seine ganze Lebenszeit sein Glük machen und die wichtigsten Stellen bekleiden, insbesondere wenn das Frauenvolk etwas ausrichten kann.

Die Bedienten machen den glänzendsten und folglich auch den unbändigsten Stand zu Cardos aus. Man gratulirt sich, einen eben so unverschämten Lakeyen zu haben, als man selber ist, und einen Kutscher, der schon viele Leute zu tode gefahren hat. Dieses ist die Weltsprache.

Es ist keine Sache in der Welt, auf welche der dichterische Geist nicht schon Verse, und sogar Briefe gemacht hätte. Mir ist nichts als der Riegel bekannt, dem diese Ehre noch nicht zu Theil worden, und der es doch am besten verdiente. Er hält unsere Thüren zu, er hindert die Plauderey sich einzuschleichen, er weiset den gemeinen Haufen ab, und macht, daß wir nach unserm Belieben bey uns selbsten seyn können, oft rettet er unsere Schamhaftigkeit. O seliger Riegel! du bist mir kostbarer als ganze Klumpen Goldes; es fehlt wenig, daß ich dich nicht allemal küsse, so oft ich in mein Musäum trete, dessen Eingang

du beſſer verwahreſt, als die Orſins mir den Eingang in die Stadt... verwahret haben.

Es wird noch Mode werden, und faſt iſt es ſchon, daß man den großen Herren und Damen das Eſſen in den Mund ſtecken, ſie ſchneuzen und auf den Nachtſtuhl begleiten wird. Iſt es nicht in der That viel zu mühſelig eine Gabel zum Mund, oder ein Schnupftuch zur Naſe zu führen, insbeſondere für die Großen, die ſchon gewohnt ſind ihre Hände und Füße nicht mehr zu brauchen, und blos mit Hülfe eines Sekretairs zu denken, der ihre Seele in Bewegung ſezt und macht, daß man ſolche ein Bisgen vom Körper unterſcheidet.

Den ganzen Tag an der Tafel, welche Unmäßigkeit! Den ganzen Tag auf einem Sopha, welche Faulheit! Den ganzen Tag beym Spiel, welche Marter! Die ganze Nacht auf dem Ball, welche Narrheit! Und ſiehe, alle Menſchen ſind entweder Unmäßige oder Faule, oder Märtyrer oder Narren.

Das Spiel iſt der Dämpfer der Unterredung und ſelbſt des Verſtandes. Man braucht nur ſtille, phlegmatiſch und mechaniſch zu ſeyn, um gut zu ſpielen. Nur beym Spiel können auch die Weibſen ſchweigen. Spieler ſind nichts als Maſchinen, die ihr Spiel wie eine Uhr die Stunden mechaniſch wiederholen.

Die Spieler gleichen den Vögeln: heute haben ſie ein prächtiges Gefieder, morgen mauſen ſie ſich. Viele Frauzimmer ſpielen nur mit der Karte, weil ſie mit der Liebe ſpielen. Ihre Augen machen mehr Stiche in dem Herzen ihrer Liebhaber als Pique, Coeur, Treſle und Carreau machen können.

Beym Pharao ſezt man ſeine Redlichkeit, ſeinen guten Namen und ſein Geld auf den Hazard; hätte man es daher mit beſſern Fug anders nennen können, als ein Ha-

gardspiel. Ein Verlust ist beym Spiel allezeit gewiß: der Zeitverlust.

Alzinder läßt die ersten Erbsen kochen, wovon er schon seit acht Tagen geredet hat. Er präsidirt bey den Brühen, und lehret die Art, sie nach dem heutigen und verbesserten Geschmack zuzurichten. Er stöhrt bey Tische alle Gerichte fleißiger durch, als ein Gelehrter seine Bücher. Sein Gesicht heitert sich auf, sobald er ein neues Ragout erblicket, so wie er in eine Wuth geräth, wenn es zuviel gesalzen oder gepfeffert ist. Wer ist besser, Alzinder oder ein Schwein? Ich weis es nicht.

Die beste Tafel ist nur in so fern gut, als sie durch lustige Tischreden aufgemuntert wird. Wenn nichts gesprochen wird, so ist kein Unterschied zwischen einer Tafel, und einem Trog im Stalle. Man wird zur Bildsäule in dem Gastmale des Don Peters.

Epanur erfüllt das ganze Haus mit dem Wüthen seines Zorns. Er wird sich vor Abends nicht zufrieden geben. Was für ein Unglük ist denn geschehen? Epanur, der erst um sieben Uhr aufstehen sollte, ist von seinem Bedienten, der nicht schlagen hören, schon um halb sieben geweckt worden.

Ein jeder, der mit Ungestüm aufstehet, erst lange mit seinem Bette disputirt, eye es sich von ihm losreissen kann, ist ein mürrischer Mensch, und zu einem Märtyrer einer verdrüslichen Gemüthsart geschaffen. Man steht fröhlich auf, wenn man fröhligen Muths ist.

Der Lüstling liebt seine Vergnügungen; aber der glükliche Mann liebt ein gemächliches Leben. Jene verursachen oft Unruhe, dieses aber niemals.

Man muß einen Ueberfluß von Thränen haben, oder sich gewaltig zwingen können, wenn man in einem Trauerspiel einen Helden beweinen will, der schon vor zweytausend Jahren gestorben ist.

Ernſthafte Völker lieben poſſenhafte Schauſpiele, den luſtigen aber gefallen ernſthafte und ſtrenge. Die Schauſpiele gefallen dem Menſchen nur in ſo ferne, als ſie ihn ſich ſelbſt entreiſſen.

Die Hochzeiten ſind weiter nichts mehr als Feyerlichkeiten, die man wegen des künftigen Zuſtandes der Kinder für nothwendig hält: denn was die Pflichten der Eheleute betrift, darüber ſpottet man; und doch wollen die meiſten Frauen nur das, was ihre Männer wollen. Der Mann will Geld, die Frau will es auch; der Mann will hingehen, wo es ihm gut dünket, die Frau will es ebenfalls; der Mann will Herr ſeyn, ſchmälen, wettern und das ganze Haus raſend machen, die Frau will nichts anders. Welche Einigkeit!

Viele Lakeyen haben eine vornehme Mine, weil ſie Herrenſöhne, und viele Herren haben eine armſeelige Geſtalt, weil ſie Lakeyenkinder ſind. Nie war die Leutſeligkeit ſo groß. Der Pöbel und die großen ſtiften täglich Verbindungen.

Zwey Kinder, das iſt genug, ja wohl zu viel, ſagt Argonce; die Vermehrung gehört nur für Bettler: hat er nicht Recht? Sein älteſter Sohn muß Oberſter, und ſein jüngerer Prälat werden; was ſollte er denn aus dem dritten machen?

Ich betaure meine Kinder daß ſie Verſtand haben, ſagt Manine; denn wenn ſie Dummköpfe wären, ſo würden ſie ihr Glük machen, wie ihr Oheim.

In der Ehe ſollte ein Noviziat ſeyn, bevor man Profeß thut. Wie viele Ehen misrathen, weil man einander nicht recht hat kennen lernen? Die Mine iſt eine ſehr betrügliche Sache.

Die Ehe iſt ein Werk einer geſunden Vernunft, wie der Poet ſagt, an die man ſeine ganze Lebenszeit denken ſoll. Nichts iſt artiger als die Hochzeit, nichts fürch-

terlicher als das Hausen. Eine Frau die schmält, die alle Tage tod ist ohne zu sterben; Kinder, die da schreyen oder sich balgen; Dienstbothen, welche stehlen oder sich besaufen; Zwietracht und Maulhängen; Geld, so weg geht und nicht wiederkömmt; dies, ist das Leben der Eheleute. Sollte man nicht lieber verschnitten seyn?

Wenn du deine Frau nicht liebest, so lebt sie hundert Jahr, um dich tolle zu machen; wenn du sie lieb hast, stirbt sie bald, und du wirst für Kummer unsinnig. Was ist zu thun? keine nehmen.

In der Ehe liegt mehr Zwang, als in allen Gelübten der Ordensleute. Diese haben nur ihren eigenen Sinn zu bändigen; der Mann hat seinen und seiner Frau ihren zu regieren, die gemeiniglich von sieben Teufeln geplaget wird.

Fast allen verheyratheten Mannsleuten kommt die Reue; fast alle verehlichte Frauenspersonen sehnen sich nach dem andern, und manchmal nach dem dritten Manne.

Man muß eine kleine Frau heirathen, sagt ein gewisser Schriftsteller, weil man unter verschiedenen Uebeln das kleinste wählen soll.

Man muß in der Ehe nur eins ausmachen, wenn man glüklich seyn will; und das ist der Stein der Weisen, eins zu seyn, wenn ihrer zwey sind.

Ich sehe in der Welt Niemand glüklicher als die Narren: sie verstehen nicht, was man ihnen sagt; sie bewundern alles oder gar nichts; sie haben keine Neider, keine Unruhe; sie sind mit jedem Vergnügen zufrieden; sie kommen zu den höchsten Würden; sie sind gemeiniglich die reichsten. Palmire wünschte nie was geschrieben zu haben, und ein ganzer Narr zu seyn.

Blos die kleinen unschicklichen Narrheiten führen ins Tollhaus; mit großen Narrheiten, die nach der Mo-

de ſind, verdient man die fürnehmſten Stellen. Man dringt oft mit widerſprechenden Gründen durch.

Die Welt iſt nichts anders, als ein großer Redoutenſaal: die Narren retten darauf die Ehre; ſie lachen, ſie tanzen, ſie trinken; die Klugen hingegen halten ſich unter ihrer Larve in einem Winkel, beobachten alles und ſprechen kein Wort.

Niemalen wird man ſehen, daß zween Aerzte einerley Meynung haben, es ſey denn, daß ſie irgendwo zuſammentreffen; denn alsdann iſt es ihrer Politik gemäs, einander nicht zu widerſprechen; und ihre Menſchenliebe erheiſcht ſodann, daß ſie lieber den Kranken ſterben laſſen, als nicht mit einander übereinſtimmen ſollten.

Die Aerzte, ſagt man, wiſſen nichts als Purganzen und Aderlaſſen zu verordnen. Aber will man denn, daß ſie ein Bein oder einen Finger abnehmen laſſen ſollen? jede Krankheit kommt entweder von Feuchtigkeiten oder vom Geblüte her.

Ein Medikus, der brav ſchwatzen kann, beſizt faſt alle erforderliche Wiſſenſchaften, um von den Mannsvolk reich zu werden; und ein wohlgewachſener Arzt iſt vollkommen geſchickt für die Damen. Auch ſieht man bey allen Großen einen Medikum des gnädigen Herrn, und einen Medikum der gnädigen Frau.

Wenn die Aerzte zum öftern ihre wahre Herzensgedanken eröffnen möchten, ſie würden ganz wirkſame Mittel verordnen. Sie würden zu dieſer Kloſterfrau ſagen, nehmt zehn Unzen Freyheit, ſo ſeyd ihr geſund; ſie würden zu jener Dame, die einen alten Gemahl hat, ſprechen, nehmt ein Duzend ſtarke. . . und eure Geſundheit wird hergeſtellt ſeyn; ſie würden zu einem Miniſter, der die Auszehrung hat ſagen, verſchlucket zehn Drachmen Rache, ſo iſt euer Uebel weg; ſie würden zu einem Prälaten, der da ſtirbt, ſprechen, laßt euch zehn Unzen rothen purpurfarben

Pudet hohlen, so werdet ihr wieder auferstehen; sie würden einem Gelehrten der von Kräften fällt, rathen, besuchet alle Tage etliche Wörterbuch- und Journalschreiber, damit ihr eurer Gelehrsamkeit und Wissenschaften vergesset, und euere Gesundheit wird wiederkommen; sie würden dem Poeten, der Versteyfungen hat, verordnen, alles mögliche zu thun, um einen Souverain zu finden, der ihm in Gnaden gewogen sey, ihn achte und bey sich zu haben verlange.

Der Himmel hat ohne Zweifel alles, was er gemacht, weislich eingerichtet; allein wenn er uns blos wie ein Brustbild gelassen hätte, nebst unsern Armen, Schenkeln und Beinen, ohne Magen, ohne Bauch und was sonst noch dazu gehört; so hätte er uns vieler Verlegenheit, vieler Unruhe, vieler Noth und vieles Unglüks überhoben.

Eine Peruque in Folio, eine lange Halskrause, ein Hut wie ein Regenschirm, ein schwarzer Habit in Gestalt eines Sacks, etliche wichtige Wörter aus den Hyppokrates oder Galenus, alles dieses zusammen genommen machte ehedem beynahe einen Medikum aus.

Niemand thut größere Wunder als die Aerzte; diese öffnen täglich Himmel und Erden.

Das ganze Süden erfriert und Norden schwizt. Wenn der Schweis zurük tritt, wird ein Seitenstechen erfolgen, welches vielleicht den Todt nach sich ziehen kann. Wie viel Leute warten nicht auf diesen Augenblik, um eine gute Beute zu erhaschen?

Die Zulins könnten durchdringen, wenn sie manchmal etwas errathen könnten, aber so können sie nichts als Wetten. Keine Katze schleicht vor ihren Fenster vorbey, daß sie nicht wetten sollten, ob es eine Katze oder ein Kater ist.

Die Tesans sind brav, großmüthig, fähig in die Hölle zu gehen, wenn sie gut angeführt werden; die Zu-

Jins ſind wüthend, fähig ſich zu henken, wenn ihnen etwas fehlgeſchlagen hat.

Pfui des patriotiſchen Geiſtes, der ſich nicht mit der Menſchlichkeit reimet! Man hat ein ſehr kleines, niederträchtiges und eingeſchrenktes Herz, wenn man nur ſeine Nazion liebt, und einen unſchuldigen Admiral ums Leben bringt, um die Ehre der Nazion zu retten.

Das Land der Zulins iſt mehr ſchuldig, als es werth iſt, und eine Revolution wird es in die lezten Zügen.

Die Zulins haben nur eine reiche Stadt, die Tefans haben ihrer zwanzig. Ein bloſer Stillſtand des Kredits richtet die Zulins auf ewig zu Grunde.

Die Fortſetzung und der Beſchluß folgt.

Henriette,

oder

Sie iſt ſchon verheyrathet!

Luſtſpiel in fünf Aufzügen

von Grosmann.

Wenn für das Theater, wenn ein Schauſpiel ſchreiben ſo leicht Ding wäre, als die meiſten der Herren, die ſich dazu aufwerfen, wohl glauben: ſo würden wir auch — ich will nicht ſagen der Meiſterſtükke — aber doch gewis der guten Schauſpiele ſo viel mehr haben, daß wir die blos brauchbaren dafür entbehren könnten. Nun iſt aber nicht nur der Mangel an guten Stükken beträchtlich gros, ſondern wir haben auch der blos braubaren ſo unendlich wenig: daß wir ſicher für zwanzig ſchlechte nur

immer auf eins rechnen können, das sich auf einem menschlichen Theater, von menschlichen Schauspielern spielen läst: Daher kömmt es auch unstreitig, daß so viel blos brauchbare Stükke das ausserordentliche Glük auf unsern Bühnen machen, und das ist auch zuverläßig die einzige Ursach, warum Henriette, troz seiner betrachtlichen Mängel diesen ausserordentlichen Beyfall erhalten hat.

Auch hat sich Herr Grosmann, durch seine Schauspiele, unstreitig einiges Verdienst um unser Theater erworben. Er weis gute Situazionen zu nuzzen; hat aus einer langen Erfahrung als Zuschauer und Schauspieler gelernt, was ungefähr auf dem Theater wirkt, und weis diese Erfahrung auf den Mechanismus seiner Schauspiele anzuwenden. Sein Dialog ist leicht, läst sich gut lesen, gut sagen, und ich gebe immer recht gern ein halb Duzzend Kriegsgefangene, Wohlgebohrne und unglükliche Bräutigams für sie hin, die von Seiten der Ausführung und des Dialogs gleich widersinnig und abgeschmakt sind. Und wenn gleich auf diesen Grosmannischen Schauspielen nicht eigentlicher dramatischer Genius ruht; wenn gleich nicht Lessings, Engels, Göthens, Lenzens, Gotters und Brandes Geist in ihnen weht; wenn sie schon nicht Leben und Weben eigner Urkraft, nicht Originalschöpfungen sind: so haben sie doch einen mächtigen Vorsprung vor allen den Astergeburten, mit denen uns die Leipziger-Messe und der Wiener-Theatralausschuß von Zeit zu Zeit heimsucht.

Der Hauptfehler in den Grosmannischen Schauspielen ist: daß seine Menschen so selten Menschen aus der Welt um uns, und nur immer Menschen aus Büchern, so selten Menschen sind, die er selbst gesehen, und nur immer Menschen, die andere sahen, die er nur nachbildete; so selten Resultate eigner Beobachtung, nur immer Resultate fremder Beobachtung sind; daß seine Menschen immer zu Grosmanni-

ſirt, zu geſchnizzelt, zu ſehr für den Schauſpieler zugeſtuzt ſind. Daher auch der kalte Eindruk, den ihre öftere Lektüre, und ihre öftere Vorſtellung hinterläßt. Daher die öftere Erinnerung, daß man die nemlichen Geſichter ſchon anderswo geſehen; daher die nur zum Theil ausgeführten Karaktere, und ſo viel Fragmente und Skizzen von Karakteren, aus denen weder Schauſpieler, noch Zuſchauer recht was zu machen weis; daher das Widerſprechende und Unwahrſcheinliche in Karakteren und Handlung; daher die Flikſzenen, die zur Handlung ſo wenig beitragen, und das Schauſpiel um nichts und wieder nichts ein paar Bogen länger machen; daher das zu provinzielle in ſeinen Späſſen; daher ſo viel fremde Federn, die man, troz des Verpappens, doch wieder erkennt; alles Fehler, die jedem Grosmanniſchen Schauſpiele noch immerfort ankleben, und denen er gar nicht entſagen lernen will.

Vielleicht hat keins von den Grosmanniſchen Schauſpielen die gerügten Fehler mehr, als gerade dieſe Henriette, von der hier die Rede iſt. Die Fabel iſt aus Rouſſeaus Heloiſe geſchöpft; aber zum Theil ſo unglüklich genüzt, zum Theil ſo unglüklich verändert, daß ganz unumgänglich, das widerſprechende, unzuſammenhängende, undramatiſche Ding von einem Schauſpiel daraus entſtehen mußte, das daraus entſtand. Daher die entweder verzeichneten oder unausgezeichneten Karaktere dieſes Schauſpiels, die jedem Kenner der dramatiſchen Kunſt ſo auffallen, und ſo kalt für das Intereſſe ſeiner Perſonen machen.

In der That wundert es mich, daß Herr Grosman, bey der Bearbeitung ſeines Schauſpiels, weder die ſcharfſinnigen Bemerkungen der Kunſtrichter in den Litteraturbriefen über Rouſſeaus Heloiſe, noch Leſſings vortrefliche Bemerkungen über dieſen Gegenſtand bey Gelegenheit der Heuſeldiſchen Julie, geleſen und zu nuzzen geſucht hat. Denn ſo hat er nicht allein alle Heuſeldiſchen Feh-

ler in seiner Henriette, sondern noch weit mehrere, weit unverzeihlichere, begangen. Henriette und Blainville stehen in einem weit schieferen, ja in einem weit verpasteren Licht, als Heufelds Julie und Siegmund; sind noch weit weniger vermögend, uns wahres Interesse für sich einzuflössen und Mitleid für ihre Situazion zu erregen.

Wann Heufelds Julie schon ein schwaches, verführerisches, schwankendes Ding ist, Weisheit und Tugend auf den Lippen, und Thorheit im Herzen: was für ein unbestimmtes, zweydeutiges, heuchterisches Ding ist erst diese Henriette. Haranguiren, und schön empfindeln kann sie, troz der besten Romanheldinn; sie weis sich ungemein schön auszudrücken, vortrefliche Sachen über Schönheit der Seele und Reinheit des Herzens zu sagen; und gleichwohl tragt sie das Pfand ihrer Thorheit unter dem Herzen, das von so schönen Empfindungen überfliest. Wenn ein Mädchen der Stimme seines Herzens Gehör giebt; wenn in einer unglüklichen Stunde Natur und Leidenschaft über die weisesten Entschlüsse der Vernunft und Tugend siegen; wenn Reue und das Gefühl ihrer Thorheit ihre Seele beugt: wenn sie, für den gerechten Zorn der Mutter und des Vaters bebend, mit dem Geständnis ihrer Thorheit kämpft, sich noch nicht zu entdekken wagt: wer hat da nicht Mitleid mit ihr, wer verzeiht ihr da nicht gen? Aber ein Mädchen, das gegen die zärtlichste, nachgiebigste Mutter zurükhält, selbst da noch zurükhält, wenn die Folge ihrer Thorheit sichtbar zu werden anfängt; ein Mädchen, das sich, ohne Vorwissen dieser gütigen Mutter, ihrem Verführer an den Hals wirft, ein heimliches Bündnis mit ihm schließt; ein Mädchen, das so gar vor den Augen dieser Mutter, die so sicher auf die Unschuld ihrer Tochter ist, die Reine, Unbescholtene zu spielen das Herz hat; die nicht so viel Scham besizt, bey dem ersten Lobspruch auf ihre Tugend, sich der Mutter reuig zu Füssen

zu werfen und um Vergebung zu flehn; um Vergebung die anzuflehen, von der ſie ſo ſicher Vergebung hoffen darf; wenn ſie dieſe gütige Mutter den Mishandlungen eines rauhen Vaters ausſezzen kann, und nachdem ſie die gröſten Unruhen im Hauſe geſtiftet, auch da noch gegen dieſe immer ſo zärtlich für ſie beſorgte Mutter hinter dem Berg hält, und vielleicht noch nicht geſtanden hätte, wenn es nicht durch einen neidiſchen Schurken herauskäme: ſo ein Mädchen iſt das undankbarſte, pflichtvergeſſenſte Geſchöpf, weder unſeres Mitleids noch unſerer Achtung werth. Und wann ſie ſich lieber dem Nebenbuhler ihres Verführers entdekt, lieber dieſem ihre Schande geſteht, als dieſer zärtlichen Mutter, die das erſte Recht auf ihr Geſtändniß hat: ſo ſteigt ihr Undank, ihre Torheit und ihr Verbrechen auf das Höchſte; und wir können es der Mutter kaum vergeben, daß ſie einem ſo undankbaren, ſo pflichtvergeſſnen Geſchöpf ſo leicht zu verzeihen bereit iſt, das die ſtrengſte Züchtigung verdient hätte. Aber je unverdienter ſie dieſe Verzeihung erhält, deſto ſchwerer fällt die Schande ihrer Strafbarkeit auf ſie. Schwachheit, das loos der Menſchheit rührt uns; Schwachheit hat unſer Mitleid; aber Undank, Hartnäkkigkeit und Heucheley troknet alle Empfindungen des Mitleids auf. Wir gönnen einem ſolchen Geſchöpf alle die harte Behandlungen des Vaters, und noch weit härtere; ſie kömmt noch viel zu wohlfeil durch. Eine monatliche Trennung von ihrem Amoroſo, eine monatliche Ungewisheit, ob ſie an das Ziel ihrer Wünſche kommen werde, wäre die kleinſte Strafe, die ſie verdient hätte. Und dann — um es einmal von Seiten der Moral anzuſehn — welch ein Beyſpiel für die Töchter, welch ein Reiz für ſie, ähnliche Thorheiten und Verbrechen zu begehen: wenn die ganze Strafe, die dieſe Heuchlerinn für ihr Verbrechen erhält, die Einwilligung der Aeltern in dieſes Band der Thorheit und des Undanks

iſt, und aus der ganzen Sache am Ende ein Bonmot gemacht wird. Wenn das Schauſpiel auch nicht geradezu eine Schule der Sitten ſeyn ſoll, ſo ſollt es doch wenigſtens keine Schule wider die Sitten ſeyn, und das wird ein ſolches Beyſpiel des belohnten Ungehorſams und Undanks doch unausbleiblich.

Die weiſe Schauſpielerinn müßte daher, wenn ſie dieſen Karakter intereſſant machen wollte, ſich ja hüten, ihn ſo hinzuſtellen, als ihn der Dichter angelegt hat. Sie müßte das verführeriſche, unbeſtimmte, zweydeutige thorheitsvolle Mädchen zur ſchwachen, vom Taumel der Leidenſchaft hingeriſſenen Unglüklichen umwandeln; ſie zur ſchwermüthigen, reuigen, von ihrer Thorheit beſchämten, im Drang der Umſtände ſich nicht zu rathen wiſſenden Unglüklichen machen, und alle die widerſprechenden Züge des Karakters in dieſem Punkt zu vereinigen ſich bemühen. So allein könnte ſie uns intereſſiren, und für uns etwas werden, da ſie bey dem Dichter ganz und gar nichts iſt.

„ St Preux, ſagt der berliniſche Kunſtrichter in der „ Beurtheilung der Rouſſeauſchen Heloiſe, iſt der albernſte Menſch von der Welt, der in allgemeinen Ausdrüken „ ken Vernunft und Weisheit bis zum Himmel erhebt; „ und nicht den geringſten Funken davon beſizt. Er ſezt „ das ſtolzeſte Vertrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, nur den kleinſten Schritt „ zu thun, ohne von ſeiner Schülerinn, oder ſeinem Freunde an der Hand geführt zu werden.„ Und wie tief, ſezt Leſſing bey Gelegenheit der Heufeldiſchen Julie in ſeiner hamburger Dramaturgie hinzu, wie tief ſteht der deutſche Siegmund noch unter dem St Preux! Und wie tief, ſezze ich hinzu, ſteht Sieur Blainville noch unter dem Heufeldiſchen Siegmund!

Wenn Siegmund bey Heufeld, wie Leſſing ſagt, nichts als ein kleiner, eingebildeter Pedant iſt, der aus

ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidigt findet, wenn man ſeinem zärtlichem Herzen nicht durchgängig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen will; wenn ſeine ganze Thätigkeit auf die paar mächtige Thorheiten hinausläuft, daß er ſich ſchlagen und erſtechen will: was für ein ſtrozzender, ſtrafbarer Prahler, was für ein zweydeutiger, grundloſer Schwäzzer iſt erſt dieſer Sieur Blainville. Sein drittes Wort iſt Rechtſchaffenheit und Ehre, er ſchwazt ungemein zierlich von Erziehung und Grundſäzzen; fängt gewaltig Feuer, wenn man ihm eine Belohnung für die Erziehung der Tochter anbietet; bittet jedermann, nicht zuzulaſſen, daß ein Mann von Ehre ſeiner Ehre etwas vergebe; und findet es gleichwohl ſeiner Ehre ungemein zuträglich, die Tochter zu verführen, ſie zum Ungehorſam gegen ihre Eltern zu verleiten, die Mutter wider den Vater, und den Gatten gegen die Gattinn zu hezzen; hält es ſeiner Ehre für ganz zuträglich, Zwiſtigkeiten in die Familie zu verbreiten. Er hält Mutter und Geliebte in der qualvollſten Unruhe hin, da es ihm nur ein Wort gekoſtet hätte, durch das Geſtändniß ſeines wahren Standes, ſeiner Geliebten, die Hälfte ihrer Beſorgniſſe ſchwinden zu machen. Wie unedel, wie unanſtändig, ſchon für einen Mann, der rechtſchaffen denkt, wie vielmehr für einen Mann von Grundſäzzen, für einen Mann, der Philoſoph ſeyn will! Eine ſchöne Tugend, alle Belohnung auszuſchlagen, wenn er ſich die koſtbarſte ſchon ſelbſt geſtohlen hat. Und dieſes gleisneriſche, zweydeutige Männchen, dieſer Wolf im philoſophiſchen Schafpelz, ſprudelt doch alle Augenblik auf, ſpricht von Galle, die in ihm kocht, er der gar keine Galle haben ſollte; wird Feuer und Flamme, wenn ihm der Graf auf den Zahn fühlt; will ſich ſchlagen, die beleidigte Ehre in Blut abwaſchen: er der das Zutrauen der gütigſten Mutter, die ihm ihr einziges Kind zur Erziehung anvertraut, und feſt auf ſeine Redlichkeit ihr Kind keinen beſſern Händen an-

vertrauen zu können glaubt, ſo niederträchtig misbraucht; kalt die Tochter verführt, eine heimliche Heirath mit ihr ſchließt, Geliebte und Mutter der Gefahr ausſezt: von einem aufgebrachten Vater und Gatten verſtoſſen zu werden. Ein ſchönes Pasquill für die Philoſophie, ein feines Kompliment, das er der Rechtſchaffenheit und Tugend macht!

Wenn dieſer Blainville nun vollends in den Händen des Schauſpielers ein noch zweydeutigeres Geſchöpf wird, als ihn Grosmann gebildet hat, wenn ihn der Schauſpieler nicht einmal zu dem macht, was er bey dem Dichter iſt: der feine, galante Franzoſe, durch deſſen Verkappung als Bürger immer der Edelmann hervor ſchimmert; wenn er ihn nicht einmal durch ein gewiſſes Selbſtgefühl auszeichnet, daß er durch ſeine Verbindung die Familie nicht entehrt, ſondern Anſprüche auf dieſelbe machen kann; wenn er ſeinem Betragen nicht all das Pollirte des Mannes, der in der großen Welt war, und große Welt kennt; wenn er ihm nicht all das Feine im Anſtand, das Geſchmeidige in der Bewegung giebt, was auch den gemeinſten Franzoſen nicht verläßt; wenn er uns wenigſtens nicht durch das Beſcheidne in ſeiner Art ſich zu nehmen, das Schmeichelnde, Sanfte in ſeinem Ton, das Eindringende, Feurige in ſeiner Leidenſchaft einiger maſſen klar macht, was Mutter und Tochter und ſelbſt den Grafen ſeinen Nebenbuhler ſo ſehr für ihn intereſſirt; wenn er ihn vielmehr zum ſteifeſten, ſtrozzenſten, ſchwerfälligſten Pedanten macht; wenn bey ihm Fuß und Arm und das ganze Tragen ſeines Körpers nach Bücherſtaub und Dachſtube ſchmekt; wenn ſeine ſeyn-ſollende Nobleſſe Grimaſſe und Schulmeiſterair iſt: ſo wird uns dieſer Menſch gar überläſtig, gar widrig; und wir müſſen die ganze Familie für nicht richtig im Kopf halten, die dieſen unausſtehlich ſteifen und barrokken Pedanten für einen Mann von Welt,

und dieſen ſtrozzenden Schwäzzer für einen feinen Philoſophen ausgeben kann.

Der Oberſte Freyhof iſt nun glatt gar nicht aus der Natur, ſondern aus dem Gedächtniß geſchöpft, aus ein halb Duzzend Komödien zuſammen geſtoppelt; lauter diſjecta membra, aus den widerſprechenſten, abenteuhrlichſten Maſſen zuſammen geknätet, die durchaus mit ſich ſelbſt uneins ſind; bald Hartley in der Eugenie, bald Odoardo Galetti, bald Commithur im Hausvater, bald Capulet in Romeo und Julie; ſo gar in Sprach und Ausdruk Brokken, bald aus dieſer, bald aus jener Komödie. Das unbeſtimmteſte, unzuſammenhängenſte Gemiſch; das ſchwankenſte, unwidernatürlichſte Ding von einem Karakter, der einen ganzen Aufwand von Kräften von Seiten des Schauſpielers erfodert, um ihn intereſſant zu machen, und ſelbſt mit dieſen Aufwand von Kräften kaum intereſſant gemacht werden kann.

So ein zerſezter, zerſtümmelter Karakter muß in Schröders Hände kommen, um was zu werden — und er wird was. Alle die abgeriſſnen Züge und Fäden in Grosmans Zeichnung, rükt Schröder in einem Gemälde zuſammen, in dem Gemälde des biedern, ſtolzen, rauhen, in ſeinem Hauſe alles unumſchränkt wollenden, blinden Gehorſam fodernden Mannes. Er will und es muß ſeyn; bey dem geringſten Widerſpruch fährt er auf, und je mehr man in ihn dringt, deſto hartnäkiger, deſto unerbittlicher iſt er. Wild bis zur Tiranney und knirſchend vor Bosheit, als er von dem Franzoſen hört. Die plözliche Röthe, die ſich über ſein Geſicht gieſt, das blizzende Auge, die zuſammengebiznen Zähne, der ſtampfende Fuß, die kreiſchenden Töne ſind Schönheiten, die dem Gemälde ein Leben geben, von dem ſich Grosmann in dem gröſten Feuer ſeiner Begeiſterung gar keinen Begriff gemacht hat. Und wenn er nun je erfährt, daß ein Franzoſe, ein Nahme, bey deſſen bloſſen

Klang ſein Blut in Flammen geſezt wird, ſein Schwiegerſohn ſeyn ſoll, und eben der Franzoſe, der ſich mit Schulmeiſtern abgegeben: ſo iſt das Bild des aufſchwellenden, auſſer ſich geſezten Zorns ſo ſtark, ſo wahr gezeichnet; ſein Herumlaufen, ſein Beben an jedem Gliede, ſein herumrollendes Auge, ſein Kreiſchen ſo voll Energie, daß der Zuſchauer mit ihm herumlaufen, mit ihm kreiſchen möchte. Daher auch ſelbſt in ſeiner Einwilligung noch das verſteckte Bittere, die er nur giebt, weil die Sache nicht mehr zu ändern iſt, eine Bitterkeit, die nur dann einigermaſſen zu ſchwinden ſcheint, wenn ihm der Franzoſe Gerechtigkeit wiederfahren läßt, daß ſeine Leute wie die Deutſchen geſtanden.

Wenn das Geſtändniß, daß der Karakter des Sternfels ganz ein Werk ſeiner Schöpfung ſey, Herrn Grosmann zur Ehre gereichen kann: ſo muß man ihm dieſe Ehre allerdings zugeſtehen. Denn weder in Büchern, noch — was der Menſchheit zur Ehre gereicht — in der Welt kann er das Bild zu einem ſolchen kalten, hämiſchen, niederträchtigen, ſchadenfrohen Schurken gefunden haben. Da iſt auch kein Zug einem Menſchenbilde ähnlich; keine Linie, kein Bug, kein Mal, das von Verwandſchaft mit uns zeugte. Ein Ungeheuer von Bosheit, Tükke und Unverſchämtheit! So ein lachender, ſich am Jammer der Familie weidender Teufel, ſo ein Ausbund von Infamität und Unmenſchlichkeit, von Feigheit und Blutdurſt, der alle Marinellis und Richards ſo weit hinter ſich läßt: exiſtirt nur im tiefſten Abgrund der Hölle, oder gar nicht. Was für einen abſcheulichen Begriff muß Herr Grosmann von der Menſchheit haben: wenn er uns eine ſolche Karrikatur für ein menſchliches Geſchöpf verkaufen kann.

Wenn der Schauſpieler nun dieſen Karakter zu veredeln nicht die Weisheit hat; wenn er ſich nicht die äuſerſte

Mühe giebt, ihn der Menschheit näher zu bringen; wenn er ihm wenigstens nicht die Politur der feinen Lebensart, wenigstens nicht die Maske des Wohlstandes zu geben weis; wenn er nicht — was der Dichter wirklich zu verlangen scheint — den Italienern die Vorstellungskunst abgelernt hat: wenn er nicht gelernt hat, sich all die verschiednen Gestalten des geradezu scheinenden Wesens bey dem Obersten, des schmeichelnden einnehmenden Betragens bey Henrietten, des ehrerbietigen bey der Mutter zu geben; wenn er nicht nur allein Grosmanns Karrikatur darstellt, wie sie ist, sondern gar noch weiter geht, ihn so gar zum gröbsten, ungehobelsten Buben, zu einem Kerl ohn einen Funken von Lebensart macht, zu einem Kerl, wie er nur unter dem gemeinsten Tros von Menschen existiren kann, der Mutter und Tochter gleichsam seine Sottisen ins Gesicht hustet; wenn er ihn zum plumpesten Spasvogel, zum furchtsamsten Bernarden herabwürdigt: so wird er vollends das abscheulichste, widernatürlichste, verachtungswürdigste Brandmal der Menschheit, das Stok und Ruthe und die blutigste Staupung verdient; werth, daß ihm Tochter und Mutter, und Liebhaber und Vater in das Gesicht speyen, und ihn der Mishandlung der ungezogensten Trosbuben — zu deren Geschlecht er gehört — am Pranger Preis geben. Eine solche Vorstellung schändet die Menschheit und die Kunst gleich stark.

Die vier Stufen in dem Alter des schönen Geschlechtes.

Erlaube es, zarte Florine, deinem Freunde, dich in den Jahren deiner Kindheit zu betrachten. — Gönne mir auf einige Augenblicke ein aufmerksames Gehör, und vernimm aus dem Munde der Redlichkeit die Empfindun-

gen meines Herzens. — Sorgenlos und munter erwachest du an jedem Morgen, und jeder Abend findet dich vergnügt. Deine Tage vergehen dir, unter deinen Gespielinnen, bey deinen kindischen Beschäftigungen, und in der Gesellschaft deiner Puppen, unvermerket. — O vertändele sie nicht — diese kostbaren Tage, in welchen du den Grund zu dem Glüke oder Unglüke deines künftigen Lebens legen kannst! — Die Natur hat dich schön gebildet. Sie hat dir auf jede Wange eine blühende Rose gemahlet, und deinem Gesichte die Farbe der Lilien gegeben. Du wirst einst gefallen — du wirst reizen. Die Verführung wird ihre feingewebeten Netze aufstellen. Sie wird dich zu bestricken suchen. — Ehe sie sich noch an dich waget, ehe sie dich noch für eine reife Frucht hält, setze dich in den Stand, ihre Versuche zu vereiteln. Wirf deine Puppen weg, und lerne dich gegen die künftigen Feinde deiner Tugend zu vertheidigen. — Du fragest mich, mit was für Waffen du ihre Anfälle am leichtesten zurükhalten könnest? — und es ist meine Pflicht, dir dieselben anzuweisen. Erwarte aber nicht von mir, daß ich dir den Rath geben werde, jene zerbrechliche, stumpfe, unsichere Waffen, auf welche sich viele unter deinem Geschlechte, zu ihrem Verderben, verlassen haben, zu ergreifen. Nein, Florine, meine Freundschaft gegen dich ist viel zu aufrichtig, als daß ich dich durch einen falschen Rath hintergehen könnte. Eingezogenheit, Sprödigkeit, Ehrbegierde, Klugheit — das sind nur schwache Vertheitigungsmittel. Auch in dem Schoße der Einsamkeit kann man lasterhaft seyn. Auch spröde Frauenzimmer können Thorheiten begehen. Auch die Ehrbegierde lässet sich oft durch Blendwerke betrügen: und die Klugheit ist nicht immer den Nachstellungen einer geübten Bosheit gewachsen. — Die Waffen, welche ich dir anpreise, sind Gottesfurcht und Liebe zur Tugend. Zur jener giebt dir die Religion die beste Anweisung, und zu dieser wird dich die Sittenlehre mit den stärk-

ſten Gründen aufmuntern. Unterwirf dich demnach dem weiſen Willen dieſer beyden treuen Freundinnen des menſchlichen Geſchlechtes. Folge ihrem unverbeſſerlichen Rathe. Lerne ihre heilſamen Grundſätze, und bemühe dich, ſelbige in Ausübung zu bringen. Dann wird die Verführung an dir eine fürchterliche Gegnerinn finden. Du wirſt dich nie von der Bahn der Tugend verirren, und deine künftigen Lebensjahre werden mit Wohlergehen gekrönet ſeyn.

Wie fühlbar reget ſich die Freude in meinem Herzen, wenn ich dich, blühende Amaranthe, in deinem jungfräulichen Alter erblicke! Du bekränzeſt dich mit Blumen, die dein Ebenbild, der ſchöne Frühling, dir darbietet. Die Göttinn des Scherzes, der Frölichkeit und der Anmuth begleiten dich, und geben allen deinen Handlungen den gefalligſten Reiz. Deine würdige Mutter hat dir einen Theil ihrer häuslichen Geſchäffte anvertrauet. Froh verrichteſt du ſie, und übeſt dich in der Haushaltungskunſt. Dann eileſt du zu deinen übrigen Arbeiten. Du verfertigeſt dir ſelbſt den Putz, welchen eine Müßige ſo theuer bezahlet. Deine Hände ſind geſchickt, dir Kleidungsſtükke zu bereiten: und du freueſt dich, wenn du ſagen kannſt: das iſt meiner Hände Arbeit. — Aber du gönneſt dir auch Ergötzungsſtunden. Du lieſeſt ein moraliſches Buch; — oder zärtlichen Dichter, der deinem keuſchen Ohr kein pöbelhaftes Lied vorleyert; — welche dir merkwürdige, lehrreiche Begebenheiten erzehlen; — oder ein Luſtſpiel, in welchem dich ein beſcheidener Witz und ſchamhafter ſeiner Scherz ergötzen; — oder ein Trauerſpiel, deſſen rührender Innhalt dein Mitleiden rege machet, oder deine tugendhaften Triebe verſtärket. — Oder du nimmſt die ſanfttönende Laute in die Hand, und übertriffſt den Wohlklang der Saiten mit deiner anmuthigen Stimme. — Oder du läſſeſt dich von einem tugendhaften Jünglinge zu einem Tanze auffordern, und regelmäßig fliegen deine behenden Füße auf dem leiſe berührten Bo-

den umher. — Ich habe wider deine Ergötzlichkeiten nichts einzuwenden. Sie sind deiner Jugend angemessen. Aber ich bitte dich, bey dem Tanze auf dich selbst ein wachsames Auge zu haben. Auf einem so schlüpfrigem Pfade kann man leicht straucheln. — Die Tonkunst, welche den Tanz begleitet, bringt in einem fühlenden Herzen eine angenehme Lebhaftigkeit hervor. Das durch den Tanz erhitzte Blut setzet die Lebensgeister in eine feurige Bewegung. Die zärtlichen Minen, das sanfte Händedrücken eines nicht ekelhaften Tänzers vermehren diese Bewegung: und wenn Amor dich hier gewahr wird, so bringet er gewiß einen seiner Pfeile in dein Herz. Du hast aber von diesem Pfeile nichts zu befürchten, wenn dein Tänzer ein Tugendfreund ist, der sich blos nach deiner Freundschaft sehnet. Daher reiche nie einem lasterhaften, wenn er dich zu einem Tanze auffordert, deine Hand. Oder wenn du sie ihm, seines Standes wegen, nicht versagen kannst; wenn du sie ihm aus Höflichkeit, aus Achtung gegen die Gesellschaft, reichen mußt: so denke wenigstens beständig daran, daß du mit einem Lasterhaften tanzest. — Auch auser dem Tanze bist du häufigen Gefahren ausgesezt. Wie die Schmetterlinge um eine Blume flattern, so bist du, wenn du öffentlich erscheinest, von Schmetterlingen in menschlicher Gestalt — von Stuzern und süssen Herren — umgeben. Einige nennen dich ein schönes Kind. Andere einen liebenswürdigen Engel. Einige bewundern deine zarte Haut. Andere deine holden Minen. Einige halten deinen Händen, und andere deinen Füßen Lobreden. — Sey auf die Schmeicheleyen dieser redenden Maschinen ja nicht stolz. Vermeide, wenn es möglich ist, ihre Gesellschaft: denn was jene Weltbezwinger unter den Völkern waren, das wollen diese unter deinem Geschlechte seyn; — sie wollen erobern — sie wollen siegen. Zu dem Ende ersinnen sie täglich neue Mittel zu gefallen. Sie wollen sich durch ihren Wohlgeruch eine anziehende Kraft geben; und durch Kleider den Mangel des Ver-

ſtandes und der Verdienſte erſetzen. Aber welch ein Schimpf für ein wohlerzogenes Frauenzimmer, ſich durch einen ſüßen Duft, oder durch den modiſchen Schnitt eines prahlenden Kleides beſiegen zu laſſen! — Oft wagen ſie es auch, Geſchenke anzubieten. Doch dich, Amaranthe, darf ich vor dieſen Fallſtricken nicht warnen. Du weißt, daß ein Geſchenk in der Hand eines ſüßen Herrn eben das, was der Köder an einer Angel iſt. Nur die Unwürdigſten deines Geſchlechtes laſſen ſich durch ſelbige blenden, und geben dadurch zu verſtehen, daß ſie eine Waare ſind, die dem Meiſtbietenden zu Theile wird. — Du haſt von deiner zarten Kindheit an den Unterricht der Religion genoſſen, und deine rechtſchaffene Mutter war dir ſtets eine lebendige Moral. Wie vortheilhaft iſt es jezt in den Jahren deiner Jungfrauſchaft für dich, daß du nicht ohne jenen Unterricht, nicht ohne die Bearbeitung einer mütterlichen Hand, aufgewachſen biſt! Verdanke es der Religion, verdanke es der Tugendlehre, verdanke es der Sorgfalt, mit welcher deine vortrefliche Mutter dich erzogen hat, daß du dich dem Tugendfreunde, welcher dich zur Gattinn begehren wird, ohne Erröthung, ohne heimliche Vorwürfe des Gewiſſens, in die Arme werfen, und von ihm die angenehme Verſicherung hören kannſt, daß du die Luſt ſeines Lebens ſeyeſt.

Betrügeſt du mich, Einbildungskraft? — oder lieferſt du mir das Bild, welches ich ſuche? — Ja ſie iſt es — die holde Philothea — das Muſter liebenswürdiger Gattinnen! — Sie ſoll das Urbild ſeyn, nach welchem ich die dritte Stufe in dem Alter deines Geſchlechtes — die Ehefrau — ſchildern will. — Schon am frühen Morgen erwachet ſie, ihre Pflichten treu zu beobachten. Die Jahre ihrer Jugend ſind verfloſſen, und haben einen Theil ihrer Fröhlichkeit mit ſich hinweggeführet. Mehr die Sorge für die Wohlfahrt ihres Hauſes, als denen Freuden,

welche die Jahre ihrer Jungfrauſchaft begleiteten, ergeben, denket ſie jezt ernſthafter, aber auch ſchöner, als damals. Die erſten Empfindungen, deren ſie ſich bey ihrem Erwachen bewußt wird, ſind dem Ewigen geheiliget. Auf ihren andächtigen Lippen rauchet das Opfer des Gebetes; und aus ihrem, gegen den Allwiſſenden nie falſchen Munde, ertönet ein rührendes Morgenlied. Ihr noch ſchlummernder Gatte, um deſſen Bette ſie, ſeinen Schlaf zu verlängern, mit einer zärtlichen Hand die Vorhänge zugezogen, wird, durch ein ſympathetiſches Gefühl, munter; — höret ſie beten; — wird gerühret; — weinet, und ſpricht zu ſich ſelbſt: Nun weiß ich, warum Gott mich ſo ſichtbar ſegnet. — Freudig fängt ſie nach geendigter Morgenandacht ihr Tagewerk an. Die Maſchine des Hausweſens beweget ſich, ſobald Philothea, die Triebfeder deſſelben, ſich regt. Sie ertheilet dem Geſinde die nöthigen Befehle mit einer Sanftmuth, welche den Gehorſam gegen dieſelbe erleichtert. Lächelnd überraſchet ſie ihre Kinder im Schlafe; umarmet die Kleinen; erlaubet den Größern, ihr Beweiſe einer kindlichen Liebe zu geben; erkundiget ſich nach ihrem Befinden, und heiſſet ſie aufſtehen. In kurzer Zeit ſind ſie reichlich angekleidet. Sie führet ſelbige in das Schlafgemach ihres Gatten, überläſſet die Söhne ſeiner väterlichen Sorgfalt, und nimmt die Töchter unter ihrer Aufſicht. Mit nüzlichen Geſchäfften füllet ſie die Stunden aus, welche einer Nachläſſigen ſo lang ſcheinen; und ihre Töchter dürfen, wenn ſie die erſten Jahre der Kindheit zurükgeleget haben, ebenfalls nicht müßig ſeyn. — Sie iſt keine Feindinn des Vergnügens; ſie ſuchet es vielmehr überall, wo ſich ein wahres Vergnügen finden läſſet: aber nie ziehet ſie es dem Nutzen ihres Hauſes vor. Aus ihrem ganzen Betragen leuchtet Gottesfurcht, Menſchenliebe und Redlichkeit hervor. Ihr Hausweſen blühet unter ihren Händen, wie

die Blüthe eines fruchtbaren Baumes unter dem Einfluſſe eines belebenden Aethers. Ihr Gatte nennet ſie ſein Glük, ſein Vergnügen. Ihre Kinder vermehren mit jedem Tage die Hoffnung, daß ſie einſt der Troſt ihrer Eltern ſeyn werden. Ihr Geſinde ſchätzet ſich in dem Dienſte einer ſo huldreichen Gebieterinn glüklich. Die Welt legt ihr das Lob einer würdigen Gattinn bey, und bey der ſtillſten Gemüthsruhe ſiehet ſie den Herbſt ihrer Jahre eben ſo ſchnell, als den Frühling und Sommer deſſelben, verſchwinden. — Auch du, verehrungswürdige Seneſca, ziehest in deinem ſpäten Alter noch meine Aufmerkſamkeit an dich. An dir erblicke ich alle Züge, welche das Gemählde einer hochachtungswerthen Betagten ausmachen. — Du haſt Recht, wenn du ſageſt, daß das Alter ſeine eigenen Lebenspflichten habe; — daß eine Betagte Tadel verdiener würde, wenn ſie noch die Rolle eines in ſeinen beſten Jahren lebenden Frauenzimmers ſpielen wollte. Daher ſtehet deine Lebensart mit deinem Alter in dem richtigſten Verhältniſſe. Du entzieheſt dich den Ergötzlichkeiten der großen Welt, weil du einſieheſt, daß der Winter deines Lebens eben ſo wenig, als der Winter der Natur, zu Ergötzlichkeiten beſtimmet ſey. — Du kleideſt dich deinen Jahren gemäß. Der Winter zeuget keine Blumen, und ſein Kleid iſt nicht bundfarbig. Einen abgelebten Körper mit buntſcheckigen Kleidern behängen, heiſſet: auf einer Eisſcholle ein Blumenſtük anlegen; und eine welke Wange ſchminken, heiſſet: einen von der Kunſt verfertigten Roſenſtok in ein mit Schnee bedektes Erdreich pflanzen. — Du weißt, daß du den lezten Zeitpunkt deines Lebens erreichet haſt, und arbeiteſt für die Ewigkeit. Jede Betagte müſſen von dir einen heilſamen Gebrauch des Tage des Alters lernen!

Urſachen, warum ſo viele Mädchens keine Männer bekommen.

Es geht mir ſehr nahe, daß ſo viele Mädchens, welche das ihrige zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts durch den Eheſtand beytragen könnten, als müßige Perſonen, wider ihren Willen, ſitzen bleiben müſſen. Solche Mittel auszuſinnen, daß alle und jede, die zum Eheſtand tauglich ſind, untergebracht werden können, iſt wohl bey der jezigen Verfaſſung der Welt unmöglich: wenigſtens zweifle ich ſehr, daß die Manier der Herrenhuther, die ledigen Leute gegen einander zu verloſen, allgemein beliebt werden dürfte.

Vieles hängt bey dieſer Sache von ſolchen Umſtänden ab, die zu ändern nicht in der Gewalt der armen Mädchens ſtehen, und bey welchen alle Verſchläge vergeblich ſind. Was kann ein Mädchen dafür, wenn die Natur ſo gar ſtiefmütterlich mit ihr umgegangen iſt, oder ein Unfall alle Reizungen ſo ſehr entzogen hat, daß man es einer Mannsperſon nicht mit gutem Gewiſſen zumuthen kann, ſie zu ſeiner Frau zu erwählen? Was kann ſie dafür, daß das Glük ſie nicht mit ſo vielem Vermögen beſchenkt hat, um ein jedes Fleckgen, oder jede Unrichtigkeit in der Geſtalt, mit Golde zu bedecken? Oder daß ſo viele Mannsperſonen, die alle Augenblike bereit wären in den Eheſtand zu treten, vermöge ihrer äuſſerlichen Umſtände, entweder gar nicht im Stande ſind zu heyrathen, oder doch erſt eine ſolche lange Reihe von Jahren warten müſſen, bis ſie in die bedenklichen Zeiten kommen, in welchen ihnen jedermann das Heyrathen für eine Thorheit auslegen würde.

Ich rede nur von ſolchen Fällen, in denen es von denen guten Mädchens abhängt, die zu dem Eheſtand

führenden Wege, wo nicht gerade ſelbſt einzuſchlagen, doch wenigſtens denen Mannsperſonen nicht ſchlechterdings zu verlegen und zu verſperren. Ich behaupte, zu ihrem groſſen Troſte, daß Schönheit und Reichthum, welche zu beſitzen nicht in unſerm Vermögen ſteht, bey den wenigſten Heyrathen von den Mannsperſonen in Betrachtung gezogen werden. Zudem ſo ſind die meiſten, ohne ſchön zu ſeyn, doch noch immer von einer ganz leidlichen Geſtalt: und es iſt öfters ſchon hinreichend, wenn uns die Perſon erträglich, oder nicht gerade zuwider iſt.

Und endlich iſt es bekannt, daß der Mangel der Schönheit durch viele andere gute Eigenſchaften ſo ſehr erſezt werden kann, daß man derſelbigen entweder nicht gewahr wird, oder gar eine minder ſchöne Perſon allen andern uns bekannten weit ſchönern wirklich und mit Grunde vorziehet. Eben ſo verhält es ſich mit dem Reichthum. Iſt derſelbe gleich bey den wenigſten groß, ſo haben doch viele noch ein mittelmäßiges Vermögen; und welcher vernünftige Mann wird einzig und allein auf das Vermögen ſehen?

Ein armes Frauenzimmer, das einen Menſchen, bey welchem Reichthum das einzige Nothwendige iſt, nicht bekommt, hat in der That Urſache, ſich darüber ſelbſt Glük zu wünſchen.

In den meiſten Fällen ſind dieſes alſo die Urſachen nicht, warum ſo manches Mädchen ihr Leben unverheyrathet beſchlieſſen muß: ſondern ſehr viel hänat von ihrem eignen Betragen ab, und weil es auf ſie ſelbſt ankömmt, daſſelbige ihrem Endzwek, den ſie doch gemeiniglich alle haben, gemäßer einzurichten, ſo verdient es die Wichtigkeit der Sache allerdings, eins und das andere deswegen vorzuſchlagen.

Bey vielen iſt die Aufführung ſo beſchaffen, daß den Mannsperſonen natürlicher Weiſe alle Luſt vergehen muß, ſich genauer mit ihnen einzulaſſen.

Doris iſt abgeſchmakt und pöbelhaft erzogen, man kann nicht zwey Augenblikke mit ihr reden, ohne daß ſie ihre Einfalt, niederträchtige Denkungsart, oder kleinſtädtiſches Weſen verräth. Was iſt einem Mann, der eine Geſellſchafterinn verlangt, mit einer Perſon geholfen, die, vermöge ſolcher ſchlechten Eigenſchaften, ihm ſeine Tage langweilig machen oder verbittern wird.

Wenn ihr, Mädchens! doch ein wenig mehr bemühet wäret, euren Verſtand aufzuklären, edle Geſinnungen anzunehmen, und die Vorurtheile des Pöbels abzulegen! Ihr ſollt weder gelehrt ſeyn, noch ſcheinen. Aber ich verſichere euch, das Leſen guter Bücher hat ſolche groſſe Vortheile, daß ſich die Folgen deſſelben ſo gar bis in das Heyrathen erſtrecken.

Clorinde verſteht dieß alles; aber ſie hat darüber die Kunſt, die unentbehrliche Kunſt, eine Haushaltung zu führen, nicht erlernt. Was thut der Mann mit der artigen Freundinn? Sie macht ihm tauſend Vergnügen, wenn er allein iſt; ſie bringt ihm Ehre in Geſellſchaften: aber ſein ganzes Hausweſen geht zu Grunde, denn die Aufſeherinn deſſelbigen findet nicht für gut, Hand oder Fuß zu regen. Er wird der Unordnung und des Mangels kaum gewahr, ſo ſiehet er ihre andere gute Eigenſchaften nicht mehr, und lebt im höchſten Grad mißvergnügt. Wird derjenige, der eine ſolche Perſon vorher hat kennen gelernt, wohl ſo thöricht ſeyn, eine Verbindung mit ihr einzugehen, um ſich ins Unglük zu ſtürzen?

Phillis iſt das beſte Mädchen von der Welt. Es fehlt ihr an keinen guten Eigenſchaften: und vorzüglich beſitzt ſie ein biegſames und zärtliches Herz. Eine ſeltene, aber zu einer vergnügten Ehe ſehr nothwendige Tugend.

So lange sie bey andern Frauenzimmern in Gesellschaft ist, ist sie die artigste Person, aber kaum erblikt sie einen Hut, so ist sie ausser sich. Sie weiß sich nicht zu halten, wenn eine Mannsperson freundlich mit ihr ist: sie ist damit nicht zufrieden, sondern wagt sich immer einen Schritt weiter, und bedenkt nicht, daß eine Mannsperson eben dadurch abgeschreckt wird, auf eine ernstliche Verbindung zu gedenken, sondern ihr alle Hochachtung entzieht.

Ich will glauben, daß sie es im Grunde nicht böse meint, sie ist nur ein wenig zu lebhaft und zu zärtlich, obgleich manche es Unverschämtheit und Mannsucht nennen würden. Es ist aber doch immer eine große Unvorsichtigkeit, sich nicht in den gehörigen Schranken der Bescheidenheit halten zu können, welche das Frauenzimmer so wohl kleidet, die selbst Mannspersonen, wenn sie noch so böse Absichten haben, zu verlangen pflegen, und die auch sogar verderbte Frauenzimmer vortreflich nachzuahmen wissen.

Sylvia will mit aller Gewalt einen vornehmen Mann haben. Von ihrem achtzehnten Jahre an hat sie groß gethan, und einen jeden schon von ferne, ehe er noch die geringste Mine zu einer Heyrath gemacht, zu verstehen gegeben, daß sie sich unmöglich entschliessen könne einen Mann von einem geringen Range zu heyrathen. Mancher würde sich durch ihre Schönheit haben blenden lassen, wenn er nicht ein mit vielem Stolze verknüpftes Nein! besorgt hätte. Und was noch mehr ist, so sind viele von denjenigen, die sie vorher kaum des Ansehens gewürdiget hat, wirklich vornehme Männer geworden. O könnte sie ihre achtzehen Jahre zurükrufen! Doch nein! noch jezo, da sich die Zeiten, zum großen Nachtheil ihrer Schönheit, geändert haben, unterstehet sich niemand von einem mittelmäßigen Charakter um sie anzuhalten, weil sie den alten Stolz, zwar nicht mehr so häufig, aber doch noch immer zu viel, blikken läßt.

Dergleichen Beyspiele lassen sich noch eine unzählige Menge anführen: aber es sey an diesen genug, um die wichtige Lehre herauszuziehen, daß ein junges Frauenzimmer Ursache habe, sich alle, ihrem Geschlechte nöthige Tugenden und Künste zu erwerben, und alles dasjenige zu vermeiden, was ihnen den geringsten Verdacht einer schlechten Erziehung, einer niederträchtigen Gesinnung, eines allzuhohen Geistes und anderer Dinge dieser Gattung, erwecken kann. Wollt ihr Mädchen Männer haben, und mit denselben hernach vergnügt leben, so müßt ihr euch, weil doch die Wahl noch immer bey den Mannspersonen stehet, in allem Ernst allerley guter Eigenschaften und Geschicklichkeiten befleissigen, indem doch die wenigsten durch Schönheit und Reichthum angebracht werden können.

Durch Verstellung könnt ihr zwar zuweilen auch noch eine oder die andere Mannsperson an euch ziehen: und es ist zum Exempel besser gethan, wenn Phillis ihr verliebtes Wesen, und Sylvia ihren Stolz zu verheelen wissen, als daß sie solche Dinge jedermann sehen lassen, welche sich denn hernach, gleich einem Lauffeuer, auszubreiten, und ihnen oft, wider ihr eigenes Wissen, die Neigung vieler Leute, die sonst allenfalls sich ihrenthalben Mühe gegeben haben würden, zu entziehen pflegen. Aber im Grunde taugt die bloße Verstellung nichts. Man ist kaum verheyrathet, so hält man es für unnöthig, seine Gemüthsart zu verbergen, zu geschweigen, daß alsdenn tausend Fälle vorkommen, wo sie wider unsern Willen hervorbricht. Wer nun nicht gerade sehr dumm ist, (und welches Frauenzimmer wollte wohl einen solchen Mann haben wollen?) der wird die häßliche Seite seiner Gattinn bald gewahr werden: und alsdenn wird, wofern der Mann nicht mehr als eine gemeine Vernunft und Sanftmuth besitzt, die Ehe nothwendig eine Quelle von un-

unerwährendem Mißvergnügen. Um in dem Eheſtande glüklich zu ſeyn, muß man nicht nur klug und tugendhaft ſcheinen, ſondern man muß es auch in der That ſeyn.

Höchſtnöthige Vorſicht im Heyrathen.

Kein Schritt im menſchlichen Leben iſt wohl wichtiger, als wenn man aus dem ledigen Stande in den ehelichen tritt. — Dieſen ohne Augen — ohne gehörige Prüfung — und ohne genaue Ueberlegung zu thun, iſt eben ſo gefährlich, als unglüklich. Wie viele laufen hier nicht mit verbundenen Augen in ihr eigenes Verderben, und träumen dabey einen ganzen Himmel voll Vergnügen und Glükſeligkeiten? — Nie iſt die menſchliche Einbildung wohl fruchtbarer und verführeriſcher als hier! — Sie macht häßliche Geſichter zu ſchönen — laſterhafte Perſonen zu tugendhaften — unbemittelte Familien zu reichen — bauet Schlöſſer in die Luft — und ſchafft lauter goldene Berge in dem Gehirne der Verliebten — wenigſtens handelt ein groſſer Theil derſelben mit eben ſo wenig Ueberlegung, als die Mondſüchtigen, welche, ohne es zu wiſſen, die gefährlichſten Wege nehmen, und nicht eher erwachen, als bis ſie gefallen ſind und Schaden genommen haben.

Eltern und Kinder ſollten hier ihre Vorſicht verdoppeln! — Die Wichtigkeit der Sache legt es ihnen auf. — Welche Behutſamkeit braucht man nicht in der Wahl eines Bedienten? — Wer wird ihn nehmen, wenn er nicht die beſten Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens aufzuweiſen hat, da man doch nicht mit ihm getrauet wird, ſondern ihn alle Tage wieder los werden kann? — Aber den wichtigen Schritt zu thun, mit einem Menſchen ſeine ganze Lebenszeit zuzubringen, — was will das nicht ſagen? — Sollte man ſich darzu im Rauſch gleichſam entſchlieſſen?

— Sollte man dieſe überwichtige Sache auf gutes Glük wagen? — Gehört nicht zu einer zufriedenen und glüklichen Ehe eine genaue Uebereinſtimmung tugendhafter Gemüther? — Müſſen ſie nicht ein Herz und eine Seele ſeyn, wenn ſie ſich nicht durch Unzufriedenheit, Verdruß und Uneinigkeit das Leben ſauer machen und wegnagen ſollen? — Wie viel Prüfung gehöret darzu nicht, zumal da es die Menſchen in der Verſtellung ſehr weit gebracht haben?

Man hat angemerkt, daß die mehrſten Ehen, wo Mangel und Dürftigkeit herrſcht, die unglüklichſten ſind. — Warum prüfet man nicht ſeine Kräfte, und nimmt nicht, nachdem man ſich richtig abgewogen hat, ſeine Maßregeln, daß man dem Unglükke ausweiche? — Wie manchem könnte durch eine kleine Hülfe bey ſeinem Anfange auf Lebenszeit geholfen werden, wenn er nicht auf ſeinen Kopf beſtand? — Wie mancher würde in guten Umſtänden geweſen ſeyn, wenn er weniger auf die Mitgabe gerechnet — das Seinige in Acht genommen — und weniger groß gethan hätte? — Große hochzeitliche Ausrichtungen ſind gemeiniglich Vorbothen armer und unglüklicher Ehen, ſo wie große Verſprechungen der Eltern das Gift ſind, welches ſie ihren Kindern eingeben. Ehen müſſen auf allen Seiten die Tugend zum Grunde haben, wenn ſie anders nur wahrſcheinlich glüklich werden ſollen. — Es ſind ja noch ohnedem auſſer ihr Dinge genug, die ihr zufälliger Weiſe nachtheilig werden können. — Wer hat das Schikſal in ſeiner Gewalt — und wer kann es errathen? — Die Klugheit macht es daher nothwendig, ſo viel Vorſicht zu gebrauchen, daß man nicht ſelbſt die Hände zu ſeinem Unglük anlege, wenigſtens denen Uebeln auszweiche, welchen man entgehen kann — wenn man anders die Augen aufthun will, und ſich Zeit zu ſehen nimmt, wie vernünftige Leute thun, und gut dabey ſehen.

Leben des berühmten englischen Schauspielers: James Quin.

James Quin wurde 1693 in Kingstreet, Koventgarden, geboren. Sein Vater, der von einer alten Familie abstammte, lebte auf seinem Gute und gab dem Sohne eine vorzügliche Erziehung. Da er ihn aber in dem dreyzehnten Jahre seines Alters verlohr, so kam er unter die Aufsicht des gelehrten D. Jones in Dublin. Er gerieth in einen Rechtshandel wegen seines väterlichen Gutes, der so lange sich verzögerte, daß er endlich aus Mangel der Mittel ihn aufgeben mußte. Aeusserst aufgebracht über das unbillige Verfahren der Rechte, legte er sich nun auf die Rechtswissenschaft, um dereinst selber die Rechtmäßigkeit seiner Sache auszuführen. Der Gedanke, daß noch viele Jahre verlaufen würden, ehe er zur Erreichung seiner Absicht gelangen würde, schreckte ihn bald von seinem Vorhaben ab. Er wählte also einen nähern Weg, sich wieder aufzuhelfen; und dieser war die Schaubühne. Er besaß viele Eigenschaften, welche zu einem guten Schauspieler erforderlich sind; eine ausdrucksvolle Stellung, ein sprechendes Auge, eine helle, volle und melodische Stimme, ein starkes Gedächtniß, das in Erlernung der besten Klaßischen Schriftsteller sich geübt hatte, eine glükliche und deutliche Aussprache und eine majestätische Figur. Hiezu kam noch eine Bewunderung ohne Gränzen für Shakespear. Er hatte schon mit verschiedenen Schauspielern Bekanntschaft gemacht, worunter er seinem Freund Ryant sein Vorhaben entdeckte. Dieser brachte ihn auf die Schaubühne in Smokalley, wo er aber nur in niedrigen Rollen erschien. Er verließ also Dublin und kam nach London, wo er auf dem Theater in Drurylane aufgenommen wurde. Als er das erstemal den Cato spielen

ſollte, hatte er die Beſcheidenheit, in den Zettel zu ſetzen, daß Quin mit der Rolle des Cato einen Verſuch machen wollte. Dieſes hatte den Erfolg, daß die Zuhörer ſehr zahlreich und für ihn ſehr günſtig ſich einfanden. In dem Auftritte, wo man den Sohn tod auf einer Bahre vor den Vater bringt, und Quin die Worte ſprach: „Dank ſey den Göttern! mein Sohn hat ſeine Pflicht erfüllt.„ wurde das ganze Haus gerührt, daß ſie lange nicht aufhörten auszurufen: Bravo! Bravo! Booth iſt übertroffen! — Ein noch größerer Beyfall erfolgte, da er das berühmte Selbſtgeſpräch herſagte, welches man ihn verſchiedenemale zu wiederholen nöthigte. Quin war nun auf die höchſte Stufe ſeines Ruhms geſtiegen. Aber auf der Bühne ſelbſt entſtanden Zwiſtigkeiten, welche viele verdrüßliche Folgen nach ſich zogen, und endlich Hrn. Quin in eine quälende Lage brachten. Ein alter verdienſtvoller Schauſpieler, Willheim Bowen, hörte Quin behaupten, daß Johnſon, ein anderer Schauſpieler, in einer gewiſſen Rolle vortreflich wäre. Bowen wiederſprach; und als die ganze Geſellſchaft der Meynung des Hrn. Quin beytrat, ſo wurde erſterer ſo aufgebracht, daß er den lezteren in Caſtle Tovern fordern ließ. Dieſer erſchien, in der Meinung, ſeinen Gegner zu beſänftigen: allein Bowen ſchloß die Thüre zu, und ſtellte ſich an dieſelbe, zog den Degen und drohte, ihn zu erſtechen, wenn er ſich nicht wehren würde. Er weigerte ſich lange: aber endlich mußte er ſein eigenes Leben vertheidigen. Bowen drang mit ſo vieler Wuth auf ihn ein, daß er verwundet wurde und wenige Tage darauf ſtarb. Doch Bowen erkannte ſein Unrecht noch vor ſeinem Ende und gab ſich ſelber alle Schuld ſeines Todes, ſo daß Quin von den Richtern frey geſprochen wurde. Der Verſtorbene hinterließ Kinder, deren Auferziehung Quin großmüthig übernahm.

Unſer Schauſpieler lebte mit Pope, Swift, Grafen Cheſterfield, Lord Lyttleton in genauer Verbindung. Mit niemand aber hatte er einen vertrautern Umgang als mit James Thomſon. Dieſer berühmte Dichter befand ſich nach dem Tode des Lord Talbot, ſeines Gönners, in Umſtänden, die ihn nöthigten Schulden zu machen, die er nicht bezahlen konnte. Seine Gläubiger ließen ihn daher in's Gefängniß bringen. So bald Quin Nachricht davon bekam, verfügte er ſich zu ſeinem Freunde, ſtellte ihm die Summe, die er ſchuldig war, zu, und befreyte ihn aus ſeiner Gefangenſchaft.

In dem Jahre 1748 hatte er einige Verdrüslichkeiten mit Rich, dem Unternehmer der Schaubühne. In einem Anfalle von Hypochondrie verlies er das Theater und begab ſich nach Bath. Hier hielt er ſich eine Zeitlang auf. Aber bald verlor ſich ſein Unwille, und die Neigung für ſeinen alten Freund Rich wachte in ſeinem Herzen wieder auf. Er ſchrieb daher folgenden lakoniſchen Brief an Rich:

„ Ich bin in Bath “ Quin.

Rich aber, der ſich wieder zu verſöhnen nicht verſtehen wollte, antwortete ihm in folgender Zeile eben ſo kurz:

„ Bleib dort, und geh zum T. “ Rich.

Dieſe Unhöflichkeit brachte das Theater auf immer um ſeinen liebſten Schauſpieler.

Er kam zwar zuweilen wieder nach London und ſpielte unter andern die Rolle des Othello im Coventgardentheater, zum Vortheil der Abgebrannten in Cornhill, auf Garriks Schaubühne, wie auch die Rolle des Falſtaff bey ſeinem alten Freund Ryant, aber da er 1754 die zween vordern Zähne verlohr, ſo entſagte er gänzlich allen Vorſtellungen.

Als Ryant ihm einmal sehr anlag, schrieb er ihm folgende Zeilen:

Mein lieber Freund!

„Es ist niemand auf der Welt, dem ich lieber dienen „ wollte, als Ryant; aber keinem Menschen zu Liebe „ werde ich den Falstaf zischen. Ich habe 100 Pfund „ Sterling für ein Billet beygeschlossen. J. Quin.

Hrn. Quins große Kenntniß in der englischen Sprache veranlassete Seine königliche Hoheit, den verstorbenen Prinzen von Wallis ihn zu ersuchen, daß er seine Kinder in der guten Aussprache unterrichten möchte. Er übernahm es und las die besten dramatischen Schriftsteller mit ihnen. Dieses gab zulezt Gelegenheit zu wirklichen Vorstellungen, und der gegenwärtige König spielte nebst seinen Geschwistern verschiedene Stükke in Leicesterhouse unter der Aufführung des Hrn. Quins. Als Quin nach diesem hörte, mit welcher Einsicht, Anstand und Nachdruk der König seine erste Rede von dem Throne gehalten hätte, sagte er mit einer Art von Entzücken: Das hat der junge Herr von mir gelernt. Se. Majestät vergaßen auch den alten Lehrmeister nicht, so bald sie zum Throne gelangt waren. Sie setzten ihm aus eigener Bewegung und ohne darum ersucht zu werden, einen ansehnlichen Jahrgehalt aus. Die Umstände unseres Schauspielers waren jedoch so beschaffen, daß er auch ohne diese königliche Gnade sein nöthiges Auskommen hatte. Denn als er das Theater verließ, so war er darauf bedacht, sein erworbenes Vermögen auf Leibrenten zu setzen, um sein Einkommen dadurch zu vermehren. Der Herzog von Bedford, der ihn immer sehr hoch geachtet hatte, that ihm bey dieser Gelegenheit den Vorschlag, daß er ihm auf bessere Bedingungen, als gewöhnlich, eine Pension auf Lebenszeit versichern wollte, und sezte ihm solche zu

400 Pfund Sterling aus, gegen 2600 Pfund, welche er ihm überließ. Mit diesen, und noch 2000 Pfund begab er sich nach Bath, als den Ort, den er zu seinem Aufenthalt gewählt hatte. Er unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit Garrick, auf dessen Theater er doch nie hatte Dienste nehmen wollen, ohne Zweifel, weil er nicht glaubte, daß es zween gleich große Schauspieler würde fassen können. Er besuchte ihn aber verschiedenemale von Bath aus.

In dem Jahre 1763. bekam er einen Ausschlag an der Hand, wovon die Aerzte gefahrliche Folgen vermutheten. Er brauchte eine so große Menge Fieberrinde, daß endlich ein anhaltender Durst sich zeigte, der mit nichts konnte gestillt werden. Er entschloß sich also, die Zeit, die er noch leben würde, wenigstens ohne Leiden zu zubringen, und entsagte allem fernern Gebrauche der Arzeneyen. Auf diese Art lebte er noch 8 Tage ganz ruhig. Er starb mit vieler Gelassenheit den 21 Jenner 1766 in dem 73sten Jahre seines Alters. Quin hatte übrigens, wie alle andere Menschen, in seinem Charakter eine Mischung von verschiedenen Eigenschaften. Er war großmüthig, tapfer und von der strengsten Ehrlichkeit; aber dabey hart, rauh und übermüthig.

Leben des allbeliebten englischen Schauspielers Garrick.

David Garrick wurde in der Stadt Hereford in dem Jahre 1717 gebohren. Sein Vater hatte Titel und Rang als Major bey der Armee. Der junge Garrick erhielt in der Freyschule zu Lichtfield seine erste Erziehung, die hernach zu Rochester unter dem berühmten Colson, nachmaligem Lehrer der Mathematik in Cambridge, voll-

endet wurde. Im Jahre 1736. ließ er ſich in die Geſellſchaft zu Lincols-Inn einſchreiben, weil er zur Rechtsgelehrtheit beſtimmt war. Allein, da er entweder die Geſetzwiſſenſchaft zu ernſthaft und trocken für ſeine geſchäftige und lebhafte Seele fand, oder auch, weil ein Genius, wie der ſeinige, ſich nicht in die Grenzen eines ihm ſo wenig angemeſſenen Berufs einſchränken konnte, ſo blieb er nicht lange bey den Geſetzen, ſondern verwechſelte dieſelben ſchon im Jahre 1740 mit der Schaubühne. Der erſte Charakter, den er auf dem Theater in Goodmannsfield vorſtellte, war König Richard III. wo er, gleich der Sonne, wenn ſie durch dunkle Wolken bricht, in völligem Glanze erſchien. Jedermann erſtaunte, einen jungen Menſchen von 24 Jahren auf der Schaubühne zu ſehen, der bey ſeinem erſten Schritte eine Vollkommenheit zeigte, welche die reifeſten Jahre und eine lange Uebung den vornehmſten Schauſpielern Englands nicht hatten geben können. Der Ruf von einer ſo ſonderbaren Erſcheinung verbreitete ſich wie ein Blitz durch die ganze Stadt und alle Kenner der Schaubühne eilten dieſem neugebohrnen Sohne des Genius zu huldigen. Die übrigen Theater in der Stadt wurden verlaſſen, und nur das von Goodmannsfield beſucht, wo Herr Garrick bis zu Ende des Winters ſpielte. Er erhielt hierauf unter ſehr vortheilhaften Bedingungen einen Beruf nach Dublin, wo er den ganzen Sommer zubrachte, und nicht weniger Beyfall als in England fand. Er glaubte ſich jedoch ſeinem Vaterlande mehr verpflichtet, und kam daher zu Anfang des Winters wieder nach London, wo er unter der Geſellſchaft, welche Herr Fleetwood in Drurylane unterhielt, eine Stelle annahm. Er blieb auf dieſer Schaubühne bis in das Jahr 1745. In dem folgenden Winter begab er ſich wieder nach Irrland, übernahm die Beſorgung und Einkünfte des K. Theaters in Schmokalley

mit Herrn Sheridan gemeinſchaftlich, und kam nicht eher, als in dem Winter 1746 wieder nach England zurük. Hier trat er mit dem verſtorbenen H. Rich in Coventgarten in Verbindung, und dieſes war das leztemal, daß er ſich von einem Unternehmer dingen ließ. Denn da zu Ende des Jahres Herrn Fleetswoods Patent für Drurylane erloſchen war, und dieſer keine Neigung mehr hatte, ein Unternehmen fortzuſetzen, wobey er, vielleicht aus Mangel der nöthigen Kenntniß, einen Theil ſeines Vermögens zugeſetzet hatte, ſo kaufte Herr Garrik in Gemeinſchaft mit Herrn Lacy das Theater eigenthümlich an ſich, ließ das Patent erneuern, und eröfnete es im Winter 1747. mit den beſten Schauſpielern aus Herrn Fleetwoods Geſellſchaft, wozu noch die vortreflichen Spieler, Hr. Barry, Madem. Pritchard und Madame Cibber aus Coventgarden gezogen wurden. Hier iſt Hr. Garrick ſeit dieſer Zeit geblieben, und hat durch ſein vernünftiges Betragen, als Haupt der Geſellſchaft, und durch ſeine unvergleichlichen Verdienſte als Schauſpieler ſich die Zufriedenheit der Zuſchauer erworben, deren Rath er durch eine unermüdete Aufmerkſamkeit ſich beſtändig zu nuze zu machen gewußt hat. Herr Garrick war klein von Perſon, aber ungemein wohl gemacht, und da er noch die Geſchicklichkeit des Tanzes und Fechtens zu ſeiner natürlichen Artigkeit, welche keine Kunſt geben kann, aber die gütige Natur vielen ſchon von Jugend auf mitgetheilt, hinzugethan hatte, ſo war in ſeinem ganzen Weſen was leichtes, natürliches und einnehmendes. Seine Farbe war braun, und ſeine Geſichtsbildung, welche regelmäßig und gefällig, war mit einem ſchwarzen, blizenden und durchdringenden Auge belebt. Seine Stimme war hell, melodiſch und gebieteriſch, und ob ſie ſchon weder die überwältigende Stärke von H. Moſſop, noch die muſikaliſche Anmuth von Hrn. Barry hatte, ſo ſchien ſie doch eine gröſ-

sere Strecke von Mannigfaltigkeit zu haben, als man bey dem einem und dem andern wahrnahm. Durch Hrn. Garricks Kunst sie zu regieren erhielt sie noch die Deutlichkeit und Vernehmlichkeit, welche machte, daß auch der entfernteste Theil der Zuschauer ihn verstand, er mochte die sanften Reden der Zärtlichkeit, oder die gebrochenen Töne der unglükseligen Liebe, oder das heimliche Zurseitesprechen, oder das Lärmen der Raserey, oder die Kühnheit der Verzweifelung, oder die Heftigkeit der tragischen Begeisterung vorstellen. Trauerspiel, Lustspiel, Possenspiel, der Liebhaber und der Held, der eifersüchtige Mann, dem die Tugend seiner Frau ohne Ursache verdächtig ist, der gedankenlose artige Herr, der dieselbe bestürmt, alles war in seiner Nachahmungs Gewalt; er besaß den Ausdruk von jeder Leidenschaft. Einen Abend saß das Alter auf seiner Stirne, als wenn die Runzeln, die es ihm eingedrückt hat, unauslöschlich wären; den folgenden schien es, als wenn die Fröhlichkeit und Blühte der Jugend sich überall auf seinem Gesichte ausgebreitet und auch diejenigen Merkmale vertilget hätten, welche doch wirklich von der Zeit und Bildung der Muskeln herrühren. Mit einem Worte: da die Natur die Lehrmeisterinn war bey welcher dieser große Schauspieler sich g bildet hatte, und diese unerschöpflich an Mannigfaltigkeit war, so ist kein Wunder, daß Herr Garrick eine unbegränzte Veränderung in seinen Nachahmungen hervorzubringen wußte. Nie hat dabey ein Schauspieler so viel Ausdruck in den Muskeln des Gesichts besessen. Sie mahlten nicht nur einzelne Leidenschaften, sondern auch den Streit von verschiedenen, womit die menschliche Brust zuweilen erfüllet ist. Wenn auch seine Lippen schwiegen, so konnte man doch seine Empfindungen in deutlichen Zügen, ohne zu irren, auf seinem Gesichte lesen. Nicht geringer sind die Verdienste des Hrn. Garrick um die Nazion, daß er die theatralischen

Schriftſteller zu ermuntern ſuchte, alle Stükke, welche die Sitten beleidigten, von ſeiner Schaubühne zu entfernen, und die Reinigkeit des Geſchmaks auf alle Arten zu befördern bemühet war. Die Stükke, die er ſelbſt ausgearbeitet oder verändert hat, wozu er ſich bekennet, ſind folgende: 1. Every Man in his Humour, Com. 2. Farmers return. Interlude. 3. Guardian, Com. 4. Lethe, Farce. 5. Lying Valet, Com. 6. Miſs in her Teens, Farce. 7. Romeo and Juliet, Tr. 8. Winters Tale und noch einige andere Stücke.

Unter einer Menge Ehrenbezeugungen genoß Garrick ein Jahr vor ſeinem Ende zween neue, wovon man noch kein Beyſpiel findet. Die erſte, daß ihm allein vergönnt wurde, im Parlamente gegenwärtig zu bleiben, da alle andre Zuſchauer den Saal räumen mußten: die zweyte, daß, als er eines von den Feldlagern beſuchte, die damals in England zur Vertheitigung des Vaterlandes aufgeſchlagen wurden, ihm zu Ehren die Parole, Garrick, und das Feldgeſchrey Shakeſpeare! war.

Er ſtarb zu London 1779 als erſter Schauſpieler der europäiſchen Bühnen. David Garrick, Eſquire, erhielt ein Leichenbegängniß, wie es der außerordentlichen Gröſſe ſeiner Talente, und der vorzüglichen Ehrfurcht für die Künſte angemeſſen war, welche die brittiſche Nazion immer vor allen andern ausgezeichnet hat. Er wurde den 5. Februar Nachmittags gegen halb vier Uhr in der Weſtmünſter-Abtey, ohngefähr zwey Schuh von Shakeſpear's Monumente beygeſezt. Schon um 10 Uhr des Morgens war die ganze Gegend bey der Wohnung des Verſtorbenen, und die Straſſen und Fenſter, wo der Zug durch und vorbey gehen muſte, mit Menſchen angefüllt. Um ein Viertel auf zwey Uhr nahm der Zug ſeinen Anfang: ſieben und ſechzich Trauerkutſchen, ohne die übrigen Perſonen und Reuter, machten ihn aus: alle

waren mit sechs Pferden bespannt, und der Kutscher und die Bedienten, die zu Fuße neben her giengen, in Trauer gekleidet: ein leerer Ceremonien-Wagen; ein Wagen mit vier Geistlichen; fünf Wagen, worinn der Herzog von Devonshire nebst neun Lords saßen, die nachher das Leichentuch trugen; ein Wagen mit Hrn. Sherican, der den Zug anführen sollte; einer mit den Verwandten des Verstorbenen; einer mit dem Arzt und Apotheker desselben; vier Wagen mit Schauspielern von Drurylane; drey Wagen mit Schauspielern von Covent-Garden, neben jedem zwey Reuter; fünf Wagen mit Mitgliedern des Gelehrten Clubs; eilf Wagen mit Freunden des Todten; die Kutsche des Verstorbenen leer; vier und dreyßig Kutschen, so den Personen zugehörten, die in den vorigen befindlich waren, leer. Der Bischof von Rochester verrichtete das Amt in der Kirche. Der Sarg, neben dessen Wagen auf jeder Seite sechs Bedienten zu Fuße herglengen, war mit karmoisinem Sammet und vergoldeten Nägeln beschlagen; oben drauf war ein Kupferstich mit dem Wappen des Verstorbenen, und dem Worte: respice darunter, nebst seinem Namen, Sterbetag und Alter, das alles in lateinischer Sprache, angebracht. Jeder, der der Ceremonie mit beygewohnt hatte, empfieng ein Exemplar von diesem Kupferstiche und einen Ring. Die Begräbnißkosten schätzt man auf 1500 Pfund Sterling, hundert Guineen für den Dekan und das Kapitel von Westminster mit inbegriffen. Der König wird auf seine Kosten in der Abtey ein Denkmal setzen lassen. — So wurde der große Garrick noch in seinem Tode geehrt! Ein ewiges Denkmal hat ihm schon der Ruf bey seinen Lebzeiten bey allen Nazionen gesetzt! Und wer verdiente ihn wohl mehr als er?

Logogryphen.

Das Fünfte des zweyten Theils Seite 190 und 191 ist der Buchstabe Z, der sich weder im Himmel, noch auf der Erden befindet ꝛc. ꝛc.

Sechstes Logogryph.

Aus acht kleinen Theilen besteht mein ganzes Wesen, oder überhaupt aus zween großen.

In den ersten drey Theilen bin ich den Menschen und vielen Thieren ein höchst nüzliches und angenehmes Werkzeug; zwar müssen meiner verschiedene Thiere entbehren, und die sind um desto hilfloser, desto weniger geschickt, sich vor der Gefräßigkeit der Menschen zu vertheidigen oder ihr zu entfliehen; aber wer mich besitzet, und besonders der Mensch, kann Nutzen und Vergnügen durch mich schöpfen! Durch mich wird Wohlklang und Wonne in das Herz gesandt, Liebe, Schwermuth, Wuth und die Leidenschaften entzündet, wenn die äussern Gegenstände Geschicklichkeit genug haben, diesen Eindruck auf mich zu machen. Kömmt oft eine kleine Schelmerey aus, so putzen sie mich auf der Stelle weg; oft diene ich wieder der feinen Welt zu einem galanten Scherze, und nicht selten geschieht es, daß sie mich, ich darf nur ein wenig ins Auge fallen, gar einen Haasen oder Esel nennet. Mein zweytes großes Glied bestehet aus fünf kleinern Theilen, da bin ich eine der leckerhaftesten Früchte, die den Gaumen süß befeuchten, oder eine ungesittete Geberde, oder ein eben nicht so artiger Provinzialausdruck, oder auch bin ich ein wahrer Bärenhäuter der sich von jedem ungestraft schmähn läßt. Nimm mich aber ganz, geliebter Leser, so räche ich die Schmach auf der Stelle auf die empfindlichste Weise, und wegen meiner sind schon viele tausend Menschen in der Welt erstochen und erschossen worden.

An einen Buchhändler.

So lange noch der Stützer aus Paris
Romane lieſt und ſchaale Heroiden;
So lange noch Koquetten und die Prüden
Entſchlummern über'm Amadis;
So lange noch mit ſchläfrigen Poſtillen
Die Prieſter ihre Schränke füllen;
So lange der Juriſt
Ein Sklav vom Corpus Juris iſt;
So lang die Aerzte ſich nicht ſchämen
Den Boerhav mit in's Siechenhaus zu nehmen;
So lang der Knecht der jungen Magd
Vom Eulenſpiegel ſchwazt, von Meluſinen ſagt;
So lange noch die frommen Alten
Auf ihren Abraham und ihren Otto halten;
So lange ſich der Geck verbot'ne Bücher ſchaft;
So lange dau'rt auch deine Handelſchaft.

An Chronos.

O Chronos! gieb mir Brod,
Tobak und Bier zur Noth!
Und — hm! du kennſt mich ſchon:
Ein Mädchen, wie Laidion!

An einen Philoſophen.

Freund! laß die Narren Narren ſeyn,
Und trinke dieſe Flaſche Wein,
Gereift an Deutſchlands ſtolzem Rhein,
Und jauchze bidermänniſch drein:
Verwünſcht ſoll Abdera und jeder Dümmling ſeyn!

Theatralisches Quodlibet.

Sammlung

für den

Monat April 1783.

An alle meine Gönner — — Des deutschen Schauspiels Kenner.

Lebt wohl! Lebt immer wohl! es nahen sich die Zeiten,
a mich das Schicksal heißt, Ihr Gönner! von Euch scheiden.
hartes Wort! das mir durch Mark und Adern dringt,
as mich um alles Glük, um meine Ruhe bringt;
hr werdet grosmuthsvoll doch meinem Angedenken
och einen gnäd'gen Blik zu meiner Reise schenken;
as Schicksal will's, nicht ich bin an der Trennung Schuld.
ntzieht mir, Gnädigste! zulezt nicht Eure Huld;
s steigt aus reiner Brust zu Gott des Herzens Bitte:
er Himmel segne stets, Ihr Gönner! Eure Schritte!
ein gnädig Ohr hört sonst die frommen Wünsche an;
nd er vergelte Euch, was Ihr an mir gethan.
aß ich kein Crösus bin macht mir wohl keine Schande,
lleine wär' ich es, so fandt ich mich im Stande
ie Größe Eurer Huld nach Würden zu erhöhn;

Wär ich an Schätzen reich, Ihr solltet Wunder sehn,
Ich lies Euch Tempel bau'n mit prächtigen Colossen,
Und Ehrensaulen stell'n vom puren Gold gegossen —
So könnt die Nachwelt einst, in Stein und Erz gehau'n,
Das Denkmal Eurer Gunst in späten Eokeln schau'n.
Es müßte kostbar seyn! Bey feur'gen Lust-Raketen
Lies ich dann Euer Lob posaunen und trompeten.
So aber bin ich arm; statt Marmor, Gold und Erz,
Ihr Gönner! hab' ich nichts als ein erkenntlich Herz,
Das schlägt nun stets vor Euch, und fühlt sonst keine Triebe,
Als nur von Dankbarkeit, von Ehrfurcht und von Liebe.
Das ist die Ehrensaul, die ich Euch aufgestellt,
Die eher nicht als einst mit mir zu Staube fällt.
O Warschau! sehnsuchtsvoll, noch mit entfernten Blikken
Werd' ich oft nach Dir seh'n! Dieß alles auszudrücken,
Was jezt mein Herze fühlt, ist mein Mund viel zu schwach,
Die Zunge lallt, und giebt dem Schmerze willig nach.
Ihr Gönner! lebet wohl! . . . Hört meine lezte Bitte:
Vergesset meiner nicht und segnet meine Schritte.
Lebt wohl! Lebt ewig wohl! Was man nur wünschen kann,
Ihr Gönner! nehmt von mir in diesem Wunsche an.
Der Himmel segne Euch! Er segne Eure Kinder!!
Den hohen Adelstand!!! Den Burgerstand nicht minder!!!

Die Blendung.

Beschluß.

Es ist keine Sprache die nicht anders ausgesprochen als geschrieben wird; dieses aber ist bey den Tejans merklicher.

Wo keine Sprachen gelernt werden, da iſt eine ſchlechte Erziehung. Warum hat doch Cardos dieſes noch nicht eingeſehen? Die celadoniſche Sprache iſt für die Beredſamkeit und Dichtkunſt; die Teſaniſche für die abſtrakten Wiſſenſchaften. Die eine iſt weitläuftiger, weil ſie reicher; die andere kürzer, weil ſie ärmer iſt.

Die alten Wörter ſind ehrwürdig, weil ſie die Nothwendigkeit erfunden hat; die neuen ſind lächerlich, weil ſie unnöthig ſind.

Die Celadonier haben ihr U, welches in der Muſik rauh; die Teſans haben ihr ſtummes E, welches angenehm iſt in dem Geſang.

Jedes Thier ſoll ſein Geſchrey oder Geſang behalten, und jedes Volk ſoll das nehmliche thun. Unſer Ohr iſt daran gewöhnt; es wird beleidigt, wann man es an eine neue Harmonie gewöhnen will, gleich wie der Geſchmak ſich wider die neuen Ragout empöret. Die Teſans ſind ohnehin ſchon fröhlich genug, als daß ſie einer Muſik nöthig haben ſollten, die ſie aufmunterte, erfreute und auſer ſich ſelbſt bringe. Man muß ihnen daher die Muſik laſſen, die da einſchläfert.

Alle die Teſans ſpielen ſich ſelbſt auf öffentlicher Schaubühne und haben eine Freude an dieſem Spiel Andere Völker ſind zu ſtolz, als daß ſie ihre Gebrechen bekannt machen ſollten. Bisweilen lacht ein Bucklichter am erſten über ſeinen Buckel, damit andere nicht lachen möchten.

Dieſer Menſch hat viel Vernunft, ſagen die Zulins, weil er nicht redet; allein mein Hund redet auch nicht, drum muß er wohl viel Vernunft haben.

Viele Leute leben aus Eigenliebe nichts. (Ach daß es Gottes Wille wäre, daß dieſe Eigenliebe gemeiner ſeyn möchte!) Man befürchtet etwas vorzubringen, worüber

andere Leute lachen dürften, bey einer hübschen Redensart Bankerut zu spielen, und sich mit Unehre aus einem Gespräche zu ziehen. Mehr Leute erröthen aus Hochmuth, als aus Bescheidenheit.

Die Liebe ist nicht so gemein, als man sich einbildet; allein der, so auch nicht verliebt ist, will oft dafür angesehen seyn, und denkt sich dadurch ein Ansehen zu geben. Sie ist reizend, sie ist göttlich; wo wird sie zu Abend speisen? wo geht sie spazieren? Modesprache, die keine Bedeutung hat.

Die spanische Liebe ist nicht mehr im Z auch. Ein Frauenzimmer, welches heut zu Tage seufzende Liebhaber verlangt, kennt unsere gegenwärtige Gebräuche schlecht. Alle unsere Mannsleute sind Cäsars, die auf nichts denken, als auf sehen und siegen; sonst ziehen sie wieder ab, und man muß einen Roman zur Hand nehmen, wenn man die Zeiten der schüchternen Verehrer wieder finden will.

— Man darf tausend gegen eines wetten, daß wir in kurzem wieder in die Barbarey verfallen werden. Wir haben die Moden dergestalt ausgepuzt, und so feine Ragout, Möbeln und Puzwerke ausgedacht, daß wir von diesen artigen Sachen gesättiget und erschöpft, das altfränkische als etwas neues verlangen und annehmen werden. Man ist nicht immer jung, das Alter kommt, wo man an sich selbst altfränkisch wird.

Wir bewundern nicht selten viele Dinge, die die Römer für Thorheit hielten. Ein seichter Geist stimmt, in dem Kapitel von der Bewunderung, nie mit einem gründlichen überein.

Was für Begebenheiten! sprechen wir: nie hat man dergleichen erlebt und gesehen. Irrthum! Die Geschichte vergangener Zeiten war eben so erstaunend, eben so tragödisch; aber die Personen sind tod, das Interesse hat aufgehört, es rührt uns nichts mehr. Man muß auf dem

Partere seyn, wenn man von einem Stück recht urtheilen will.

Alle Bücher, und alle Verfasser sind nur Stücke eines zerbrochenen Glases, worinnen man nur einen Theil von sich gewahr wird. Man muß alle Stücke gut zusammen zu setzen wissen, und alsdenn sieht man recht.

Die Wahrheit ist alsdann nur in der That schön, wenn sie nackigt ist. Man hat sie aber mit so viel Maschaen, Zierrathen und Schneckeleyen ausgepuzt, daß man eine Larve daraus gemacht, worüber man heutiges Tages spottet.

Wer eine Gnade suchet, ist ein Volant; die großen Herren, die mit der Raquette spielen, schlagen ihn einander so lange zu, bis er fallt; alsdenn hat das Spiel ein Ende, und mein guter Volant bleibt auf dem Boden liegen.

Man macht sein Glük gemeiniglich auf Kosten seines Verstandes und Herzens. Viele reiche und in ansehnlichen Aemtern stehende Leute, haben entweder nicht einmal den gemeinen Verstand, oder sie haben ein Herz, das man eher für einen Magen eines Federviehes ansehen sollte.

Die verschiedenen Menschen, die wir erblicken, zeigen uns sämmtlich nichts anders, als so viel verschiedene Arten harter Komposizion an. Man sinnt nach Möglichkeit auf Geiz und Unmenschlichkeit, so wie man ehedessen darauf gesonnen, großmüthig zu seyn.

Es ist in allen Jahrhunderten das nehmliche Maas des Geistes zu finden; aber von Zeit zu Zeit ist der Verstand mehr ausgebreitet; und dies ist unser Zustand. Wir haben zum Exempel, unter achtzig mittelmäßigen Männern, eine Dosin Verstand, die, wenn sie unter sechse vertheilt wäre, sechs fürtrefliche Männer machen würde. Folglich

hat heutiges Tages Jedermann Verſtand, Niemand aber genug.

Ein anderer ſchlimmer Umſtand iſt, daß das Maas des Verſtandes, welches wir haben könnten, und welches wir einzig und allein auf nüzliche und ernſthafte Dinge verwenden ſollten, blos an Kleinigkeiten klebet. In Luxusreyen ſteckt daher ungemein viel Verſtand, und in den wichtigſten Entwürfen gar keiner.

Tyrſon ordnet ein Feſt mit aller Zierlichkeit an, macht ein Sinngedicht mit möglichſtem Witz, und ſobald er etwas wichtiges für den Staat thun ſoll, ſcheinet er ganz hirnlos zu ſeyn. Wir ſind die größten Leute von der Welt für kleine Angelegenheiten, und die kleinſten für große. Dies folgt daraus.

Man erſtickt unſern Verſtand, ſo bald er anfängt aufzukäumen, unter einer Menge Grammatiken und ekelhafter Lekzionen. Immer wird geredet, niemalen gedacht. Wir ſind mehrentheils ungezogene Jungens in den Schulen, und unbändige Purſche wenn wir herauskommen. Darf man auf eine ſolche Morgenröthe einen ſchönen Tag erwarten?

Ich wollte wünſchen, daß eine Mutter ſo viel Aufmerkſamkeit auf ihre Kinder wendete, als auf ihren Hund oder Katze; allein, das wäre zuviel verlangt; die Kinder gehen den Mann an, der Hund und die Katze aber nur der Frau.

Es iſt ein Glük für die Nachbarn, daß die Weiber ſich mit ihren Vögeln oder Hunden beſchäftigen; denn was würde es nicht ohne dies für Klatſchereyen ſetzen?

Zeiget mir zwey Frauensperſonen, die herzliche Freundinnen ſind, und die was Böſes von einander reden, und ihr werdet mir das Wunder über alle Wunder ſehen laſſen. Das Frauenzimmer ſpricht, ſie waren nicht

verbrennen ein Frauenzimmer zu lieben, wohl aber eine Mannsperson.

Die Menschen sind, man mag auch sagen was man will, viel schlimmer als die Thiere; und das kann auch nicht anders seyn. Die Bestien schaden einander nur mit ihren Fängen oder mit ihren Zähnen, wir aber, wir schaden einander durch unsere Gedanken, unsere Begierden, Absichten und Reden, mit unsern blanken Schwerdern und Schiessgewehr. Jenen Mittel zum Verderben, deren sich der Mensch bedient, sind unstreitig ärger als zwey Mittel; ja, es ist gar kein Verhältniß dazwischen.

Wenn man wüßte, wie weit die Bosheit der Menschen gehet; wie wenig Freunde, und wie viele Feinde es giebt, wenn man alle Streiche des Guiryd, alle Schelmereyen des Lesyop, alle Ungerechtigkeiten und Flegeleyen des Dlawid kennete, man würde sich schämen, mit in das menschliche Geschlecht verwickelt zu seyn; man würde wünschen eine Biene oder Ameise, eine Taube oder ein Schaf zu werden.

Wir halten uns für ein ganzes, und wir sind nichts, als ein Glied der Gesellschaft. Allein, was ist eine Gesellschaft heut zu Tage? nichts anders, als eine Versammlung boshafter Wesen, die stets einander zu zwicken suchen, und in welcher der Stärkere allemal die besten Gründe hat.

Marfus saugt dem Volk das Blut aus den Adern, wird stark von ihrem Fette, und zieht dem Menschen, seinesgleichen, ein Gemälde vor. Er würde nicht zehen Gulden darauf wenden, einen Unglüklichen aus seinem Elende zu reissen; und er giebt tausend hin, um diesen nehmlichen Unglüklichen im Bildnisse zu haben und in sein Kabinet zu stellen. Die Gerichte strafen nur Leute, die kein Ansehen und keine Verwandte haben.

Toreas war der gröſte Narr unter der Sonnen, daß er auf dem Lande und der Landſtraſe geſtohlen hat; er hatte ſich ja nur einen prächtigen Pallaſt zu Cardos miethen, Kutſchen und Pferde halten, und ſich Exellenz nennen laſſen dürfen, ſo hatte er ungeſcheut ſtehlen, und tauſend Kaufleute ins Verderben ſtürzen mögen, und ſeine Kinder würden nunmehr die erhabenſten Würden bekleiden.

Die hohen Ehrenſtellen haben einen wunderbaren Vortheil; ſie verändern ſo gar das Weſen der Dinge. Ein Spitzbube wird ein geſchickter Mann, ein Betrüger ein Staatsmann, ein Tyrann ein Eroberer, ein Narr ein Held. Wer war Rimas vor ſeiner Erhebung? der Abſaum des menſchlichen Geſchlechtes. Nun, da er mit dem Vertrauen eines Miniſters beehrt, und mit der allgemeinen Verachtung beladen iſt, ſpricht er von nichts, als wie er diejenigen will henken laſſen, welche ihn ſelbſt vor zehen Jahren würden zum Strang verurtheilt haben, wenn er nicht den Kredit gehabt hätte, den er jezt misbraucht.

Ein geſchickter Kopf kann alles unternehmen, aber er hat tauſend Schwierigkeiten zu überſteigen: er hat die Narren, die Neider, die Gewohnheiten und die Vorurtheile gegen ſich. Parnüx iſt nur darum gefallen, weil er zu viel Verſtand hatte.

Man ſieht Menſchen wachſen, wie freſſende Geſchwüre. Anfänglich iſt es nur ein kleines Maal, bald aber nimmt es dergeſtalt zu, daß es den ganzen Leib bedeckt. Alsdenn will man den Schaden ſchneiden, aber zu ſpät.

Man braucht ſeinen Körper nur, wenn man ſich ſchlägt; und man ſchlägt ſich gemeiniglich nur alle zehen oder zwölf Jahre. Es iſt gar nicht zu bewundern, daß wir keine Stärke haben. Unſere Väter bereiteten ſich lange zum Krieg durch die Jagd, das Ballſchlagen, Mail-

und Billiardſpiel; wir aber wiſſen von nichts, als dem Tiſch und dem Bette, und von da aus ziehen wir zum Sturm. Sind wir geſcheider als unſere Väter?

Die Leichtſinnigkeit iſt das Bild aller Nazionen. Dieſes Uebel hat bis nach China um ſich gegriffen. Man findet einen entſezlichen Unterſchied unter den Völkern des 1682ſten und des 1783ſten Jahres. Opern, Komödien, Feſtins, Puz, liſtige Streiche, Liebeshändel, Redouten, Bälle, Ombres chinois, Pimperle, Seiltanzen, Poliſchinellſpiele, Taſchenſpiele, Geſellſchaften, worinnen man den ganzen Tag redet ohne etwas zu ſagen, Schriften, worinn man moraliſiret ohne zu unterrichten, Staatsgeſchäfte, wo man nur abgedroſchene Projekte wiederhohlt; dies iſt die Welt im Abriß. Hier wie dort, und dort wie überall, entdeckt man nichts mehr, es wären denn Laſter, die unſern Enkeln fürchterlich ſeyn werden.

Ganz Zarlog verſammelte ſich einſtmals, um ſich über die Erſcheinung einer Maus zu berathen, die man in dem Monde wahrgenommen hatte. Wahrend daß man ſich nun unterredete, berathſchlagete, und an alle mögliche Univerſitaten ſchrieb, entdeckten durchdringendere Augen, daß die Maus nur in dem Fernglas befindlich war. Dies iſt das Bild der Welt.

Den Buchhändlern Schriften anbieten, heißt bey den meiſten ſoviel, als den Blinden Farben zeigen. Sie leben mitten unter ihren Büchern, wie die verſchnittenen im Seraglio.

Ein Narr hält nur einen geſcheiden Mann für einen Narren. Er kehrt ihm den Rücken, oder fährt ihn, juſt da er im Begriff iſt fürtrefliche Dinge zu ſagen, in die Rede, um einem Dummkopf zuzuhören, der wie ein Vieh herplaudert.

Es iſt ein luſtiger Anblik um ein Kaffehaus. Einige Peruquen von der älteſten Edition machen die Auf-

Rolle des Schauplatzes, und stellen so lächerliche Figuren vor, die, wenn sie auf Tuch gemahlt sind, sich treflich in die Gänge schicken. Etliche junge Haasenfüße hüpfen hier und da herum, trillern Arien her, oder lehren eine Politik, die wider alle gesunde Vernunft ist. Einige Erzehlungen von einer Haasen- Hirsch- Wolfs- oder Bärenjagd, die man Zeitungen nennt, gehen so wie das Kaffewasser unter den Anwesenden herum. Man gähnt, man hat lange Weile, und damit hat das Spiel ein Ende.

Man muß weder Scham noch Ehre im Leibe haben, wenn man alle Augenblicke ein neues Werk ausposaunt, das man herauszugeben gesonnen wär, und das Manuskript verlohren hat. Allein der Affe ist immer ein Affe.

B** schreit nur deswegen ohne Unterlaß wider die Religion; weil sie ihm beschwerlich ist. Man denkt an keine Sache, die einem nichts angeht.

Weil die Seelen großer Herren ordentlicher Weise nach ihrem Tode übel logirt seyn werden; so thun sie wohl, um sich schadlos zu halten, ihren Körpern prächtige Grabmale zu errichten.

Viele Schriftsteller machen, daß sie bey jedem Werke, das sie herausgeben, des Landes verwiesen werden. Niemand könnte einen bessern Abriß von der Geographie liefern, als sie.

Ich kenne viele Leute, die viel lesen, und nichts als schlechtes Zeug lesen; die gerne Staat machen und ungerne bezahlen; die gerne scherzen und sich nicht vexiren lassen wollen; die sich Christen nennen und kaum an Gott glauben.

Die gefährlichsten Werke passiren die Censur mit Beyfall; acht Tage darauf wird die Erlaubniß widerrufen. Ich wette, der Censor steckt mit dem Schriftsteller unter der Decke, wenn er nicht die Blendung hat.

Die gerne viel lesen, lieben nur unflätige Romanen; wer mit Verstand lieſt, sieht sich nach guten moraliſchen oder phiſikaliſchen Abhandlungen um. Ich finde aber nicht zehen von dieſer Gattung, gegen dreyſigtauſend von der erſtern.

Der Verſtand wird ſo gemein, daß man ſich bald ſeiner ſchämen wird. Man iſt der geſunden Vernunft überdrüſſig geworden, und hat einen ſtolzen Geiſt angenommen, der ſich ſelbſt wider Gott empört, und einen ungebundenen Verſtand, der die Tugend für Spielwerk hält. Was für Verwandlungen!

Es iſt genug, daß ein Werk die Religion und Obrigkeit antaſte, daß es endlich verbrennt werde, wenn es geſucht werden, wenn man es leſen und ſich darum reißen ſoll. Könnten wir uns mehr entehren?

Man zieht die Pfaffen und Mönche durch, als wenn es beſondere Geſchöpfe wären; aber laßt uns die Augen aufthun, ſo werden wir ſehen, daß eben dieſe Pfaffen, eben dieſe Mönche, über die wir ſpotten, unſere Oheime, unſere Vettern, unſere Brüder ſind. Man kann ihre Fehler tadeln, um ſie wieder in die Schranken ihres Standes zu leiten; aber man muß nie die Einrichtung verwerfen, die an ſich ſelbſt gut iſt, und nichts als Ordnung und Heiligkeit anbefiehlt.

Ein Stuzer, der wider die Religion ſchreibt, iſt nichts anders, als ein misrathener Spasmacher, der auf etwas ſchimpft, das ihm unbekannt iſt, und der, weil er nicht Hirn genug hat, das Publikum auf eine andere Art aufmerkſam zu machen, ſich das Anſehen eines Kanzelmannes giebt. Es iſt eine ſonderbare Sendung um einen Apoſtel des Irrglaubens.

Das Spital der dreyhundert Brüder iſt der Abriß der Welt. Man kennet alles nur im Tappen, und oft tappet man Unrecht. Man ziehet ſeine Hand zurük, wenn

man ſie ausſtrecken, oder ſtrecket ſie aus, wenn man ſie zurük ziehen ſollte. Was geſchieht? Alles wird Zweifel oder Verwegenheit. Ein Menſch, der wider die Religion ſchreyet und ſie auszurotten denkt, iſt wie der Hund in der Fabel, der ſich, einen ganzen Fluß ausſaufen zu können, einbildete.

Wer dieſe meine Blendung für boshaft hält, der betrügt ſich: ich packe nur das Lächerliche an, ohne die der Religion, der Obrigkeit und den Regenten ſchuldige Ehrerbietung zu verletzen. Ich habe bey denen, in dieſer Blendung befindlichen Schilderungen, keinen Menſchen vor Augen gehabt; allein ſie wären keine Schilderungen, wenn ſie nicht Jemand glichen.

Die Karakteres des Bruyere würden auf dieſe gegenwärtige Zeiten ſo gut, als auf das abgewichene Jahrhundert paſſen.

Man wird ſich zu erinnern belieben, daß dieſe Blendung ohne Schlüſſel erſcheinet, und wenn je einer zum Vorſchein kommen ſollte, ſo erkennet ihn der Verfaſſer dieſer Schrift für nichts anders, als eine Vergewaltigung derſelben und der Geſellſchaftsrechte. Verflucht ſey der, der ſeinen Bruder beleidiget! Ich bekriege die Laſter, aber die Perſonen liebe ich.

Emilia Galotti

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Leſſing.

Eine der Glükſeligkeiten meines Lebens und eine der willkommenſten Erſcheinungen im Felde der Litteratur für mein Theaterſtudium, mein Beobachten der Kunſt und die Richtung meines Geſchmaks iſt Emilia Galotti. Von dem erſten Augenblik ihrer Erſcheinung an macht ich ſie

zu meinem Studium, das ich las und wieder las, sahe und wieder sahe, durchdachte, prüfte, anwante und nachempfand; und noch izt, je öfter ich sie lese, je voller werd ich ihrer Schönheiten. Mit jedem neuen Blik darein wird es heller in meiner Seele, aus jeder Vorstellung derselben — wenn auch gemordet vom Schauspieler — geh ich weiser und belehrter hinaus, finde mich im Menschenstudium, Karakteristik und Ton der Welt gewanter, sauge immer mehr Honig des Scharfsinn und Wizzes, und finde mich in keinem unsrer Schauspiele so fest gehalten, so unablässig im Denken und Forschen, als in diesem.

Und wenn ich nun so weiser, unterrichteter, geschmakvoller von diesem Studium zurükkomme, und sehe, wie wenig Deutschlands Dichter, Schauspieler, Kunstliebhaber und Kritiker diese Emilia studirt, durchdacht, ergründet und gefühlt haben; wie kalt gelobt sie von unsern Dichtern, wie schief dargestellt von unsern Schauspielern, wie dumm bewundert von unsern Kunstliebhabern, und wie unwizzig wizzig, und unphilosophisch philosophisch sie von unsern Kunstrichtern bekrittelt und überkrittelt worden ist: so falt ich meine Hände am Grabe des Unerreichlichen, und rufe seinem um seinen Staub noch vielleicht flatternden Damon zu: „ Vergib ihnen, sie wußten nicht, was „ sie thaten! „

Oft, wenn ich diesen meinen Liebling, diese meine Emilie von Kunstrichtern und Schauspielern so jämmerlich zerlegt und zerfezt, zerstükkelt und zerbrükkelt fand, stampft ich und kaute an meinem Grimm, daß solche Nichtmenschen Werk des Genies so verhunzen, und sich wohl noch oben drein was darauf einbilden, daß sie es verhunzen, hüllte mich dann, wie Hamlet, in meinem Mantel und dachte schwermüthig über das Seyn und Nichtseyn von Deutschlands Schriftstellern nach.

Warlich, Deutschland ist seiner Genies nicht werth, nicht werth, Lessing gezeugt zu haben; ihn, dem noch keiner gleich war unter Deutschlands Schriftstellern; der so glänzend voran, an der Spizze aller stand: Deutschland war seiner nicht werth!

Wenn ich so bedenke, was für Zwerge an Herz und Geist das waren, die sich wider diesen Riesen auflehnten, und tollkühn ihre Maulwurfshügel gegen die Sonnenhöhe stemmten, auf der er stand und hinabblikte ins Thal und sahe, wie die Ameisen seine Bildsäule hinaufkrochen, sie zu zernagen; wenn ich bedenke, was für Männlein das waren, die seine Emilie anschnarchten, denen Emiliens Husch, husch! ein Dorn ins Auge war, und Orsinens Schnikschnak und Schlarraffenleben die Nase rümpfen machte, denen Odoardo ein Greuel und Emilie eine Thorheit war; wenn ich bedenke, daß alle, die diese Emilie beurtheilten, nicht Lessing darstellten, nicht seinen Scharfsinn entwikkelten, sondern sich produzirten, ihren Scharfsinn, ihre Belesenheit auskramten; daß sie Lessing, dem sie doch das erste Gesezbuch der dramatischen Kunst dankten, von dem sie doch erst über die Kunst denken gelernt hatten, daß sie diesem vordozirten, wie er dieses und jenes in seiner Emilia hätte machen sollen, und wie Grundfalsch und der menschlichen Seele und Leidenschaft zuwider er dieses und jenes behandelt habe, ihm, dem einzigen unter Deutschlands dramatischen Dichtern, der Höhe und Tiefe der menschlichen Seele durchforscht hat; dem Leidenschaft reden und handeln zulassen, wie sie redet und handelt, ein Spiel war: ich sage, wenn ich das so bedenke, so weis ich nicht, ob ich über die Vermessenheit erstaunen, über diese Eitelkeit spötteln, oder diese an Herz und Geist verwahrloste Geschöpfe bedauren, und um Musik der Seele für sie bitten soll.

Das ſchlimmſte iſt noch, daß von allen dem, was wi-
der dieſes Trauerſpiel gekrittelt worden, auch ſogar nichts
der Mühe, gekrittelt zu ſeyn, werth iſt, daß das meiſte da-
von entweder äuſerſt abgeſchmakt und kindiſch, oder ganz
vor dem Ziel vorbeygeſchoſſen iſt. Selbſt die wichtigſte
dieſer Kritiken, die Briefe über Emilia Galotti in Engels
Philoſophen für die Welt, iſt ſie etwas anders, als
eine verfehlte, irregeführte Kritik? Zwar geb ich mit dem He-
rausgeber, Hrn. Engel, gern zu: daß dieſe Briefe zu
den beſſern Kritiken gehören; gebe gern zu, daß ſie immer
einen treflichen Kunſtrichter verrathen; daß Wiz, Scharf-
ſinn und Beleſenheit — nothwendige Eigenſchaften gülti-
ger Kunſtrichter — allenthalben aus ihnen hervorleuchten;
ja, daß ſogar aus dem Geſichtspunkt, wie der Briefſteller
Emilia Galotti ſieht, ſeine Kritik richtig ſey: aber doch
muß ich es von ganzem Herzen beklagen, daß aller dieſer
Wiz, Scharfſinn und Beleſenheit meiſtens hier unrecht
angewant worden, und von zwölf Streichen die Herr S.
auf Leſſing thut, immer zehne in die Luft gehen; beklagen
muß ich's, daß der Briefſteller allen ſeinen Scharfſinn, alle
ſeine Philoſophie aufgeboten hat, ganz was anders zu ſehen,
als Leſſing geſehen haben wollte, und dieſe Emilie ſo lan-
ge zerrte und drehte, bis alle die Widerſprüche herauskamen,
die er darinn fand. Das war auch wohl die Urſach, warum
Leſſing, der ſich ſolche Sachen ſonſt nicht ſo kalt auf den
Kopf zu ſagen lies, dieſem Kunſtrichter nicht antwortete,
weil er fand, daß den Kunſtrichter ſeine Philoſophie irre
geführt, ihn auf einen falſchen Geſichtspunkt geſtellt hatte,
und ihn Dinge kritiſiren und tadeln lies, von denen ihm,
Leſſing, auch im Traum nichts eingekommen war.

Ich bin frey genug, dies in Abſicht dieſer Briefe ein
wenig ins Licht zu ſetzen, und meine Zweifel wider Her-
ren S. hier mitzutheilen. Denn da es erlaubt war, ge-
gen den erſten Kunſtrichter Deutſchlands Zweifel vorzu-

bringen, der doch alles, was er ihm über dramatische Kunst und Wirkung vordezirte so sicher wußte, so wird es mir ja auch erlaubt seyn, Zweifel gegen Herrn S. vorzubringen, auf die er sicher nicht gedacht hat, weil er sonst unmöglich die seinigen über Emilia Galotti hätte niederschreiben können. Zur Sache.

Ein großer Stein des Anstosses für Herren S. ist unter andern die Stelle der Emilie, wo sie über Gewalt und Verführung so schön philosophirt „Ich habe Blut, „ mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut wie eine. „ Auch meine Sinne sind Sinne, ich stehe für nichts, „ ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Gri- „ maldi, es ist das Haus der Freude u. s. w. „ Es ist ihm unbegreiflich, wie Emilia Galotti in diesem Augenblik, in dieser Situazion, an Verführung denken kann. Sie, die den Tod ihres theuren, geliebten Appiani weis, weis durch wen er tod ist. „ Dazu kömmt, sagt er, daß sie „ den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend „ macht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan, und wie sehr „ muß das nicht bey einem so frommen, so ehrliebenden, „ für ihre Seele so besorgten Mädchen ihren Abscheu noch „ bestärken! Immer mag ihr ihre Religion sagen: daß „ bey der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Ver- „ brechen unmöglich sey: in ihrer jetzigen Verfassung kann „ ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken „ annehmen, als der ihrem äußerstem Hasse gegen den „ Prinzen gemäs ist, ihn verstärkt, bestatiget. Wenn sie „ sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor was kann sie sich „ sonst fürchten? davor nimmermehr, daß ihr der Prinz „ je gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre „ Sinne gefallen an ihm finden sollten, oder ich gestehe „ gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was mensch- „ liches Herz ist. „ *)

*) Philosoph für die Welt. Erster Theil. S. 141 und 142.

Ich

Ich möchte das lezte eben nicht behaupten, denn so wie Herr S. das Ding nimmt, iſt alles ſehr wahr und richtig, was er über Emiliens Situazion ſagt. Aber eine einzige ſehr feine und wahre Bemerkung des Herrn Profeſſor Engel, in ſeinem Zuſaz zu dieſen Briefen, wirft dies ganze ſcharfſinnige Raiſonement wider Leſſing über den Haufen: ich meine die Bemerkung von Emiliens heimlicher Liebe zu dem Prinzen. Und daß dieſe Bemerkung nicht bloſſe Vermuthung, ſondern unſtreitige Gewisheit iſt, leuchtet aus Emiliens ganzem Betragen in der Kirche hervor.

Denn hätte Emilia Galotti wirkliche Leidenſchaft für den Grafen; wäre ſie wirklich in ihn verliebt, und wäre ihre Heyrath nicht mehr ein Bund der Hochachtung und Freundſchaft für den Grafen, ein Bund des Gehorſams gegen ihre Eltern: ſo würde ihr Betragen in der Kirche gegen den Prinzen, der ſie ſo gar im Gotteshauſe mit dem Geſtändnis ſeiner Liebe verfolgt, auch ganz anders ausgefallen ſeyn; ſie würde ihn mit einem einzigen Blik all die Verachtung haben fühlen laſſen, die er verdiente. Klaudia vermuthet das ſo gar von ihr, ſcheint Emilien in ſolchen Fällen zu kennen. Aber eben dieſe Furcht, eben dies ihr ſonderbares, ſcheues Betragen, dieſes ihr — ich möchte ſagen — kindiſches Zagen iſt der Beweis einer geheimen Leidenſchaft, eines verborgenen Feuers. Warum ſonſt wünſcht ſie, daß laute Donner verhindert hätten, mehr zu hören, daß ihr guter Engel ſie mit Taubheit geſchlagen hätte, wenn auch auf ewig, als weil ſie den verführeriſchen Ton ſeiner Stimme fürchtet, weil ihr Herz dieſem verführeriſchen Klange ſo gern zuwallt, und tiefe Eindrükke durch ihn fühlt? Warum ſonſt wagt ſie es nicht, nach dem erſten Blik, mit dem ſie ihn erkannt hat, ihn zum zweytenmal anzublikken? warum anders, als aus dieſen gefährlichen Augen kein neues Gift für ihr Herz zu

ſaugen? Warum ſonſt antwortet ſie ihrer Mutter, als dieſe ſie über die Stöhrung ihres Gebets durch die Bemerkung zu beruhigen ſucht „ daß beten wollen auch beten „ ſey, und ſündigen wollen auch ſündigen — meine „ Mutter! „ als weil ſchwache, aber doch ſündliche Wünſche in ihrem Herzen für dieſen Prinzen aufgeſtiegen ſind? Und wenn nun dem ſo iſt, wie ihm iſt, ſo fallen auch alle dieſe Einwürfe des Philoſophen weg; ſo muß ſie von dieſem verrätheriſchen Herzen auch alles befürchten; ſo kann ſie ohn' ein Wunder, ohn' ein gewaltthatiges Mittel, von der Verführung dieſes Verführers nichts retten. Er, der ihrem Herzen ſo gefährlich iſt, daß ſie im Gotteshauſe, in der nähern Gegenwart des Ewigen, ihre Augen auf den Verführer zu richten nicht wagt; ſich im Gotteshauſe ſo gar taub wünſcht, um nur ſeine ſüslokkende Stimme nicht zu hören: was wird er ihr erſt im Hauſe der Grimaldi ſeyn, wo ſie hingeſchleppt werden ſoll — dieſem Hauſe der Freude, von dem ſie es ſchon aus Erfahrung weis, wie gefährlich es für die Tugend, für ihre Sinnlichkeit iſt, indem ſich ſchon ſo mancher Tumult in ihrer Seele erhub, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten? Der Prinz iſt freylich ein Mörder, aber nur der verführte Mörder, und ein aus Liebe, aus Leidenſchaft zu ihr Verführter. Er wird mit Liebkoſungen, Betheurungen, Schmeicheleyen auf ſie losſtürmen; er wird alle Freuden der Sinnlichkeit, Muſik, Tanz und Lermen aufbieten, ihre Sinne zu empören; dieſe empörten Sinne werden die Stimme der Religion und Tugend überſtürmen; ihr Blut wird ſchneller wallen, ihr Puls feuriger ſchlagen, und wer, wer ſoll ſie da retten? Was kann ſie in dieſem Drang von Bildern des Verderbens, die ihre Phantaſie noch feuriger, ſchrecklicher ausmahlt, und Ueberlegung und Raiſonement gänzlich überſchreit, was kann ſie anders, als den Tod fodern? dieſe einzige Rettung von der Schande, dieſes einzige

Mittel, ihre Unschuld davon zu bringen! Nicht um einen groſsen, Römischen Streich zu begehen, nicht um die Lukrezia nachzuahmen — die sich noch dazu erst nach dem Genus erstach — nein, weil sie sich sonst nicht zu retten weis, und vermöge ihrer Religion nichts Theuerers hat, als ihre Unschuld, nichts Glänzenders kennt, als den Martyrertod der Tugend — denn nichts Schlimmeres zu vermeiden sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! — wünscht, sucht, fodert sie den Tod. Und wahrlich hat sie die wichtigsten Ursachen, sich den Sieg ihrer Tugend über all die Verführungen des Prinzen nicht zuzutrauen, hat die wichtigsten Gründe, für nichts zu stehen, für nichts gut zu seyn, und also da sie keinen Weg, sich zu retten, sieht, um den Dolch, auch als einen unbekannten Freund, zu bitten, und zu sterben.

Ein anderer Stein des Anstosses für den Briefsteller ist Odoardo Galotti; besonders ist es die Katastrophe der römischen Virginie, die ihm in dieser Emilie gar nicht ansteht. Odoardo scheint ihm gar nicht die Gründe zu dieser That zu haben, die Virginius bey der Ermordung der Virginia hatte, auch dünkt es ihm viel gewagt, diese Katastrophe der römischen Geschichte auf ganz andere Gründe zu bauen, als sie in der Erzahlung des Livius gebaut ist. „ Es scheint mir ausnehmend mislich, sagt er, eine so bestimmte Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur „ hing, loszureissen, und sie an eine ganz andere, verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung „ von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Karakteren man auch versammeln mag: so „ wird man immer, wenn man sich dem natürlichem Gang „ der Sachen überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen, „ wird Verschiedenheit in den Wirkungen hervorbringen, „ und nachdem sie dort wesentlich, oder zufallig ist, wird

„ ſies auch hier ſeyn. Am gröſsten ſcheint mir dieſe Schwie-
„ rigkeit alsdenn, wenn die Kataſtrophe, ſo auſſerordentlich,
„ ſo ungewöhnlich iſt wie hier. *)

Schwierig iſt die Sache allerdings, aber doch möglich, und für einen Mann wie Leſſing mehr als möglich. Warum ſoll ſich denn nicht eine Reihe von Urſachen erfinden laſſen, dieſ die nemliche Kataſtrophe herbeybringen? Warum ſoll ich dieſe That nicht von den Urſachen der römiſchen Begebenheit losreiſſen, und Gründe erfinden können, die es euch nach unſerer Denkungsart, nach unſeren Sitten möglich machen, daſs ein Vater ſeine Tochter erſticht, ſie von der Schande zu retten? Wie es denn auch in Emilie Galotti geſchieht und ganz natürlich geſchieht. Freylich ſind Odoardos Gründe nicht die Gründe des Virginius; aber warum ſoll den Odoardo gerade wie Virginius handeln? warum denn erſt vom Virginius die Gründe ſeiner That leihen? Will er denn den Römer ſpielen? laſst er ſich denn merken, daſs er die That thut, um es dem Virginius gleich zu thun? Entfahrt ihm auch nur ein Wort, eine Anſpielung auf die That des Virginius? wozu denn alſo dieſe Parallel des Kunſtrichters zwiſchen Virginius und Odoardo? Warum denn Odoardo nach Virginius, und Leſſing nach Livius richten? Ich möchte lieber den Livius gar nicht geleſen haben, eh' mich meine unglükliche Beleſenheit verleiten ſollte, Odoardo mit Virginius, und Leſſing mit Livius zu verwechſeln.

Sicher würde Leſſing, wenn er eine Virginie hätte machen wollen, ein Meiſterſtük gemacht haben. Wo Virginius allen Drang des Römers, all die Gründe des Mannes, dem Freyheit und Ehre über alles geht, geäuſert hätte, eine ſolche That zu begehen, würde er ſie ihn mit all der Entſchloſſenheit, mit all der kalten Ueberlegung

*) Philoſoph für die Welt. Zweyter Theil. S. 104.

einer groſſen Handlung haben begehen laſſen, mit der er ſie, als Römer und unter ſeinen Umſtänden, begehen mußte. Aber wollte denn Leſſing das? oder konnt' ers? Genug wenn dieſe andere Urſachen, aus denen er ſeinen Odoardo Virginius That begehen läßt, in ihrer Art eben ſo triftig ſind, als des Römers ſeine; Und daß ſie das ſind, davon weiter unten den Beweis, wenn wir erſt Herrn S. weiter angehört haben.

„ Iſt denn Emiliens Schickſal, fährt er fort, ſo „ entſchieden, daß weder dem Vater, noch ihr ſelbſt irgend „ ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? laßt „ nicht Odoardo zu ſchnell alle Hoffnung fahren, gleichſam „ um nur dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht „ Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im „ Hauſe der Grimaldi äuſern? Kann er nicht darauf „ dringen, daß ſie der Aufſicht des Kamillo Rota, oder „ eines andern rechtſchaffnen Mannes, deren es in Guaſtalla „ gewis noch geben wird, anvertraut werde? „ *)

Aber wer ſagt denn, daß Emiliens Schande noch nicht entſchieden ſey? Sie iſt es nur zu ſehr; zu ſehr, um nicht alle Hofnungen zu verlieren. Die Art, wie der Wollüſtige, von ſeinem niederträchtigen Kuppler verleitete Prinz Emilien in ſeine Hände bekommt; die Bosheit, mit der dieſer Kuppler, unter dem Schein der Gerechtigkeit, Vater und Tochter und Mutter trennt: um ſie den Begierden ſeines wollüſtigen Herrn zu überliefern; die feine Büberey, mit der dieſer Wollüſtling, unter dem Vorwand: die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtne Tugend zu vereinen, ſie in das Haus der Grimaldi ſchleppt, verbieten ihm alle Hofnung, verbieten ihm, irgend eine Bedenklichkeit dagegen zu äuſern. Und dennoch äuſert er

*) Philoſoph für die Welt. Zweyter Theil. S. 116.

ſie — bittet, ſie lieber in dem tiefſtem Kerker, als im Hauſe der Grimaldi zu verwahren. Aber was nüzt es ihm? daß ihn der Prinz mit einer kalten Höflichkeit abweiſt, und es beym Alten bleibt! Was ſoll er nun weiter? noch mehr darauf dringen? als ob er und ſein Kuppler nicht tauſend hölliſche Kunſte erfinden würden, ſich ſeinen Bitten zu widerſezzen, nicht tauſend hämiſche Kunſtgriffe, mit der Gerechtigkeit bemäntelt, ausſinnen würden, ihn mit ſeiner Bitte anlaufen zu laſſen. Und geſezt, er erhält es, geſezt, Emilie wird in das Haus des Camillo Rota gebracht, was weiter? daß dem Prinzen die Sache etwas ſchwieriger gemacht wird? das iſt auch alles. Wird der Prinz etwa keinen Vorwand finden, auch im Hauſe des Rechtſchaffnen, Emilien zu ſehen, zu hören? Er, der die Gerechtigkeit nach ſeiner Leidenſchaft drehen und wenden gelernt hat? Und wenn er ſie nur ſieht und ſpricht, wird er nicht Gelegenheit finden, das Geſtändniß ſeiner Liebe fortzuſezzen, zu bitten, zu ſchmeicheln? Und Emilie, iſt ſie nicht ein Mädchen, ein ſchwaches, jugendliches, ſinnliches Geſchöpf? Wird die Stimme der Rechtſchaffenheit in dem Munde des ehrwürdigen Kamillo Rota immer über die Stimme der Verführung in dem Munde der Wolluſt und Jugend die Oberhand behalten? kann ſie das? iſt Emilie, mit allen ihren Grundſäzzen von Ehr und Tugend, bey der Jugend ihres Lebens, bey der Wärme ihrer Sinnlichkeit, das im Stande? Aber geſezt nun, es gelingt dem Prinzen in dem Hauſe des Kamillo Rota nicht, etwas über Emiliens Tugend zu gewinnen; wird er mit ſeiner Kreatur, dem Marinelli, nicht alles anwenden, Emilien, unter irgend einem Vorwand, wieder aus dem Hauſe des Rechtſchaffnen in eine andere Verwahrung zu bringen?

So nur kann Odoardo raiſoniren, wenn er ja raiſoniren ſoll — fürchten muß er alles für Emiliens Unſchuld und nichts für ſie hoffen. Es iſt höchſtens nur ein Viel-

leicht, was er denken kann, und auf dieſes Vielleicht ſolle ers ankommen laſſen, ob ſeine Tochter mit Ehre oder mit Schande lebe? Und dann — was doch die Herren alle überſehen, iſt denn Odoardos That eigentlich eine That der Ueberlegung? iſt ſie nicht eine That des Affekts?

Wunderbar kömmt es mir vor, wenn der Philoſoph weiter unten von Odoardo ſagt: „muß ihm nicht der Dolch, „den er im erſten Augenblik der Wuth gezükt hat, im „zweyten Augenblik der Ueberlegung ſinken?„ Gerade als wenn das bis auf den lezten großen Augenblik nicht geſchähe; als ob Odoardo nicht im beſtändigen Kampf des Thuns und Nichtthuns wäre? als ob er nicht mitten im Entſchluß der That beſtändig davor zurükſchauderte? als ob er es nicht ſelbſt greulich nennte, was er ſich da denkt, und für ſeine Tochter thun will? als ob er nicht ſagte: daß der, der ſie unſchuldig in den Abgrund gezogen, ſie auch wieder herausziehen wird? als ob er nicht gienge, es dieſer höheren Hand zu überlaſſen, bis ihm Emilie wider ſeinen Willen aufſtößt? als ob er ſich ſelbſt da nicht noch gegen die That ſträubte, als Emilie ſie fodert? als ob er ſie ſelbſt da nicht noch erinnerte, daß ſie nur ein Leben zu verlieren habe, ja als ſie ihm die bittere Antwort giebt, daß auch nur eine Unſchuld zu verlieren ſey, auch da noch nicht nach dem Dolch greift, ſie zu durchbohren, weil Unſchuld über alle Gewalt erhaben iſt? Nur, als ihm Emilie, nicht die Gefahr der Gewalt, nein, die Gefahr der Verführung zeigt, als ſie ihm ſagt: daß ſie ſo jugendliches, warmes Blut und Sinne habe, wie eine andere, daß ſie für nichts ſtehe, für nichts gut ſey, daß ſie das Haus der Grimaldi kenne, die Gefahr ihrer Tugend in dieſem Hauſe fühle; als ſie ihn flehend um den Dolch bittet, als ſie bitter die Roſe zerreißt, und ſie nicht in dem Haar einer laſſen will, wie ihr Vater will, daß ſie werden ſoll; als ſie ihn bitter und rührend an Virginiens Rettung von der Schande,

durch die Hand ihres Vaters, erinnert, bitter hinzuſezt, daß ſolche Thaten nur von ehedem ſind, daß es ſolche Väter nicht mehr giebt — nur da greift und ſtößt er den Dolch in ihre Bruſt; und wenn er ſie da nicht durchbohrt, da nicht durchſtoſſen hätte, ſo wäre er gar nicht mehr Odoardo; ſo hätte Leſſing nicht gewußt, was er zeichnete; ſo wäre dieſer Karakter, der ſich bis zu dieſem Augenblik ſo ſehr gleich bleibt, mit einmal ein Unding geworden, hätte ſich ſchnurſtraks widerſprochen, hätte ſich ſo unähnlich gehandelt, daß ihn Niemand mehr für Odoardo hätte erkennen können. Der rauhe, gährende, kochende Soldat wär mit einemmal ein kalter Moraliſt geworden, der ſehr weislich überlegt, daß ſo ein Mord abſcheulich ſey; daß es noch tauſend Wege, Emilien zu retten, gebe; daß Gott, ihre Unſchuld zu erhalten, tauſend Wege habe: alles ſchön und erbaulich, und für einen Magiſter der Weltweisheit ungemein rühmlich, aber eine That, die dem von wilden Blut und kochenden Leidenſchaften glühendem Odoardo gerade ſo ähnlich ſieht, als es dem feurigen Brutus ähnlich ſieht, Caeſarn, den Unterdrükker der Freyheit Roms, nicht umzubringen, weil es mit dieſer Tiranney doch einmal zu Ende kommen müſſe.

In der That iſt es wunderbar, daß ein Mann mit ſo viel Philoſophie, Wiz und Scharfſinn, ein Ding ſo ganz von einer verkehrten Seite anſehn kann, als dieſer Verfaſſer der Briefe über Emilia Galotti gethan hat. Indeſſen iſt es doch immer ein Mann, der urtheilt, und ein Mann, der Emilia Galotti unſtreitig richtig hätte beurtheilen können, wenn ihm Virginius und Virginia nicht zu viel im Kopf herumgeſpukt hätten. Aber wenn nun ſo ein unberufnes, an allem was zum Kunſtrichter gehört, gänzlich verwahrloſtes, kläglichtes, triviales Kunſtrichterkoſſen ſo einem Manne nachlallt, und Leſſing, den er zu verſtehen und zu fühlen nicht das mindeſte Zeug hat, eben daſſelbe in langen, weitſchweifigen Phraſen ohne Herz und Seele wiederkäut, und mit ſeinem eignen kläglichen

Schnikschnak verbrämt, wie der Mannheimer Dramaturg in den Rheinischen Beyträgen zur Gelehrsamkeit,*) so weis man nicht, was man sagen soll, daß solche Embrionen von Kunstrichtern die Bildsaulen großer Männer mit Koth bespritzen, und Meistern ihrer Kunst, Schulhefte, die sie nicht einmal zur Hälfte verdaut haben, verdeklamiren, und sie nach diesen Schulheften beurtheilen dürfen.

Es ist wider meine Absicht, diese kritischen Kruditäten eigentlich zu widerlegen; aber Data muß ich doch daraus anführen, um das Publikum urtheilen zu lassen; um es sehen zu lassen: wie weit zu unsern Zeiten der Muthwille unsrer Duodezschriftstellerchen geht, und was sie zu sagen alles wagen, und wagen dürfen.

Auch er hat den Livius gelesen, und tritt nun hin, strozt mit seiner Lektüre und hunzt Lessing aus: daß sein Odoardo nicht Virginius, sein Hettore Gonzaga nicht Appius, sein Marinelli nicht Klaudius, sein Appiani nicht Ikilius, und seine Emilie nicht Virginia ist. „Der stolze, „ unbiegsame, wilde, grausame Appius, sagt er, vor dessen „ blizzendem Auge Rom zitterte, ist in einen Schmetter„ ling verwandelt, in einen italienischen Prinzen, der bis „ zum Erbarmen einfältig ist. „ **) Als ob er das nicht seyn sollte, als ob ihn Lessing nicht mit Fleiß dazu gemacht hätte! O des schwachen Kopfes, der einen Appius haben will, wo gar kein Appius taugt, wo sich gerade nur dieser Schmetterling, dieser, wie er sich ausdrükt, zum Erbarmen einfaltige Prinz in den Plan schikt! Des schwachen Kopfs, der Lessing tadelt, daß er uns eine Probe

*) Rheinische Beyträge zur Gelehrsamkeit. 1781. Erster Band. Zweytes Heft Nr. 7.

**) S. 166.

seiner Prinzenkenntnisse giebt, und seine Gonzaga gerade als das schildert, was die meisten Prinzen sind: weichliche, verzärtelte Geschöpfe, ohne Kraft und Selbstständigkeit; schwache, gebrechliche Dinger, deren Herz und Kopf in den Händen ihrer Minister ist, die sie drehen und wenden, wie sie wollen; mit einerley Anlage zum Guten und Bösen; der bösen Eindrükke so leicht fähig wie der guten — des schwachen Kopfs, der nicht einsieht, was Lessing mit diesem seinfältigen, weichlichen, verzärtelten, wollüstigen, schwachen Prinzen für einen großen Unterricht den Fürsten und Fürstenerziehern giebt! Es wäre ja Lessingen leicht Ding gewesen, einen wilden, grausamen, unbiegsamen Fürsten zu schildern, wie der römische Appius; aber unsre Tragödien sind mit den Gemählden solcher Tyrannen ja überschwemmt genug: da hingegen das Gemählde eines solchen weichlichen, von seinem Minister am Gängelband hin- und hergeführten Prinzen nicht so gemein ist, und nur Lessing es so meisterhaft aufstellen konnte, als er es aufgestellt hat.

Vom Karakter des Marinelli sagt er: „daß er höchstens auf den Ausgang neugierig mache.“ Nun frag sich einen jeden, was man von dem Verstande eines Menschen urtheilen soll, der diesen so großen, ausgeführten Karakter des kriechenden, schmeichelnden, hämischen Hofmanns, der der ganzen Vernunft, des ganzen Herzens, aller Leidenschaften seines Herrn Meister ist; alle Schlingen, alle Kniffe, mit denen er ihn fassen kann, so ausgelernt hat; Spott und Grobheiten des Prinzen so kalt zu verschlukken, und eben so kalt Spott und Grobheiten dem Prinzen zurükzugeben weis; der durch nichts in der Welt desontenianzirt, durch nichts aufgehalten wird, und mit einer unerreichlichen Gegenwart des Geistes, alle Querstriche in seinem Plan wieder gut zu machen und zu seinem Besten anzuwenden versteht; dem alle Arten von Ränke, alle

Gattungen von Hofkuiffen, ſo leicht von der Hand gehen, der in allen ſo ausgelernt, ſo taktfeſt iſt; der ſeine Leidenſchaften künſtlich zu verſtekken, hämiſche Bosheit hinter der Miene der Freundſchaft, und Banditenliſt hinter gefälligem Dienſteifer zu verhüllen ſo ſehr in ſeiner Gewalt hat; der feigherzigſte Kerl und der windigſte Prahler, der ſpreizenſte Hofmann mit der gemeinſten Banditenſeele; ein kriechender Schmeichler, ein niederträchtiger Kuppler, kurz alles das, was ſo ein jämmerlicher Menſch iſt und wird, deſſen ganze Glükſeligkeit ein gnädiger Blik ſeines Herren ausmacht, und der am Ziel aller ſeiner Wünſche iſt, wenn ihm ſein Fürſt mit einer vertraulichen Miene auf die Achſel klopft; was ſoll man nun von dem Verſtande eines Menſchen urtheilen, der ſo ein ausgeführtes, groſſes Karaktergemählde von einem Hofmann, ſo kahl abzufertigen im Stande iſt? Was kann man anders, als Gott und die Vernunft bitten, ihn in ihren heiligen Schuz zu nehmen!

Man kann Scharfſinn haben, und, mit dieſem Scharfſinn, ſich in einen Irrthum hineinraiſoniren; man kann ſonſt von allen Dingen ſehr richtig urtheilen, und doch einmal von ungefähr ein Ding aus einem falſchem Geſichtspunkt anſehen, ohne deswegen, was Kopf und Scharfſinn betrift, bey dem Denker zu verlieren: aber offenbare Wahrheiten verkennen; offenbare, von der Welt erkannte Schönheiten für Makel, Albernheiten erklären, das kann Scharfſinn und Philoſophie nicht; das kann nur der Schwachkopf, der von der Wiege aus für alles Gefühl des Schönen verdorben iſt.

Jedermann hat noch die Art, wie wir im erſten Akt mit der ganzen Familie der Galotti, ja, ich möchte ſagen, mit allen Perſonen des Stüks bekannt werden, für vortreflich, für ſo meiſterhaft gehalten, daß nur Leſſing es ſo machen konnte — und unſer Manheimer Dramaturg ſin-

sie herzlich schlecht. Er murrt entsetzlich mit Lessing, daß wir in diesem ersten Aufzuge gar nichts von den Hauptpersonen des Stüks erblikken. Nichts? freylich persönlich nichts, aber was ihre Karakteristik betrift genug, um einen Begriff von ihnen zu bekommen. Wir hören von Odoardo, daß er mit dem Prinzen Fehde gehabt, daß er ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut ist: hören von Emilien, daß sie ein schönes Mädchen, ein Studium weiblicher Schönheit ist, ein Mädchen ohne Vermögen, aber ein unschuldiges, empfindsames, geistreiches und tugendhaftes Mädchen ist: hören von Appiani, daß er ein schöner, ein reicher Mann ist, ein Mann voller Ehre: wir hören sogar von Orsinen, von ihrer ganzen Lage, Karakter und Denkart; und doch ist das dem Manheimer Kunstrichter nichts erblikken, weil sie nicht persönlich erscheinen; weil er vom Kennenlernen der Personen eines Stüks, die kindische Begriffe hat, die manche Kunstrichter von der dramatischen Handlung haben, die nirgends Handlung sehen, als wo es viel in Ohnmacht zu fallen, zu kazbalgen, zu janken, zu trompeten und zu lermen giebt; daß jeder innerer Kampf, jede Reihe von Ideen, deren eine aus der anderen erwächst, eine die andere aufhebt, wieder wekt, und wieder umstößt, daß jeder Affekt von Folgen! Handlung ist, das begreifen sie nicht. Eben so glaubt dieser Kunstrichter mit den Helden eines Schauspiels nicht anders bekannt zu werden, als durch ihr Selbstauftreten, daß sie uns selbst sagen, wer sie sind, und woher sie kommen. Er begreift nicht, daß wir, durch die von andern uns mitgetheilten Züge des Karakters der Helden, so gut mit ihnen bekannt werden können, als wenn sie es uns selbst sagten; daß diese, uns durch andere mitgetheilten Züge ihres Karakters uns auf ihre Erscheinung präpariren, die um so mehr auf uns wirkt, wenn wir sie gerade so finden, als wir sie einigermassen erwartet haben.

Noch anstössiger ist es unserm Kunstrichter, daß Emilie, als die Heldinn des Stüks, so wenig zum Vorschein kömmt, da wir uns doch für sie am meisten interessiren sollen. Was für einen Begriff doch dieser Mann von Drama und dramatischer Kunst haben muß, daß er die Heldinn eines Schauspiels nicht anders interessant zu machen weis, als wenn sie beständig auf dem Plaz ist. Was interessirt uns denn an dem Helden eines Schauspiels? nicht sein Schiksal, seine Glüks- oder seine Unglüksfälle? und werden wir von diesem Schiksal, diesen Glüks- oder Unglüksfällen der Emilie nicht unterrichtet, auch wenn sie nicht erscheint? „Wir haben es nur immer mit Marinelli und dem Prinzen, mit dem Prinzen und Marinelli zu thun, sagt der Kunstrichter weiter.“ — Wahr, aber wir sehen sie doch nur immer um Emiliens Willen, es wird offenbar in ihren Unterhandlungen nichts gesprochen und geschieht nichts, das nicht auf Emilien und ihr Schiksal Beziehung hat. Wie kann er also Lessing beschuldigen, daß er zu vergessen scheine, daß die Heldinn des Stüks auch dabey zu thun haben müsse? Als ob sie nicht dabey zu thun habe? Als ob sie nicht dabey zu thun haben könne, wenn sie nicht alle Augenblik selbst auftritt und sich produzirt? So wenig sie erscheint, so ist doch jede Szene, in der sie erscheint, so karakteristisch, macht uns so ganz eigentlich mit ihr bekannt, interessirt uns so ganz für ihr Schiksal, daß ich gar nicht begreifen kann, warum sie mehr und öfter aufzutreten nöthig hätte.

Doch was kann man von einem Manne anders erwarten, als schwankendes, leeres Urtheil, der die offenbaren Meisterzüge des Dichters für Plattitüden erklären kann; der den vortreflichen Zug, daß der Prinz die Bittschrift einer Emilia Bruneschi gewährt, weil sie Emilia heißt, für klein; kalt erkläret; der den herrlichen Zug, die feine Satyre auf den Leichtsinn, mit dem die Großen der Erde Tod

und Leben austheilen, den Zug des Wechslings, der nichts sieht als seine Leidenschaft, und dem es, seine Leidenschaft nur gleich zu befriedigen, auf ein Menschenleben nicht ankömmt, der diesen Zug in den Worten des Prinzen, als ihm Kamillo Rota ein Todesurtheil zu unterschreiben giebt, „ sehr gern, es könnte schon geschehen seyn „ für affektirt hält, ihn mehr für einen Ausdruk des Witzes, als der Leidenschaft erklärt, darinn mehr den Dichter als Wahrheit sieht? O des Menschenkenners, o des Blind- und Taubgebohrnen an Herz und Geist!

Und doch möcht das alles noch hingehen; man kann seicht, aber doch bescheiden urtheilen, und in so fern es nur bescheiden geurtheilt wäre, könnte man das Seichte allenfalls verzeihen. Aber wenn sich nun zu dieser Seichtheit Ueberwuth, und zu diesem Uebermuth Unverschämtheit gesellt, so kann man nicht anders als äuserst unwillig werden. Einem Mann wie Lessing vordoziren, was er schon längst an den Schuhen abgerissen hat, würd' ich kaum einem Manne von Kopf verzeihen: aber wenn nun so ein Kunstrichterchen, wie dieser, Lessingen Sprüchelchen aus dem Horaz vorrezitirt, von ihm als einem Verderber des Geschmaks, als einem Verführer der Nazion spricht: so muß man nur selbst ein Dummkopf seyn, wenn man das ohne kochenden Unwillen mit ansehn kann, und einen solchen kindischen, läppischen Uebermuth nicht in dem Angesichte von ganz Deutschland dem öffentlichem Hohne Preis giebt. Ich wenigstens kanns nicht: Odi — um dem Kunstrichter auch ein Sprüchelchen aus dem Horaz anzuführen — Odi profanum vulgus & arceo.

Wie viel gröser wird dieser Frevel nun, wenn man denkt, wer Lessing war, und der ganzen Nachwelt seyn wird: der Erste, der Einzige, der Unerreichlichste unter Deutschlands Schriftstellern. Der alle Künste und Wissenschaften so unbegreiflich in sich vereinigte, alle um-

faßte, alle tief durchschaute, in keiner Fremdling, in jeder Herr und Meister war: Alterthumskenner, Philosoph und Dichter; tiefsinniger Denker und witziger Kopf; allgemeines Genie, allumfassender Geist, dem kein Feld der Wissenschaften zu rauh war, auf dem er nicht Blumen saete, und kein Gebiet der Litteratur zu dunkel, über das er nicht Licht und Helle verbreitete. Der den Geist fremder Nazionen wog und in ihren Zungen redete; ihre falschen Götzen zertrümmerte und die Altäre zerbrach, die von Götzenopfern rauchten. Der dem Ungeheuer Vorurtheil den Nakken zertrat, und seine Fesseln um den Nakken schlug. Der Deutschland Deutschland kennen, und Deutsche, deutsche Schönheit fühlen, lehrte; Germaniens in der Wiege schlummerndes Theater aus seinen Windeln herausriß, und zum schönen ausgebildeten Mann zog; der Menschenherz und Menschenleidenschaft durch und durch sahe, und sie wie ein Buch auseinander schlug; alle Stände der Menschen, vom Thron bis zur Hütte, genau kannte, und allen Gekken, vom Fürst bis zum Bettler, ihre Schellenkappe vorschellte; der der dummen Prahlsucht die Larve abriß, und die hohnlächende Kabbale blutig peitschte, daß sie sich zukkend und bebend zu seinen Füssen krümmte, und für ihn nicht Gift und Stachel hatte; über den der Neid die Zähne knirschte, aber wenn er seine Geissel erblikte, die Zähne zu fletschen vergas; aus dessen kleinsten Werken Urkraft und Originalgeist weht, und fast jedes den Stempel der Unsterblichkeit trägt. Der Einzige im Denken und Richten, im Schaffen und Darstellen! — Nun zu den Schauspielern.

Künstlern, deren ganzes Leben das Karakterstudium ausmacht; deren Beruf es ist: Karaktere zu fühlen und darzustellen, solchen Künstlern, sollte man glauben, müsse kein Karakter, in irgend einem Meisterwerk der dramatischen Kunst, zu schwer aufzulösen, kein Karakter zu schwer, ihn zu fassen und durchzuschauen seyn; und wenn sie ihn nun aufgelöst, gefaßt und durchschaut hätten, so müßten

ſie auch — ſollte man ferner glauben — ihn ſo darzuſtellen im Stande ſeyn, wie ſie ihn aufgelöst, gefaßt und durchſchaut hätten. Aber daß man weder das eine, noch das andere immer von dieſen Künſtlern erwarten darf, davon giebt unter andern auch Emilia Galotti einen Beweis. Kein Trauerſpiel wird wohl öfter auf unſern Bühnen gegeben, als dies; und keines ſchiefer, verkehrter geſpielt, kein's mehr gemishandelt. Wo es nicht gerade gemishandelt wird, wird es doch gewis äuſerſt kalt geſpielt, und faſt auf keinem unſerer Theater — und ich habe doch unſere beſten Bühnen geſehn — werden mehr als zwey bis drey Rollen in dieſer Emilia Galotti wahr oder erträglich geſpielt werden.

In der That iſt es für mich ein Problem, daß ſelbſt für unſre Künſtler von Kopf und großem Talent, dieſe Emilia Galotti eine Klippe iſt, an der ihr Talent ſcheitert; daß ſelbſt von dieſen ſonſt ſo achtungswürdigen, wirklich großen Künſtlern die Karaktere dieſer Emilia Galotti meiſtens entweder falſch gefühlt, oder doch wenigſtens äuſerſt matt dargeſtellt werden. Denn noch — mit aller Achtung gegen das ſonſtige Talent dieſer Künſtler bekenn' ich es — noch hab ich, ſo unzählichemal, von ſo verſchiedenen Schauſpielern ich auch Emilia Galotti ſpielen ſahe, noch hab' ich nie die Karaktere des Marinelli, des Prinzen, Appiani, Conti, der Orſina mit der ganzen Wahrheit, und nur einmal in meinem Leben den Odoardo, die Klaudia und Emilia auf verſchiedenen Schaubühnen richtig ſpielen ſehen.

Vorzüglich iſt es der Karakter des Odoardo, den ich am meiſten verkannt, falſch gefühlt, und kalt dargeſtellt gefunden habe. Das Sonderbarſte dabey iſt, daß ich faſt alle Schauſpieler dieſen Karakter des Odoardo mit dem Karakter des Hartley in der Eugenie und dem Freyenhof in Grosmanns Henriette auf das wunderlichſte habe vermiſchen, und den Odoardo wie den

Hartley,

Hartley, und den Freyenhof wie den Odoardo von ihnen habe ſpielen ſehn.

Das gilt nun beſonders von denen Herren, die ſich das Fach der rauhen, polternden Alten auserleſen haben. Weil Rauheit in dieſen Karakteren der Hauptzug, und Rauheit ihnen ſo viel als Lermen und Schreyen iſt, ſo ſpielen ſie ſie dann auch alle drey ſo rechtſchaffen rauh, daß man ſchwerlich wiſſen würde: ob Odoardo, oder Freyenhof, oder Hartley ſpricht, wenn uns nicht Komödienzettel, und Dialog aus dem Traum hülfen.

Das Rauheit nicht immer Grobheit, und auffahrendes Weſen nicht immer Flegeley ſey; daß unter Rauheit und Rauheit ein Unterſchied ſtatt finde; daß der Franzoſe anders rauh ſey wie der Deutſche, und der Italiener anders wie der Engländer: das faſſen ſie nicht. Daß Hartleys Auffahren von Freyenhofs Auffahren, und Freyenhofs kochender Zorn von Odoardos kochendem Zorn himmelweit unterſchieden ſey: dahin reicht ihr Verſtand nicht.

Vielleicht leiſte ich dieſen Herren einen wichtigen Dienſt, wenn ich — eh' ich auf den Karakter des Odoardo komme — ihnen den Unterſchied der Rauheit in dieſen drey Karakteren ein wenig klar mache. Ein Unterſchied, der ſo in die Augen ſpringt, daß man, ihn klar zu machen, kaum für nöthig halten ſollte: wenn mich nicht die tägliche Erfahrung überzeugte, daß für unſre meiſten — ſelbſt beſungnen und vom Kupferſtecher und Gipspouſſirer verewigten — Schauſpieler noch vieles gar dunkel und unbegreiflich bleibt, was ſonſt jedem ganz ſchlichten Menſchen klar und faßlich iſt.

Alſo: Hartleys Rauheit iſt nur Auffahren; er ſchreyt nicht, er tobt nicht: auſſer, wenn man ihn auf das äuſerſte treibt. Iſt er aber auf das äuſerſte getrieben, ſo kennt er auch keine Gränzen; er kreiſcht, er ſchreyt heftig. Seinen Zorn verbergen, wenn er einmal aufgelodert iſt,

das kann er nicht; fühlt er ihn einmal: so ist er auch ganz sichtbar. Aber dahin kömmt es denn auch selten, sonst fährt er nur immer auf, murrt nur. Auch weis er sich bald zu fassen und nachzugeben. Leidet er, so ist sein Schmerz immer mehr Wehmuth, als bitterer, wüthender Schmerz, mehr männliches Gefühl seines Elendes, als Zähne knirschender Schmerz.

Freyenshofs Rauheit ist die Rauheit eines Soldaten ohne Erziehung, der sonst nichts ist, als Soldat, sonst keine Welt kennt, als die militärische. Unter der Fahne aufgewachsen, und zum Manne geworden, hat er denn freylich keinen Begriff davon: eine Sache mit Anstand und Mässigung zu thun. Darum bringen ihn auch keine Gründe zu recht. Er will blinden Gehorsam, wie von seinen Soldaten, und wie er mit diesen — wenn sie nicht Ordre parirten — zu stürmen und zu schreyen gewohnt war, so stürmt und schreyt er auch mit seiner Familie. Sich Zwang anthun, ist nun vollends seine Sache gar nicht. Er will immer oben hinaus; bey dem geringsten Anlas von Ungehorsam schreyt und tobt er, ist wild bis zur Tiranney. Wenn ihn der Zorn ganz übermannt hat, ist gar nicht mit ihm auszukommen; er läuft herum, schreyt, rast, und es braucht lange Zeit bis er wieder zu sich selbst kömmt. Einreden läßt er sich eben so wenig, als besänftigen; im Gegentheil wird er heftiger, wenn man ihm zureden will.*)

Odoardos Rauheit hingegen ist ganz etwas anders: sie besteht weder im Auffahren noch im Schreyen.

---

*) Das ist freylich nur Freyenhof, wie ihn Schröder schaft: die einzige vernünftige Art, wie er genommen werden kann. Bey Grosmann hat er — wie ich in voriger Sammlung für den Monat März gezeigt habe — gar keinen Karakter.

Sie ist ein inneres Gähren seines empörten Herzens, ein inneres Kochen seiner aufgejoderten Leidenschaften, die in gedämpften Tönen, nur durch das Feuer seiner Augen und das Glühen seiner Wangen sichtbar wird. Nun wenn ihn diese innere Wuth ganz überwältigt, ganz zusammenpreßt, äusert er sie — nicht in Geschrey, nicht in Rasen — in durch die Zähne gedrängten, knirschenden, verbissenen Tönen; in einem dumpfen, hämischen Lachen. Aber lange weis er an sich zu halten, weis lange dieses innere Toben zu verbergen; weis sich, selbst im Ausbruch seiner höchsten Wuth, gleich wieder zu fassen, und wenn ihn nicht sein rollendes Auge, seine schwellenden Muskeln verriethen: so würde man aus dem Ton seiner Stimme kaum muthmasen, was in ihm vorgeht.

Der Unterschied der Rauheit in diesen drey Karakteren ist also offenbar. Der Ane fährt nur auf, schreyt nie, ausser, wenn er aufs äuserste getrieben wird; giebt aber auch denn selbst der Vernunft bald wieder Gehör. Der andere kann keinen Widerspruch vertragen und schreyt bey dem kleinsten Anlas davon, rast, schäumt vor Zorn; läßt sich durch nichts zurechtbringen, und wird immer wilder, je mehr man ihm zuredet. Der dritte fährt nicht auf, und schreyt nicht, wird fast nie laut. Seine Wuth kocht innerlich, und bricht nur gedämpft und verbissen hervor. Daß nun, troz dieses offenbaren Unterschiedes, unsre Schauspieler diese drey Karaktere dennoch über einen Leisten ziehn, ist um so weniger ein Wunder, wenn man bedenkt: wie die meisten unter ihnen zur Kunst kommen, und was für einen Begriff sie von der Kunst haben.

Es ist traurig genug für die Kunst, daß so viele, die für jeden anderen Beruff verdorben sind, sich stark genug für diesen fühlen, und mit einer Frechheit ohne gleichen eine Kunst entweihen, von der sie oft im zwölften, ja im zwanzigsten Jahr der Ausübung kaum das ABC zu fas-

sen im Stande sind. Es ist traurig genug für die Kunst, daß solche armselige Stümper durch Kriechen und Schmeicheleyen sich oft einen Namen erschleichen, den der Mann von Talent im Schweis seines Angesichtes nicht erringt! Es ist ein Jammer für die Kunst und eine Herabwürdigung des wahren Künstlers: wenn Dichter und Kunstrichter, und Mahler und Kupferstecher ihr Talent zur Verherrlichung solcher Fuscher und Sudler misbrauchen; indes die Perl des Genies, ungekannt und ungeachtet, den Säuen des Publikums zur Speise vorgeworfen wird! — — Aber man lasse diesen geistlosen Stümpern immer diesen gemahlten Triumph. Nur der Pöbel gaft die mit Knittergold behangenen, beflinkerten und beflitterten Trophaen mit dummen Erstaunen an; nur der Pöbel klatscht über bunte Frazengesichter, indes der Weise vorübergeht, zu der einsamen Bildsäule der Wahrheit eilt, und an ihrem Altar dem wahren Talent seinen Weyhrauch opfert.

Denn wo der Pöbel die Stimmen lenkt,
Da schweigt der weise Mann und denkt!

Odoardos Rauheit zeichnet sich vorzüglich durch den Anstrich aus, den sie hat, durch die Quelle, aus der sie fließt. Durch Odoardos ganzes Betragen schimmert etwas Düsteres, Finsteres, Unzufriedenes hervor, das aus seinem Mistrauen gegen die Menschen, aus einem gewissen Hange, alles von der verdächtigen Seite anzusehen, entspringt. Er hat am Hofe, oder doch wenigsten in der Residenz eine Zeitlang gelebt, er kennt den Hof, das Leben am Hof, die Menschen am Hof, und das Resultat seiner Kenntniß ist: Haß gegen alles, was Hof heist und Hof ist. Er hat sich den Ansprüchen des Prinzen auf Sabioneta heftig widersezt; dadurch hat er sich ihn zum Feind gemacht. Durch die Heyrath des Grafen Appiani mit seiner Tochter, den der Prinz, als einen reichen, angesehenen Mann ungern an seinem Hof verliert, zieht er sich seine Feind-

schaft noch mehr zu. Das weis Odoardo; er muthmaßt zugleich, daß der Prinz seinen Unwillen über diese Heyrath gegen Marinelli auslassen, daß Marinelli, als ein Todfeind des Grafen, um sich seinen Herren verbindlich zu machen, sein neues Vertrauen und neue Ehrenstellen zu erschleichen, alles anwenden wird, diese Heyrath, sobald sie ruchbar ist, wo nicht zu hindern, doch wenigstens aufzuhalten. Diese Muthmaßungen lassen ihm keine Ruhe; sie sprengen ihn nach Quastalla; er fragt nach Emilien, sie ist in der Messe, ist allein in der Messe. Dieser so unbedeutend scheinende Umstand ängstet ihn. So wenig Schritte auch Emilie nur bis zur Messe hat, so befürchtet er doch einen Fehltritt. Er geht mit Klaudien, auf ihr Bitten, eine Erfrischung zu nehmen — aber unruhig und voll Besorgnis „ Du hättest, sagt er zu ihr, sie nicht allein sollen „ gehen lassen. „

Er kömmt zurük; sie bleibt ihm zu lange; er muß noch bey dem Grafen vor. Sein Herz ist voll Bewegung; das einzige freut ihn, daß der Graf in seinen väterlichen Thälern sich selbst leben will, fern von einem Hof, dessen Prinz ihn haßt. Klaudia will ihm diese Besorgnis benehmen; sie sagt ihm, daß der Prinz ihre Tochter beym Kanzler Grimaldi gesprochen, daß er sich gegen sie so gnädig bezeugt, sich mit ihr unterhalten, von ihrer Schönheit so bezaubert geschienen, mit so viel Lobeserhebung von ihr gesprochen: Odoardo hörts, und seine Muthmaßungen werden heller; der schreckliche Gedanke, daß sein Feind, daß dieser Wollüstling Schande über sein Haus bringen, und sich so auf das tödlichste an ihm rächen könne, füllt seine ganze Seele. Er ahndet gleichsam, was geschehen wird, und bittere Wuth bemächtigt sich seiner, daß er sie so gar gegen Klaudia ausläßt:

„ Das alles erzählst du mir im Ton der Entzükkung! o Klaudia, eitle, thörichte Mutter! „

Sein Herz schlägt ihm mächtig; seine Glieder fangen an zu beben; der Sturm in seiner Seele wird immer wilder: denn immer mehr packt ihn der schrecklichste aller Gedanken:

„ Ha! wenn ich mir einbilde — das gerade wäre der Ort, wo ich am tödlichsten zu verwunden bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt. Klandia, Klaudia, der bloße Gedanke sezt mich in Wuth — Du hättest mir das sogleich sollen gemeldet haben. „

Seine Ahndungen werden immer stärker, immer fürchterlicher, doch will er sich nichts merken lassen, was er ahndet. Er sucht sich zu fassen.

„ Ich möchte dir heute nicht gern etwas Unangenehmes sagen — und ich würde, wenn ich länger bliebe. Drum laß mich! laß mich! Gott befohlen, Klaudia. Kommt glüklich nach. „

Sein ganzes Gesicht, sein ganzer Ton verräth die Unruhe seines Herzens; er geht nicht, er stürmt gleichsam ab.

Jemehr es nun Gewißheit zu werden anfängt, was er vorausgesehen hat: je wilder, je fürchterlicher wirds in seiner Seele. Seine Familie ist ohnweit Dosalo von Räubern angefallen worden; er vermuthet alles: sie hat sich auf das Lustschloß des Prinzen gerettet, und sein Verdacht wird noch klarer. Die ganze schrekliche, vorausgesehne Geschichte steht vor seinen Augen. Er schwingt sich auf sein Pferd, stürzt hin, und in diesem wilden Aufruhr seiner Seele kömmt er in Dosalo an. Aber wie sehr weis er diesen Aufruhr zu verbergen; mit welcher Ruhe erkundigt er sich, bey dem von ihm so verachteten Marinelli, nach seiner Familie, begehrt bey dem Prinzen vorgelassen zu werden! Nur da Marinelli ihn erst melden, ihn zu einer so ungelegnen Zeit durch steifes Zeremoniell aufhalten will, übermannt ihn sein Unwille auf einen Augenblik:

„ Warum melden, warum erst melden? „

fährt er mit Heftigkeit heraus. Doch kaum hat ihm Marinelli seine Gründe gesagt, als er auch schon nachgiebt und sich alles gefallen läßt.

Marinelli verläßt ihn. Jezt steht er ganz in sich und seinem fürchterlichen Argwohn versunken. Diese bangen, gräslichen Ahndungen füllen seine Seele so ganz, daß die in dieser Szene gegenwärtige Orsina — auch ohne dem, was ihm Marinelli von ihr gesagt — für ihn so gut als nicht da ist. Aber, als er sich von dieser Orsina „ unglüklicher Mann, nennen hört; als er von Wahrheiten „ hört, die auf ihn warten „; als sie ihm von einem einzigen, geliebten Kind sagt, das einzig oder nicht einzig, „ als das unglükliche, immer das einzige Kind ist „; als „ sie ihn bittet „ auch ihr Vater zu seyn, um treulich „ Schmerz und Wuth mit ihm zu theilen „; als er nun fühlt, daß eine Wahnsinnige so nicht spricht; als er endlich erfährt, daß der Graf nicht verwundet, sondern tod ist: ganz sieht er nun seine schrekklichen Ahndungen Gewißheit werden; sieht nun, warum der Graf tod ist, und wie er tod ist. Und nun stehen auch alle die schrekklichen Folgen dieses Meuchelmords, Entehrung seiner Tochter und die Schande seiner Familie, wie der Abgrund der Hölle, vor seiner Seele. Die Grafin sagt ihm: daß der Prinz früh seine Tochter in der Messe gesprochen, des Nachmittags sie auf seinem Lust-Lustschlosse habe: er sieht alles klar, den ganzen abscheulichen Plan: Meuchelmord und Verführung! Wuth und Entsezzen füllen seine Seele; er beißt die Zähne zusammen und in dumpfen knirschenden Tönen bricht er aus:

„ Nun Klaudia, nun Mütterchen, haben wir nicht Freude erlebt? o des gnädigen Prinzen, o der ganz besondern Ehre! „

Jezt erblikt er sich in seinem wehrlosen Zustand, ohne Degen und Dolch, ohne alles, womit er diesen Ehr-

losen schändlichen Räuber und Verführer bestrafen könnte. Bitter über sich selbst spottend, wild und glühend vor Zorn, sieht er sich in diesem wehrlosen Zustand, und stößt seinen kochenden Unmuth in den Worten aus:

„Da steh ich nun vor der Höhle des Räubers —, Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurükgelassen! Nichts! gar nichts! nirgends!„

Orsina giebt ihm einen Dolch. Er nimmt ihn mit wilder Freude, schüttelt ihr mit wildem Dank die Hand: steht entschlossen sich zu rächen, fest entschlossen, den Meuchelmörder und Verführer zu durchboren. Diese Empfindungen der Rache füllen seine ganze Seele, zukken in allen seinen Bewegungen, blizzen durch das Schwellen seiner Muskeln, das Rollen seiner Augen. Klaudia kömmt; er nimmt alle seine Kräfte zusammen den Sturm seiner Seele zu verbergen, giebt seinem Ton den äuserſten Ton der Ruhe, gebietet ihr Ruhe — doch ist es unmöglich, sich ganz zu verbergen: wie ein Bligstrahl brechen seine innern Empörungen mit eins hervor, und seine funkelnden Blikke, sein glühendes Gesicht verrathen ihn. Klaudia bestätigt ihm alles, was ihm die Gräfin schon gesagt hat. Nun ist ihm alles unumstöslich klar — nun weis er unumstöslich gewiß, was über ihn beschlossen worden, und sein Entschluß wird fester. Er macht die Gräfin Klaudien bekannt, und bittet sie, seine Frau mit nach der Stadt zu nehmen. Er selbst will Emilien nachbringen.

Mit seinem Auftritt im fünften Akt ist der Aufruhr in seiner Seele gedämpfter. Er findet weder Marinelli noch den Prinzen, und ist froh, daß er sie nicht findet.

„Nichts verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' mir das so oft gesagt!„

Er will sich nicht mehr fortreissen lassen; er will kälter werden, will die Rache an dem Verführer aufgeben, will nur die gekränkte Tugend retten; mehr nicht.

„ Und deine Sache — fährt er mit Rührung und einer hervorstürzenden Thräne fort — deine Sache, mein Sohn! mein Sohn! (schnell die Thräne wegwischend, und auf und niedergehend) Weinen konnt ich nie, und ich will es nun nicht erst lernen! Deine Sache wird ein ganz anderer zu seiner Sache machen! „

Die Frucht seines Verbrechens soll der Verführer nicht geniessen: das, das soll seine Rache seyn.

Marinelli kömmt, und er spricht und antwortet ihm mit der äuserſten Ruhe. Aber, da man ihm seine Emilie vorenthalten, ihm vorschreiben will: wo sie hin soll, da kann er sich nicht länger halten. Das geht zu weit. Der ehrenlose Plan zur Entehrung seiner Tochter, den er in diesem Augenblik ganz durchschaut, wekt seine niedergedrükte Wuth von neuen; er wird heftig und bitter gegen Marinelli. Marinelli geht den Prinzen zu hohlen — und nun bricht der so lange zurükgehaltne Sturm gänzlich wieder hervor. Sein Herz ſtrömt über von den gewaltigen Empfindungen des Zorns und kochend und knirschend bricht er aus:

„ Wie? — Nimmermehr! mir vorschreiben, wo sie hin soll, mir sie vorenthalten? wer will das? wer darf das? Der hier alles darf, was er will. „

Mit schwellender Heftigkeit:

„ Gut; gut; so soll er sehn, wie viel auch ich darf. Kurzsichtiger Wüterich, mit dir will ich es wohl noch aufnehmen. Wer kein Gesez achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesez hat. „

Mit dem ganzen Uebersprudeln des Zorns beynahe in Kreischen ausartend —

„ Das weißt du nicht! Komm an! Komm an! „

Auch dieser Sturm brauſt vorüber; er faſt ſich wieder, ſchilt ſeiner unbeſonnenen Hitze, und ſpricht mit dem Prinzen in dem ruhigſten Tone. Aber als ihm Marinelli Emilien vorzuenthalten, ihm, wo ſie hin ſoll, vorzuſchreiben fortfährt, als er nun die abgeredete Karte des Prinzen mit Marinelli klar ſieht, als man Vater und Tochter, und Mutter und Tochter trennen, Emilien in eine beſondere Verwahrung bringen will; als er nun ſieht, was Wolluſt und Meuchelmord beſchlieſſen, und er den ſchrecklichen Glauben an ſeine Schande nun ganz in die Hände bekömmt: jezt iſt es aufs höchſte geſtiegen, jezt iſt ſein voriger Entſchluß wieder dahin. — Rache, blutige Rache faßt ihn ganz wieder; er will, er muß ihn beſtrafen dieſen niederträchtigen Kuppler, dieſen ſchändlichen Wollüſtling von einem Fürſten. Er ſchwillt, bebt, glüht vor Wuth und ſeine Stimme iſt knirſchender Hohn:

„ Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freylich! freylich! Ganz recht, in eine beſondere Verwahrung. Nicht Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortreflich! „

Jezt fährt er nach dem Dolch; jezt will er einem von beyden, beyden das Herz durchbohren. Nur des Prinzen „ faſſen Sie ſich lieber Galotti „ bringt ihn wieder zu ſich. Er läßt den Dolch fahren, und hört ruhiger an: was über ihn beſchloſſen iſt. Hier ſieht er, hört er immermehr, daß es umſonſt iſt ſich zu ſträuben, daß ſich die Bübereyen des Prinzen zu ſehr im Mantel der Gerechtigkeit hüllt, um ſich dagegen aufzulehnen; ſieht nun, was ſeiner Tochter unausbleiblich droht, ſieht es immer Heller, daß er ſein Kind nicht retten kann, und jezt, nach einem langen Nachſinnen, dämmert der entſezliche Entſchluß: ſein Kind zu ermorden, in ſeiner Seele auf. Nun nimmt er auf einmal den Ton der äuſerſten Ruhe an, bittet mit der äuſer-

ſten Ruhe den Prinzen nur um die Gnade, ſeine Tochter noch einmal zu ſprechen. Seine Seele iſt von dem ſchrecklichen Entſchluß des Mordes ganz voll, und doch wie wenig läßt er es merken!

Der Prinz hat ihn verlaſſen. Nun überſchaut er ſeinen gräßlichen Entſchluß, und ſein Muth ſinkt. Er kann nicht, er darf nicht. „Der ſie unſchuldig in den Abgrund hineinzog, der ziehe ſie wieder heraus! was braucht er ſeine Hand. „

Emilia kömmt, er findet ſie ganz anders, als er ſie erwartete: da iſt keine Spur von Zaghaftigkeit, von Verwirrung und Unruhe. Sie iſt ſo äuſerſt ruhig, ſpricht in einem ſo gelaßnen, entſchlosnem Tone, daß er äußerſt dadurch befremdet wird. Er ſagt ihr, daß der Graf tod iſt, und ihre Entſchloſſenheit iſt die nehmliche. Das iſt ihm unbegreiflich. Der ihm ſo gräsliche Gedanke: daß ſie ſich vieleicht mit dem Prinzen verſtehe, der vorhin nur ganz dunkel in ihm aufſtieg, ſcheint durch dieſe Ruhe Emiliens Gewisheit zu werden. Daher ſein Hohn in den Worten:

„ Fliehen? was hätts denn für Noth? du biſt und bleibſt in den Händen deines Räubers — und allein, ohne deine Mutter, ohne mich. „

Bis er ſeine Tochter erkennt, bis er ſieht, worinn ihre Ruhe beſteht, ihr um den Hals fällt und ſie an ſein Herz drükt. Jezt ſträubt er ſich mit aller Gewalt gegen den Mord, ſträubt ſich ſelbſt da gegen ihn, als Emilie ihn fodert: bis ſie es ihm zu nahe legt, bis ſie ihn als die Schuld ihrer Schande anklagt, wenn er ſie nicht rettet, ſein Blut in Empörung geräth, und ſein Verſtand, ſeine Sinne von Wuth und Leidenſchaft umnebelt, nichts ſieht und hört, als ſeine Tochter bittern Vorwurf und ihre Schande: jezt, jezt ſtößt er den Dolch in ihre Bruſt.

Wer erkennt nicht in dieſem Karakter das Gemählde des von innerer Wuth und innern Leidenſchaften gärenden Mannes, der ſo viel er kann, ſein gärendes Blut niederdrükt, und nur überwältigt von ihm, ſich hinreiſſen läßt. Kein Schreyer, kein Tyrann; ein Mann voll Leidenſchaft, kämpfend gegen ſie — aber dem ohngeachtet ihr Opfer.

Klaudia Galotti iſt eins von denen Weibern, deren Karakter und Tugend gleich Tadellos iſt. Eine gute Hausfrau, eine zärtliche Gattinn, eine in ihr Kind herzlich verliebte Mutter. Sie hat all die Tugenden eines rechtſchafnen Weibes: liebt und ſchäzt ihren Mann, iſt ganz Nachgeben und Gehorſam gegen ihn. Sie hat ihre Tochter nach den beſten Grundſäzzen erzogen, hat ihre Seele rein, fromm und edel gebildet. Sie hat ihrer Schönheit das gegeben, ohne das die Schönheit nichts als ein kalter Buchſtabe iſt: Geiſt. Sie iſt keine von den Müttern, die genug haben, wenn ihre Töchter nur ſchön ſind, ſich zu kleiden, und zu tragen wiſſen. Sie hat edlere Begriffe von der weiblichen Schönheit; weis daß Reiz der Seele Werk iſt, und dann der Schönheit Seele wird. Aber bey allen dieſen guten Grundſäzzen, bey allen dieſen treflichen Zügen ihres Karakters, iſt ſie doch ganz ein Weib, hat die ganze, dem weiblichen Karakter ſo eigenthümliche Schwachheit der Eitelkeit. Aber dieſe Eitelkeit iſt eine verzeihlichere Art Eitelkeit; ſie iſt keine kindiſche, läppiſche, von einer Affenerziehung herrührende Eitelkeit, die ſich auf ihr körperliches Selbſt bezieht, die ſich puzt, *) beliebäugelt; ſie iſt einer edleren, einer verzeihenswürdigeren Art. Es iſt gleichſam

*) Man werfe mir hier nicht ein: es gebe ſich von ſelbſt, daß von dieſer Eitelkeit im Karakter der Klaudia nicht die Rede ſey; denn eine unſerer berühmteſten und bewundertſten Aktriſen hat im ganzen Ernſt Klau-

die Eitelkeit eines Virtuosen über das Werk seiner Kunst. Es ist die Freude: daß diese reizende, Seelvolle, allgemein geliebte, von Hoch und Niedrig bewunderte Emilie, das Werk ihrer Erziehung, daß sie die Mutter des Abgotts der ganzen Stadt ist; daß sie dies liebenswürdige Mädchen der Liebe des edelsten Mannes würdig gemacht hat. Es ist bey dem allgemeinen Hall der Bewunderung, den man diesem liebenswürdigen Mädchen zollt, das Gefühl: dazu hab ich sie gemacht; der Hang, wenn die ganze Welt ihr Kind herrliches Mädchen, Engel nennt, der ganzen Welt zu sagen: dieser Engel ist mein Kind, ich bin die Mutter dieses Engels. Diese Eitelkeit macht ihr Ohr so gefällig gegen jede Schmeicheley und Bewunderung, die ihre Tochter betrift, verblendet sie selbst bey den so verdächtigen Lobes Erhebungen des Prinzen; läßt sie gleichsam vergessen, wer dieser Prinz, und wer ihre Tochter ist; betäubt sie so sehr, daß sie so gar diese Lobeserhebungen des Prinzen ihrem Manne erzählt mit einem Ton der Freude, des Wohlbehagens und des Entzükkens, der den guten Odoardo zittern macht. — Diese Eitelkeit ist es hauptsachlich, die sie sich so schwer von ihrem Kinde trennen macht. Nun wird sie nicht mehr das Vergnügen haben, sie bewundern zu sehen, wird nun nicht mehr sehen, wie alt und jung, hoch und niedrig sich um diese Zauberinn versammeln, alles sie anbetet, alles den Ton ihrer Stimme wie Melodie auffast, alles in Lob und Entzükken ausbricht, und den Mann glüklich preist, der diesen Engel sein nennen darf.

---

dias Eitelkeit von dieser Seite genommen. Als man sie tadelte, daß sie sich als Klaudia gar zu prächtig, gar zu reich kleide; antwortete sie: „muß ich etwa nicht? sagt nicht Odoardo: eitles, thörichtes Mütterchen!„

Es war Eitelkeit, die ſie gegen die verdächtigen Schmeicheleyen des Prinzen verblendete, und nicht die Gefahr muthmaſen lies, die der Tugend ihrer Tochter dabey drohte; es iſt Eitelkeit, die ſie ſelbſt die Warnungen ihres Gemahls für nichts erklären, und ſie lieber ſeiner zu rauhen Tugend, als einer wirklichen Gefahr zuſchreiben läßt. Aber als ihre Emilia ängſtlich und zitternd herein ſtürzt; als ſie aus ihrem Munde die Verwegenheit des Prinzen und das Geſtändnis ſeiner Liebe in der Kirche hört; als ſie nun ſieht, daß der Wollüſtling, der bewunderte, auch begehrt, daß ihres Gemahls Muthmaßungen Wahrheiten werden: auf einmal hat es mit ihrer Eitelkeit ein Ende — ſie wird Ernſt, ihr Herz unruhig, und wäre ſie nicht zugleich die Entſchloſſenſte ihres Geſchlechts; wüßte ſie nicht, daß durch die heutige Verheyrathung des Grafen mit ihrer Tochter, Emilia auf einmal allen Nachſtellungen des Prinzen entgeht: ſie würde dieſe Unruhe kaum verbergen können. Aber dieſe Entſchloſſenheit ihres Karakters, dieſe Gabe ſich in alles zu finden, in allem zu faſſen; dieſer Gedanke der baldigen Verbindung ihrer Tochter mit dem Grafen, machen ſie fähig, mit der Kälte und dem Muth zu ihrer Tochter zu reden, mit dem ſie ſpricht. Daher auch die Gründe, mit denen ſie Emilien abhält, dem Grafen dieſen Vorfall zu entdekken; daher ihr Zureden: „ihn nicht für nichts, und wider nichts unruhig zu machen„ daher der Geſichtspunkt, aus dem ſie Emilien die ganze Aufführung des Prinzen anzuſehn überredet:

„Der Prinz iſt gallant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeicheley zur Betheurung; ein Einfall zum Wunſche; ein Wunſch zum Vorſazze. Nichts klingt in dieſer Sprache, wie alles: und alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.„

Der Graf kömmt, und sie fährt fort, ihren Muth, ihre Ruhe zu behaupten. Mit der äuſersten Ruhe bemüht sie sich, die schwermüthigen Besorgnisse des Grafen zu zerstreuen, bis ihr der Graf sagt, daß er noch bey dem Prinzen vor will, ihm seine Vermählung zu melden; jezt fängt sie an besorgt zu werden: daß diese Zusammenkunft übel ablaufen könnte; „bey dem Prinzen?„ sagt sie ängstlich. Marinelli kömmt zu dem Grafen, es entsteht ein heftiger Wortwechsel unter ihnen: Klaudia voll Angst und Besorgnis stürzt herein, Appiani sucht sie zu beruhigen — aber es scheint nicht, als ob ihr Herz seiner Besorgnisse ganz los würde!

Aber was wird sie erst fühlen, wenn sie nun auf dem Wege nach Sabioneta, als sie der feierlichen Verbindung des Grafen mit ihrer Tochter entgegen fähret, von Räubern angefallen, Emilia von ihrer Seite gerissen, und der Graf, von ihren Augen erschossen, mit dem Namen Marinelli stirbt; was wird sie fühlen, wenn sie nun ihrer Tochter ins Lustschloß des Prinzen nacheilt, und das erste, was ihr in die Augen fällt, gerade der ist, dessen Name Appianis sterbender Mund nannte, der ihn heute früh unter heftigem Streit verlies; was wird sie fühlen, wenn sie nun hört, daß sie auf dem Lustschlosse des Prinzen, daß dieser Prinz selbst um ihre Tochter beschäftigt ist? Wuth und Entsezzen wird sich ihrer bemächtigen; nun ist es klar, nun sieht sie alles. Vor den Augen des Allerreinsten, in der nähern Gegenwart des Ewigen, da begann das Bubenstük, da brach es aus. Die Wuth des mütterlichen Schmerzes wird sie ergreifen, mit einer Bitterkeit ohne Ausdruk wird sie dem Kuppler alle ihre Galle ins Gesicht speyen — wird mit ihrem Jammergeschrey den Saal erfüllen, bis der Schall von Emiliens Stimme in ihre Ohren fällt, und sie nun nichts mehr hört, nichts mehr fühlt, als die

Gegenwart ihres Kindes, und mit dem stürmenden Geschrey „ Wo bist du? ich komme mein Kind, ich komme „ zu ihr hineinstürmt.

Und hier seh ich und hör ich dich noch vortreffliche Amor! Noch schwebt dein herrliches Gemählde mit hellen Farben vor meiner Seele, noch weis ich jeden Zug deines Gemähldes, jeden Ton deiner mütterlichen Wuth auswendig.

Immer noch seh' ich die trunkne Freude in ihren Augen, das überströmende Entzükken ihres Herzens, wenn sie ihrem Gemahl die Lobeserhebungen des Prinzen auf ihre geliebte Emilia erzählt — seh noch immer ihre Besorgnisse, ihre mütterliche Angst bey Emiliens Furcht; ihre bange Ahndungen, wenn sie nun hört: wer mit ihr sprach, und was er mit ihr sprach; ihre schnelle Fassung, ihre Ruhe; höre den überzeugenden Ton ihrer Stimme voll Liebe und Sanftheit, mit der sie Emilien beruhiget, — Und dann ihre große Zeichnung der mütterlichen Wuth, ihr wildes Hineinstürzen im Saal auf Battista, ihr Ausströmen des Schmerzes in den gedrängten Tönen der Angst:

„ Ha der hob sie aus dem Wagen, der führte sie fort. Ich erkenne dich. Wo ist sie? Sprich, Unglüklicher! „

Das sanfte Sinken der Stimme in den Tönen der Rührung:

„ O wenn du Dank verdienst, so verzeihe mir, ehrlicher Mann! „

Ihr starres Entsezzen, ihr wilder Blik, als sie ihn sieht, dessen Namen Appianis sterbender Mund anklagte. Wie sie zurükfährt, wie ihre Augen verwildeter werden — die Töne stürmender, rollender:

„ Sie hier, mein Herr? und hier meine Tochter? Und Sie, Sie sollen mich zu ihr führen? „

Die

Die wilde Gelassenheit, das untersuchende Auge, das schrekliche Besinnen aller Umstände, das fürchterliche Erkennen ihres Unglüks, dessen Entsezzen in allen ihren Blikken, in ihren Minen zittert — das Ausbrechen in Thränen, die Stimme der wilden Verzweiflung:

„ So ist es richtig! „

Und nun ihr langsames, bitteres: „ Marinelli war das lezte Wort des sterbenden Grafen „ ihr: „ O könnt ich ihn nur vors Gericht stellen, diesen erschrecklichen Ton! „ Ihr furchtbares Erstarren, wenn sie nun hört, daß der Prinz selbst um ihre Tochter beschäftiget ist; und dann ihr Sturm der mütterlichen Wuth, ihr wildes Auge voll verzweifelnder Thränen, ihre Blikke voll Flamme, ihre Himmel und Erde bestürmende Töne der Verzweiflung, ihr Ueberströmen des Zorns, ihre hinströmende Galle auf den Meuchelmörder, ihr Suchen nach einem Worte, das bitter, häßlich genug ist, den Schändlichen zu brandmarken, und da sie es nun findet: ihr verächtliches Hinwerfen voll Abscheu und Entsezzen, des dich, dich Kuppler: was müßte ich können, um das hinzustellen, wie sie es sagte, wie ich es gehört habe; wie die Töne noch vor meinen Ohren schweben!

Mit Vergnügen ergreif ich hier, als zum Beschluß dieser Schrift, die Gelegenheit, öffentlich das Zeugniß abzulegen: wie hoch ich diese trefliche Künstlerinn halte, wie sehr ich ihr großes Talent schäzze. Ich freue mich, daß ich sie sah und sie zu empfinden im Stande war. Ich bin stolz darauf, daß ich nicht zu denen gehöre, die kalt und unempfindlich vor ihren vortreflichen Werken vorübergehen, ohne zu verstehen, was sie schuf, ohne zu empfinden, was sie bildete; vorübergehn ohne das Meisterwerk zu erkennen in ihren Schöpfungen. Sie mit so mannigfaltigen Gaben geschmükt, sie so tief eingedrungen in das

Heiligthum der Kunst — so voll der Natur und des Studiums der Menschen; so ganz zu Hause, in jedem Karakter, jedem Stande; so ganz das, was sie seyn soll.

Eine russische Anekdote.

Für die Damen.

Catharina die Erste, die in aller Absicht so merkwürdige Beherrscherinn des russischen Reichs, hatte ihre Erhebung zur kaiserlichen Würde mehr ihrem Verstande, und der Art, wie sie Peter den Großen zu beleben wußte, als dem Glüke zu danken. Mit der Denkungsart ihres Monarchen und Gemahls, der bis auf die geringsten Kleinigkeiten sich durch Originalzüge in seinem Karakter auszeichnet, vollkommen bekannt, wußte sie jeden der kleinsten Umstände zu ihrem Vortheil anzuwenden.

Der Kaiser fuhr eines Tags nach seiner Gewohnheit, von einem Kammerherrn begleitet, in einer Art von Cabriolet durch die Stadt, und bemerkte dort, wo die Kaufleute ihre Waaren feil bieten, ein Stük gedrukte Leinwand, das ihm äusserordentlich wohl gefiel. Das will ich meiner Catherine mitbringen, sagte er, indem er still hielt. Er kaufte die Leinwand, und nahm sie selbst mit.

Kaum war er in den kaiserlichen Pallast zurükgekommen, als er voller Freuden seiner Gemahlinn ein Geschenk damit machte. Sie nahm es mit allen Merkmalen des Vergnügens und der Dankbarkeit an, und versicherte den Kaiser, daß sie in ihrem Leben nichts schöneres gesehen.

Sobald sie in ihr Zimmer zurük kam, befahl sie, daß man ihr zu dem nahe bevorstehenden Geburtstage des Kaisers ein Kleid davon machen solle. — Eure Majestät werden doch kein Kleid von gedrukter Leinwand auf einen Ballatag anziehen wollen? sagte eine Dame zur Kaise-

rinn. — Und warum das nicht? versezte die Monarchinn. Mein Gemahl schenkte mir das Kleid, und die schlechteste Leinwand von seiner Hand muß mir mehr Werth seyn, als der reichste Stoff aus Persien.

Auf den nächsten Gallatag erschien sie öffentlich in diesem Kleide, und der Kaiser war über diesen Beweis ihrer Aufmerksamkeit gegen ihn so entzückt, daß er sie in Gegenwart des ganzen Hofes umarmte, und ihr die zärtlichsten Versicherungen seiner Liebe und Hochachtung gab.

Es war nur gedrukte Leinwand, meine Damen! Fühlten sie sich wohl stark genug, in ähnlichen Fällen, dem Beyspiel einer russischen Kaiserinn zu folgen?

Anekdoten.

Man wundert sich, daß sich ein Mann von seiner Gattinn getrennt hatte, die doch von erhabner Geburt war, und deren Verdienste Jedermann schäzte. Der ehrliche Mann zeigte seinen Schuh und sagte: betrachten sie ihn einmal; ist er nicht gut gemacht? aber sie sehen doch nicht wo er mich drücket.

Der Herzogregent, auf dessen Befehl der Herr von Voltaire in die Bastille gesezt worden, war mit der Vorstellung seines Oedip's so zufrieden, daß er ihm augenbliklich die Freyheit schenkte. Der junge Dichter flog nach dem Prinzen, ihm seinen Dank zu bezeugen. Der Prinz sagte zu ihm: Seyd vorsichtig, so werde ich vor euch sorgen. Dafür bin ich ihnen gehorsamst verbunden, antwortete der H. v. Voltaire, aber ich bitte unterthänig, daß sich Ihre Hoheit nicht weiter für mein Logement, noch meinen Unterhalt bemühen wollen.

In dem Alter von 92 Jahren gieng der Herr von Fontenelle, in den Morgenstunden, eine liebenswürdige Dame besuchen, die er vorzüglich schäzte; die Dame, weil ihr gesagt wurde, daß er da wäre, erschien in einem Augenblicke in einem reizenden Deshabile'e und sagte: sie sehen, m. H. daß man ihrentwegen wohl aufstehen kann. — Ja, ja, antwortete H. v. F. aber sie legen sich für einen andern nieder, worüber ich toll werden möchte! — „ „ „ — Es giebt dreyerley Dinge, sagte dieser sinnreiche Gelehrte, die ich allezeit sehr geschäzt, und von denen ich nichts verstanden habe; die Musik, die Malerkunst und das schöne Geschlecht.

In England wollte jemand sein Glük bey Hofe suchen, und wandte sich dieserhalben an den Herzog von Buckingham; dieser war eben in Ungnade gefallen, welches aber noch nicht öffentlich bekannt war. Der Client sagte unter andern: Daß er auf niemand als nur auf Gott und Se. Gnaden seine Hofnung setzen könnte. — Der Herzog antwortete: Dann sind Sie schlecht daran; denn wir gelten beyde bey Hofe nicht viel.

Es hatte einer ein sehr häßliches, aber sehr reiches Mädchen zur Frau genommen. Man warf ihm diese üble Wahl vor. Verwundert euch nicht, sagte er, ich habe sie, wie alt Silber, nach dem Gewichte genommen; die Jason habe ich umsonst, und darum sehe ich so genau nicht darauf.

Herr, sagte ein abgedankter Hauptmann zu einem Geizigen, was haben sie denn davon, daß sie die Dukaten in den Kasten sperren, ohne sie zu brauchen? Und was haben sie davon, erwiederte der Geizige, daß sie einen Degen tragen?

Ein Edelmann gieng zu einem Kaufmanne, welcher sein guter Freund war, und wollte von ihm einige Galanterievaaren, die er nöthig hatte, kaufen; aber als sie ihm derselbe zu theuer anschlug, sagte er, daß man sie ihm, als einem guten Freunde, billig wohlfeiler verkaufen sollte. Hierauf antwortete der Kaufmann: mein Herr, wir müssen unser Leben durch Freunde erhalten, denn unsere Feinde kommen nicht zu uns.

Ein Franzos, der mit bey Roßbach gewesen war, kam kurz nach der Schlacht zu einem Schuster im Reiche, um ein paar Schue zu kaufen. Als der Schuster ihm ein paar gezeigt hatte, so fragte der Franzos was sie kosten sollten. Der nächste Preis... fieng der Schuster an — Was? fiel der Franzos ihm in die Rede, Preuß ist nächst? und ohne den Schuster auszuhören, lief er zur Stube hinaus.

An meine Freundinn.

Liebe! träufle deine Freuden
In der besten Freundinn Brüsti
Liebt sie mich — o welche Lust!
Fürsten mögen mich beneiden.

An eben dieselbe.

Himmel! flöße deine Freuden
Mit der Liebe Zärtlichkeiten
Lang in unser Herz hinein.
Wann der Liebe Sympathien
Ewig in der Seele glühen;
Kann ein Wunsch uns übrig seyn?

An eine Schöne.

Dein Spiegel nennt dich schön, du Frühlingsangesicht!
Und doch verhehlt er dir den kleinsten Fehler nicht. —

O! trau dem Gecken nicht, der and'rer Mädchen satt,
Zur Göttinn dich erhebt, die keinen Fehler hat.

Mittel durch die Welt zu kommen.

Bejahe was dein Gönner spricht;
Verschlaf die Zeit; vergis das Denken;
Veränd're nie dein dumm Gesicht;
Laß dich von jedem Narren lenken;
Zu bösen wie zu guten Werken faul,
Is deinen Braten Sklav und halt' dein Maul.

Auf ein gepuztes altes Frauenzimmer.

O Freund! sieh dort die alte Marcipille!
Wie schön ist nicht ihr Kopfputz, ihr Gewand!
Doch gleicht sie einer alten Hauspostille
In einem schönen Band.

Grabschrift
auf ein Ehepaar.

Hier liegt ein seit'nes Ehepaar!
Es machte schon im ersten Jahr
Für Näscherey'n auf neun — zehntausend Gulden
Bey einem Zuckerbäcker Schulden.
Nun räumt es doch wohl jeder ein,
Die Eh' muß süß gewesen seyn.

Nach dem Martial.

Du schwörest mir,
Bey deinem Leben
Mir nichts zu geben:
Ich soll't von dir
Nach deinem Sterben
Doch alles erben.
Nun sage mir,
Was wünsch' ich dir?

Das Quodlibet an die Leſer.

Nie gefall' ich Allen,
Hör ich Tadler ſchreyn;
Aber, um Verzeihn!
Könnt' auch ich nicht ſchreyn,
Daß mir manche Leſer nicht gefallen?

Non cuivis lectori, auditorique placebo;
Lector & auditor! non mihi quisque placet.

Owenus.

Anmerkung.

Das Logogryph der vorlezten Sammlung für den Monat März, Seite 239, iſt das Wort Ohrfeige, wo Ohr, Feige, und feige herauskömmt.

Innhalt

Dieſes zweyten Theils.

Zueignungsſchrift. . . . . Seite 3
Vorrede. 5
Die Blendung. . . 7. 50. 102. 148. 194. 240
Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti. . . 16
Gedanken am Aller Seelen Tage. 38
Ruſſiſche Anekdoten. 45. 186. 188. 290
Anekdoten. 47. 291
An meinen Freund. 48. 96
Prokulejus. 49
Briefe über Emilia Galotti. . . . 61. 65. 70. 74
Geſchichte Iwan des Dritten. 78
Logogryphen. 91. 190. 239
An Herrn Grafen von B*. 92
Maximen. 93
Zur Verdauung. 96. 141
Zum Neuen Jahre. 97
Ueber die ſchöne Wienerinn. 114
Schreiben der Kaiſerinn Catharina II. . . 125

Abgegeben von der BERLINER UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK.

Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Betrachtungen eines Greises im Spitale. . Seite. 128
Ueber die öffentlichen Ergözlichkeiten. 135
Allgemeine Anmerkungen. 137
Tagebuch der Frauenzimmer. 140
Lied eines schwaben Mädchen. 142
Prosit das Neue Jahr! 144
Empfindungen eines Schauspielers ꝛc. ꝛc. . . . 145
Ueber Geschwind, eh' es jemand erfahrt! . . . 159
Vorzüge der Unverschämtheit. 169
Brief eines Gesandten von Bantam. 174
Von den Vorzügen des schönen Geschlechtes. . . 177
Die Vortreflichkeit des Weibes. 184
Neujahrswunsch an meinen Bruder und Freund. 191
An Lieschen. 192
An einen Buchhändler. 192. 240
Ein Hauptgesez für einen Buchhändler. . . . 192
Geschichte des großen Diamanten zu Petersburg. 193
Ueber Henriette, oder: sie ist schon verheyrathet! . 205
Die vier Stufen in dem Alter des schönen Geschlechtes. 215
Ursachen, warum Mädchens keine Männer bekommen. 222
Höchstnöthige Vorsicht im Heyrathen. 227
Leben des berühmten Schauspielers Quin. . . . 229
Leben des englischen Schauspielers Garrick. . . 233
An Chronos. 240
An einen Philosophen. 240
An meine Gönner. 241
Ueber Emilia Galotti. 252
An meine Freundinn. 293
An eben dieselbe. 293
An eine Schöne. 293
Mittel durch die Welt zu kommen. 294
Auf ein geputztes altes Frauenzimmer. 294
Grabschrift auf ein Ehepaar. 294
Das Quodlibet an die Leser und Anmerkung. . . 295